<36600906880016

Erscheint in 8 Lieferungen zu 1 M. – Gesamtpreis 8 M. – Alle 3 Wochen eine Lieferung.

Das Buch von der Deutschen Flotte

von

R. Werner

Siebente Auflage

1. Lieferung] [Preis 1 M.



Das Buch

von der

Deutschen Flotte.

Das Buch

von der

Deutschen Flotte.

Von

R. Werner,

Vizeadmiral a. D.

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

des Buches von der Norddeutschen Flotte.

Illustriert von Wilhelm Diez, Hans Bohrdt, Johannes Gehrts, Richard Knötel u. a.

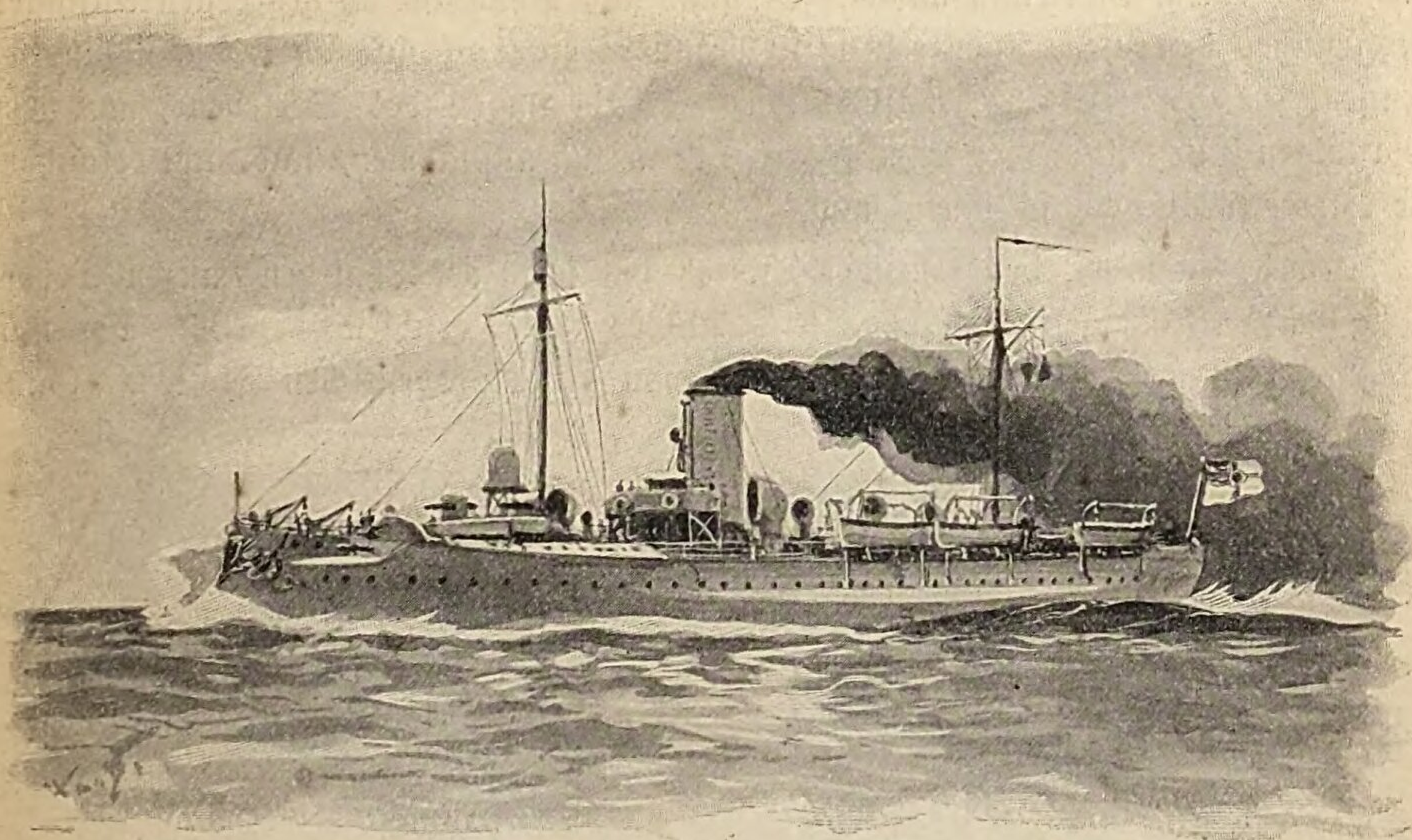
Mit 7 Vollbildern in Buntdruck, einer Ansicht der Werftanlagen in Kiel, sowie zahlreichen Abbildungen und Schiffsporträts im Text.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1898.

Inhaltsübersicht.

Einschaltbilder.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.



Aviso ‚Hela‘.

Soeben beginnt in neuer umgearbeiteter und reich illustrierter Auflage zu erscheinen:

Das Buch von der deutschen Flotte

von

R. Werner, Kontre-Admiral a. D.

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage.

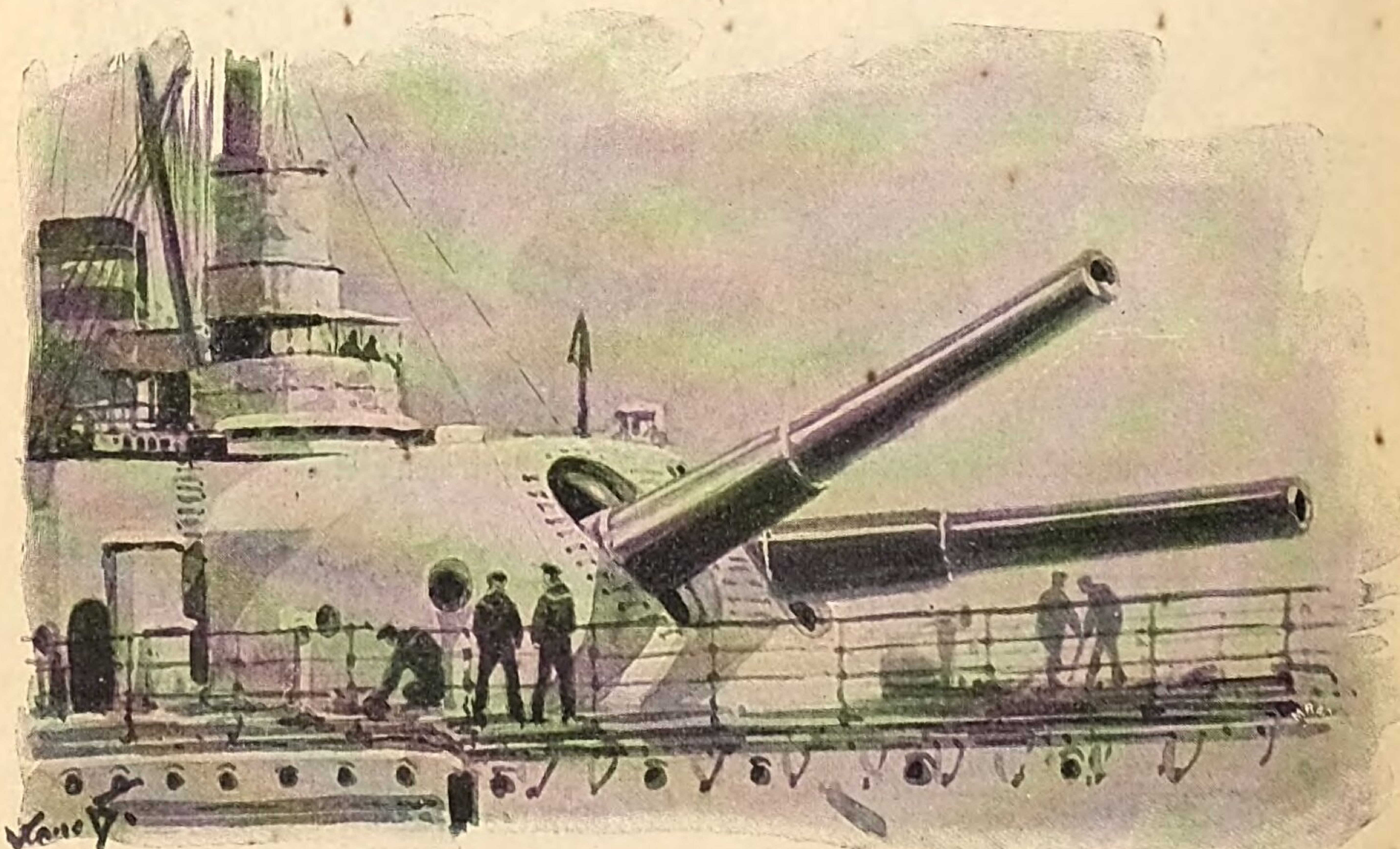
Mit 7 Vollbildern in Buntdruck, zahlreichen Abbildungen und Schiffsporträts.

In 8 Lieferungen zu 1 M. ord. Alle 5 Wochen eine Lieferung.

In einer Zeit, in der das Interesse des deutschen Volkes an unserer Marine und allem, was mit ihr zusammenhängt, noch bei weitem nicht so stark war, wie heute, erschien unser **„Buch von der deutschen Flotte“** zum ersten Male. Jahre hindurch blieb es das einzige seiner Art und wirkte für sein Teil wacker mit, die Herzen der jüngeren Generation für unsere Seemacht zu begeistern, alt und jung von der Notwendigkeit einer kräftigen Marine für die Verteidigung unserer Küsten, zum Schutz unseres stetig wachsenden Handels zu überzeugen. Es darf wohl gesagt werden: Das „Buch von der deutschen Flotte“ hat — in viel tausenden Exemplaren verbreitet — eine glückliche und erfolgreiche Propaganda

für unsere junge deutsche Seemacht betrieben. Die Knaben und Jünglinge, die vor mehr als einem Vierteljahrhundert Verstand und Phantasie an den ersten Auflagen des Buches erfreuten, sind heut reife Männer; die Eindrücke aber, die sie in der Jugend aus den frischen, anschaulichen Schilderungen des Seelebens, aus der lebendigen Darstellung der Kämpfe zur See in sich aufnahmen, sind nicht erloschen, sie wirken heut noch in ihnen nach.

Das „Buch von der deutschen Flotte" hat ja in der That den ganzen Werdegang der Marine getreulich begleitet. Als es zuerst erschien — 1869, vor nun dreißig Jahren — hieß es „Das Buch von der Norddeutschen Flotte". Ganz



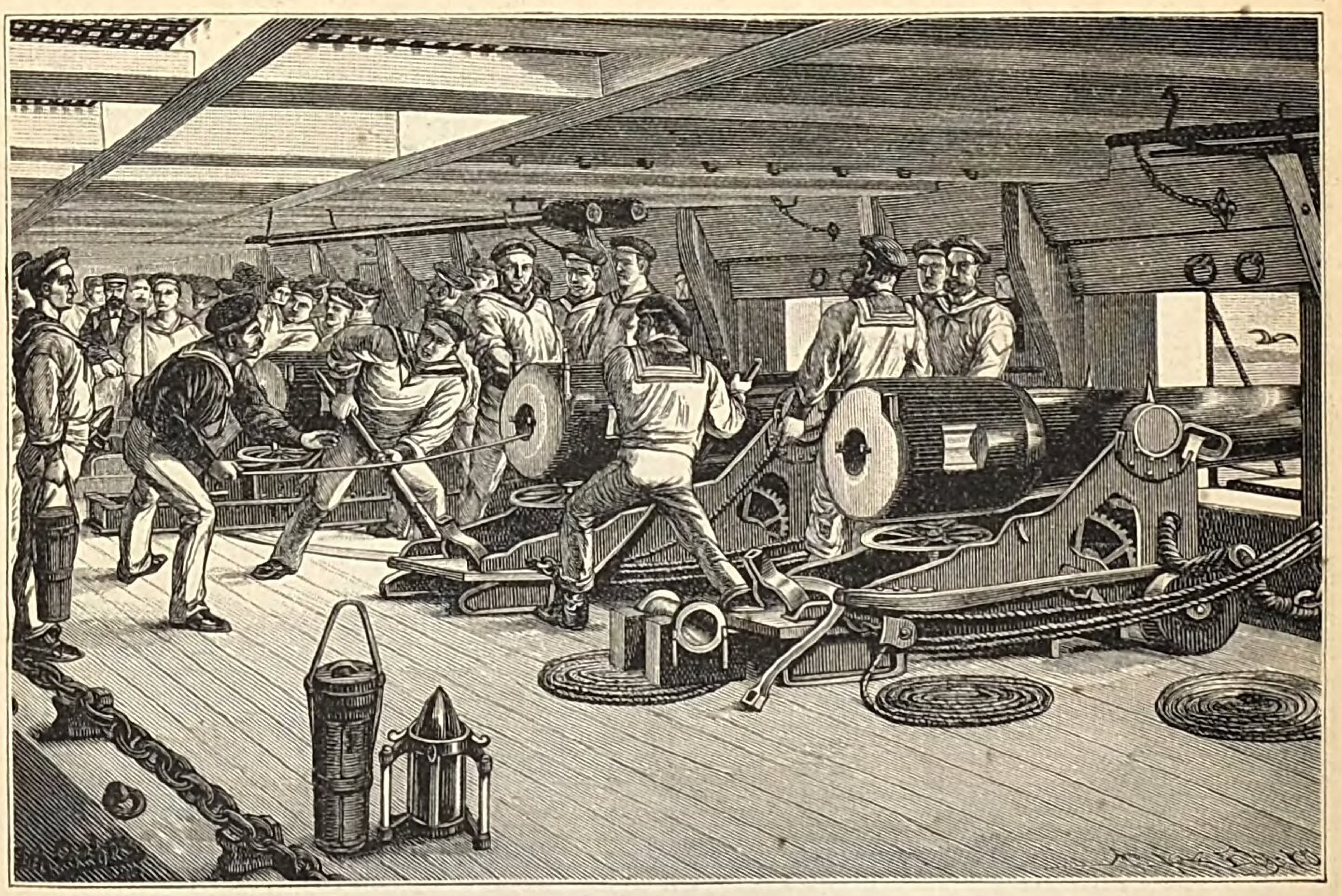
Turmgeschütze der Brandenburgklasse.

eigen mutet ein Band dieser ersten Auflage an, wenn man ihn heut durchblättert und sich vergegenwärtigt, wie klein damals unsere Wehrkraft zur See war, die ein Jahr darauf sich in so manchem heißen Strauß mit der weit, weit überlegenen Flotte Frankreichs bewähren sollte. Ganz anders nimmt sich die zweite Auflage aus, die bereits von diesen Kämpfen erzählen, manchen Fortschritt schildern, von mancher schönen Hoffnung für die Zukunft berichten konnte.

Die Eigenart des „Buches von der deutschen Flotte" aber, welche seine sich stetig steigernde Beliebtheit begründete und die ihm bewahrt geblieben ist bis auf den heutigen Tag, trat schon in jener ersten Auflage deutlich in die Erscheinung: das Buch gab sich von vornherein nicht als eine Zusammenreihung geschichtlicher, statistischer, technischer Einzelheiten, es orientierte nicht nur über die Flotte. Sein



Erste Kaiserreise nach Rußland: Die ‚Hohenzollern' verläßt mit dem Geschwader Kiel.



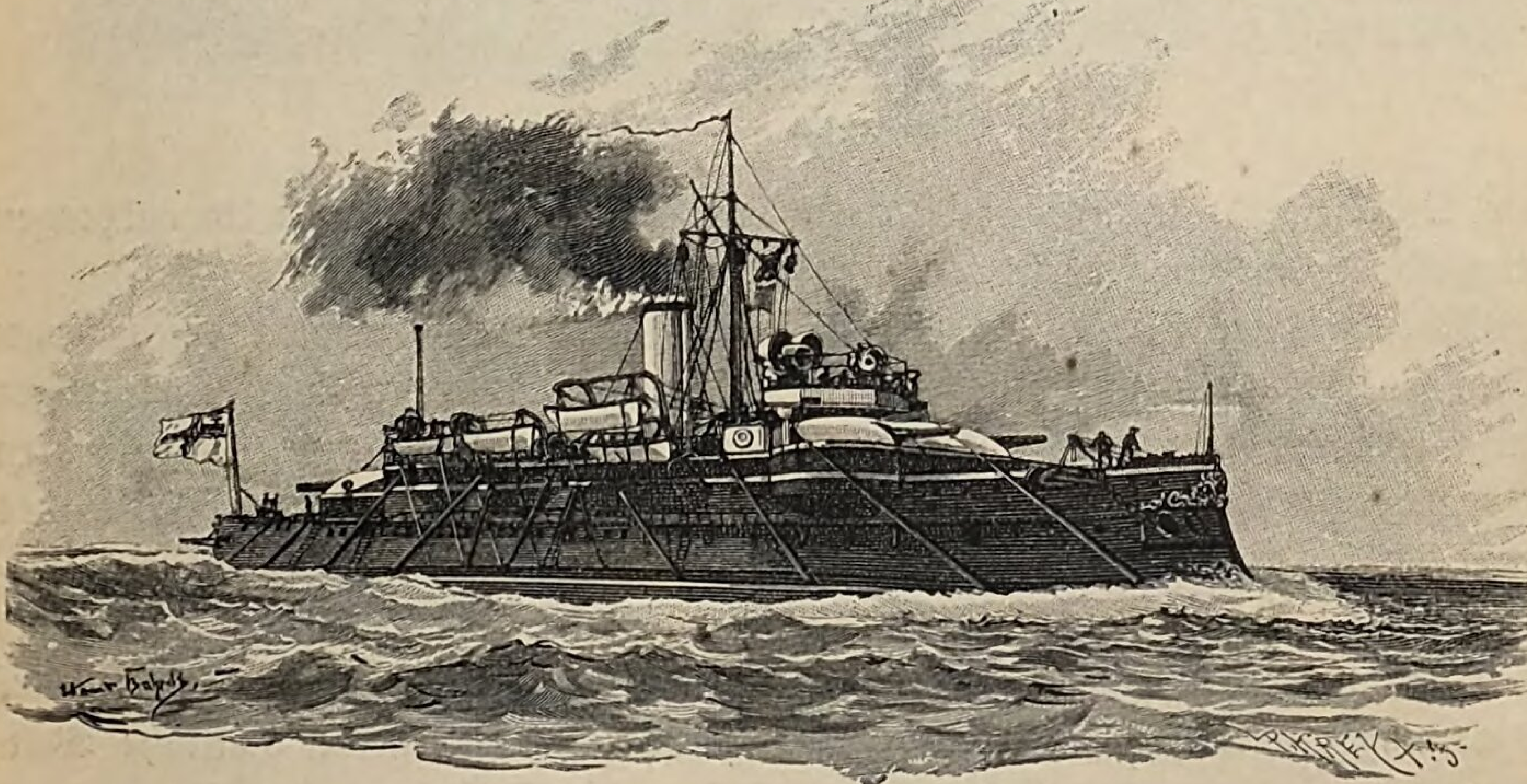
Geschützexercitien an Bord einer Kreuzerfregatte.

Verfasser, der damalige Korvettenkapitän, der heutige Kontreadmiral Reinhold Werner, verstand es vielmehr, all diese Daten und Zahlen in eine überaus fassende Darstellung zu verweben; er führte den Leser wirklich in das Seeleben ein mit all seinen Reizen und seinen Gefahren, er zeigte ihm, was er selbst gesehen, er ließ seine Leser miterleben, was er selbst erlebt hatte. Gleichviel ob er sie auf das Deck, in die Batterien oder in den Maschinenraum eines mächtigen Panzers führte, oder ob er den alten Bootsmannsmaat Schramm, der die seiner Meinung nach schmutzigen neuen Dampfer haßt und nur für die alten, schön sauberen Segelschiffe schwärmt, sein gewaltig langes Garn abspinnen läßt, oder ob er von den lustigen Streichen des schmucken, übermütigen Kadetten Vogel plaudert, — immer weiß er zu interessieren und zu fesseln. Unsere deutsche Litteratur ist sehr, sehr arm an guten Seegeschichten; zu den allerbesten aber gehören unbedingt die köstlichen, mit kräftiger Anschaulichkeit und quellfrischem Humor geschriebenen „Seebilder“ in dem „Buch von der deutschen Flotte“. In ihnen offenbart sich, neben der vollkommensten Beherrschung des Stofflichen, die immer wieder den langjährigen Seemann verrät, wirkliche dichterische Begabung. Auch die Illustration der ersten Ausgabe zeigte einen glücklichen Griff. Es war für sie ein junger, damals noch wenig bekannter Maler gewonnen worden, der eine Reihe höchst origineller charakteristischer Bilder zeichnete, vor allem geistreiche Vignetten und Initialen. Heut haben diese merkwürdig kraftvollen markigen Zeichnungen schon ein starkes

kunstgeschichtliches Interesse: denn jener junge Maler war der heut berühmte Münchener Professor Wilhelm Diez! —

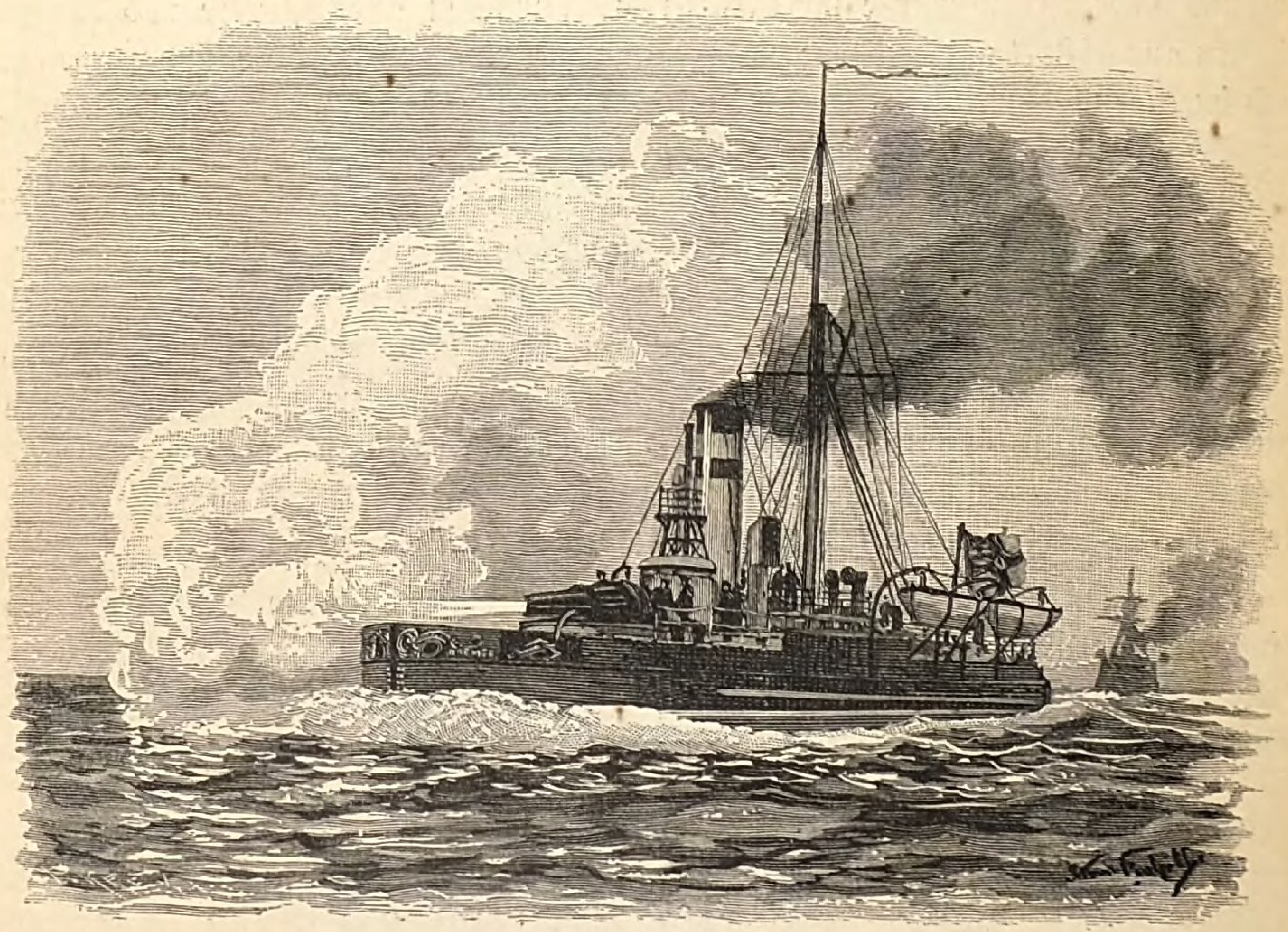
Die deutsche Flotte wuchs. Wir wissen heute, zu langsam zwar und in ihrer Entwickelung vielfach durch eine beengende Rücksichtnahme auf die Kosten gehemmt, die selbst die Ausführung des ursprünglichen Flottenplanes, so bescheiden er war, nicht zur vollen Durchführung gelangen ließ. Aber wenn auch die äußerliche Vermehrung, der Zahl und Stärke der Schiffe nach, hinter dem Wünschenswerten und dem Notwendigen zurückblieb, so erstarkte unsere Flotte doch innerlich: in steter unermüdlicher Arbeit wurde ihr Offizierkorps, wurden Unteroffiziere und Mannschaften ausgebildet und erzogen; die Werftanlagen wurden vergrößert und vermehrt; auch im engen Rahmen wurden all die neuen Errungenschaften der Schiffsbautechnik, der See-Artillerie, des Maschinenwesens sorgsam gepflegt und verwendet. Die heimischen Werften lernten den sich steigernden Ansprüchen genügen, wir wurden unabhängig vom Auslande, und in der neuen wichtigen Seekriegswaffe, im Torpedowesen, errangen gerade wir, was die Leistungsfähigkeit der auf der Schichauschen Werft erbauten flinken Torpedoboote anbetrifft, einen beachtungswerten Vorsprung. Es ist im stolzen England unvergessen geblieben, wie Prinz Heinrich plötzlich mit seiner kleinen Torpedoflottille an der britischen Küste auftauchte, daß die deutschen Torpedoboote Sturm und Unwetter auf hoher See aushielten zu einer Zeit, wo die Boote anderer Flotten sich nicht weit von den Küsten fortwagten.

All dem trugen die neuen Auflagen unseres Buches textlich Rechnung. Es erfuhr aber zugleich auch eine gründliche Umgestaltung seines bildlichen Schmuckes. Stets wurden die ersten Marinemaler, die trefflichsten Zeichner herangezogen, den immer aufs neue revidierten und erweiterten Text mit Bildern zu begleiten, die



Panzerschiff „Siegfried“.

Anschaulichkeit des Wortes noch durch die Zeichnung zu erhöhen. Sie sollten nicht nur die historisch interessanten Schiffstypen der Vergangenheit für kommende Generationen festhalten, nicht nur die wichtigsten Kämpfe unserer jungen Flotte verherrlichen und den traurigen Katastrophen, von denen keine Marine verschont bleibt, Blätter wehmutsvoller Erinnerung weihen — sie sollten auch mit ihrem Stift getreulich die großen Fortschritte im Schiffsbau und in der Schiffsausrüstung schildern. Erst durch die Gegenüberstellung des porträtmäßigen Bildes etwa eines unserer neuen mächtigen Kreuzer, eines seegewaltigen Panzerkolosses und



Panzerkanonenboot.

einer Segelfregatte früherer Zeit treten dem Laien die ungeheuren Umwälzungen innerhalb der Seekriegsmacht klar und deutlich vor das Auge.

Nach langem Harren ist nun unserer Flotte die Gewißheit eines neuen stolzen Aufschwungs geworden. Sie verdankt diesen in erster Linie der kräftigen Initiative ihres obersten Kriegsherrn, unseres Kaisers. Von seinen Jugendjahren an hat der Kaiser für die Flotte und alles, was mit ihr zusammenhängt, das lebhafteste Interesse gezeigt und sich dann mit erstaunlichem Fleiß eine fachmännische Sachkenntnis von außerordentlicher Breite und Tiefe erworben. Aus dieser heraus entsprang ihm das Bewußtsein der Notwendigkeit, unsere Flotte auf die achtunggebietende Stärke zu bringen, welche die allgemeine politische Weltstellung Deutschlands, der Schutz seiner Küsten, die Schirmung des überseeischen

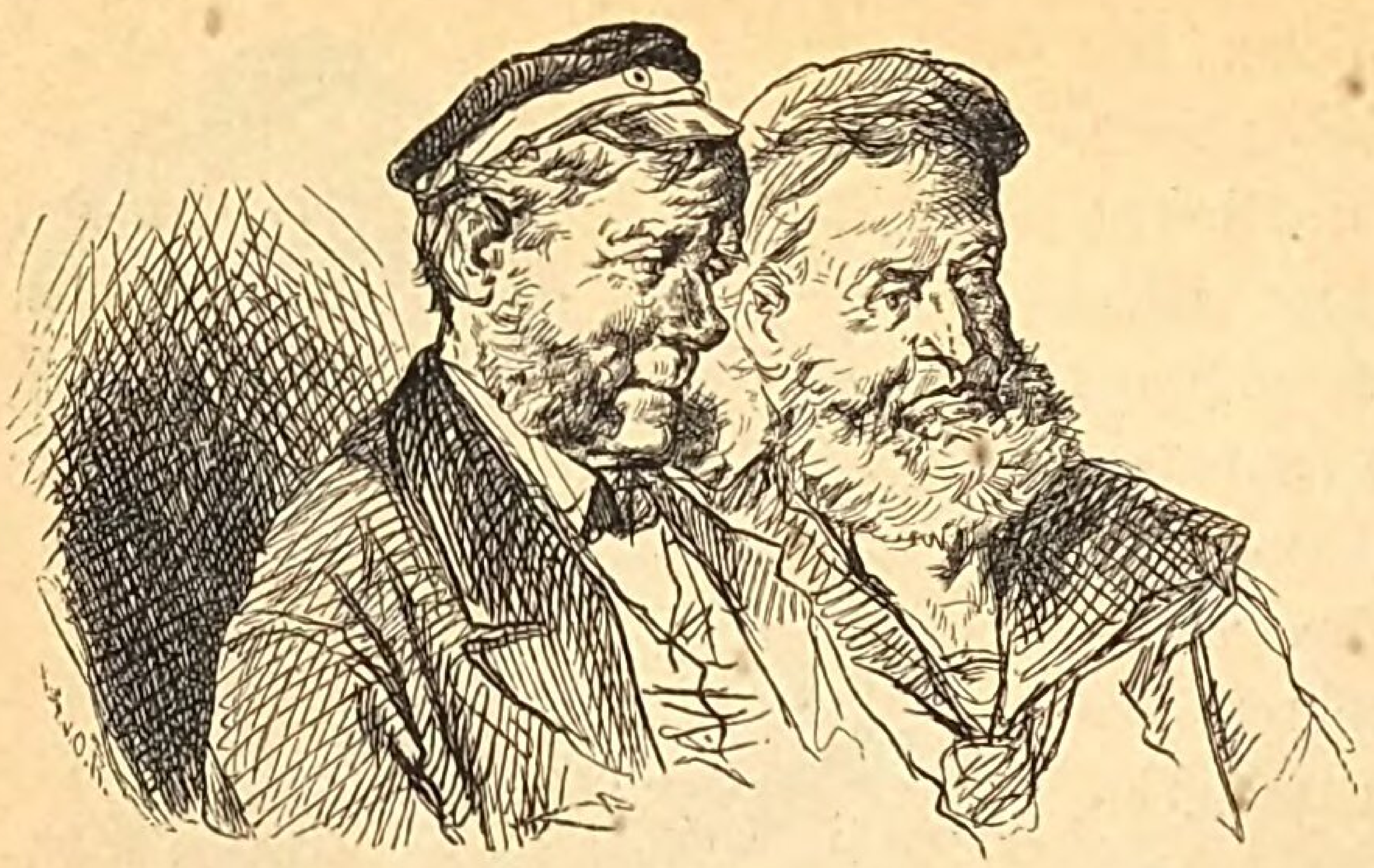


Handels, der heute nur noch von dem Englands an Bedeutung übertroffen wird, erheischen. So entstand der neue Flottenplan, der keine Vermehrung „ins Uferlose" hinein erstrebte, wie ihm anfangs nachgesagt wurde, sondern der auf dem festen Boden der Notwendigkeit und der finanziellen Möglichkeit fußte. Es war wahrlich ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit und ein gutes Zeugnis für den gesunden, patriotischen Sinn unseres Volkes, daß dieser Flottenplan sich, für viele überraschend schnell, zur Anerkennung durchrang. Es zeigte sich aber dabei wieder einmal recht deutlich, welch starkes Interesse für unsere Flotte im ganzen Reich vorhanden ist.

So wird denn auch die neuste — siebente — Auflage des „Buches von der deutschen Flotte" willkommen sein. Sie ist von dem Verfasser wiederum auf das sorgfältigste bearbeitet worden und trägt allen neuen Erscheinungen in eingehender, erschöpfender Weise Rechnung; sie giebt ein Bild der gesamten deutschen Seekriegsmacht, aber sie schildert auch zugleich den deutschen Seemann, das Leben an Bord und im Hafen, die Aufgaben der Einzelnen, die großen Ziele der Gesamtheit. Wiederum ist auch der bildliche Schmuck vermehrt, bereichert worden: zu den schon oben erwähnten Zeichnungen von Wilhelm Diez, Johannes Gehrts, Richard Knötel ꝛc. hat Professor Hans Bohrdt, der bekanntermaßen in der ersten Reihe unserer deutschen Marinemaler steht, eine größere Zahl packender Blätter hinzugefügt, Bilder aus der geschichtlichen Entwickelung des Seewesens und aus der Gegenwart.



Unsere Flotte gehört ganz Deutschland! Sie ist eines der festesten Zeichen des geeinten Reiches und der kaiserlichen Macht, weit über alle einzelstaatlichen Interessen hinaus. Sie ist



der Schirm unserer Brüder im Ausland, sie hat sich erst jüngst wieder in Centralamerika und in Ostasien als solcher bewährt, und sie wird in Zukunft ihre Flaggenfittiche noch weiter spannen, noch mächtiger entfalten können. Jeder Deutsche soll sie darum kennen in all ihren Einzelheiten, soll sie schätzen und lieben: das stolze, stahlgepanzerte Schlachtschiff und den wehrhaften Kreuzer, den schmucken Aviso und das sturmschnelle Torpedoboot — und mit ihnen unsere tapferen Seeoffiziere und all die blauen Jungens, vom jüngsten Schiffsjungen bis zum seefesten Matrosen. Zur Förderung des richtigen Verständnisses, der rechten Wertschätzung — zu jener Liebe für die Marine, die unsere im Zeichen des Verkehrs stehende Zeit doppelt fordert, will und wird auch in seinem neuen Gewande das „Buch von der deutschen Flotte“ sein Teil beitragen.

Bielefeld und Leipzig,
im Mai 1898.

Die Verlagshandlung
Velhagen & Klasing.

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von ....

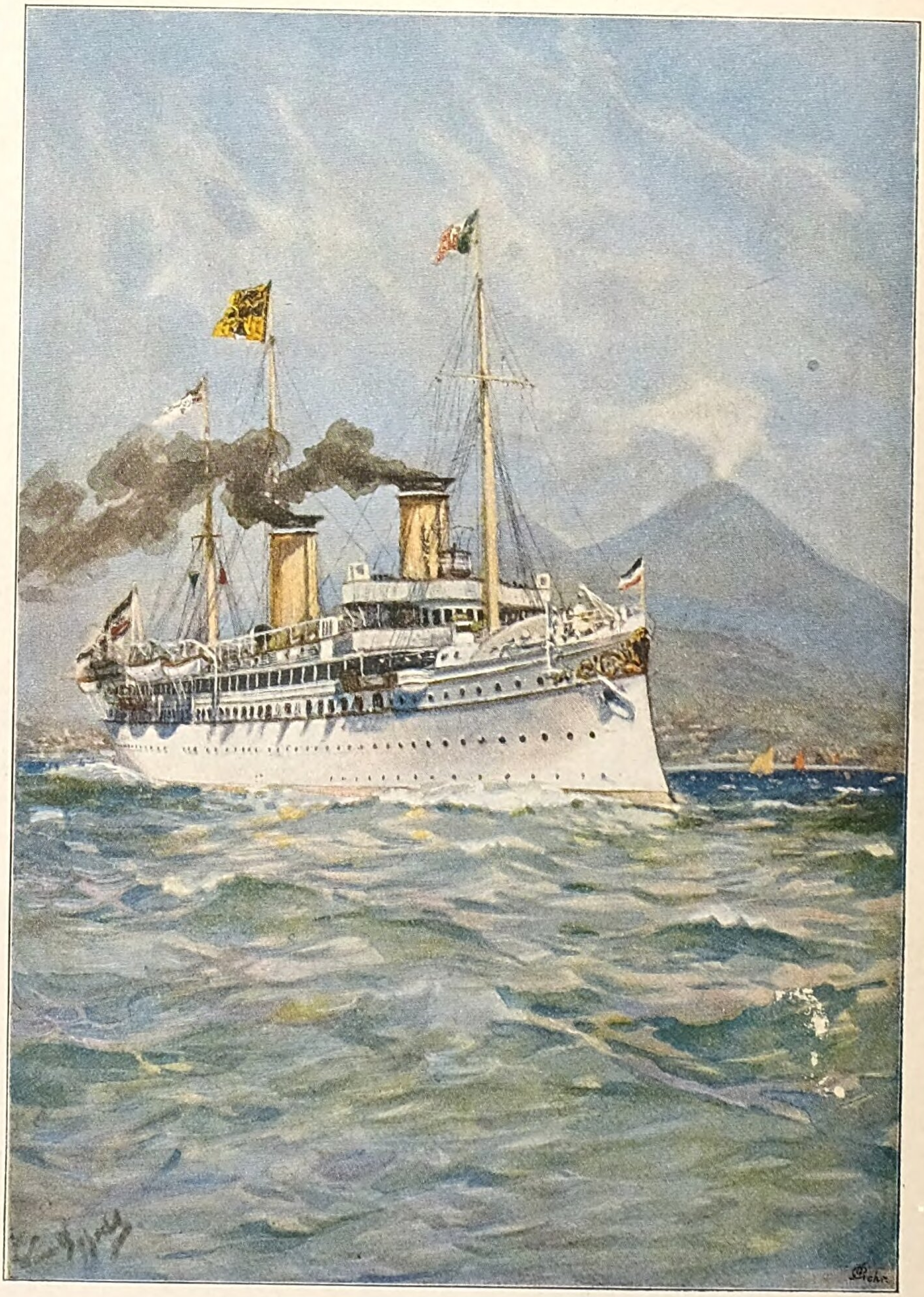
bestellt der Unterzeichnete:

1 Kontre-Admiral a. D. **R. Werner,** Das Buch von der deutschen Flotte. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. Lieferung 2 und folgende.

Name und Stand: Ort und genaue Adresse:

....

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Sr. M. Jacht „Hohenzollern“ in Neapel.

Nach einer Aquarelle von Hans Bohrdt.



Einbaum eines Germanen.

Geschichtlicher Rückblick.

Soweit die Geschichte reicht, sehen wir den Menschen bestrebt, die Hindernisse, welche ihm das Wasser entgegenstellt, zu überwinden. Als Gott ihm die von Strömen und Meeren durchschnittene Erde zum Wohnsitz anwies, da pflanzte er auch den Trieb in ihn, nicht an der Scholle zu kleben, und verlieh ihm die Mittel, die Wasserschranke zu durchbrechen und zu überbrücken, um Herr der ganzen Erde zu werden.

Der vom Sturm entwurzelte und in den Fluß gestürzte Baum war der erste Fingerzeig. Er diente anfangs allein, dann in Verbindung mit mehreren als Floß, um über Flüsse und Seen zu setzen. Ihm folgte der vom Feuer ausgehöhlte Stamm als Urtypus des heutigen Schiffes, und ein Vergleich zwischen ihm und einem Panzerschiffe der Neuzeit zeigt, auf welche gewaltige Höhe die Civilisation seitdem den Menschen emporgehoben und ihn zu dem gemacht hat, wozu Gott ihn bestimmte, zum wirklichen Herrn der Erde.

Die Zeitdauer dieses Vorganges ist bei den verschiedenen Völkern eine sehr verschiedene gewesen; sie differiert um fast zweitausend Jahre. Während die Wandskulpturen der von dem Ägyptologen Dümichen aufgedeckten Memphisgräber in den Schiffen der 1700 v. Chr. regierenden Königin Thutmosis bereits gedeckte, mit zwanzig und mehr Rudern und Segeln ausgestattete Fahrzeuge aufweisen, beschränkte sich die Schiffahrt unserer eigenen germanischen Vorfahren, als diese mit dem Beginne unserer Zeitrechnung zuerst in die Geschichte eintraten, auf gebrechliche Gefäße, die kaum mehr als zwei Menschen fassen mochten.

Lassen wir die seitdem verflossenen neunzehn Jahrhunderte an unserem Geiste vorüberziehen, so bewegen uns wechselnde Gefühle des Stolzes und der Beschämung; des Stolzes, wenn wir deutsches Seewesen sich zu so glanzvoller Höhe emporschwingen und zu solcher Macht entfalten sehen, daß es bestimmend in die Geschicke anderer Völker eingreifen konnte — der Beschämung, daß deutsche Kraft und Tüchtigkeit, welche eine Hansa zu schaffen vermochte, an politischer und religiöser Zerklüftung erlahmen, und daß infolge dessen unser Handel und unsere Schiffahrt von ihrer einstigen Höhe für Jahrhunderte so tief herabsinken mußten.

Immerhin wird es aber von Interesse sein, die Entwicklung des deutschen Seewesens, soweit wir Kenntnis davon haben, zu verfolgen und sie in ihren Hauptabschnitten dem Leser vorzuführen. Der bleibende Eindruck eines solchen Rückblickes wird immer der sein, daß Deutsche von jeher auf dem Meere heimisch und ein echtes rechtes Seevolk waren. Es mögen ungünstige politische und andere Verhältnisse diese Eigenschaften scheinbar und auf längere Zeit in den Hintergrund gedrängt haben — schwinden jedoch diese Verhältnisse, so treten jene immer wieder hervor und bringen sich zu voller Geltung, wie auch gegenwärtig in der Schaffung der deutschen Flotte. Ruhte nicht jener Geist noch in unserem Volke, wie wäre es möglich, in fünfzig Jahren eine solche Seemacht in das Leben gerufen zu haben, wie wir sie in Kurzem besitzen werden.

Die ersten Nachrichten über germanisches Seewesen stammen, wie bereits bemerkt, aus dem Anfange unserer Zeitrechnung, und wir verdanken dieselben Plinius und Tacitus.

Während Hiero von Syrakus 214 v. Chr. durch Archimedes ein Segelschiff von nahezu denselben Abmessungen wie eins unserer großen Panzerschiffe erbauen ließ, und die antike Schiffbaukunst in den feinen Linien schneller Trieren Triumphe feierte, die der Jetztzeit kaum nachstehen, fanden die Römer bei dem Eindringen in unsere Flußmündungen bei den Germanen nur Einbäume oder kleine Fahrzeuge aus Weidengeflecht mit Tierhäuten bezogen, deren Segel ebenfalls aus Fellen bestanden. Aber die alten Sachsen, welche an unseren nordwestlichen Strommündungen saßen, vertrauten diesen schwachen Booten. Sie traten nicht nur den stürmischen Winden und Wellen ihrer gefährlichen Meere entgegen, sondern die Brukterer, ein an der Ems wohnender Sachsenstamm, griffen in kühnem Wagen mit ihnen sogar die Trierenflotten des Drusus Germanicus an.

Wohl unterlagen die Tapfern zunächst in dem so ungleichen Kampfe, aber ohne ihn deshalb aufzugeben. Mit ihren Stammbrüdern, den Batavern, Kaninefaten und Friesen im Westen, den Chauken an Jade und Weser im Osten —

stählten sie den kühnen Mut in stetem Ringen mit den eingedrungenen Feinden und verbesserten zugleich ihre Schiffbaukunst, indem sie den römischen Vorbildern das für ihre Fahrzeuge entnahmen, was für die nordischen Meere paßte.

Noch in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts rächten sie die feindliche Bedrängnis durch Raubzüge. Der ältere Plinius berichtet, daß die Seeräuberboote der Chauken die reichen Provinzen Galliens arg heimsuchten. Noch waren die Fahrzeuge aus einem Baumstamme gehöhlt, aber sie vermochten schon 30 Männer zu tragen.

Es war das erste Mal, daß Germanen das offene Meer befuhren, und mit diesen Zügen begannen unsere Vorfahren an der Nordseeküste sich zu kühnen und unternehmenden Seeleuten zu bilden, um schon kurze Zeit darauf unter dem Kaninefaten Gannask den Römern so gefährlich zu werden, daß im Jahre 47 n. Chr. Corbulo, der Statthalter von Niedergermanien, die gesamte Rheinflotte gegen sie aufbieten mußte, um sie im Zaum zu halten, obwohl Tacitus die Fahrzeuge der Chauken „Kähne" nennt, und sie deshalb nur klein sein konnten.

Abermals einige Jahre später (70 n. Chr.) erhalten wir durch Tacitus die letzte Nachricht über germanisches Seewesen jener Zeit (Hist. IV, 79 und V, 23), leider aber sehr dürftig. An ersterer Stelle erwähnt er bei Gelegenheit der batavischen Erhebung unter Claudius Civilis gegen die römische Herrschaft, daß die mit diesem verbündeten Kaninefaten die britannische Flotte angegriffen und den größten Teil derselben versenkt oder genommen hätten, ohne daß er jedoch etwas Näheres über das „Wie" sagt. Es ist deshalb auch unmöglich, daraus einen Schluß auf die Beschaffenheit der deutschen Fahrzeuge zu ziehen, mit denen dieser Erfolg erreicht wurde. Wahrscheinlich haben die Kaninefaten die vor Anker liegenden Schiffe überrascht und dies kann wohl mit jenen von Plinius erwähnten Einbäumen geschehen sein, die 30 Männer trugen, ohne daß man zu der Annahme gezwungen ist, die germanischen Schiffsgefäße seien schon so viel vollkommener gewesen, als einige Jahrzehnte zuvor.

Auf jene Einbäume scheint auch die zweite Notiz des Tacitus (Hist. V, 23) hinzudeuten, obwohl sie verstümmelt ist.

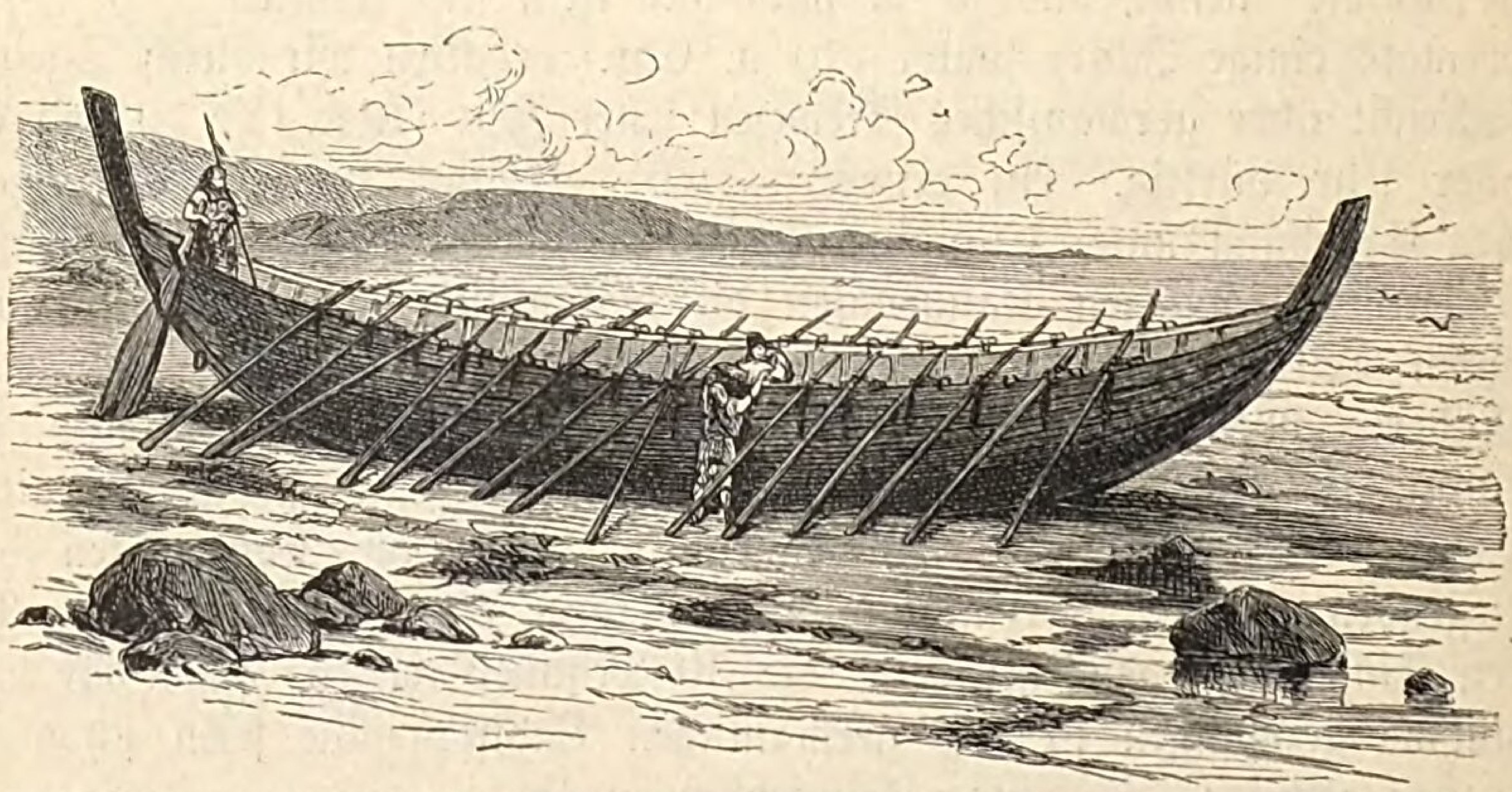
Nachdem nämlich Civilis durch einen abermaligen Überfall einen großen Teil der römischen Rheinflotte genommen, heißt es in dem Bericht: „Er bemannte, was er an doppel- und einrudrigen Schiffen (diese waren den Römern genommen) besaß. Dazu fügte er eine sehr große Zahl Kähne, je dreißig oder vierzig...." Hier befindet sich leider eine Lücke im Text, die aber am richtigsten wohl mit „Mann haltend" ergänzt werden kann, was mit Plinius' Angaben übereinstimmen würde.

Während mit obigen Angaben die Nachrichten der alten Schriftsteller über germanisches Seewesen westlich von der Elbe sich erschöpfen, und letzteres bis über die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christo wenig über Einbäume hinausgekommen zu sein scheint, deutet dagegen eine andere Stelle des Tacitus (Germ. 44) darauf hin, daß die benachbarten Suionen (Skandinavier) im Seefahren bereits weiter vorgeschritten waren. Sie lautet: „Die Gestalt der Suionenschiffe hat das Unterscheidende, daß auf beiden Enden ein Schnabel seine Spitze

vorstreckt, stets bereit, nach vorn und hinten Front zu einem Anrennen zu machen. Sie haben weder Segel, noch feste Ruderbänke, sondern die Ruder sind frei, beweglich, so daß man sie nach Belieben vor- und rückwärts gebrauchen kann."

Immerhin sind diese Angaben so dürftig, daß man über das Seewesen der alten Deutschen für das ganze erste Jahrtausend mehr oder minder nur auf Vermutungen angewiesen sein würde, wenn uns nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe gekommen wäre, der uns ein klares anschauliches Bild von dem Schiffswesen unserer Vorfahren im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gibt und uns den ungemein hohen Standpunkt bewundern läßt, den es zu jener Zeit schon einnahm.

Im Jahre 1862 und 1863 wurden nämlich im Nydamer Moor bei Eckernförde drei Boote ausgegraben, welche aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. stammen und von denen eins so gut erhalten war, daß es ohne große Mühe ganz wiederhergestellt werden und im Museum zu Kiel Platz finden konnte. Dasselbe ent-

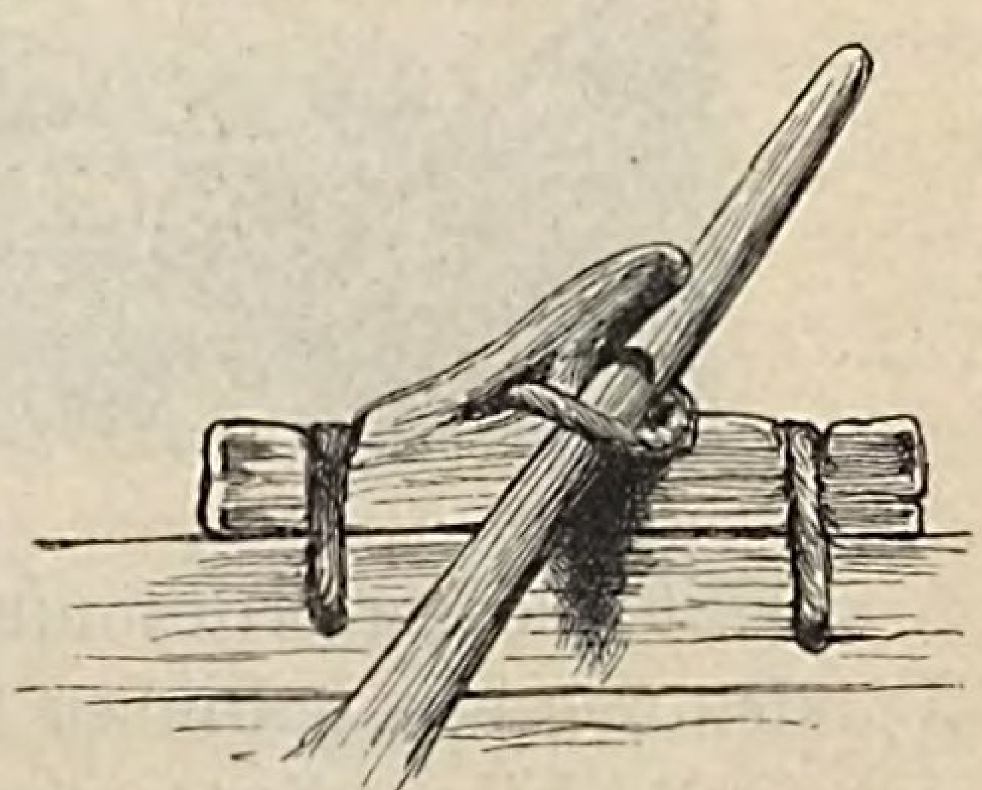


Dreißigrudriges Boot der germanischen Urzeit, gefunden im Nydamer Moore (Schleswig), aufbewahrt im Museum zu Kiel.

spricht genau der Beschreibung des Tacitus von den Schiffen der Suionen, unter denen letzterer wahrscheinlich nicht nur die Skandinavier, sondern auch die Bewohner der cimbrischen Halbinsel verstanden hat, da Strabo (B VII) sagt, die Römer seien nie über die Elbe hinausgekommen, alles jenseitige Land sei ihnen unbekannt geblieben, und somit eine Verwechselung von Suionen und Cimbern leicht möglich war. Die Leichtigkeit der Konstruktion, das Verhältnis von Breite zu Länge, die feinen eleganten Linien, der in schön geschwungener Kurve vorn zum Bug und hinten zum Heck aufsteigende Kiel sind ebenso viele Beweise für das hohe Verständnis, welches die alten Sachsen schon damals für den Bau von Fahrzeugen besaßen, um sowohl die Meeresfluten mit größter Schnelligkeit zu durchschneiden, als bei Sturm und Brandung den empörten Wogen die Spitze zu bieten, und bei guter Leitung sich ohne Gefahr auf ihrem schäumenden Kamme zu wiegen.

Das Boot hat eine Länge von 24 m bei einer größten Breite von 3,41 m, was ein Verhältnis von 7 : 1 ergibt, wie es ungefähr jetzt bei unseren schnellsegelnden

Dampfern festgehalten wird. Flach im Boden, verschärft sich die Form gleichmäßig nach beiden Enden zu, die überhaupt ganz gleich gebaut sind, so daß das Boot mit derselben Leichtigkeit nach vorn, wie nach hinten hin gerudert werden konnte. Die obere Fläche des letzteren bildet eine Kurve, wie wir sie jetzt ähnlich bei den als besonders gut seehaltend bekannten Walfischfänger- und Rettungsbooten an unseren deutschen Küsten wiederfinden, mit welchen das Nydamer Boot auch in dem gleichgeformten Vorder- und Hinterteil übereinstimmt. Der Kiel springt nur wenig vor und dies läßt bei einem Boote von solchen Abmessungen darauf schließen, daß es nicht zum Segeln (wenigstens nicht bei Gegenwinden), sondern hauptsächlich zum Rudern eingerichtet war, wie denn auch der Nydamer Fund keine Einrichtung zum Befestigen eines Mastes aufweist. Es läßt sich daraus entnehmen, daß diese Fahrzeuge keine größeren, d. h. sich auf die Dauer von vielen Tagen erstreckenden Seefahrten machten, sondern in Sicht der Küste blieben, was jedoch nicht ausschließt, daß sie Raubzüge nach den Küsten Galliens unternahmen. Von Eisen haben sich nur Niete gefunden, mit denen die Seitenplanken aneinander befestigt sind, die Rippen waren mit Basttauen oder Lederriemen an die Planken gebunden und zu diesem Zwecke an letzteren Klampen ausgespart. Bedenkt man, was es heißen will, die elf Planken des Bootes in einer Gesamtlänge von 250 m aus 12 cm dicken Balken bis auf weniger als ein Dritteil ihrer ursprünglichen Stärke mit unvollkommenen Werkzeugen zu verdünnen, um jene Klampen stehen zu lassen, so kann man nicht genugsam die Ausdauer und das Geschick der alten Sachsen bewundern.

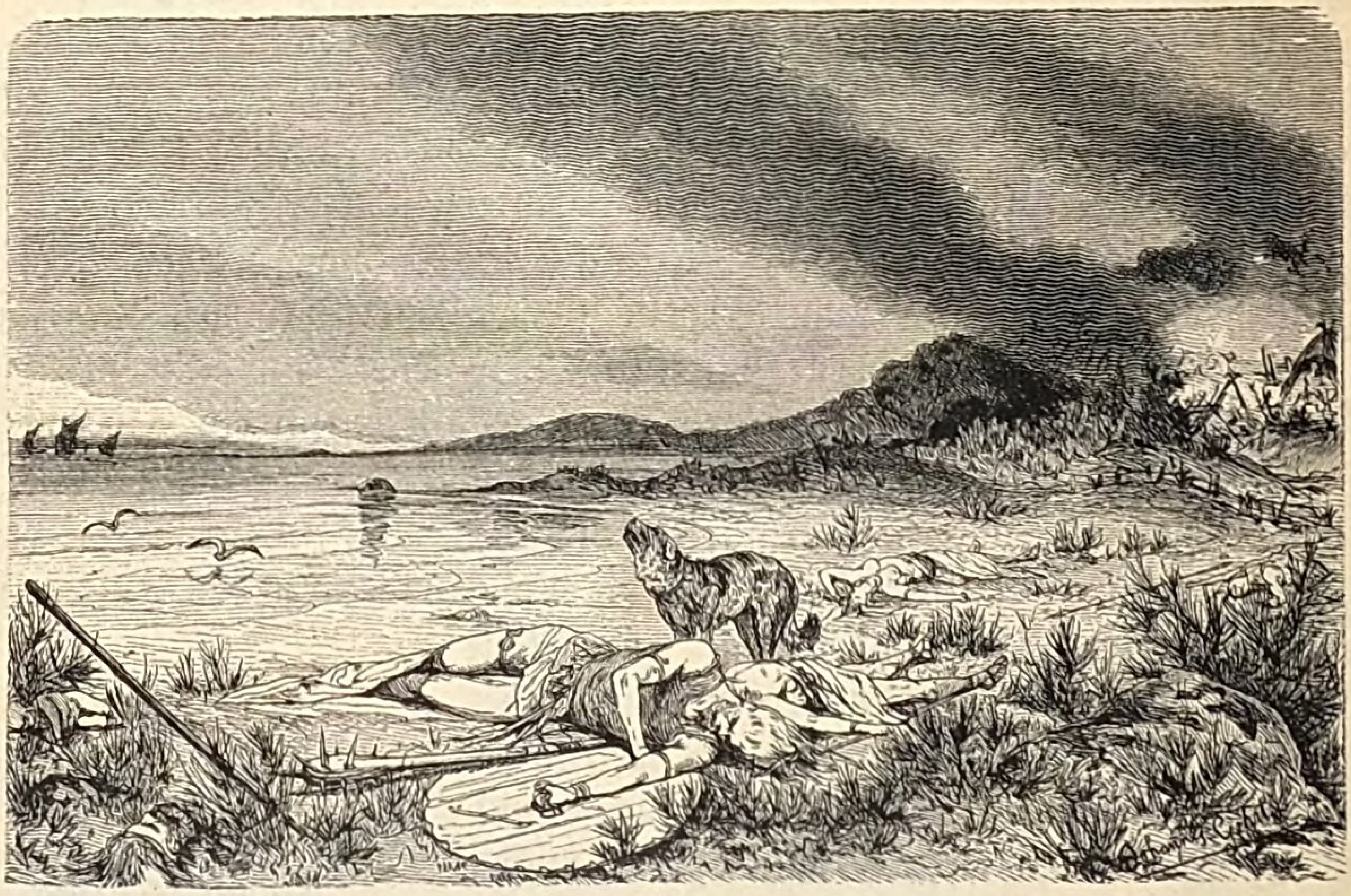


Ruderklampe des dreißigrudrigen Boots.

Mit so schnellen seetüchtigen Booten und hervorragendem seemännischen Geschick und Mut war es erklärlich, daß unsere Küstenbewohner auf lohnenden Raub ausgingen. Ohne Magnetnadel und anderweite Hilfsmittel, wie sie jetzt die Schiffahrt so sehr erleichtern, fanden sie durch Nebel, Strom und Sturm ihr Ziel. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel stürmten sie auf die wehrlosen Küsten nieder, Mord, Raub und Brand kennzeichneten ihren unheilvollen Weg, und mit Beute beladen verschwanden die wilden Recken am Horizonte im Nebel der See.

Wie vertraut die Sachsen mit dem Meere und der Schiffahrt und wie bewunderungswert ihre nautischen Kenntnisse für die damalige Zeit gewesen sein müssen, geht aus einer schwer glaublichen und doch geschichtlich feststehenden Thatsache hervor. Kaiser Probus hatte Sachsen und Franken von den Mündungen des Rheines zu Tausenden nach den östlichen römischen Provinzen am Schwarzen Meere verpflanzt. In ihrem ungezähmten Freiheitsdrang und in ihrer wilden Liebe zur Heimat brachen sie aus ihren Kolonien hervor, bemächtigten sich einer Anzahl Schiffe, suchten raubend und plündernd die Küsten von Asien, Afrika und Griechenland heim. Dann schifften sie nach Sizilien, eroberten Syrakus, griffen Karthago an, wurden aber von der Besatzung zurückgeschlagen; sie fuhren durch die Straße von Gibraltar und fanden, nur von den Gestirnen und ihrem see-

männischen Geschick geleitet, ihren Weg zurück bis in die Heimat am Rhein, der sie gewaltsam entrissen waren.



Mit großem Kraftaufwand gelang es endlich den Römern, die Sachsen und Franken von den gallischen Küsten abzuwehren, doch dafür nahmen diese Britannien zum Endziel ihrer Unternehmungen, bis es ihnen gelang, unter Hengist und Horsa dort festen Fuß zu fassen und das so lang begehrte Land wirklich zu erobern. Unter jenen drei Ciulen (Kielen), mit denen Hengist und Horsa zwei Jahrhunderte später die Bezwingung Englands unternahmen, dürfen wir uns deshalb ähnliche Fahrzeuge vorstellen, wie sie das Nydamer Boot aufweist und welche, wahrscheinlich noch etwas verbessert und zum Segeln eingerichtet, das Brüderpaar mit seinen Mannen an Albions Küste trugen, während später noch sechzehn solche naves longae aus Sachsenland nachkamen.

„Jene drei Kiele,“ sagt sehr treffend Barthold in seiner Geschichte der deutschen Seemacht, die ich teilweise bei diesem Rückblicke als Quelle benutze, „gezimmert von sächsischer Eiche, gleich verhängnisvoll als die Schiffe von idäischer Fichte, welche Trojas Penaten mit Äneas und Julus nach Latium trugen, jene Sprößlinge Wodans mit ihrem seefahrtkundigen Gefolge haben den Bildungsgang der späteren Welt bedingt. Infolge des sächsischen Abenteuerzuges gestaltet sich Hindostan, der Sitz der urältesten Menschenbildung, in neuer Weise, geht das himmlische Reich im äußersten Osten einer Umwandlung seiner in Jahrtausenden erstarrten Kultur entgegen, empfing Amerika und Australien den Beruf, die germanische Sittigung des greisen Europas zu verjüngen. An günstiger Meeresküste brachten unsere Altsachsen den Drang ihrer Natur zur vollsten Geltung, die ihnen die Heimat unerreichbar machte. Ohne den vorwaltenden sächsischen Bestandteil hätte das englische Volk, der französisch normannischen Beimischung ungeachtet, nimmer die Herrschaft der Meere errungen!“

Mit Hengists und Horsas Zuge schien aber auch auf Jahrhunderte der seemännische Mut von den Bewohnern der Sachsenküste gewichen zu sein; wenigstens verlautet nichts von ihren Thaten und Fahrten auf dem Meere oder an fernen Gestaden. Auch drüben in England hatten die Sachsen zum Pfluge gegriffen. Mit dem Besitze des so lang erstrebten Landes war das wilde Sehnen über das Meer hinaus gewichen, die Ciulen waren verfault und friedlicher Ackerbau die Beschäftigung der einstigen wilden Piraten geworden.

Erst die Einfälle raubgieriger Dänen und Normannen, der Seekönige und Wikinge, deren blutige Thaten Sage und Lied mit romantischem Schimmer umwoben, rüttelten hier wie dort die Sachsen aus ihrer ländlichen Ruhe und erinnerten sie daran, was sie einst auf dem Meere gegolten. In England unter den thatkräftigen Sachsenkönigen Alfred und Edgar führte der Anstoß zu großem und dauerndem Aufschwunge des gesamten Seewesens. Die glücklichen und gewaltigen Kämpfe der beiden Könige förderten ungemein Schiffbau und Seekriegskunst — in Deutschland dagegen war es kein Aufschwung, sondern nur ein Aufflackern. So lange der mächtige Wille Karls des Großen galt, waren die Meeresgrenzen seines gewaltigen Reiches gegen Normannen und Mauren geschirmt. In allen Flußmündungen, in allen Häfen der nördlichen wie südlichen Küsten des fränkischen Reiches erstanden auf des Kaisers Befehl Schiffe zur Abwehr der schlimmen Dränger. In kürzester Frist musterte das Reich eine nach Tausenden von Fahrzeugen zählende Flotte. Gesetze regelten die Besatzung. Bei den ersten Anzeichen nahender Feinde hatten die freien Bewohner des Strandes gewappnet bei den Schiffen zu erscheinen, und die Barone waren verpflichtet, selbst mit den letzteren hinaus in See zu fahren. Es waren Galeeren-Ruderschiffe, nach südlichem Vorbilde gebaut, mehr zur Verteidigung als zum Angriff bestimmt und jedenfalls an Seetüchtigkeit den sächsischen Fahrzeugen des dritten und fünften Jahrhunderts bedeutend nachstehend.

Des großen Karl Thatkraft und Energie erreichten auch voll ihren Zweck. Die Flotten wehrten den feindlichen Angriffen zur Genüge, aber die Schöpfung hatte nur Bestand, so lange des Kaisers Auge selber über ihr wachte. Unter der ohnmächtigen Regierung seiner Söhne zerfiel sie wieder. Die Angriffe der Normannen auf die westfränkischen Küsten wurden kühner und nachhaltiger, der Widerstand immer geringer, und zu Anfang des 10. Jahrhunderts gewannen die nordischen Meerkönige die ganze Nordwestküste des heutigen Frankreichs als eigen.

Ein anderer glücklicher Zufall hat uns auch vor kurzem ein solches Wickinger Boot aus dem neunten Jahrhundert n. Chr. vor Augen geführt, so daß wir genaue Kenntnis über dessen Bauart erhalten haben. Dasselbe wurde 1880 in der Nähe des norwegischen Seebades Sandefjord in einem Hünengrabe gefunden, und wie bei Nydam das Torfmoor, hatte hier blaue Thonerde, in der es stand, dasselbe erhalten. Als Sarkophag eines Meerkönigs war es in einer eigens zu diesem Zweck erbauten Grabkammer mit schrägem Dach beigesetzt, was umherliegende menschliche Gebeine, Reste kostbarer Kleidungsstücke und Pferdegeschirre außer Zweifel setzten. Unverkennbare Spuren eines durch den Hügel bis zum Boote führenden Ganges und der Durchbruch der Planken an einer Seite er-

klärten das Umherliegen dieser Reste; der übrige Inhalt war in früherer Zeit offenbar geraubt.

Das Wickingerschiff besteht wie das Nydamer Boot aus Eichenholz, hat auch dessen ungefähre Länge: 23 m, aber seine Breite beträgt 5 m. Es stellt



Wickingerkampf.

sich das Verhältnis zwischen beiden nicht wie bei jenem auf 7 : 1, sondern nur wie 4,6 : 1. Dadurch zeigt sich das Fahrzeug nicht lediglich als Ruder-, sondern auch als Segelschiff, für welches letztere auch der vorgefundene Mastſtumpf mit starker Befestigung im Boden spricht, während es sonst auch 16 Ruder an jeder Seite führte.

Im übrigen ist es ähnlich gebaut wie das Nydamer, ohne Verdeck, ungefähr gleich hoch (1,5 m), erscheint jedoch wegen seiner größeren Breite in seinen Linien nicht von so feinem und elegantem Schnitt wie jenes. Dagegen ist es vielfach mit Holzschnitzereien verziert und seine beiden hochstrebenden Enden tragen als

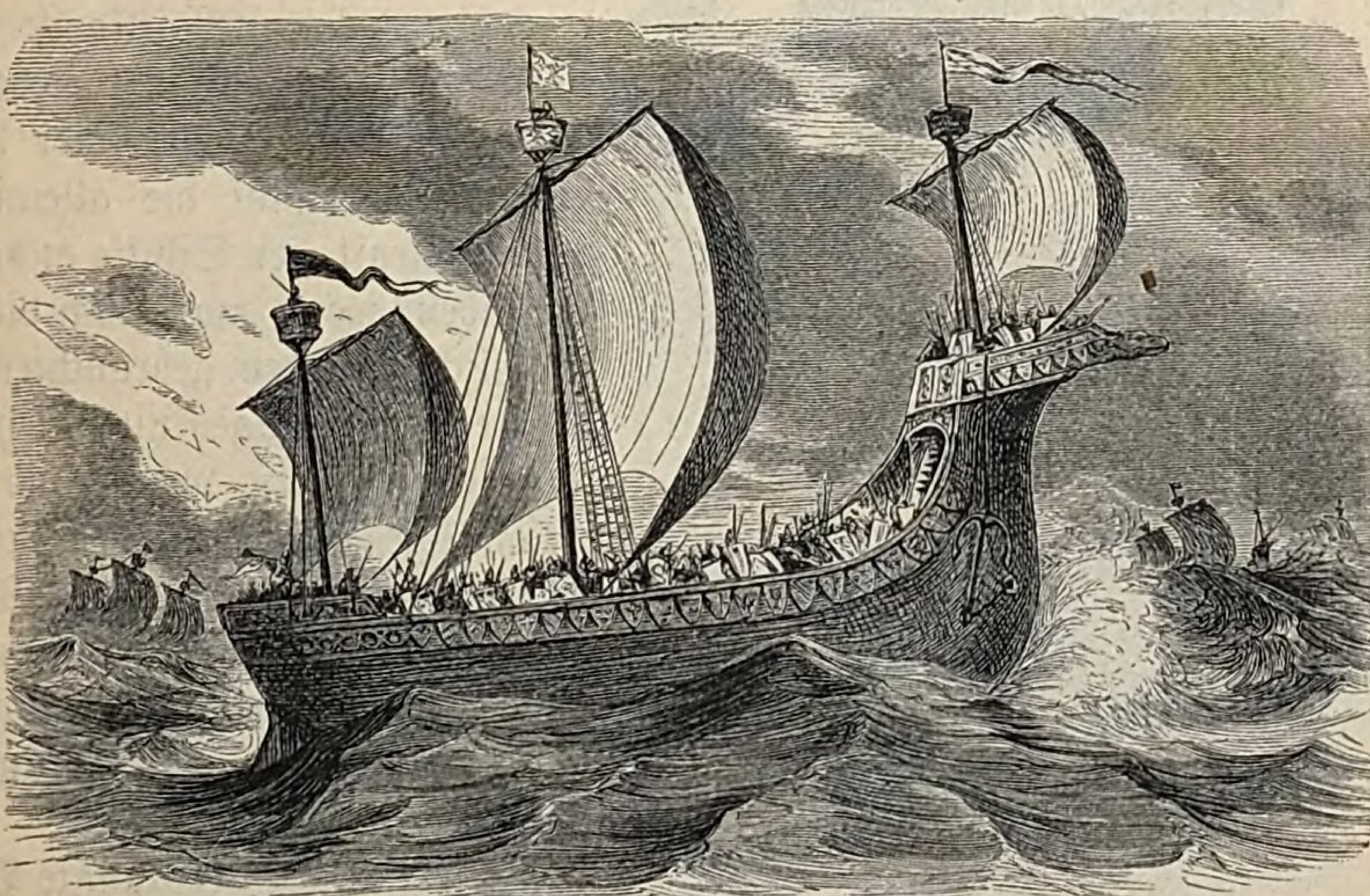


Zierat des Wickingerschiffes von Sandefiord.

Volute Kopf und Schwanz eines Drachen, was allgemein gewesen zu sein scheint, da die Edda die Wickinger Fahrzeuge „drakar“, — Drachenschiffe nennt.

Großes nautisches wie allgemeines Interesse erweckte es, als die Norweger eine genaue Kopie des aufgefundenen Wickinger Schiffes erbauen ließen und dasselbe zur großen Weltausstellung nach Chikago sandten. Es kreuzte wohlbehalten den Nordatlantischen Ozean und bewies dadurch seine Seetüchtigkeit.

Der Osten des fränkischen Reichs blieb ebenfalls unbeschützt. Seitdem keine Reichsflotte ihnen mehr entgegentrat, verheerten beutegierige Dänen und Schweden die baltischen Küsten, obwohl Kaiser Otto und seine Nachfolger bei Schleswig und im Gliestermoor die Einfälle von Harald Blauzahn und Erich von Schweden zu



Schiff Wilhelm des Eroberers.

Lande blutig rächten. Wunderbarerweise thaten die Ottonen und auch die folgenden Fürsten aber nichts für Kräftigung deutschen Seewesens, das allein die Grenzen schützen konnte.

Deutsche Seemächtigkeit sollte für das nächste halbe Jahrtausend nicht aus dem Willen der Fürsten, sondern aus der Kraft und Tüchtigkeit der Städte emporblühen und im Hansabunde ihre glänzendste Zeit finden.

Aus dem 11. Jahrhundert haben wir ziemlich genaue Nachrichten über den Zustand der damaligen Schiffsbaukunst und zwar über die der Normannen, welche unter Wilhelm 1066 England eroberten.

Ein gestickter Teppich in der Kathedrale von Bayeux hat uns diese Nachrichten aufbewahrt. Er stellt die Geschichte jener Eroberung dar und führt uns die Schiffe vor, auf welcher Wilhelms Heer nach England schiffte.

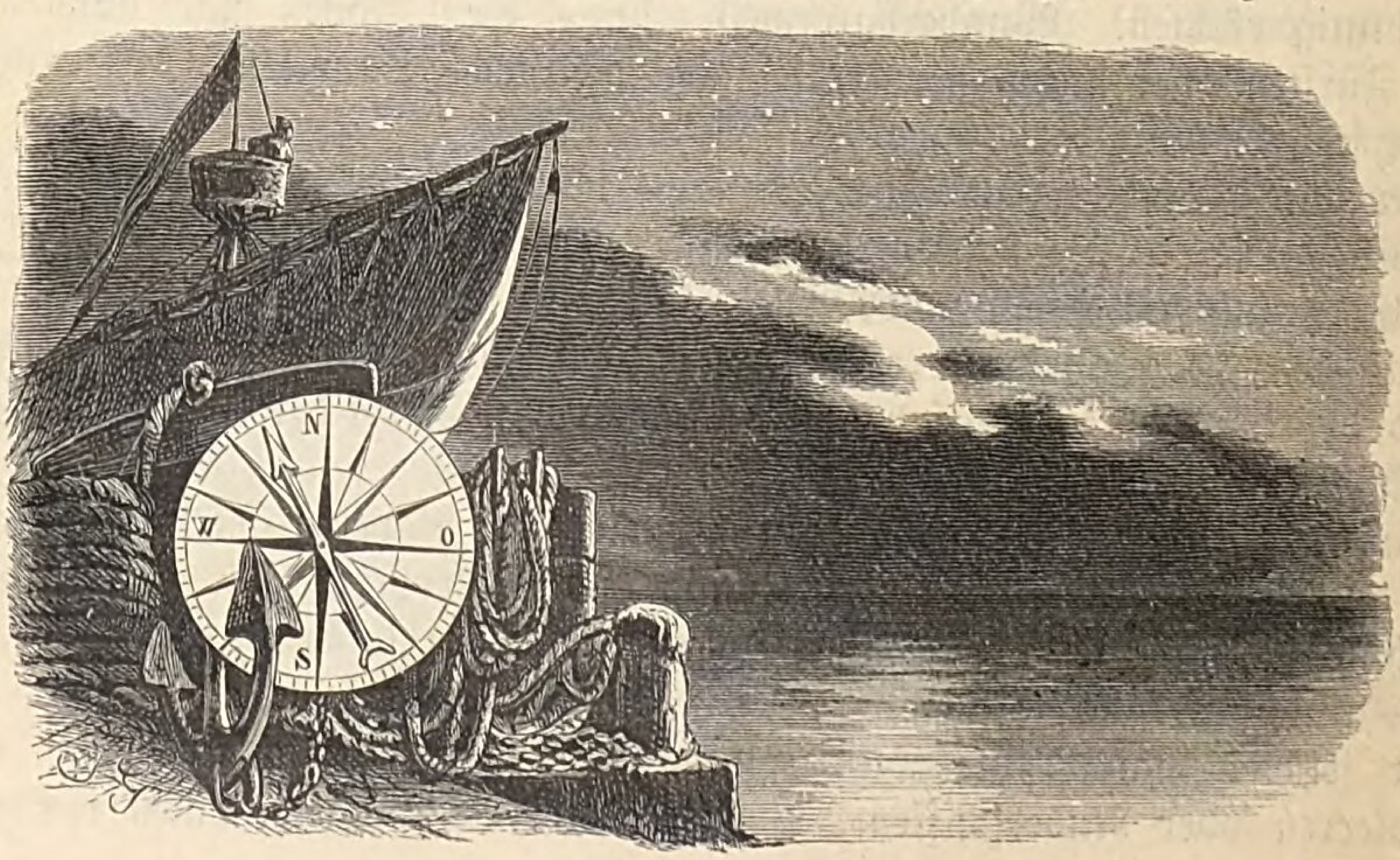
Es sind dies Fahrzeuge von 50 bis 60 Fuß Länge, die aber in ihrer Form mit der jetzigen Bauart der Schiffe schon viel mehr Ähnlichkeit haben, als mit den Galeeren oder Ruderschiffen des Altertums. Sie haben einen runden aus=

gebauchten Bug mit hohem ausfallenden Vorderkastell, eine Konstruktion, die die Schiffe zwar weniger schnell, aber dafür desto seefähiger macht. Die Spitze des Kastells ist mit Schnitzwerk, gewöhnlich Köpfen fabelhafter Tiere geschmückt. Ihr



Hinterteil ist ebenfalls etwas aufsteigend und rund; das Steuerruder wie in der Jetztzeit am Hintersteven gehakt, der Anker fast in der heutigen Form. Die Masten bestehen aus einem Stück und sind kräftig nach der Seite, aber nicht nach vorn durch Taue gestützt. Auf ihrer Spitze tragen sie einen Mastkorb, in dem eine auslugende Wache steht. Die Segel sind nicht sehr sicher befestigt und scheinen nicht die alleinige Bewegungskraft der Schiffe ausgemacht zu haben, wenn man auch die wahrscheinlich außerdem gebrauchten Ruder auf den Zeichnungen nicht sieht. Die Fahrzeuge faßten vierzig bis sechzig Mann und hatten kein Verdeck. Die Zahl der Schiffe, welche Wilhelms Heer führten, wird zwischen neunhundert und dreitausend angegeben, das Heer selbst zu sechzigtausend Rittern.

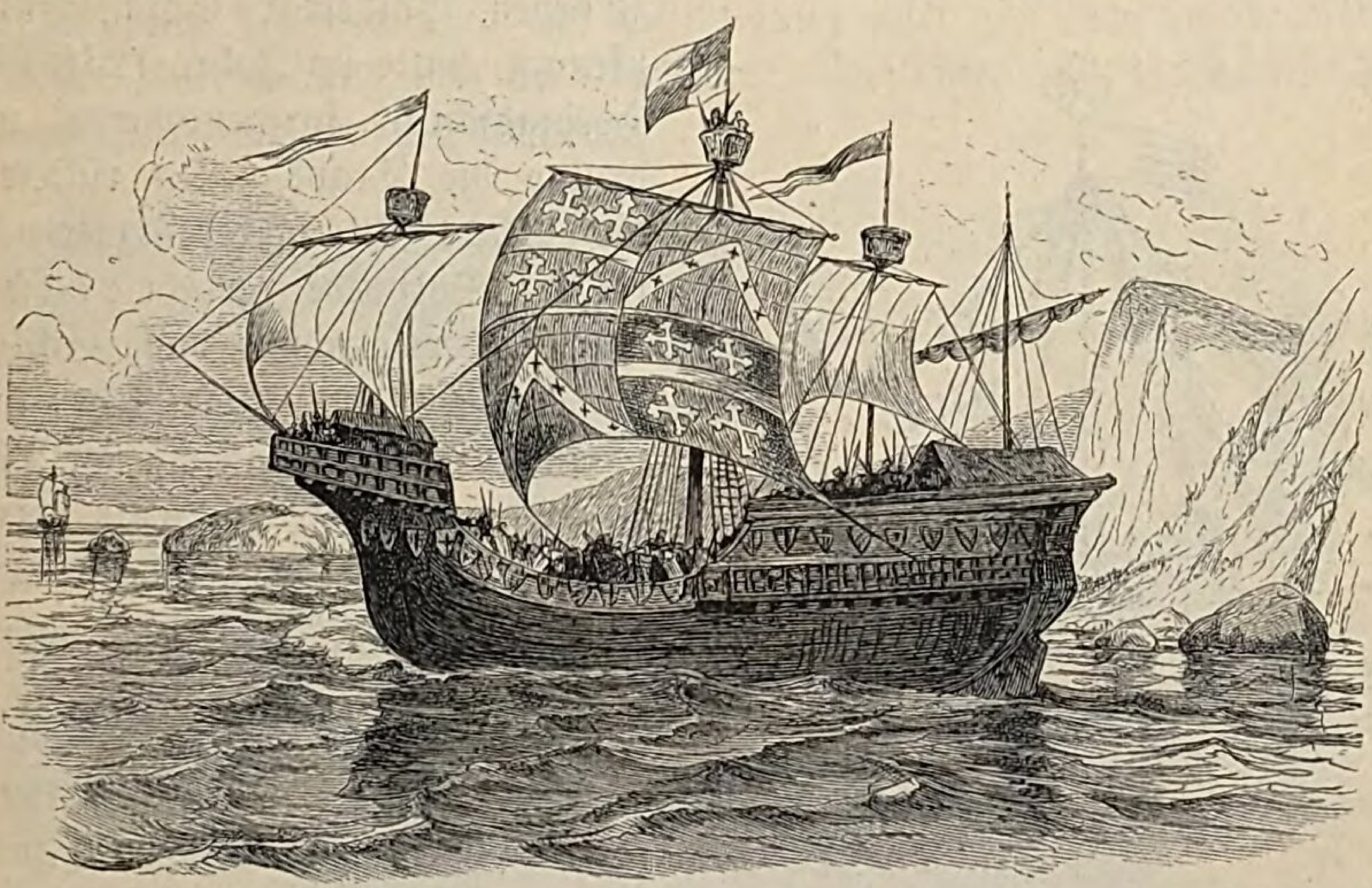
Bekanntlich verbrannte Wilhelm seine sämtlichen Schiffe nach der Landung in England, und den Nachkommen der alten Wickinger erging es wie den Sachsen unter Hengist und Horsa. Als sie



das Ziel ihrer Wünsche erreicht und Albion erreicht hatten, wandten sie sich mehr dem Lande als dem Meere zu. Für die Schiffahrt geschah unter den ersten normannischen Königen wenig, und erst die Kreuzzüge und die damit gleichzeitig auftretende Erfindung der Magnetnadel gaben hier wie an den deutschen Küsten der Schiffahrt und dem Schiffbau einen wesentlichen Aufschwung.

Die Einbuße, welche die fürstliche Gewalt im 11. und 12. Jahrhundert in Deutschland, namentlich aber im Norden desselben erlitt, da die deutschen Kaiser den Schwerpunkt ihrer Macht in Italien suchten, die steten Kämpfe der Küstenbewohner mit Deutschen und Slawen, die zunehmende Machtlosigkeit und Unsicherheit, führte die Bürger der deutschen Städte zur Selbsthilfe.

Bei dem Daniederliegen des Handels und der Gewerbthätigkeit in Deutschland selbst hatten die Küstenstädte schon längere Zeit mit Schweden, Dänemark, England und den slawischen Küsten Handelsbeziehungen angeknüpft und dieselben



Skandinavisches Kriegsschiff des 12. Jahrhunderts.

unter bewaffneter Begleitung gepflegt. Doch trotzdem litt der einzelne Kaufmann oder der einzelne Ort noch zu sehr unter der Unsicherheit der Verhältnisse, und dies wurde die Triebfeder zu Bündnissen, um sich gegenseitig zu schützen und zu helfen.

Hamburg und Lübeck begannen mit einer solchen Verbindung in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Ihnen schlossen sich bald andere Städte, sowohl der Küste wie des Binnenlandes an. In London, Bergen, Wisby und Nowgorod wurden Faktoreien des neuen Bundes gegründet, Beziehungen mit Flandern angeknüpft, und Seehandel und Seemacht der Hansa blühten schnell und mächtig empor.

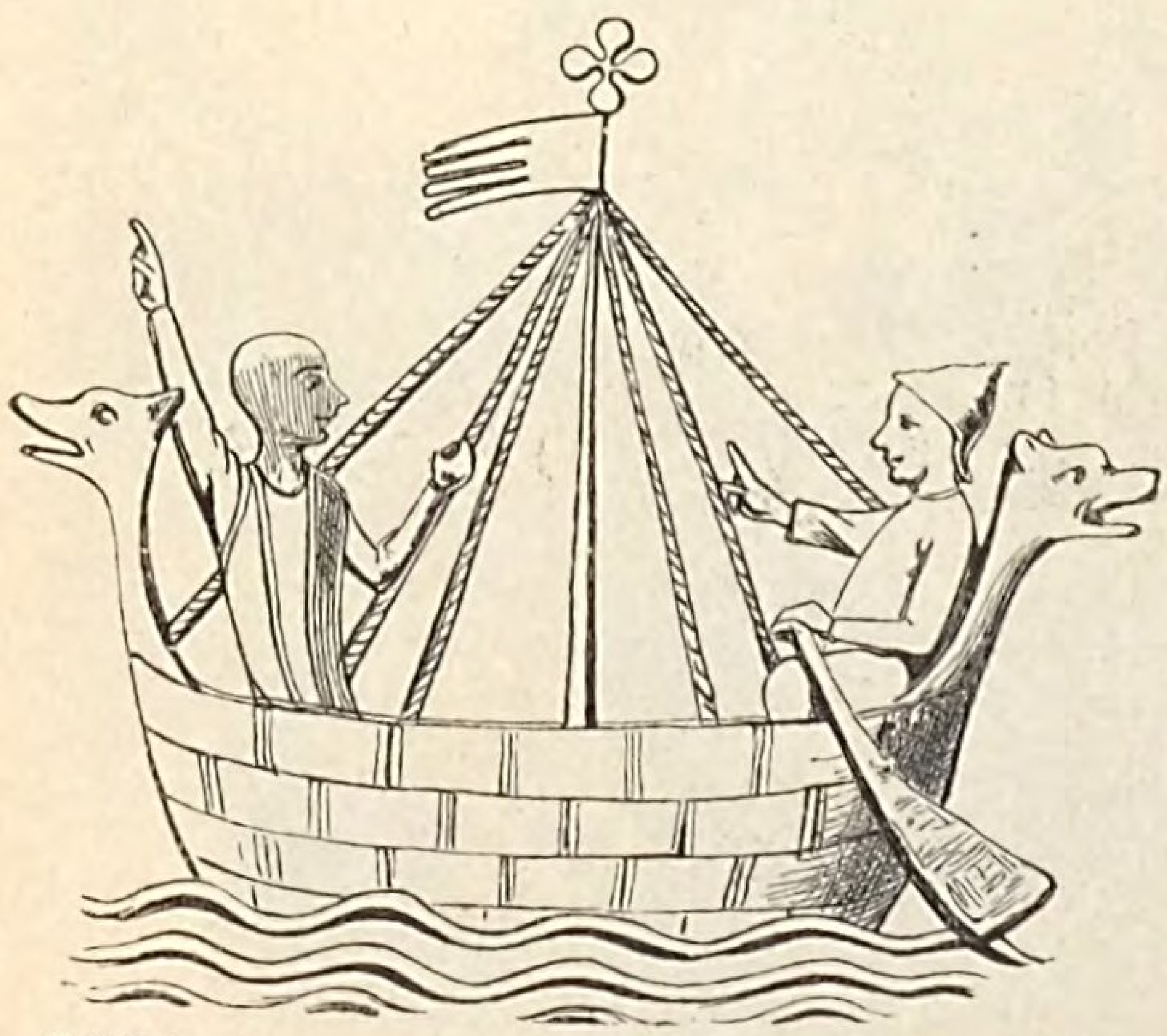
Lübeck trat an die Spitze der letzteren, und die übrigen Städte räumten ihm willig den Vorrang ein, den es sich sieben Jahre vorher durch mannhaften Kampf gegen Dänemarks König Waldemar ruhmvoll errungen.

Eine dänische Flotte hatte den Hafen gesperrt. Da brachen die Lübecker mit ihren Schiffen hervor durch die Sperre. Der blutige Kampf währte den ganzen

Tag; Waldemars sämtliche Schiffe bis auf eins wurden teils verbrannt, teils in den Grund gebohrt; jenes eine größte aber mit vierhundert Mann gefangener Gewappneter als Ruhmespreis des ersten deutschen Seesieges in die Trave gebracht.

Dieser Sieg, im Jahre 1234 erfochten, war um so bedeutender, da die Lübecker weniger Schiffe als die Dänen zählten, und mußte natürlich den Mut und das Selbstvertrauen der Deutschen gewaltig heben. Er zeigte, was eigene Kraft vermochte, wirkte nicht allein auf Lübeck, sondern auch auf die übrigen Städte lebendig und fruchtbringend zurück und legte den Grund zur deutschen Seemacht des Mittelalters.

Vierzehn Jahre darauf errang Lübecks Flotte unter Kriegshauptmann Alexander von Soltwedel noch bedeutendere Erfolge gegen Dänemark, die nicht wenig dazu beitrugen, der Stadt Ruhm und Ansehen in ganz Deutschland mächtig zu heben. Waldemars Sohn, Erich Pflugpfennig, hatte im Jahre 1248 Lübecksche Heringsschiffe fortgenommen und bedrohte die Trave. Da rüstete schnell die Stadt ihre Fredekoggen (Kriegsschiffe); Soltwedel verheerte die dänischen Küsten, verbrannte das Schloß von Kopenhagen und auch Stralsund, um es für seine Hilfeleistung an Dänemark zu züchtigen. Große Beute war außerdem der Lohn des kühnen Seezuges, der jedoch die Dänen noch immer nicht ganz demütigte.



Schiffsdarstellung vom Lübecker Stadtsiegel v. J. 1249.

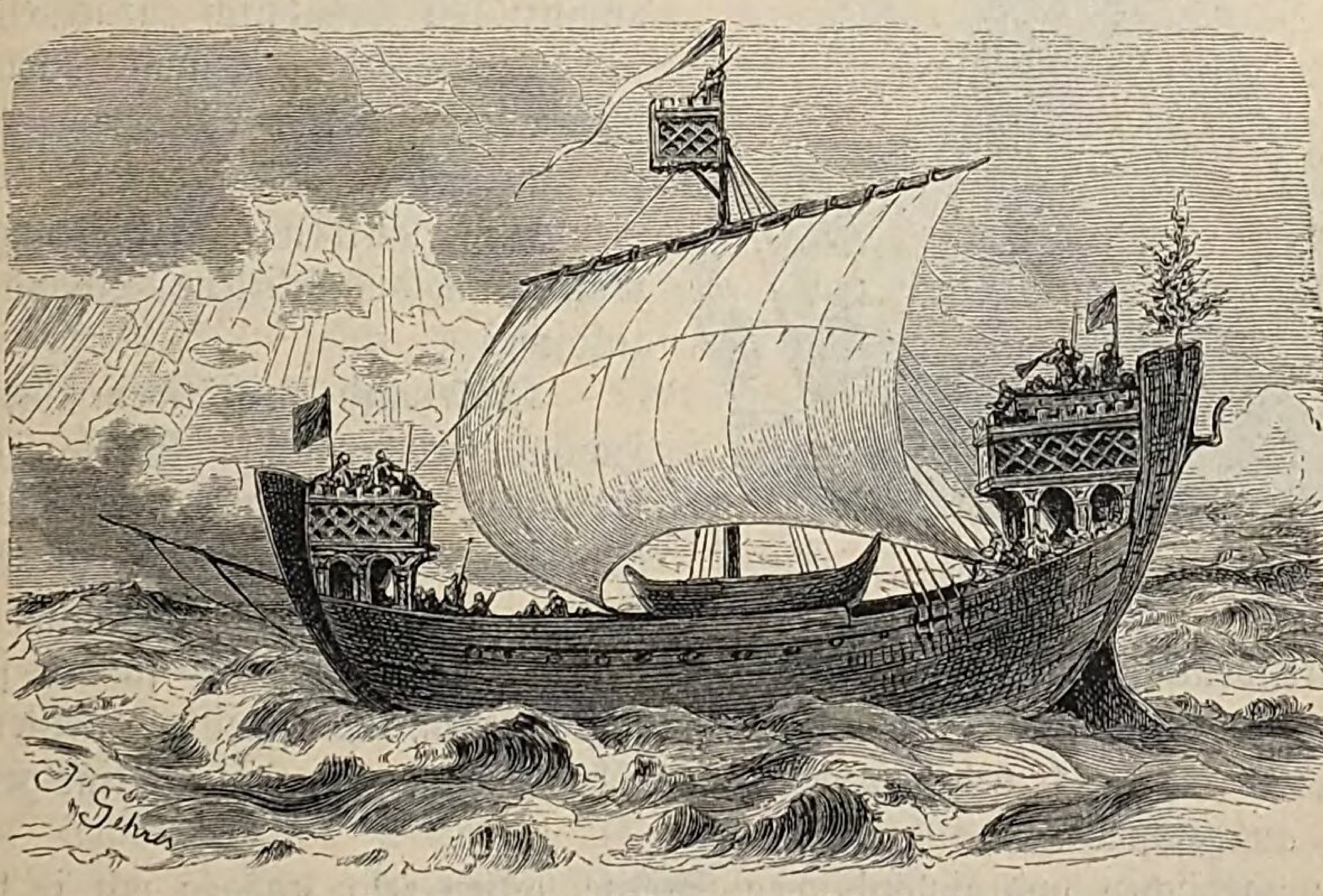
Erst ein dritter Kampf sechs Jahre später gegen Waldemars dritten Sohn Christoph brachte Dänemark zur Ruhe. Die Lübecker verloren zwar in diesem Kriege ein Seetreffen bei Skanör, aber sie eroberten dafür Mön und Falster und erzwangen dadurch den Frieden.

Über die damaligen Kriegsschiffe der Deutschen, die sogenannten Fredekoggen, sind keine ganz sichere Nachrichten auf uns gekommen; nach dem, was man weiß, war an ihnen gegen Wilhelm des Eroberers Schiffe aber doch schon ein bedeutender Fortschritt sichtbar und die Rückwirkung der Kreuzzüge auf die Schiffbaukunst unverkennbar. Durch die Kreuzzüge strömten im Mittelmeer Tausende von Fahrzeugen der verschiedensten Nationen zusammen, und es war natürlich, daß der Austausch von Erfahrungen der Schiffahrt und dem Schiffbau zu gute kommen mußte.

Die nordischen Schiffe waren kleiner als die der Mittelmeervölker, aber seetüchtiger. Ein venetisches Schiff aus dem 13. Jahrhundert, die St. Maria, hatte bereits eine Länge von 125 Fuß, während die nordischen Völker sich bis dahin mit 80—90 Fuß begnügt hatten, doch nun ebenfalls mit größeren Abmessungen begannen. Die Masten bestanden noch aus einem Stück, aber die Takelage mit den Segeln war bedeutend vervollkommnet, und von den Rudern hatte man ganz

abgesehen. Ebenso waren die Fahrzeuge nicht mehr offen, sondern gedeckt. Die Besatzung der Fredekoggen bestand aus zwanzig bis vierzig Söldnern — Gewappneten oder Ruters, wie sie hießen, — eben so vielen Seeleuten — Schiffskindern — zur Bedienung der Segel ꝛc., die Schiffsbewaffnung aus Bliden, großen Mauerarmbrüsten, mit denen Eisenstangen, Steine und dergleichen geschossen wurden.

Nach dem Frieden mit Christoph schlossen sich die nordischen Städte Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald enger an das streitbare Lübeck, und 1260 bekundete der erste deutsche Hansatag, daß der Städtebund eine festere Gestaltung angenommen. Seine Kraft wendete sich zunächst gegen Erich Priesterfeind, König von Norwegen, der die Niederlassung in Bergen und den deutschen Handel bedrohte. Die Hansaflotten verwüsteten die nordischen Küsten und zwangen Erich nicht nur zur Herausgabe der beschlagnahmten Schiffe und einer bedeutenden Geldentschädigung, sondern auch zur Bestätigung aller früheren Handelsfreiheiten, ja sogar zur Anerkennung von drei deutschen Seestädten als Schiedsrichterinnen in späteren Streitigkeiten mit Dänemark.



Hansisches Kriegsschiff des 13. Jahrhunderts.

Letzteres erneuerte aber unter Erich Menved seine Ansprüche auf die Herrschaft in dem deutschen Wendenlande und seine Kämpfe, und zwar mit solchem Glücke, daß 1307 selbst Lübeck sich in dänischen Schutz begab und zwölf Jahre in diesem Abhängigkeitsverhältnisse blieb, aus dem es sich erst mit Erichs Tode wieder befreite.

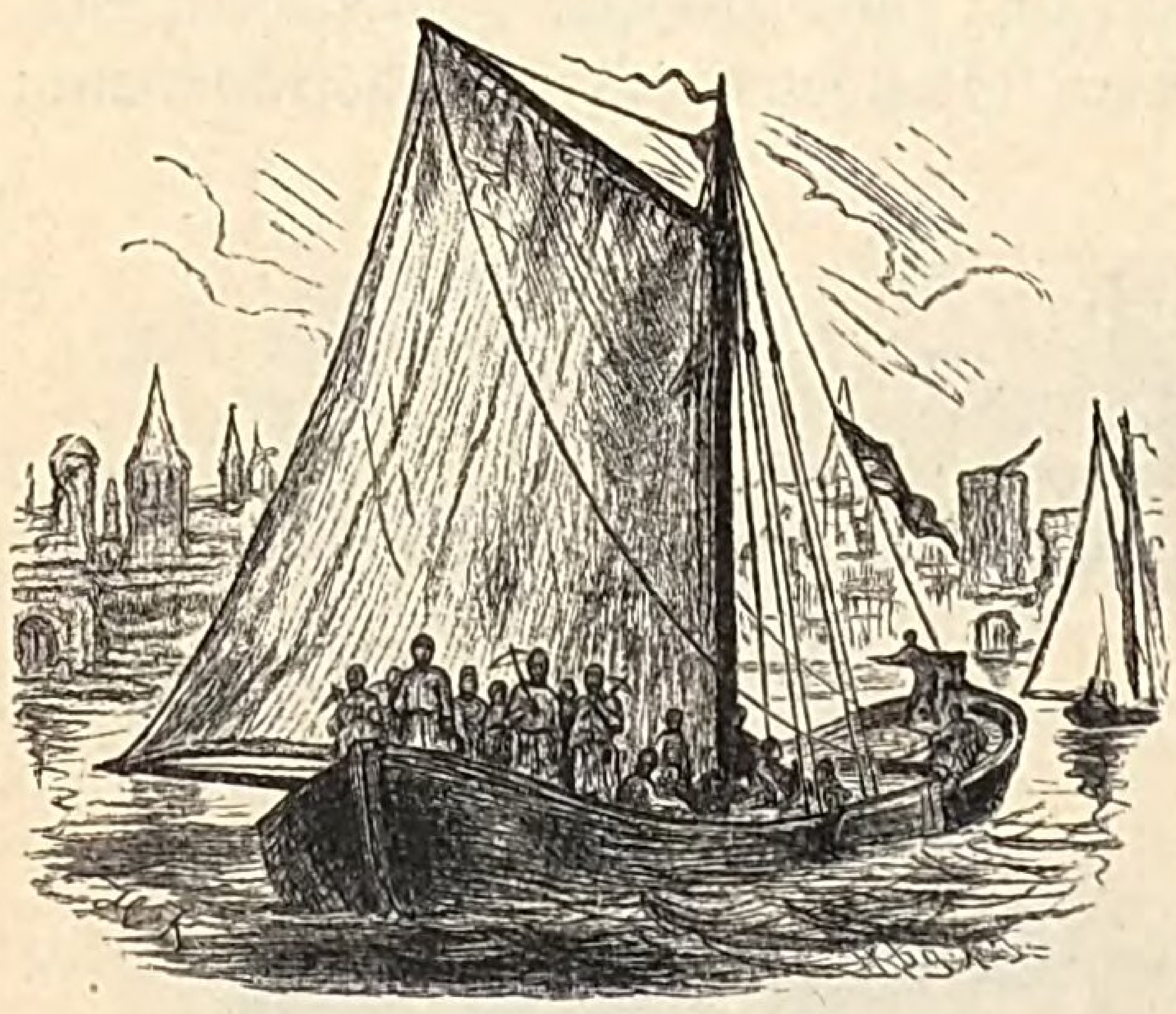
Vierzig Jahre später entbrannte zwischen Dänemark und der Hansa abermals ein Krieg, der die letztere auf der höchsten Stufe ihrer Macht zeigte, und in dem sie so außerordentliche Kraft entwickelte, wie später nie wieder.

Waldemar III. eroberte 1360 Schonen, die Haupterwerbsquelle der Hansa durch die Heringsfischerei, und 1361 Wisby, ihren vornehmsten Stapelplatz, das geplündert, und wo unermeßliche Beute gemacht wurde.

Da schlossen die Hansen, denen sich inzwischen auch Bremen zugesellt, mit Magnus von Schweden und seinem Sohne Hakon von Norwegen in Greifswald einen Waffenbund zur Bekämpfung des Friedenbrechers Waldemar. Die beiden Könige verpflichteten sich zur Stellung von 2000 Rittern und Knechten auf den nötigen Schiffen, Lübeck zu 600 Mann mit Wurfgeschütz auf sechs Koggen und sechs Schniggen, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Kolberg, Stettin und Anklam ebenso, während Hamburg, Bremen und Kiel 2780 Gewappnete aufzubringen hatten.

Unter Johann Wittenborg segelte die Flotte 1312 in den Sund, aber vergeblich warteten die Deutschen auf die schwedischen und norwegischen Verbündeten fast ein Vierteljahr.

Dann griffen sie endlich Seeland an, eroberten Kopenhagen und landeten auf Schonen. Unbegreiflicherweise wurde hierbei aber die nötige Wachsamkeit bei den Schiffen versäumt; die dänische Flotte überraschte dieselben, nahm zwölf hansische Koggen, und die Landtruppen mußten sich schimpflich zurückziehen.



Schiff des Rheinischen Städtebundes.

Dieser Schlag brannte allen Deutschen auf der Seele, Wittenborgs Haupt fiel zur Sühne unter dem Beile, aber gleichzeitig wurden neue Rüstungen geplant, um die erlittene Schande auszulöschen.

1367 wurde zu Köln ein allgemeiner Hansatag anberaumt. Sie kamen diesmal alle, die nordischen Städte, die Preußen, die Holländer und die Binnenstädte, das gesamte Bürgertum Nord- und Mitteldeutschlands war vertreten; Einigkeit und Thatkraft fanden sich zusammen, der Krieg gegen Dänemark und Norwegen, von welchem letzteren die Hansa 1361 im Stich gelassen war, wurde beschlossen, und zugleich eine gewaltige Rüstung ausgeschrieben.

Die nordischen und livländischen Städte hatten zehn Koggen mit je hundert Gewappneten, sowie zehn Schuten und ebenso viele Schniggen (kleinere Kriegsfahrzeuge); die Preußen fünf, die holländischen Städte je eine Kogge und zwei Rheinschiffe, mit hundertfünfzig Mann zu stellen, zusammen etwa vierzig Koggen und dieselbe Zahl an Schniggen und Schuten. Der Palmsonntag 1368 war als Aussegelungstag für die Westerlinge, Marstrand in Norwegen als Rendezvous für alle bestimmt.

Ewige Friedlosigkeit bedrohte die Seefahrer, welche aus den Städten in Feindes Dienst traten. Verhanset und geächtet waren alle Orte, die den Beschlüssen des Tages nicht folgten oder dem Feinde Proviant und Waffen zuführten. Ein furchtbarer Ernst sprach aus allen diesen Vorbereitungen, welche vor allen von zwei hervorragenden Männern, dem Lübecker Ratmann Gerhard von Attendorn und dem Stralsunder Bertram Wulflam betrieben wurden.

Am 19. März wurde von sämtlichen Städten, siebenundsiebzig an der Zahl, der Fehdebrief an Waldemar gesandt. Die höhnische Antwort des Königs lautete: „er frage so wenig nach ihnen als nach dem Bisse von siebenundsiebzig Gänsen", aber schon wenige Wochen danach verließ er feige sein Reich und floh.

Die Hansen begannen ihr Werk. Magnus von Schweden war schon früher entthront und unter Vermittelung der Hansa Albrecht von Mecklenburg zum König erwählt, der mit seinen Sympathien auf seiten der Deutschen stand, daher wurde Schweden geschont, aber der treubrüchige Hakon vor Norwegen mußte büßen. Sein Land wurde verwüstet, bis er um Gnade und Waffenstillstand bat, der ihm auf ein Jahr bewilligt wurde.

Im Mai kam Dänemark an die Reihe, Kopenhagen wurde erobert und geplündert, Schonen bezwungen und Helsingborg belagert. Zwar hielt sich letzteres tapfer, aber die Hansen rüsteten weiter, um es zu brechen.

Da kam Schrecken in Dänemarks Herz. Der Reichsverweser bat demütig in Stralsund um Frieden, um 1370 wurde dieser geschlossen. Der fünfzehnjährige Besitz Schonens war der den Hansen zu zahlende Preis. Waldemar wurde gezwungen, den Friedensvertrag selbst zu unterzeichnen und, was für ihn das Härteste, für die Hansen aber das Ruhmvollste war, den letzteren ein bestimmender Einfluß auf die künftige Besetzung der nordischen Throne eingeräumt. Er starb von Gram gebeugt 1375.

Dieser glänzende Sieg war lediglich eine Folge deutscher Seemächtigkeit, und ohne überlegene Flotte wäre es den Hansen unmöglich gewesen, sofort den Krieg in das Herz Dänemarks zu tragen. Aber die Überlegenheit der Seemacht war wieder der Ausfluß der Seetüchtigkeit der einzelnen hansischen Bürger. Jeder Kaufmann, jeder Gewerbtreibende der Küsten- und vielfach auch der zur Hansa gehörigen Binnenstädte war damals der Schiffahrt und des Seekriegswesens kundig. Er verstand es ebenso, den eigenen kaufmännischen Vorteil wahrzunehmen wie dem Nutzen der Allgemeinheit willig seine Kraft und sein Leben zu opfern. Die Bürgermeister und Patrizier führten die Flotten oder Landtruppen selbst gegen den Feind, die angesehensten Bürger und Kaufleute kämpften neben den gemieteten Söldnern als Seeleute, als Armbrustschützen und Gewappnete zu Wasser und zu Lande, und gegen Waldemar fielen allein 1400 Lübecker, an ihrer Spitze der Bürgermeister Bruno von Warendorp.

Dieser Gemeinsinn, diese Tüchtigkeit, die Hingabe für das allgemeine Wohl und die zur See entwickelte Kraft verliehen nicht nur damals in ganz Europa dem deutschen Namen hohen Glanz, sondern auch noch jetzt dürfen wir uns dieser hohen Mannestugenden unserer Vorfahren mit Stolz erinnern und sie als Vorbilder betrachten.

Um diese Zeit brachte die Einführung der Geschütze an Bord der Schiffe eine wichtige Wandlung im Bau derselben hervor. Sie wurden fester und stärker mit kräftigen Verdecken hergestellt, um die Kanonen zu tragen, und nach oben etwas eingezogen, um die schweren Lasten der Geschütze mehr nach der Mitte und der Gegend der größten Tragkraft zu bringen. Auf spanischen Schiffen, die überhaupt damals die größten waren, wurde zuerst Geschütz angewandt 1372,

nachdem es sechsundzwanzig Jahre vorher in der Schlacht bei Crecy zuerst am Lande aufgetreten war.

1385 folgten die Hansen. Wulf Wulflam aus Stralsund kreuzte mit einer Kogge und zwei Schniggen in der Ostsee gegen dänische Seeräuber und hatte sechs Donnerbüchsen an Bord, daneben freilich noch zweiunddreißig Bliden, ein Beweis, daß man der neuen Waffe noch nicht recht traute.

Einige Jahre später tauchte für die Hansa und den deutschen Handel in den nordischen Meeren überhaupt eine Plage auf, die beide auf das schwerste schädigte und fast fünfzig Jahre lang die Ost- und Nordseite auf das schlimmste heimsuchte. Es waren dies die sogenannten Vitalienbrüder, eine Bande von Seeräubern schlimmster Art, und leider durch eine Unbedachtsamkeit zweier Hansastädte, Rostock und Wismar, zuerst selbst in das Leben gerufen. Albrecht von Mecklenburg, der erwählte König von Schweden, gegen den Margareta von Dänemark den Krieg eröffnet, fiel in die Gewalt seiner Feindin, und alle feste Schlösser und Städte Schwedens unterwarfen sich der letzteren bis auf Stockholm, dessen deutsche Kolonie die Stadt auf das tapferste verteidigte und die Hilfe von Rostock und Wismar, als Albrechts mecklenburgische Städte, anrief.

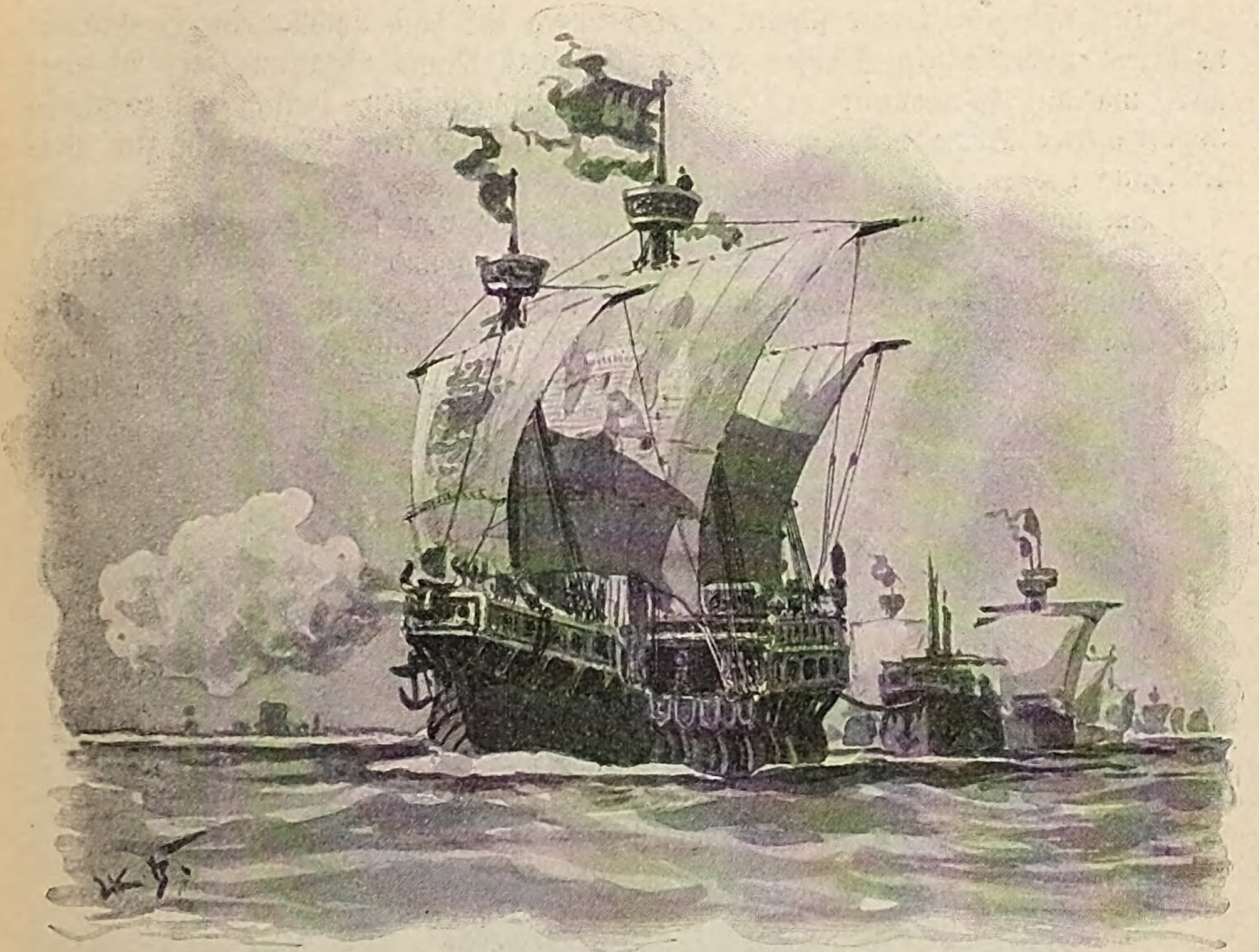
Der Ruf war nicht vergebens, aber die Hilfe wurde zum zweischneidigen Schwert für die Hansa selbst. Die beiden Städte gaben nämlich „Stehlbriefe“ (Kaperbriefe) aus an alle diejenigen, welche neben Kriegführung gegen die drei nordischen Reiche sich zur Versorgung Stockholms mit Lebensmitteln verpflichten wollten.

Aus letzterem Verhältnisse leitete sich der Name „Vitalienbrüder“ (Viktualienbrüder) ab, der auch wohl mit „Likendeeler“ (Gleichteiler) abwechselte und ein halbes Jahrhundert lang der Schrecken der Küsten sowohl in Ost- wie Nordsee werden sollte.

Auf die „Stehlbriefe“ strömte alles mögliche Raubgesindel zusammen, um allerdings Krieg zu führen, aber nicht nur gegen die nordischen Reiche, sondern gegen alles, was ihnen unter die Hände kam. Lediglich Wismars und Rostocks Schiffe wurden geschont; alle andern betrachteten sie als gute Beute und trieben, heimlich nach bestimmten Gesetzen als Genossenschaft verbunden, den Seeraub in großartigstem Maßstabe. Rügen, Hinterpommern und andere abgelegene Küstenstrecken waren ihre Schlupfwinkel; drei Jahre lang störten sie die Fahrt nach Schonen derart, daß sogar die Fische teuer wurden, und setzten sich in Wisby fest.

Das Unwesen nahm einen solchen Umfang an, daß 1394 die nordischen Städte fünfunddreißig Fredekoggen mit dreitausend Bewaffneten gegen die Räuber schickten, ohne mehr zu erreichen, als die Schiffahrt nur während eines Sommers zu sichern.

Besser gelang der Zug des Hochmeisters Konrad von Jungingen. Auf die Klagen der preußischen Städte eroberte er Wisby und zerstörte damit den Hauptsitz der Piraten, die sich jetzt auch auf die Nordsee verteilten und hauptsächlich sich in Ostfriesland festsetzten. Die Hansastädte verfolgten die Räuber in schärfster Weise und machten kurzen Prozeß mit ihnen. Namentlich zeichneten sich die Hamburger darin aus. Ihr Schiff „Bunte Kuh“ bewältigte die beiden berüch-



Rückkehr Simon von Utrechts nach Besiegung Störtebeckers. (Bunte Kuh.)

tigtsten Vitalienbrüder Klaus Störtebecker und Gödecke Michel im Jahre 1402, aber erst dreißig Jahre später, als Emden durch Cirksena erobert wurde, fiel das letzte Räubernest, und die Vitalienbrüder waren vernichtet.

Neben diesen Schwierigkeiten erwuchsen der Hansa noch größere politische, teils durch die Kalmarsche Union, welche 1397 die drei nordischen Reiche vereinigte, teils durch die inneren Streitigkeiten der Städte, infolge Kampfes der Zünfte gegen den Rat. Der Gipfelpunkt ihres Ruhmes und ihrer Macht war überschritten.

Die Gründung des befestigten Helsingör durch den Unionskönig Erich mit der ausgesprochenen Absicht, den Sund zu sperren und die Zollfreiheit der Hansa zu schmälern, rief 1427 wieder Krieg zwischen den alten Gegnern hervor. Trotz aller Schädigung vermochte die Hansa noch hundert Schiffe mit sechstausend Mann zu stellen und die dänischen Inseln zu verwüsten, aber das Unglück heftete sich an ihre Fersen. Tiedemann Steen, Bürgermeister von Lübeck und Befehlshaber der Flotte, griff im Sunde zu früh die dänische Flotte an, siegte zwar mit den Lübecker Schiffen, aber die Hamburger wurden geschlagen, und er mußte aus dem Sunde weichen. Wenige Stunden darauf fiel eine mit kostbaren Waren beladene hansische Handelsflotte von dreißig Schiffen, welche Steen, anstatt sich zu schlagen, hatte geleiten sollen, nach hartem Kampfe in die Hände der Dänen.

Das Mißgeschick war schwer, aber dennoch lief bald nachher eine Hansaflotte von zweihundertsechzig Schiffen mit zwölftausend Mann Besatzung aus Wismar aus, um die Unionsflotte vor Kopenhagen zu vernichten, freilich um ebenfalls unverrichteter Sache heimkehren zu müssen, da Erich seine Maßregeln zur Verteidigung des engen Fahrwassers getroffen.

Im nächsten Jahre erschien eine Unionsflotte von siebzig Schiffen plötzlich vor Stralsund. Sie verbrannte die Schiffe im Hafen und segelte südwärts, mußte aber wegen Nordsturm beim Ruden vor Anker. Da gelang es der Tapferkeit und dem Mute eines einzelnen Mannes, durch sein Vorbild das zu erreichen, was die Hansa im verflossenen Jahre mit einer mächtigen Flotte vergeblich erstrebt.

Es war der Bürgermeister von Stralsund, Klaus von der Lippe, dem seine Vaterstadt und die ganze Hansa einen glänzenden Seesieg verdankten. Während



Angriff der Stralsunder Kauffahrer auf die dänische Flotte 1428.

die Dänen beim Ruden lagen, kamen einige bewaffnete Kauffahrer an die Stadt. Mit ihnen und verschiedenen andern Schiffen, welche auf Lippes Zureden von den Bürgern besetzt wurden, beschloß er den Dänen aufzulauern, die wegen des Nordsturmes nicht um Rügen herumsegeln konnten. Als diese dann wieder an der Stadt vorbei wollten, griffen die Stralsunder sie so überraschend an, daß die Dänen sofort einige große Schiffe einbüßten, die, von den Siegern sogleich bemannt und zum weiteren Angriff verwendet, ihnen das Übergewicht gaben. Die gesamte Dänenflotte wurde von den braven Stralsundern teils vernichtet, teils zerstreut. Nur das Admiralschiff, bereits erobert, aber von den Dänen zurückgenommen, entkam nach Kopenhagen. Dreihundert Dänen wurden gefangen, dreihundert andere, welche die schwedischen Zölle nach Kopenhagen führten, von den Rostockern und Wismaranern genommen.

Der Wohlstand der Hansa litt jedoch bedeutend durch den Krieg, und außer der oben geschilderten That wurde während seiner zwanzigjährigen Dauer nicht

viel Ruhm erzielt. Die alte Einigkeit von 1370 war gewichen, einzelne Städte machten einseitig Frieden, die Holländer fielen überhaupt von der Hansa ab, aber trotzdem entwickelten die einzelnen Glieder des bisher so mächtigen Bundes eine noch große Zahl und griffen oft in die Kriege der roten und weißen Rosen von England, der York und Lancaster ein.

Die verbrieften Rechte der deutschen Kaufleute in London wurden von den Engländern mißachtet, ja unter nichtigem Vorwande von Graf Warwick 1458 eine Flotte von achtundzwanzig deutschen Kauffahrern bei Calais überfallen, wobei der Graf allerdings mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen ward. Schließlich wurden alle Hansen in London mit Ausnahme der Kölner geplündert und mißhandelt. Da griffen erstere zu ernsteren Gegenmaßregeln, namentlich Hamburg, Bremen und Danzig, letzteres sandte seine Auslieger (Kreuzer) unter Paul Beneke in den Kanal, die den Engländern gewaltigen Schaden zufügten. — Die Schiffsmannschaften landeten an den Küsten, verwüsteten das Land viele Meilen weit, alle englischen Schiffe wurden genommen, wo sie sich sehen ließen, und die Gefangenen gehenkt.

Besonders that sich Paul Beneke hervor. Er nahm das große englische Schiff St. Johann, das als Kaper die Osterlinge bedeutend geschädigt; ebenso eine sehr große mit einer Ladung von über eine Million Mark in Wert unter burgundischer Flagge, weil sie mit englischen Gütern beladen war und nach damaligem Grundsatz feindliches Gut auch feindliches Schiff machte.

Diese scharfe Kriegführung und die erlittenen Schäden machten die Engländer mürbe, und da auch die östlichen Hansen der Fehde satt waren, kam es 1474 zu einem Frieden. Eduard IV. bestätigte die alten Rechte der Hansen und zahlte 10 000 Pfund Sterl. Entschädigung.

Inzwischen begann das Zeitalter der Entdeckungen, an denen sich zuerst die Portugiesen unternehmend beteiligten, während Kolumbus, Cortez und ihre Epigonen folgten.

Die neue Welt mit ihren unermeßlichen Schätzen erhielt neue Herren, wodurch Geschichte und Geschicke der alten mächtig beeinflußt wurden, aber Deutschland ging leer aus durch eigene Schuld.

Eigennutz, erneuerte Kämpfe mit den Dänen um die Herrschaft des Nordens, politische und religiöse Zerrissenheit, Mangel an weiterem Blick sowohl seitens der Fürsten wie des Volkes ließen Deutschland in seiner Allgemeinheit an der Neuverteilung der Welt nicht teilnehmen. Es verblieb in den kleinlichen heimischen Verhältnissen; dadurch stieg auch die Hansa rascher und rascher von der hohen Stufe herab, die sie eingenommen, und ihr Stern begann zu erbleichen.

Der Mut und Unternehmungsgeist einzelner Deutschen, die ihre Zeit begriffen, vermochte leider nichts an dieser trüben Thatsache zu ändern. Ein Martin Behaim aus Nürnberg, jener gelehrte Kaufmann und Erfinder des Globus, sowie Verbesserer des für die Schiffahrt so wichtigen Astrolabiums, begleitete die portugiesischen Entdecker auf ihren Fahrten und wurde dafür im Auslande mit hohen Ehren belohnt, aber für seines Vaterlandes Größe nutzte er direkt wenig.

Der unternehmende Handelsgeist der Fugger und Welser versuchte sich in großartiger Weise in den transatlantischen Ländern. Mit einem Freibriefe Emanuels von Portugal knüpften sie direkte Handelsbeziehungen mit Ostindien an.

Den Welsern gab Kaiser Karl 1528 zur Deckung hoher Schuldverpflichtungen die Küste von Venezuela zu Lehen. Doch anstatt die dort heimischen Schätze tropischer Fruchtbarkeit zu heben, vergeudeten die verblendeten Führer der deutschen Expedition Geld, Zeit und Menschen an die Aufsuchung von Goldminen und ließen das Unternehmen, das Deutschland zu einer großartigen Kolonialmacht machen konnte, kläglich scheitern. Nach dreißigjährigem Besitz wurde durch Urteil des indischen Rats das Königreich Venezuela den Welsern wieder abgesprochen. Die letzte Aussicht für Deutschland, Weltmacht zu werden, war für mehr als drei Jahrhunderte verloren.

Die erwähnten neuen Kämpfe der Hansen mit Dänemark, auf dessen Seite Holland stand, brachen 1509 aus und dauerten drei Jahre, aber ihre ganze Natur war eine andere geworden. Der Gemeinsinn war gewichen von den Hansen, die Bürger kämpften nicht mehr selbst zu Wasser und zu Lande, sondern nur Söldner und Landsknechte.

Wohl wurden trotzdem noch einzelne Waffenthaten vollführt, die an alte Zeiten erinnerten, und namentlich Lübecks früherer Seeruhm bewährte sich noch in manchem harten Strauß. Sein „Eiserner Heinrich", eine besonders starke und bewaffnete Fredekogge, hielt die Dänen von der Trave ab, der lübische Auslieger Kurd König nahm in wenigen Tagen dem Feinde vierzig Schiffe; bei Bornholm ward tapfer, wenn auch ohne Entscheidung gekämpft, bei Danzig eine holländische Handelsflotte von zweihundertfünfzig Segeln teils vernichtet, teils genommen, bei Hela in einem zweiten Seegefechte mit den Dänen, deren Admiralschiff der „Engel" zerstört, aber im großen und ganzen fehlte das Selbstvertrauen, wie es sich früher so mächtig äußerte, und der Friede wurde gesucht. Leider sollte er nicht lange vorhalten. Schon 1523 brach der Krieg wieder gegen den Unionskönig Christian II. aus.

Noch einmal flammte die alte Macht der Hansen auf, wenn gleich sie nur durch fünf Städte, Lübeck, Danzig, Rostock, Wismar und Stralsund, vertreten wurden. Sie übergaben das den Dänen entrissene Stockholm an ihren Schutzkönig Gustav Wasa, sie verbrannten Helsingör, verwüsteten Bornholm, bedrohten Kopenhagen, eroberten Seeland und zerstörten das ihnen so verhängnisvoll gewesene Werk Margaretens, die Union von Kalmar, indem für den geflohenen Christian II. Friedrich von Holstein zum Könige gewählt wurde.

Das war aber der Schluß der hansischen Machtzeiten. Von nun an ging es abwärts; im nächsten Kriege mit den nordischen Reichen 1534 bis 1536 verlor die Hansa die seit hundertfünfzig Jahren ausgeübte Herrschaft über Skandinavien und damit das politische Übergewicht im Norden Europas. Es folgte auch der Ruin des Wohlstandes durch ein bis jetzt noch unerklärtes Naturereignis. Der Hering, dessen Fang an der Küste von Schonen die Grundlage zur Macht der Hansa gelegt, verließ die Gegend und wandte sich zur Nordsee. Die Osterlinge hatten versäumt, zur rechten Zeit sich jenseits des Oceans ein

neues Feld für ihre Handelsthätigkeit aufzuthun, wie andere Nationen. Als deshalb der Heringsfang aufhörte, büßten sie auch ihren Wohlstand und ihr Ansehen ein.

Der berühmte Bürgermeister Lübecks, Jürgen Wullenweber, ein Mann von seltener Energie und Thatkraft, hegte den hochfliegenden Plan, die Hansa dadurch zu erneuern, daß er Lübeck zum Hort der demokratischen und lutherischen Bewegung machte, welche damals Deutschland durchzitterte, allein er fand bei den übrigen Hansen keine Unterstützung und unterlag im Kampfe gegen Aristokratie und Katholizismus als Opfer seiner Ideen. Sein Haupt fiel 1537 unter dem Beil. Trotzdem zeigte von allen Gliedern der Hansa Lübeck noch am meisten und längsten Lebenskraft. Als Erich XIV. von Schweden die alten Rechte der Hansen 1560 aufhob und außerdem lübische Schiffe kapern ließ, schloß Lübeck als letzte politische That des dreihundertjährigen Bundes ein Bündnis mit Dänemark gegen Schweden und begann den Krieg, freilich um, wenn auch siegreich, dennoch seine letzte Kraft zu opfern.

Einundvierzig dänische und dreizehn lübische Fredekoggen unter Führung des dänischen Admirals Peter Skramm und zweier Lübecker Ratsherren errangen 1564 zwischen Öland und Gotland nach dreitägigem Kämpfen einen Seesieg, der ihnen auch das schwedische Admiralschiff, das damals größte Kriegsschiff von 160 Fuß Länge und 40 Fuß Breite mit zusammen 173 Geschützen (davon allerdings mehr als hundert von sehr kleinen Kalibern) in die Hände lieferte.

Im folgenden Jahre machte sich die Sache nicht so gut. Achtzehn lübische Schiffe gingen in See, aber ihr größtes, der „Engel", flog durch Unvorsichtigkeit mit zweihundert Mann in die Luft, und in der zweitägigen Schlacht zwischen Rügen und Bornholm siegten die Schweden. Trotz des tapfersten Widerstandes wurde der dänische Admiral gefangen genommen, und die Lübecker mußten schließlich sich auch zurückziehen. Ihr Admiral kämpfte einen Tag lang gegen fünf schwedische Schiffe und verlor dabei dreihundert Mann.

Diese furchtbare Seeschlacht kostete beiden Parteien fünftausend Mann an Toten. Das große Unglück vermochte die Lübecker jedoch nicht niederzudrücken. Im Jahre 1566 wurden von der tapferen Stadt unter Bürgermeister Tinnagel abermals elf Kriegsschiffe hinausgeschickt, die, wenn auch unentschieden, bei Gotland kämpften. Einige Zeit danach scheiterten von der vereinigten Flotte bei Wisby während eines furchtbaren Sturmes zehn dänische und drei lübecksche Schiffe, und beide Admirale ertranken. Aber auch dieser Schlag entmutigte den alten Vorort der Hansa nicht, und man muß mit wahrer Hochachtung auf solche Thatkraft blicken.

Während der beiden folgenden Jahre hatte Lübeck wieder zehn Kriegsschiffe, darunter sein Admiralsschiff „Adler", das größte deutsche Schiff seiner Zeit, in See und zugleich die Genugthuung, daß sich kein schwedisches Schiff aus den Häfen wagte. Im Kiel nur 62 war der Adler vom Heck bis Bugspriet 112 lübische Ellen lang, und seine Höhe betrug 36 Ellen, wovon man wohl 12 unter Wasser rechnen kann. Der Großmast hatte 30, die große Raa 59 Ellen Länge, das Ankertau einen Umfang von 24 Zoll.

Die Bemannung belief sich auf fünfhundert Kriegsknechte, vierhundert Seeleute, hundertfünfzig Konstabler (Geschützbedienung). Die Bewaffnung bestand aus acht vierzigpfündigen Kartaunen, sechs halben Kartaunen, sechsundzwanzig Feldschlangen von acht- bis zehnpfündigem Kaliber und aus noch fünfunddreißig andern kleineren Geschützen; dieselben waren auf drei verschiedenen Verdecken verteilt.

Welch gewaltige Kraft mußte einer Stadt innewohnen, die jahrelang hintereinander und trotz so schwerer Verluste immer neue Flotten und darunter solche Schiffe wie den „Adler" gegen den Feind ausschicken konnte, und welche Bewunderung verdient die Seetüchtigkeit unserer hansischen Vorfahren.

Bei alledem erschöpfte sich Lübeck aber doch, da die übrigen Seestädte es schmachvoll im Stiche ließen, und aus dem 1570 geschlossenen Frieden ging es nur sehr geschwächt und mit Verlust der Handelsfreiheiten in Schweden hervor. Es hatte vergebens gekämpft und sich für die untreuen Hansen geopfert.

Aber auch von dem Bundesgenossen Dänemark erntete es nur Undank. Ersteres erhöhte die Sundzölle, nahm den Hansen die uralte Gerichtsbarkeit auf Falsterbode, erkannte bald überhaupt ihre Privilegien nicht mehr an und verbot ihnen den Fischfang an der Küste von Island.

Noch einmal bot sich den Hansen die Gelegenheit, das verlorene Ansehen wieder zu gewinnen, als die Niederländer sich gegen Spanien erhoben. Aber vergebens war deren Notschrei um Hilfe; die Deutschen hörten nicht darauf, und damit war das letzte Band zwischen den einstigen Landes- und Stammesgenossen zerrissen.

Als der gewaltige Freiheitskampf gegen Spanien ausgekämpft war, da hatte sich das kleine Holland, in dessen Bewohnern der Geist der alten Bataver und



Hanseatische Fredekoggen des 16. Jahrhunderts.

Friesen voll wieder auflebte, zu einem reichen und mächtigen Seestaate aufgeschwungen. — Der einst so mächtigen Hansa, welcher Eduard IV. von England als Besiegter noch schwere Kriegsentschädigung zahlte, waren von Elisabeth die vierhundertjährigen Handelsvorrechte in England und eine Flotte von sechzig Handelsschiffen in der Mündung des Tajo genommen, ohne daß jene anders als mit Worten dagegen zu protestieren wagte. Das Jahr 1260 hatte den ersten Hansetag zu Lübeck gesehen, 1630 tagte in demselben ehrwürdigen Saale des Vororts der letzte. Der mächtige Bund war aufgelöst.

Gustav Adolf hielt sämtliche deutsche Häfen gesperrt: Kaiser Ferdinand forderte von den Hansestädten Schiffe, um die deutsche Herrschaft über die Ostsee zu beanspruchen und zu behaupten, aber jene, die jahrhundertelang die nordischen Kronen vergeben, mußten ihre Ohnmacht erklären und konnten dem Kaiser nicht helfen.

Die deutsche Seemacht war zu Grabe getragen, um achtunggebietend erst nach mehr als zwei Jahrhunderten wieder zu erstehen.

Der dreißigjährige Krieg vernichtete die letzten Reste städtischer Kraft, der Wohlstand und die Tüchtigkeit deutschen Bürgertums war für lange Zeit gebrochen und von ihm ein Wiederaufleben deutscher Seemächtigkeit nicht zu erhoffen.

Das sagte sich auch ein Fürst, dessen Bild hell und glänzend aus jener dunkeln traurigen Zeit zu uns herüber strahlt, Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg. Gleichzeitig erkannte aber auch sein weiter staatsmännischer Blick, daß nur Teilnahme an der Herrschaft des Meeres ein Land groß und mächtig machen könne, das von den Wogen des letzteren bespült wird.

Deshalb suchte er den unterbundenen Lebensnerv Norddeutschlands wieder zu neuer Thätigkeit zu erwecken, mit gewaltiger Thatkraft und zäher Ausdauer den deutschen Seehandel zu heben, eine Marine zu schaffen und Kolonien zu gründen, um seinem erschöpften und verarmten Lande den Weg zu Wohlhabenheit und Macht zu bahnen. Wohl hatte er mit den ungünstigsten Verhältnissen zu kämpfen; es fehlte ihm an geeigneten Häfen, die Staatskassen waren leer, die Kaufmannschaft besaß weder Kapital noch Unternehmungsgeist; aber der feste Wille des Kurfürsten suchte trotzdem diese Schwierigkeiten zu überwinden.

Wären seine Nachfolger ihm auf dieser Bahn gefolgt, so hätten sich seine Pläne und Hoffnungen wohl verwirklichen lassen, doch da jene leider das Seewesen gänzlich vernachlässigten, so blieb auch das Streben Friedrich Wilhelms ohne nachhaltigen Erfolg. Das was er schuf nach dieser Richtung, und was selbst den großen seefahrenden Nationen Achtung vor dem kleinen Brandenburg abnötigte, zerfiel nach seinem Tode wieder.

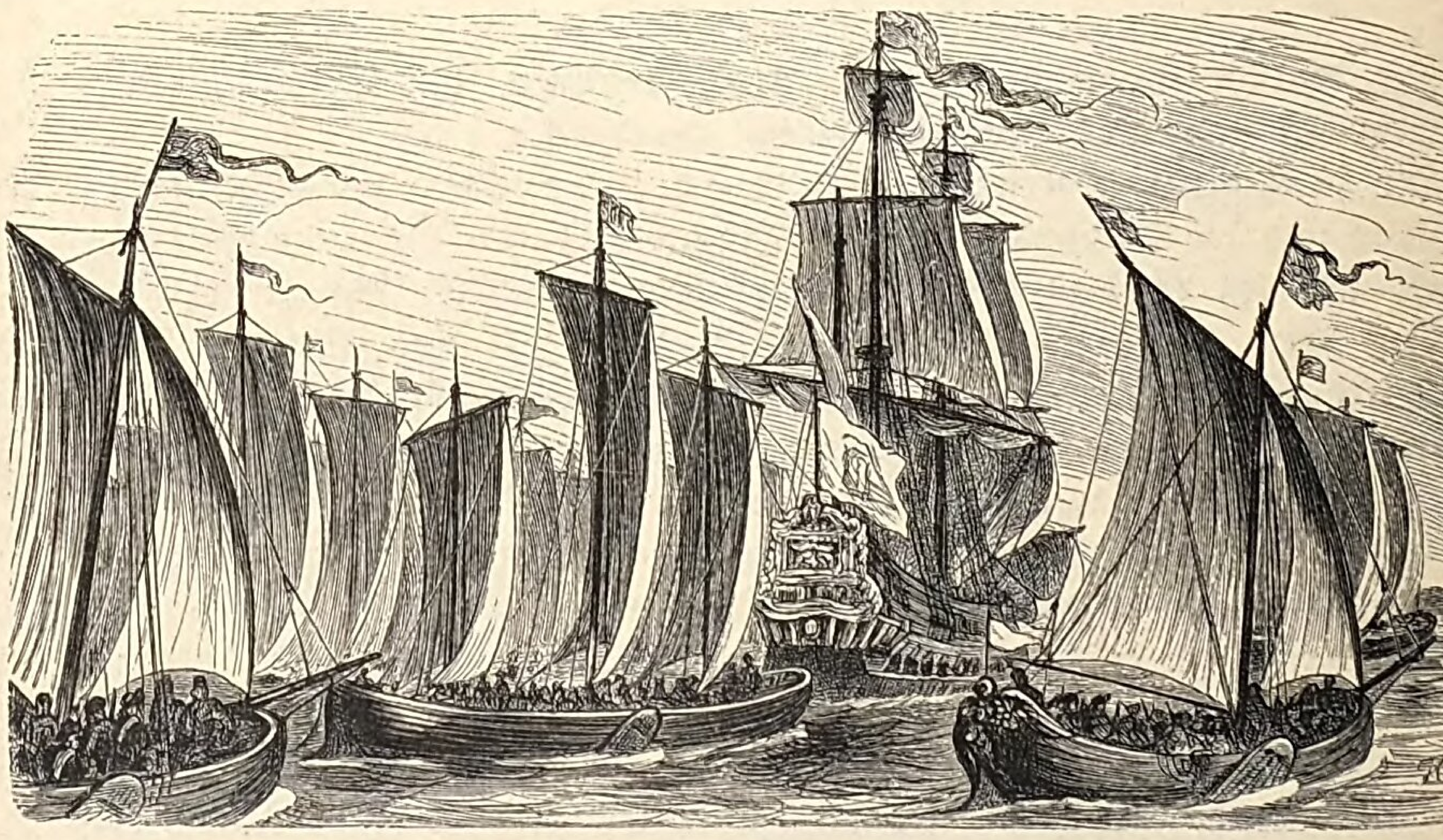
Bereits 1647 suchte der Kurfürst nach holländischem Vorbilde eine ostindische Handelsgesellschaft zu gründen; es bot sich Gelegenheit, Tranquebar von den Dänen für 120000 Thaler zu kaufen, doch der großartige Gedanke scheiterte an Kapitalmangel, um erst dreißig Jahre später in anderer Form wieder aufgenommen zu werden.

Als Schweden an Brandenburg auf Betreiben Frankreichs 1674 den Krieg erklärte, machte ein unternehmender Holländer, Benjamin Raule, dem Kurfürsten

den Vorschlag, ihm Kaperbriefe gegen Frankreich und Schweden auszustellen. Friedrich Wilhelm ging darauf ein, und alsbald nahm Raule zehn schwedische Schiffe und brachte sie nach Seeland auf.

Die Generalstaaten legten jedoch dem Verkauf der Prisen trotz der Vorstellungen des Kurfürsten Schwierigkeiten in den Weg; sie gaben vier von den Schiffen frei, weil Holländer versicherten, darin Waren verladen zu haben, und es erwuchsen für Brandenburg aus der Affaire allerlei Unzuträglichkeiten.

Trotzdem faßte der Kurfürst zu dem unternehmenden Raule Vertrauen, ernannte ihn zu seinem Rat und Marinedirektor und schloß mit ihm einen neuen Vertrag zur Stellung von Kriegsschiffen, mit deren Hilfe die Schweden an der Küste Vorpommerns bekämpft werden sollten.



Brandenburgische Überfahrtsflotte nach Rügen. Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

Diese Schiffe waren die drei Fregatten „Kurprinz", „Berlin" und „Spanien" von je zwanzig, sechzig und zehn Geschützen, zu denen noch zwei kleinere Fahrzeuge traten, und über welche der Holländer Kornelius van Beveren den Oberbefehl führte.

Das Geschwader erhielt den Auftrag, die mecklenburgischen und pommerschen Küsten zu blockieren und sich der dänischen Flotte gegen die Schweden anzuschließen.

Während der „Kurprinz" nach Schonen hinauf kreuzte, glückte es den Fregatten „Berlin" und „Spanien", an der großen Seeschlacht zwischen Bornholm und Moen, in der die Schweden vom dänischen Admiral Niels Juel am 4. und 5. Juni 1676 aufs Haupt geschlagen wurden, teilzunehmen, die schwedische Fregatte „Leopard" von zweiundzwanzig, sowie einen feindlichen Brander von acht Geschützen zu nehmen und beide nach Kolberg zu bringen, worüber am kurfürstlichen Hofe große Freude herrschte. Außerdem nahmen die Fregatten noch drei feindliche



Schlacht bei Bornholm.
Nach dem Ölgemälde von Hans Bohrdt.

Handelsschiffe mit kostbarer Ladung, die sofort bewaffnet und mit sieben andern kleineren Fahrzeugen auf dem Haff zur Verhinderung der Verbindung zwischen Stettin und den vorpommerschen Städten verwendet wurden. Im nächsten Jahre schloß der Kurfürst mit Raule abermals einen Vertrag über Stellung von sechs Schiffen, um sie bei der bevorstehenden Belagerung von Stettin zu verwerten, und da er selbst auch noch einige Schiffe ausrüstete, so zählte die Flottille bereits im zweiten Jahre ihres Bestehens dreizehn Fahrzeuge: die fünf Fregatten „Kurfürst", „Berlin", „Spanien", „Windhund" und „Prinz Ludwig", die Gallioten „Marie", „Potsdam", „Spandau" und fünf kleinere, von zusammen 119 Geschützen und 656 Mann Besatzung.



Brandenburgisches Kanonenboot von dem die Landung auf Rügen darstellenden Gobelin im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Dies Geschwader unterstützte den Kurfürsten ganz wesentlich bei der Eroberung Stettins, Stralsunds und Rügens, aber der Besitz der vorpommerschen Häfen, an deren Erwerb Friedrich Wilhelm so große Hoffnungen für die Entwicklung des Seehandels geknüpft, ging leider durch den Frieden von St. Germain wieder verloren.

Ein wiederholter Versuch, eine Gesellschaft für überseeischen Handel zu gründen, scheiterte sowohl in Königsberg wie in Pillau an Kapitalmangel und Teilnahmslosigkeit der Kaufmannschaft, doch ließ sich auch dadurch der Kurfürst nicht von seinen maritimen Bestrebungen abschrecken. Raules Vorschlag, die seit Jahren ohne alle Entschuldigung rückständigen spanischen Subsidien im Betrage von 1800000 Thaler durch Repressalien beizutreiben, fand den Beifall Friedrich Wilhelms. Ein Geschwader, bestehend aus sechs Fregatten: „Kurprinz", „Dorothea", „Friedrich Wilhelm", „Rote Löwe", „Fuchs" und „Berlin" mit zusammen 160 Geschützen und 685 Mann Besatzung, lief 1680 aus, um im Kanal gegen spanische Schiffe zu kreuzen. Bei Ostende wurde bald darauf eins der letzteren „Carolus Secundus", mit achtundzwanzig Geschützen genommen und nach Pillau geschickt.

Vier Fregatten gingen dann nach Westindien, das Glück war ihnen jedoch nicht hold, und während des ganzen Winters kaperten sie nur ein Schiff.

Die übrigen Mächte, welche mit Besorgnis auf das Erscheinen eines brandenburgischen Geschwaders im Ocean blickten, suchten zu vermitteln, doch ohne Erfolg. Der Kurfürst ließ neue Rüstungen machen, und die vier Fregatten „Markgraf von Brandenburg", wie der genommene Carolus II. jetzt hieß, der „Rote Löwe", „Fuchs" und „Friedrich Wilhelm" unter Kapitän Alders wurden vor die Straße von Gibraltar entsandt, um der spanischen Silberflotte aufzulauern, während Kapitän Lacher mit drei anderen Schiffen im Kanal kreuzte. In Spanien erregte die Ankunft des brandenburgischen Geschwaders vor dem Mittelmeere großen Schrecken, und schleunigst wurden nicht weniger als zwölf Kriegsschiffe gegen dasselbe entsandt. Am 30. September 1681 kamen beide Geschwader bei St. Vincent einander in Sicht. Alders glaubte die Silberflotte vor sich zu haben und griff kühn an, sah

aber bald, daß er sich geirrt und zog sich nach zweistündigem Gefecht und mit einem Verluste von vierzig Mann vor der Übermacht nach Lagos zurück.

Als er bald darauf wieder in See gehen wollte, hatte die Silberflotte den heimischen Hafen erreicht.

Dies abermalige Mißgeschick und der geringe Erfolg einer so kostbaren zehnmonatlichen Kreuzfahrt, sowie die ernsten Vorstellungen der Holländer und anderer Mächte, deren Handel durch das Geschwader von Lacher, der alle ihm verdächtigen Schiffe anhielt und untersuchte, sehr beeinträchtigt wurde, bewog den



Die brandenburgische Marine auf offener See.
Nach dem 1684 entstandenen Gemälde von Lieve Verschuder, jetzt im Arbeitszimmer Sr. Maj. Kaiser Wilhelms II. im Königl. Schlosse zu Berlin.

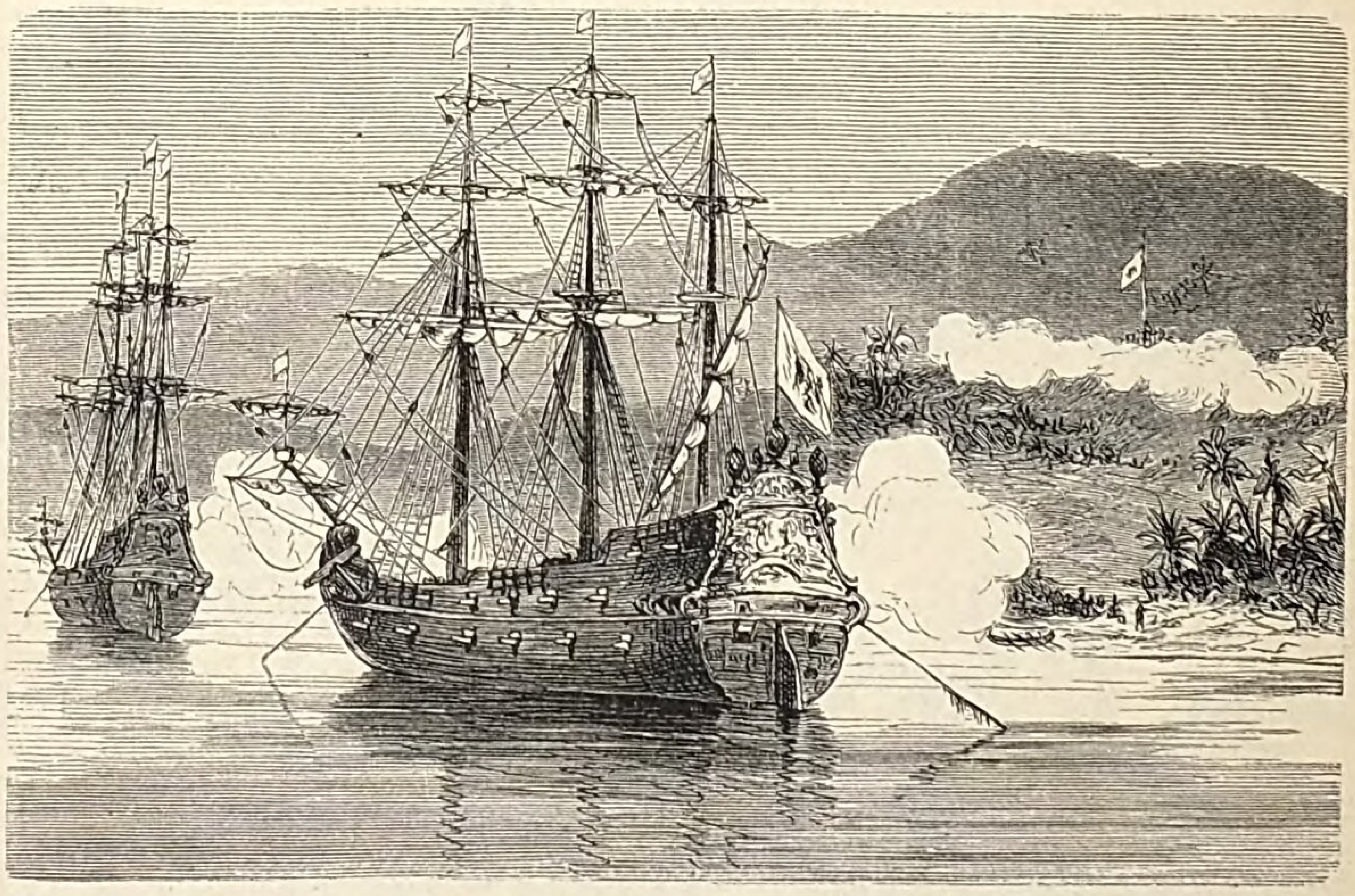
Kurfürsten, den Kampf gegen Spanien aufzugeben, dagegen aber Raules Vorschlag anzunehmen und eine Kolonie an der afrikanischen Küste zu gründen, um für die dort anzuknüpfenden Handelsbeziehungen einen Halt zu haben.

Um diesen Plänen eine feste Gestaltung zu geben, wurde der Kammerjunker Major von der Gröben, ein Mann von Thatkraft und deutscher Wanderlust, der schon acht Jahre lang aller Herren Länder bereist, vom Kurfürsten auserſehen und mit den beiden Fregatten „Kurprinz“ und „Morian“ von zweiunddreißig und zwölf Geschützen von Glückstadt aus 1682 nach der Küste von Guinea zur Gründung einer Kolonie und Erbauung eines Forts entsandt.

Ein Fähnrich, zwei Ingenieure, mehrere Unteroffiziere und vierzig Soldaten wurden außer der seemännischen Besatzung eingeschifft.

Die Reise ging unter mancherlei Fährlichkeiten über Madeira und Teneriffa, dessen Pik der naive Gröben eine Höhe von „acht deutschen Meilen“ beilegt, zunächst zum Senegalfluß, und von dort über Sierra Leone bis zu dem holländischen Fort del Mina, teils um zu handeln, teils um sich nach einem geeigneten Platze für Anlage einer Faktorei und eines Forts umzusehen.

Die Holländer, welche die Herrschaft über die ganze Goldküste beanspruchten versuchten die Brandenburger in ihrem Vorhaben durch Drohungen zu schrecken, aber der mannhafte Gröben ließ sich nicht einschüchtern. Indem er sie ironisch aufforderte, doch den Negern, wenn sie deren Herren seien, den Handel mit anderen



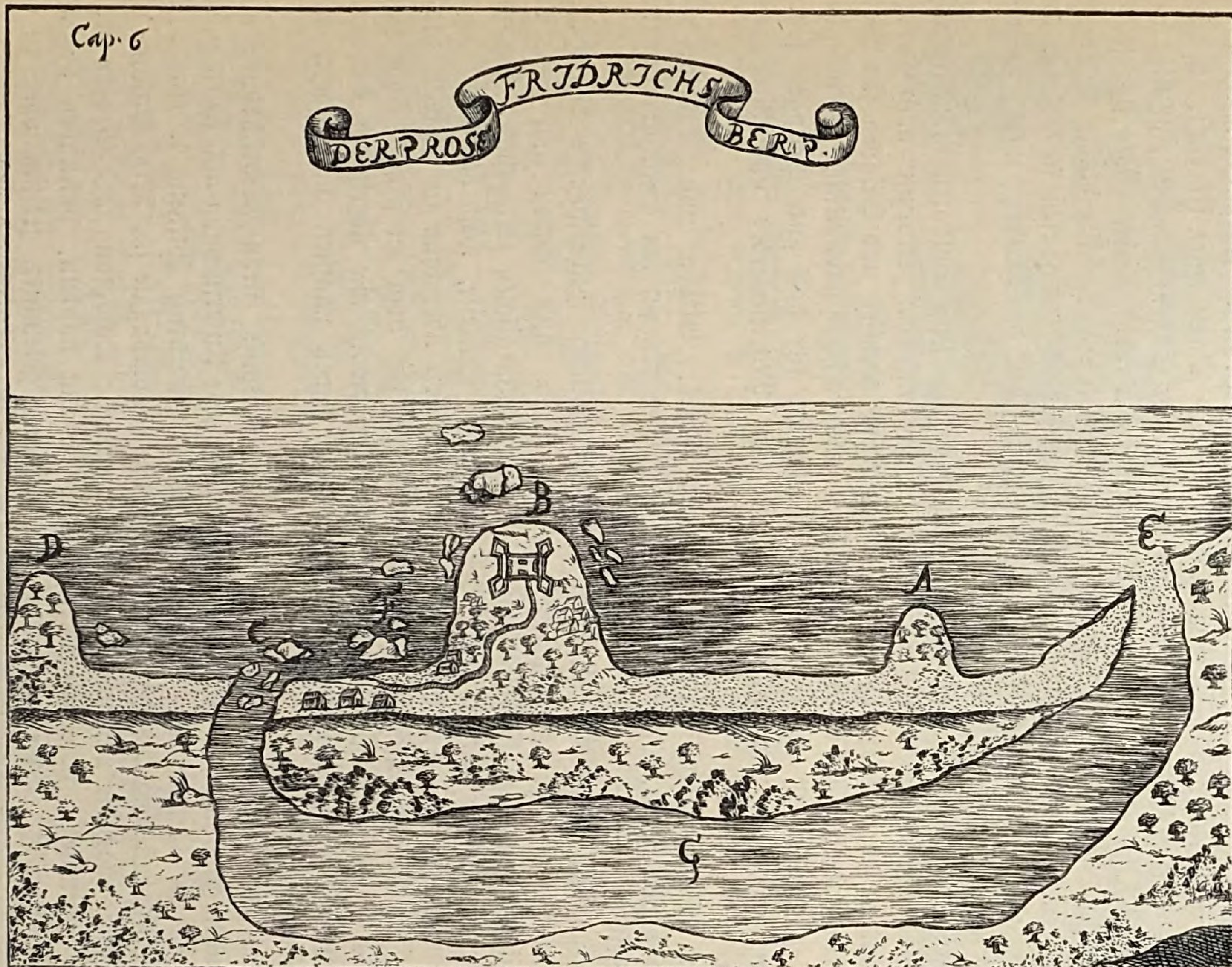
Aufhissung der kurfürstlichen Flagge an der Guineaküste.
Morian. Kurprinz.

Nationen zu verbieten, schließt er seine Erzählung des Vorfalles mit den Worten: „Wir traktierten darauf die Deputierten sehr höflich und ließen bei ihrem Abzuge unsere ganze Lage und Musqueterey scharf Feuer geben, zu erweisen, daß wir stündlich parat wären, denjenigen, der uns vertreiben wollte, zu erwarten.“

Dies Verfahren hatte den gewünschten Erfolg, und die Brandenburger wurden in Ruhe gelassen. Am Kap der drei Spitzen, in der Nähe von Axim, entdeckte dann Gröben einen günstigen Platz für Anlage eines Forts, einen Berg, dessen Fuß die See bespülte.

Die betreffenden Negerhäuptlinge zeigten sich erbötig, den Berg und das angrenzende Territorium zu verkaufen, und der Vertrag wurde vollzogen.

„Am 1. Januar 1683 brachte Kapitän Voß vom „Churprinz“, erzählt Gröben, „die große kurfürstlich brandenburgische Flagge vom Schiffe. Sie wurde mit Pauken und Schallmeyen aufgeholt, mit allen im Gewehr stehenden Soldaten empfangen und an einem hohen Flaggenstock aufgezogen, dabei mit fünf scharf geladenen Stücken das neue Jahr geschossen, denen jedes Schiff mit fünf geantwortet und wieder mit drei bedanket.



Der „große Friedrichsberg", brandenburgisches Fort an der Küste von Guinea. Genaue Nachbildung des Kupfers aus Otto Friedrich von der Gröbens „Guineische Reisebeschreibung. Marienwerder, Gedruckt bei Simon Reinigern. Anno 1694."

„Bezeichnung des Berges und des Forts."

„B Ist der Grosse Fridrichs-„Berg, lieget 4. Ruten „hoch, ist lang 30. Ruten, „Breite 12., der Grund „ist gantz Leimicht, er-„strecket sich bey 5. Ruten „in die See, lieget vom „Munde des Flusses C „1000. Schritt, vom Berge.

„D eine starke halbe Meile, „vom Berge A aber, 2030. Schritt.

„F Sind die Klippen so beym „Berge liegen.

„E und C sind die zwey „Mündungen des Flusses, „E ist zu Summers-Zeiten „stets trucken, C hat die „Ebbe und Fluht, ist 4. „Ruten breit, und bey „hohem Wasser 6 Schue „tieff, dabey gantz Klip-„picht.

„G Ist der Fluß so zu Win-„ters-Zeiten den Berg „zur Insel macht."

„Und weyl Sr. Churf. Durchlaucht Nahmen in aller Welt Groß ist, also nannte ich auch den Berg den Großen Friedrichs Berg."

Man begann nun sofort das Fort zu erbauen, aber dies ging nur unter den größten Schwierigkeiten von statten. Das Fieber wütete unter den Brandenburgern ganz ungemein stark. Die Ingenieure, Gröbens Fähnrich und Sekretär, Matrosen und Soldaten starben, von vierzig Mann der letzteren konnten nur fünf Wache thun. Erst nach Rückkehr des weitergegangenen „Morian" wurde der in das Stocken geratene Bau vollendet. Noch einmal versuchten die Holländer, ihre Hoheitsrechte geltend zu machen, wurden aber wiederum gebührend von Gröben abgefertigt und begnügten sich dann mit einem Protest. Ebenso plante ein in der Nähe wohnender Negerstamm mit viertausend Mann einen Überfall. Gröben hatte nur fünfzig Weiße und zweihundert bewaffnete Schwarze zur Verfügung, aber er zagte deshalb nicht und erwartete mutig den Feind. Dieser zeigte sich jedoch in der Nähe trotz seiner Überzahl wenig gefährlich. Sobald einige Kanonenschüsse gegen die anrückenden Schwarzen abgefeuert wurden, liefen sie davon, und „der Krieg hatte sein Ende", schreibt Gröben, „weil die Mohren nichts weniger als das schwere Geschütz vertragen können".

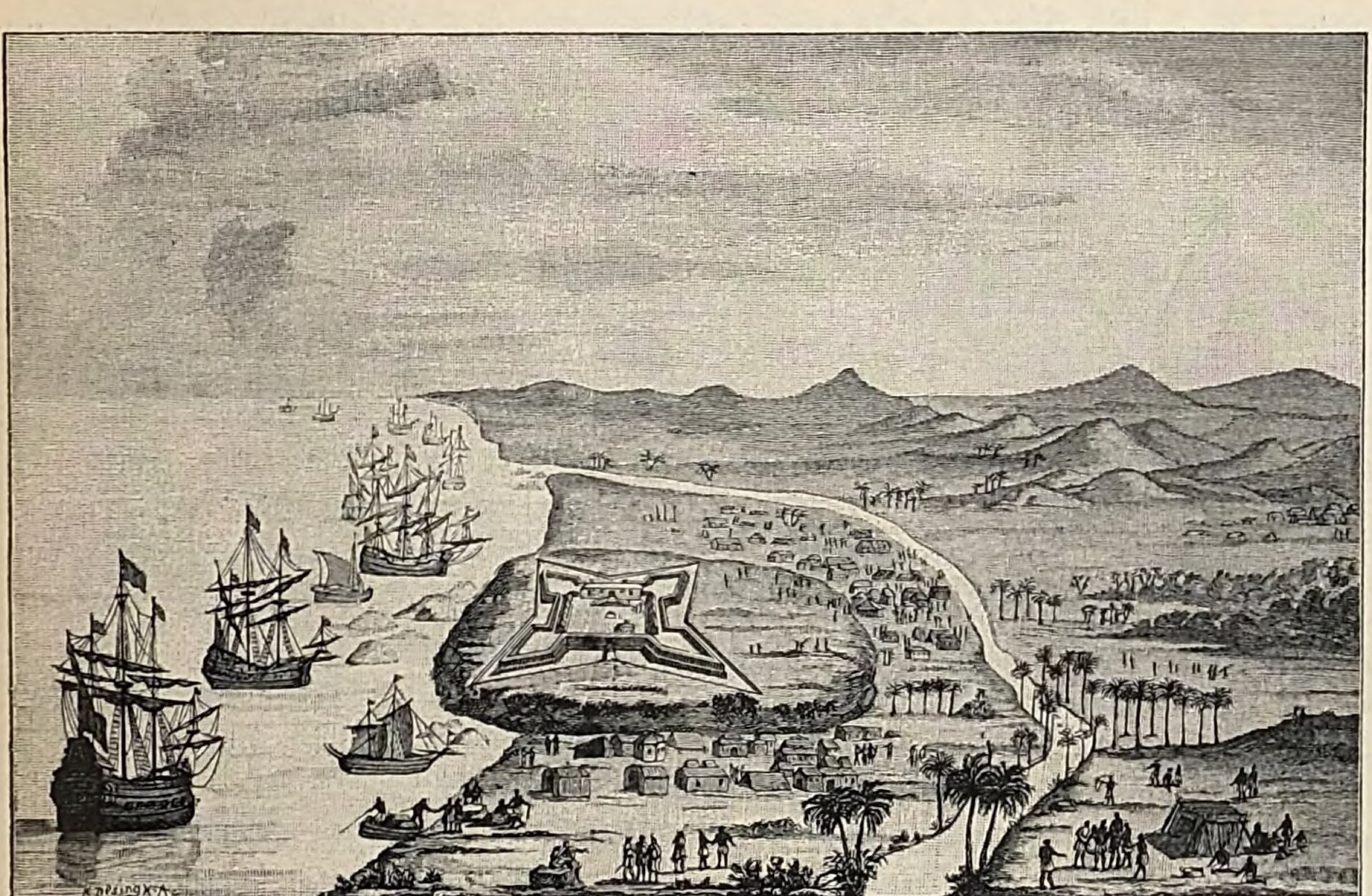
Damit war Gröbens Aufgabe erfüllt. Er ließ seine Soldaten als Besatzung zurück und schiffte sich, selbst noch schwer krank, auf dem „Morian" nach Europa ein, während der „Kurprinz" noch an der Küste verblieb und Sklaven für Westindien einhandelte. Glücklich traf Gröben nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit wieder in Berlin ein und wurde vom Kurfürsten für das gute Gelingen seiner Sendung mit der Amtshauptmannschaft von Marienwerder und Riesenburg belohnt.

Im nächsten Jahre entstanden noch zwei Forts, „Akkoda" und „Takarari" in der Nähe von Axim, und ebenso ward die Insel Arguin am Senegal erworben und befestigt.

Inzwischen hatte der Kurfürst trotz holländischen Widerspruchs den Hafen von Gretsyl an der Ems besetzt, und es wurde nun Emden zum Sitze der afrikanischen Handelsgesellschaft und zum brandenburgischen Kriegshafen gemacht. Erstere lieferte jedoch nicht die erwarteten Vorteile, weil die dabei angestellten Beamten zu unredlich waren. Der Kurfürst übernahm sie deshalb selbst, und sie ergab auch anfangs beträchtliche Überschüsse, doch bei seinem Tode fand sich eine so große Schuldenmasse vor, daß sie sowohl wie überhaupt die maritimen Bestrebungen des großen Mannes von seinen nächsten Nachfolgern aufgegeben wurden.

Die Kriegsschiffe verfaulten oder wurden verkauft, Groß-Friedrichsburg und die übrigen afrikanischen Kolonien blieben ohne jede Unterstützung und fielen zuletzt wieder in die Gewalt der Schwarzen. König Friedrich Wilhelm I. trat 1720 sein Recht darauf an die Holländisch-westindische Compagnie für 7200 Dukaten ab.

Damit war die mit so vielen Opfern erkaufte Schöpfung des Großen Kurfürsten vernichtet. Wie ein Meteor war sie am dunkeln, politischen Himmel Norddeutschlands erschienen, hatte eine Zeitlang geleuchtet, freilich ohne zu erwärmen, und war dann wieder im Dunkel der Nacht verschwunden.



Groß-Friedrichsburg und Umgebung.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung im Archiv des Generalstabs zu Berlin.

Die nächsten hundert Jahre waren politisch nicht dazu angethan, deutsche Seemächtigkeit von neuem in das Leben zu rufen. Friedrich des Großen umfassender Geist verkannte zwar nicht die Wichtigkeit derselben. Als er in den Besitz Ostfrieslands gelangt war, machte er 1751 Emden zum Freihafen, gründete die preußische Seehandlung und entsandte zur Belebung des Seehandels direkt Schiffe nach China und Bengalen, aber der Kampf auf Leben und Tod, den der große König bald zu führen hatte, lenkte seinen Blick notwendig von diesen Unternehmungen ab, und sie verkümmerten deshalb wieder.

Weniger bekannt dürfte sein, daß während des siebenjährigen Krieges auf dem Stettiner Haff auch ein Schiffstreffen geliefert wurde. Zwar endete es mit gänzlicher Niederlage der preußischen Fahrzeuge, weil sie eine zu große Übermacht gegen sich hatten, war aber deshalb durchaus nicht ruhmlos für die preußische Flagge. Als im Jahre 1758 die schwedische Flotte die Swine bedrohte, wurden vier Gallioten und vier Fischerfahrzeuge mit Geschützen bewaffnet und zur Beschirmung des Haffs am Repziener Haken aufgestellt. Fast ein Jahr lang verhinderte diese Flotille das Eindringen der Schweden; am 10. September 1759 bei einer Windstille griffen diese jedoch mit zwölf Rudergaleeren und zwei Bombardier-Gallioten das kleine Geschwader an, und nach zweistündiger tapferer Gegenwehr mußte sich dasselbe ergeben. Wie gekämpft war, ergab der Verlust der Schweden. Sie hatten 120 Mann Tote, eines ihrer Fahrzeuge wurde in Grund geschossen, ein zweites flog mit seiner Bemannung in die Luft, nachdem es in Brand geraten war. Die Namen der preußischen Fahrzeuge waren „Prinz Heinrich“,

„König von Preußen", „Jupiter", „Merkur", „Prinz Wilhelm", „Prinz von Preußen", „Mars" und „Neptun". Die braven pommerschen Kapitäne, welche sie befehligten, hießen Brun, Schwarz, Funk, Marquard, Braunschweig, Likfeld, Hanson und Barkhahn und verdienen wohl der Vergessenheit entrissen zu werden.

Napoleons I. Herrschaft hinderte jeden Aufschwung deutschen Seewesens, und erst in den langen Friedensjahren, deren sich Deutschland nach seinem Sturze zu erfreuen hatte, erholte sich der Seehandel, der so lange und so tief daniedergelegen, um mit Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen und sich in der Reihe der seefahrenden Nationen den dritten Platz zu erobern. Bis zu den vierziger Jahren war er zwar schon ziemlich lebhaft geworden, hatte sich aber namentlich von der Ostsee aus nur in engen räumlichen Grenzen bewegt und sich kaum über Europa hinausbewegt.

Nur Hamburg und Bremen, in denen der hanseatische Unternehmungsgeist nicht völlig erstorben war, ließen ihre Flaggen an allen Punkten der Erde wehen, wo Schiffahrt getrieben wurde. Die Klugheit und das kaufmännische Geschick ihrer Kaufleute verschafften überall dem deutschen Namen einen guten Klang.

Obwohl noch keine Kriegsflagge sie schützend deckte, hatten sie es verstanden, sich Vertrauen zu erwerben. Sie erreichten dadurch in fernen Landen oft ebensoviel und mehr als ihre Nebenbuhler, denen mächtige Flotten zur Seite standen, und bahnten als Pioniere dem übrigen Deutschland den Weg.

Im fünften Jahrzehnt folgten ihnen viele Hunderte von deutschen Schiffen auf allen Weltmeeren, überall gern gesehen und bevorzugt, selten um Fracht und Verdienst verlegen, und vielleicht wäre unter diesen Umständen der Gedanke an die Gründung einer deutschen Kriegsflotte noch lange nicht aufgetaucht, hätte nicht ein plötzlicher Anstoß von außen, der dänische Krieg von 1848, die Notwendigkeit einer Seemacht deutlich zum Bewußtsein der Nation gebracht.

Als einige Fregatten und Korvetten die deutschen Küsten blockierten, unsere Schiffe fortnahmen und unseren gesamten deutschen Seehandel lahm legten, da fiel es wie ein Schleier von den Augen der Nation, da erst fühlte und erkannte sie ihre gänzliche Wehrlosigkeit zur See und empfand schamvoll den ihr von dem winzigen Dänemark angethanen Schimpf.

Laut ertönte der Ruf nach einer Flotte durch ganz Deutschland. Unter begeistertem Jubel des Volkes entstand sie unter schwarzrotgoldener Flagge, aber wie die deutsche Einheit von damals, so sank auch die deutsche Flotte bald wieder in den Staub.

Als drei ihrer Schiffe, „Barbarossa", „Lübeck" und „Hamburg", im Juni 1849 hinaus gingen, um die unter Helgoland liegenden dänischen Blockadeschiffe anzugreifen und ihre ersten Granaten zischend zur „Valkyrien" hinüberflogen, da fiel ein Kanonenschuß von Helgoland, um die Deutschen zu warnen und ihnen zu notifizieren, daß England das Gefechtsfeld im deutschen Meere als sein Machtbereich betrachte.

Wenige Tage darauf erklärte Lord Palmerston, wenn sich noch einmal Fahrzeuge mit schwarzrotgoldener Flagge auf offenem Meere sehen ließen, so würden englische Schiffe sie als Seeräuber aufbringen.

Wahrlich einer solchen Schmach gegenüber war es das beste, die deutsche Flotte zu verkaufen!

Aber wie vor zweihundert Jahren Kurbrandenburg in trüber Zeit, so übernahm es jetzt das in dem deutschen Elend allein fest und kraftvoll dastehende Preußen, eine Seemacht in das Leben zu rufen, und es fand auch im eigenen Lande den richtigen Mann dazu. Ein Nachkomme des Großen Kurfürsten, Prinz Adalbert von Preußen, der die maritimen Bestrebungen seines großen Ahnherrn voll begriffen und sich zu eigen gemacht hatte, trat an die Spitze.

Wohl waren auch ihm die Umstände nicht günstig, die Mittel sehr beschränkt, die von allen Seiten sich häufenden Schwierigkeiten sehr groß, aber unbeirrt, stetig vorschreitend, der Sache begeistert hingegeben und sie mit höchstem Ernst und voller Liebe erfassend, legte der Prinz den Grundstein zur jetzigen deutschen Flotte.

Den Geist, der sie heute beseelt, dankt sie ihm. Die Erziehung des Personals, welches gegenwärtig ihren Wert ausmacht, ist noch großenteils sein Werk; seine Nachfolger haben nur auf den Grundlagen weitergebaut, die von ihm geschaffen waren.

Ihm dankt Deutschland Großes. Durch seinen leider zu früh erfolgten Tod hat es viel verloren. Ehre seinem Andenken.



Prinz-Admiral Adalbert.



Einleitung.

Seit fünf Jahrzehnten ist in Deutschland ein lebhaftes Interesse für seemännische Angelegenheiten erwacht. Der Geist der alten Hansa regt sich nach jahrhundertelangem Schlummer. Er ruft in seinem Volke die Erinnerung an jene ruhmvolle Zeit wach, wo deutsche Eichenkiele stolz als Herrscher die Meere durchfurchten und England mit schwerem Golde Frieden von ihnen erkaufen mußte.

Schon einmal hat derselbe Geist unser Volk an seine weltgeschichtliche Mission gemahnt, als der rote Adler im weißen Felde seine Schwingen über dem blauen Wasser entfaltete; doch die rechte Zeit war noch nicht gekommen.

Als das helle Auge des Großen Kurfürsten erlosch, nahm auch der rote Aar trauernd seinen Flug vom Meere zurück zur Felsenburg. Friedrich Wilhelm allein hatte die Mahnung verstanden, aber nicht das deutsche Volk. Die Raben kreisten noch um den Kyffhäuser.

Zwei Jahrhunderte sind seitdem dahin geschwunden. Der Geist, welcher die ganze alte Geschichte unseres Volkes kennzeichnet, der Geist der überfließenden Kraft und Tüchtigkeit, der so lange nur andern Nationen als Material gedient, hat wiederum laut sein Dasein verkündet. Er hat seinen Beruf zur Geltung unter den Völkern ausgesprochen, und diesmal ist seine Stimme von ganz Deutschland vernommen. Der Donner von fünfzig blutigen Schlachten verscheuchte die letzten Raben, und der alte Kaiser Barbarossa durfte sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe betten. In Kaiser Wilhelm I. hatte er einen würdigen Erben gefunden, unter dem das Deutsche Reich stark und mächtig erblühte, und sein thatkräftiger Enkel, Kaiser Wilhelm II. verspricht es zu noch höherem Glanze zu führen.

Der rote Adler Brandenburgs hat sich zum schwarzen deutschen gewandelt; er hat den Felsenhorst verlassen und schwebt wieder über der blauen Tiefe, um den fremden Völkern Kunde zu geben, daß ein neues einiges Deutschland erstanden ist, welches den ihm gebührenden Anteil an der Weltherrschaft fordert.

Im Jahre 1848 wurden die Anfänge der preußischen Marine gegründet, mit Oktober 1867 ging die norddeutsche Marine aus der preußischen, am 18. Januar 1871 die deutsche Reichsmarine aus der norddeutschen hervor. In ihrer Flagge verschmelzen sich Preußen und der Hansa Farben zur schwarz-weiß-roten Trikolore, dem Sinnbilde deutscher Kraft und deutschen Unternehmungsgeistes.

Mit ihrer Entstehung ist ein langgehegter Wunsch vaterlandsliebender und strebsamer Männer unseres Volkes in Erfüllung gegangen; in ihr hat nach langem Ringen das nationale Streben nach einer Geltung zur See Ausdruck gefunden.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß dieses Streben sich gerade im Innern des Landes am lebhaftesten bekundet, wo man mit den thatsächlichen Verhältnissen des Seewesens so wenig bekannt ist. Der bei weitem größte Teil derjenigen, welche für eine deutsche Flotte die regsten Sympathien fühlen, hat in seinem Leben weder ein Schiff noch die See gesehen.

Die große Bedeutung unserer Handelsschiffahrt, welche sich in den letzten Jahrzehnten zum zweiten Range unter den seefahrenden Nationen aufgeschwungen, und von Jahr zu Jahr mächtig wächst, ist ihnen fast fremd, und die Vorstellungen, welche sie sich von einer Flotte machen, sind sehr unklarer Natur. Wenn trotzdem der Ruf nach einer Kriegsmarine immer allgemeiner aus dem Volke erschallte, so war das ein Beweis für die Einsicht von der Notwendigkeit und Bedeutung einer solchen und von dem Vorhandensein der Kraft, dasselbe zur See zu leisten, was zu Lande vollbracht ist, der Kraft, welche die Grundbedingung aller Seetüchtigkeit bildet. Ja, wir können noch weiter gehen zu der Behauptung, daß gerade unser Volk nach seiner sittlich ernsten, nachhaltigen und romantischen Veranlagung einen besonderen Beruf als Seevolk hat, und daß deshalb das allgemeine Verlangen nach einer Kriegsmarine die unmittelbare Kundgebung der Liebe zu diesem Berufe war.

Die unglückliche staatliche Zersplitterung unseres Vaterlandes, welche hauptsächlich die Schuld daran trug, daß dasselbe früher keine Geltung zur See erlangen konnte, hat aufgehört. Deutschland ist einig, und durch das Wachstum und die Leistungen seiner Flotte wird es der Nation den seemännischen Wert der Deutschen zum vollen Bewußtsein bringen.

Unzweifelhaft kann es aber nur dazu beitragen, dies Bewußtsein zu zeitigen und die Sympathien für unser Seewesen, das einen so bedeutenden Faktor für den nationalen Wohlstand und die Machtstellung Deutschlands bildet, zu erhöhen, wenn dasselbe in geeigneter Weise dem Volke näher gebracht, und ihm davon eine klarere Anschauung gegeben wird, als es bisher der Fall gewesen ist.

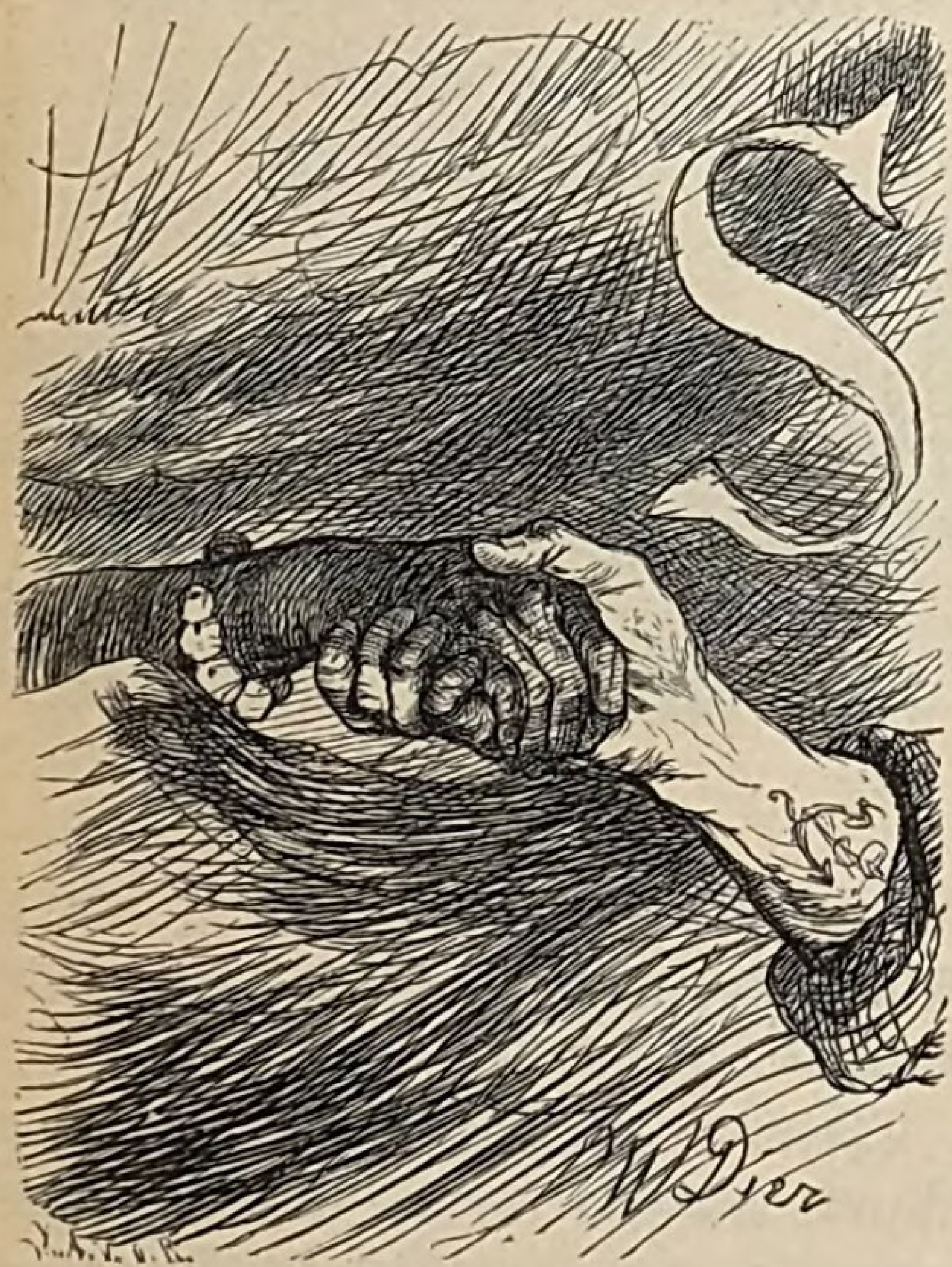
Wenngleich die Presse den nautischen Angelegenheiten jetzt unverkennbar ein größeres Interesse widmet als früher, und sachkundige Männer bestrebt gewesen sind, die darüber verbreiteten irrigen Ansichten zu berichtigen, so vermögen derartige zerstreute Äußerungen dem Laien doch kein anschauliches, verständliches Bild von dem Wesen, der Einrichtung und der Bedeutung eines Schiffes oder einer Flotte mit ihren Einzelheiten zu geben. Es ist einmal Gründlichkeit unseres Volkes Art. Man will genaue Einsicht in die Beschaffenheit einer Sache haben, bevor man sie mit hingebender Liebe ergreift. Soll es nicht bei dem bloßen Reden über Marine, Seewesen und deren Ziele bleiben, soll beides ein wirkliches Recht an die Liebe des Volkes gewinnen, so muß es ihm näher gebracht, ihm gründlich dargelegt werden. Es ist dies auch in anderer Hinsicht wünschenswert. Bei den bedeutenden Kosten, welche die Anschaffung und Unterhaltung einer Marine dem Lande auferlegt, ist es für den Volksvertreter ebenso wesentlich, einen richtigen Begriff von derselben, ihren Einzelheiten, dem Bau, der Ausrüstung und der Bemannung zu erhalten, als es für die Eltern, deren Söhne sich jetzt so vielfach dem Seewesen widmen, und für diese selbst wichtig ist, den schwankenden Boden näher kennen zu lernen, dem die Knaben ihre Zukunft anvertrauen, auf dem sie in der ernsten Schule des Lebens und in unausgesetztem Kampfe mit den Elementen zu Männern reifen, Körper und Geist stählen sollen.

Endlich aber bietet das Seewesen für jeden Gebildeten so viel des Belehrenden und Interessanten, daß ein näheres Eingehen auf dies Gebiet, auf dem sich die Macht des menschlichen Geistes in großartigster Weise offenbart, nicht nur ein vorübergehendes Vergnügen, sondern eine dauernde Befriedigung gewähren wird.

In der Überzeugung, daß mithin eine Darstellung, wie ich sie in den nachfolgenden Blättern zu geben versucht, allen denen, welche sich für das Seewesen interessieren, willkommen sein wird, bin ich bemüht gewesen, den reichen Stoff zu einem abgerundeten Ganzen zusammenzufassen und mit Weglassung alles Unwesentlichen dem Leser ein wahrheitsgetreues, allgemeinfaßliches Bild unserer Marine und des Seelebens zu geben, das ihn befähigen wird, sich ein richtiges Urteil darüber zu bilden.

Bau und Ausrüstung.

Der Bau der Kriegsschiffe.



Seitdem der menschliche Geist auf den Bahnen höherer Kultur wandelt, hat er wohl wenige so glänzende Triumphe gefeiert, wie in der Erfindung des jetzigen Kriegsdampfschiffes. Es bekundet vor allem die großartige Macht, die Intelligenz und Wissenschaft ihm verleihen, mit deren Hilfe er scheinbar Unmögliches leistet und die Elemente sich unterthänig macht. Es erfüllt uns mit bewunderndem Staunen, wenn wir darüber nachdenken, welche Geheimnisse der Natur zu ergründen, welche Schwierigkeit zu besiegen, welche verschiedenartige Kräfte zu schaffen und zu entwickeln waren, ehe sich die Möglichkeit bot, ein Schiff zusammenzusetzen, das mit fast unbegreiflicher Regelmäßigkeit und Sicherheit Oceane durcheilt, unbekümmert um Wogen und Sturm, die vergebens seinen Lauf zu hemmen suchen, und deren furchtbare Gewalt unschädlich von dem winzigen Menschenwerke abprallt.

Es wird deshalb dem Laien erwünscht sein, den Bau eines solchen Schiffes von Anbeginn zu verfolgen und die Gliederung seiner einzelnen Teile zu dem Ganzen zu beobachten, das, größte Stärke und Widerstandsfähigkeit mit vollendetstem Ebenmaß feingeschnittener Formen vereinigend, zugleich stolz und schlank die schäumenden Wellen teilt, um entweder auf friedlicher Sendung als Träger der Kultur Handel und Verkehr zu vermitteln, oder als furchtbares Kriegsmittel Tod und Verderben auf den Feind zu schleudern.

Die Aufgabe dieses Buches ist die Darstellung der deutschen Kriegsmarine; ich lege deshalb meinen Schilderungen stets das Kriegsschiff zu Grunde.

Bevor ich jedoch zu dem Bau selbst übergehe, sei es mir gestattet, den Leser über die Werft, d. h. über die Stätte zu führen, wo der Bau stattfindet.

Wie es die Natur der Sache bedingt, muß die Werft unmittelbar am Hafen liegen. Ihre Ausdehnung, die Größe und Zahl ihrer Werkstätten und Magazine richten sich natürlich nach der Größe der Flotte und Bedeutung des Kriegshafens selbst; die Grundzüge der Einrichtung bleiben jedoch stets ziemlich dieselben.

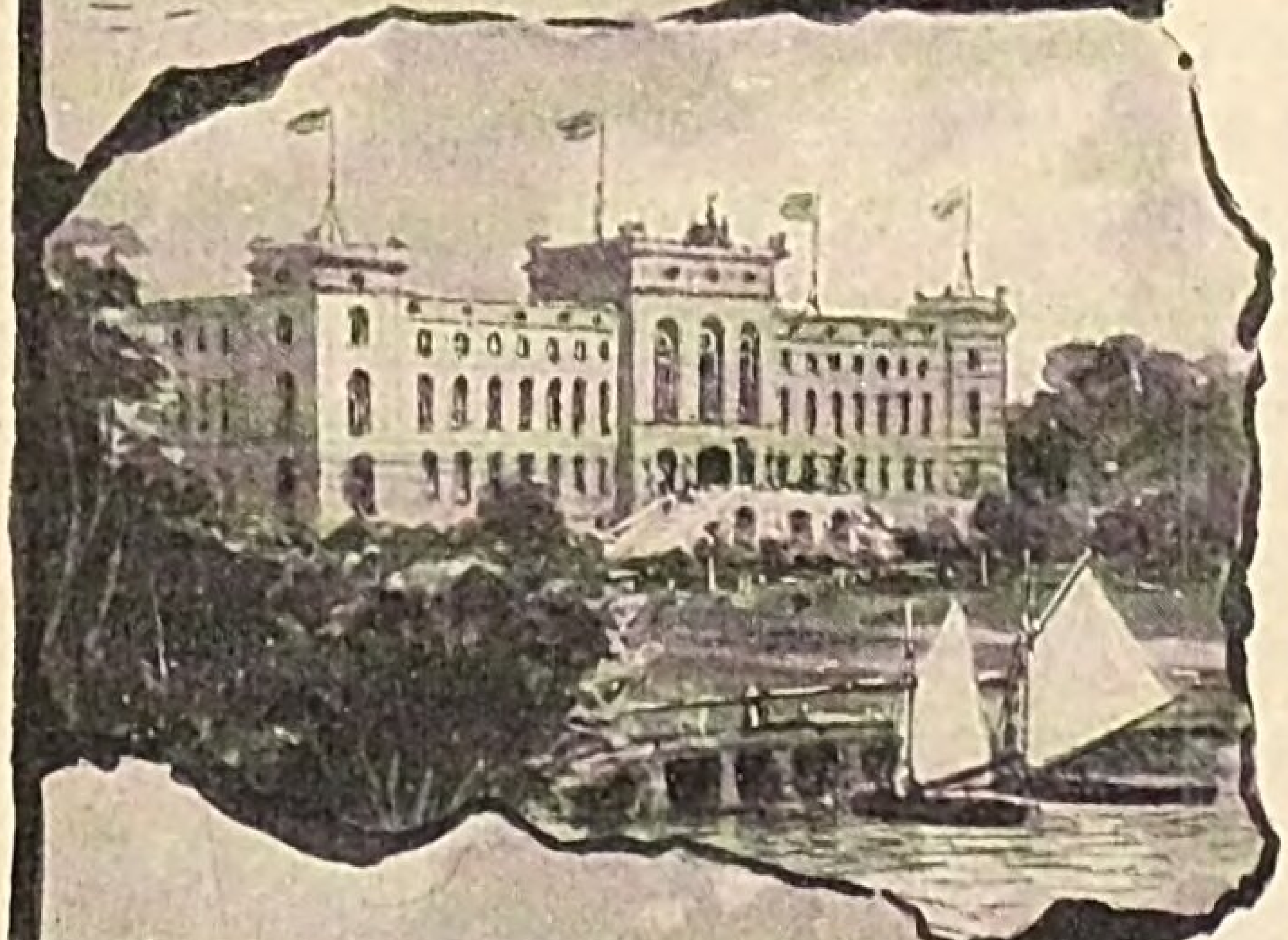
Der Bau und die Ausbesserung von Kriegsschiffen erfordern wegen der Zwecke der letzteren in allen ihren Teilen das beste Material, die größte Sorgfalt bei der Bearbeitung und die schärfste Aufsicht eines in dieser Beziehung gutgeschulten und durchaus zuverlässigen Personals.

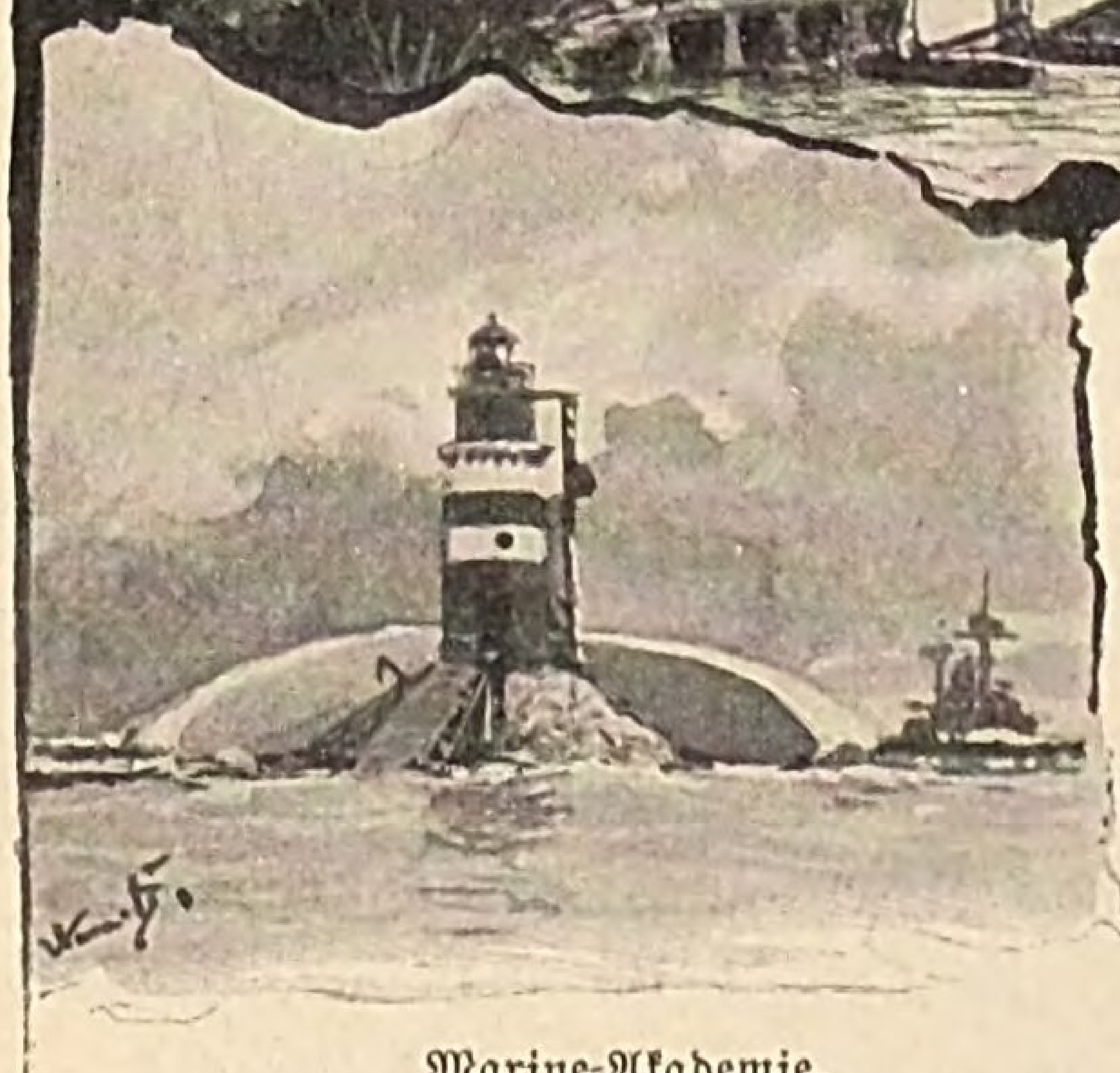
Ein sich lösender Bolzen, eine brüchige oder nachlässig angebrachte Eisenplatte können unter Umständen das Schiff in die schlimmste Lage bringen, seinen Verlust

Kiel.



Kgl. Schloß von Ellerbeck aus gesehen.





Marine-Akademie.
Leuchtturm von Friedrichsort.

nach sich ziehen und dadurch den Streitmitteln des Landes und diesem selbst großes Unheil zufügen.

Ebenso verhängnisvoll kann der Umstand werden, wenn im Gefecht oder anderweitig beschädigte Kriegsschiffe durch augenblicklichen Mangel an Material und Arbeitskräften nicht so schnell wie irgend möglich wieder in see- und kampfbereiten Zustand zu setzen sind.

Diese Rücksichten haben deshalb die Marinen bewogen, ihren Bau- und Ausbesserungswerften eine größere Ausdehnung zu geben und sie so einzurichten, daß sie möglichst unabhängig von der Privatindustrie Bauten und Reparaturen auf das schleunigste und beste mit eigenen Kräften ausführen und jeden Verlust an Inventar und Material aus vorhandenen Vorräten sofort ergänzen können.

Dies bedingt natürlich eine große Zahl und Verschiedenheit von Werkstätten, Maschinerien und Vorratsräumen, deren Betrieb wieder bedeutende Menschenmengen beschäftigt, und eine Kriegswerft bietet deshalb dem Besucher ein ebenso interessantes wie vielseitig belehrendes Bild.

Treten wir durch das Hauptthor, so werden wir zunächst durch einen Werftschutzmann empfangen. Diese Schutzleute bilden die Werftpolizei, der die Sicherung gegen Feuersgefahr und Diebstähle, die Aufsicht über die verschiedenen Räumlichkeiten und Arbeiter in dieser Richtung, die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Geleitung der Fremden obliegt.

Dem Schutzmann gegenüber legitimieren wir uns durch die vorher gelöste und zum Werftbesuch berechtigende Einlaßkarte, durch die wir gleichzeitig 50 Pfennig zur Marinearmenkasse beigesteuert haben.

Wir passieren sodann das dem Hauptthor gegenüberliegende Werftverwaltungsgebäude, in dem sich verschiedene Bureaus befinden. Wir haben jedoch weder Muße noch Neigung, uns in die theoretische Werftverwaltung zu vertiefen, und das Äußere bietet nicht viel Abweichendes von dem anderer Behörden.

Lange Korridore, Akten schleppende Ordonnanzen, Akten heftende Bureaudiener, kritzelnde Federn und viereckige, kahl und ernst aussehende Zimmer, ohne feinere Bequemlichkeit, von der der Fiskus ein abgesagter Feind zu sein scheint — das sind die Kennzeichen des Gebäudes.

Wir werfen deshalb nur einen flüchtigen Blick auf das, wenn auch in strengem Nützlichkeitsstil aufgeführte, so doch immer großartig erscheinende Gebäude und richten unsere Schritte zunächst nach der Wasserseite, wo ein riesenhafter Kran die Blicke auf sich zieht. Es ist der M a s t e n r i c h t e r, mit dem die Masten und andere schwere Gewichte, wie die Kessel 2c. der Maschinen in die Schiffe gesetzt werden. Zwei seiner Füße stützen sich auf die Kaimauer und streben 60 Meter in die Lüfte. Er hängt mit seiner Spitze etwas nach vorwärts geneigt über das Wasser, und rückwärts stützt ihn ein dritter Fuß, in dessen unterem hohlen Ende sich eine mächtige durch Maschinerie zu drehende Schraube bewegt. Vermittelst derselben läßt sich der Fuß verkürzen oder verlängern und dadurch der ganze Kran senkrecht stellen oder nach vorn überneigen. Von dem Querstück, das oben die beiden Füße miteinander verbindet, schweben mächtige Flaschenzüge zum Heben der Lasten herab, und eine Dampfmaschine treibt die Winde, um welche sich die ziehenden Taue legen.

In früheren Zeiten machte man die Füße dieser Mastenrichter aus Holz und stützte sie dann rückwärts durch Taue, jetzt werden sie aus hohlen eisernen Cylindern gefertigt, die bei gleicher Stärke eine bedeutend größere Leichtigkeit und Dauer haben. Eine von den verschiedenen Werkstätten und Magazinen kommende Eisenbahn führt die zu hebenden Gegenstände bis an die Hafenmauer, sie werden in Ketten geschlungen, man hakt den Flaschenzug, auf einen Wink setzt sich die Maschine in Bewegung und der Mast oder Kessel, von 30—40000 Kilogramm Gewicht, steigt, von der geheimnisvollen Kraft des Dampfes gehoben, schnell und gleichmäßig in die Höhe, um sich ebenso sicher und geräuschlos in das darunter geholte Schiff zu senken. Der Druck eines Mannes an einem Hebel der Maschine genügt, um die Bewegung der gewaltigen Last zu leiten, wozu noch vor mehreren Jahrzehnten Hunderte von Arbeitern erforderlich waren, und wir stehen bewundernd vor dem Genius des Menschen, der die Elemente sich zu solchen Zwecken dienstbar machte. Außer diesem Mastenrichter am Lande sehen wir in der Nähe auf dem Wasser noch ein schwimmendes Exemplar desselben. Von derselben Kon=

struktion und Größe steht dieser Kran auf einem quadratähnlichen Unterbau von angemessener Tragkraft und wird entweder von Dampfschiffen geschleppt oder durch eine eigene Maschine bewegt, um den draußen auf der Reede liegenden Schiffen schwere Lasten zuzuführen oder abzunehmen, wenn Umstände verhindern, sie zu diesem Zweck in den innern Hafen zu bringen.

Einige hundert Schritt weiter erblicken wir eine Reihe Hellinge oder die Flächen, auf denen die Schiffe gebaut werden. Das Wort stammt aus dem alten Niederdeutschen und bedeutet, wie noch jetzt im Holländischen, eine geneigte Ebene. Die Helling ist nun auch eine solche gegen die Wasserfläche geneigte, bezüglich mit Bohlwerk oder Steinplatten belegte Ebene, welche auf einem Rostwerk von kreuzweis übereinander gezapften (verkämmten) eichenen Balken ruht, die, wo es weicher Boden erforderlich macht, noch durch Grundpfähle unterstützt werden.

Der vordere, unter Wasser liegende Teil, die Vorhelling, welche eine für das schwimmende Schiff ausreichende Tiefe besitzt, wird von solidem Mauerwerk eingefaßt, und dort, wo sie gegen den Hafen abschneidet, durch ein schwimmendes Thor, das annähernd die Form eines Schiffsrumpfes hat, geschlossen. Letzteres paßt genau in Falze zwischen die Mauern, wird schwimmend an Ort und Stelle gebracht, dann mit Wasser gefüllt und dadurch so weit gesenkt, bis es auf den Boden der Vorhelling stößt. Das in der Helling befindliche Wasser läßt sich mit einer dazu vorhandenen Dampfmaschine auspumpen und die erstere sich trocken legen, während der äußere Wasserdruck das Thor scharf gegen die Vorhelling preßt und diese wasserdicht abschließt. Sie hat eine ungefähre Steigung von 4—6 Centimeter auf 1 Meter ihrer Länge, und in ihrer Mittellinie liegt eine Reihe schwerer Eichenklötze, mit dazwischen gelegten Eisenkeilen, welche als Unterlage für den Kiel der zu erbauenden Fahrzeuge dienen. Diese Unterlagen führen den Namen Stapelklötze, und von ihnen leitet sich der Ausdruck her: ein Schiff steht auf oder läuft vom Stapel.

Wir zählen drei bis vier solcher Hellinge von verschiedenen Abmessungen, 80—130 Meter lang, 20—25 Meter breit. Für den Bau von Holzschiffen hatten sie früher ein Dach; dies wurde jedoch nur an den Seiten von Gebälk getragen, vorn und hinten war die Helling offen. Sie sollte von oben gegen Sonne und Regen geschützt werden, aber der Luft überall freien Durchgang gestatten, um das zum Bau verwandte Holz möglichst gut auszutrocknen und damit alle Fäulniskeime ersticken. Da auf unseren Marinewerften jedoch jetzt nur noch Schiffe von Stahl gebaut werden, dem die Witterung nicht schadet, so sind die Dächer beseitigt.

Sämtliche Hellinge sehen wir mit Schiffen in verschiedenen Baustadien besetzt. Dort, jener große Kreuzer ist seiner Vollendung nahe. In wenigen Wochen wird er vom Stapel laufen, und wir wollen es nicht versäumen, dem interessanten Schauspiele beizuwohnen.

Aber es ist keine Kreuzerfregatte, wie sie noch vor einem Jahrzehnt die Oceane durchfurchte, deren feingeschwungene Linien das Auge des Seemannes entzückten. Diese schöne Schiffsklasse ist ausgestorben, von den Erfindungen der Neuzeit als Kriegsschiff vom Schauplatze des Meeres verdrängt, und was davon aus früherer Zeit noch vorhanden, dient nur noch zu Schulzwecken.

Die Kreuzer, große und kleine, wie sie jetzt offiziell heißen, haben sie ersetzt, aber der Poesie des Seelebens ist damit ein großer Teil ihrer Reize geraubt. In der Erscheinung jener Fregatte lag etwas Feines und Weibliches. In ihrem Elemente konnte man sie sich nur wie eine Nymphe graziös dahinschwebend und mit den krystallenen Fluten scherzend und tändelnd denken, getrieben vom Winde, dem die pyramidenförmig hoch in die Lüfte strebenden Segel ihre schneeige Fläche boten. Bei ihrem Anblicke vergaß man gänzlich den Zweck, für den sie gebaut war; die aus den Stückpforten hervorblickenden Kanonen erschienen nicht wie todbringende Waffen, sondern wie ein Zierrat, mit dem sich die flüchtige Schöne geschmückt. Sie glich einer Minerva; nur im Kriege zuckte sie den Speer, im Frieden dagegen wirkte sie nur zum Wohle der Menschheit. Mit leichtem Fuß eilte sie über die Meere; um entfernte Völker miteinander zu verknüpfen und ihren geistigen Ruhm zu fördern.

Wie ganz anders erscheint dagegen ihr Nachfolger, der Kreuzer, oder wohl gar das Linienschiff, das wir dort neben ihm auf Stapel sehen. Es fehlt ihnen die schlanke Takelage mit ihren Raaen und Segeln und dem Netzwerk symmetrisch geordneten Tauwerks; kahl und starr erheben sich nur Gefechtsmasten aus ihnen, die mit kanonenbewehrten Plattformen gekrönt sind. Nicht mehr ist der Wind ihr treibender Motor, sondern nur Dampf, und schwarze aus ihren Schloten quellende Rauchwolken lagern ihren Ruß auf dem Deck ab, das sonst in tadelloser Sauberkeit prangte.

Der große Kreuzer gleicht wie das Linienschiff dem Kriegsgotte Mars, dessen ernstes Antlitz nur auf Kampf sinnt, und auf das der Friede kein Lächeln zu zaubern vermag.

Der starre Eisenpanzer, der die muskulösen Glieder beider umhüllt, gestattet keine freie elastische Bewegung. Schwer ruht ihr Leib auf dem Wasser und die über das Deck hinausragenden Bauten, welche als Wohnräume für die Besatzung nötig wurden, um im Unterschiff Platz für die gigantischen Maschinen und vergrößerten Kohlenvorrat zu gewinnen, nehmen der äußeren Erscheinung alles das, was sonst gefiel. Der Ausdruck „Schiff" paßt nicht mehr auf sie, es sind schwimmende Kriegsmaschinen. Ihrer Stärke sich bewußt, verschmähen sie den Wogen auszuweichen und brechen mit scharfem Sporn trotzig ihre Bahn durch sie. Es spricht gewaltige Kraft aus ihrem Äußeren, aber vergebens suchen wir nach einem freundlichen Zuge. Kalt und düster starrt der Panzer uns entgegen und die Rohre der riesigen neuzeitigen Geschütze ragen drohend aus den Panzertürmen hervor. Ich werde später noch näher auf diese Schiffe zurückkommen und wollen wir uns deshalb zu dem Fahrzeuge auf der dritten Helling wenden, das durch seine eigentümliche Gestalt die Aufmerksamkeit erregt.

Vorder- und Hinterteil sind fast gleich geformt, aber für das Auge unschön und plump. Der Schnitt des Rumpfes erinnert uns an die schwerfälligen holländischen Küstenfahrer, die Kuffen, die es mit dem günstigsten Winde vielleicht bis zur Schnelligkeit eines Postwagens bringen und dann sich alle Augenblicke rechts und links verwundert umschauen, ob es auch wirklich wahr ist, daß sie so schnell laufen.

Nun freilich, das auf Stapel stehende Schiff soll auch gar nicht laufen. Seine Bestimmung ist, während seiner Lebensdauer stets an derselben Stelle zu liegen und sie nur zu verlassen, wenn die äußerste Not es gebietet.

Es ist auch ein Kriegsschiff und wird mit Geschützen bewaffnet, aber es soll nicht gegen menschliche Feinde, sondern gegen die Elemente kämpfen; seine Kanonen werden nicht abgefeuert, um zu vernichten, sondern um zu erretten.

Dort, wo unsere großen Ströme sich in das Meer ergießen und die von ihnen mitgeführten Sinkstoffe zu gefährlichen Sänden und Riffen ablagern, an denen sich die Brandung schäumend und donnernd bricht — dort ist sein Platz.

Wie auch der Nordsturm heult und die tosenden Wellen peitscht, die turmhoch heranrollend alles Menschenwerk zu vernichten drohen — es darf seine Stelle nicht verlassen. Es muß ausharren in Sturm und Nacht, denn sein Fliehen würde Hunderten von Schiffen den Untergang, Tausenden von Menschen ein feuchtes Grab in dunkler Meerestiefe bereiten, denen jetzt das Licht an der Spitze seines Mastes als rettender Stern aus Not und Gefahr erscheint.

Es ist ein Feuerschiff, das wir hier bauen sehen, und es soll die Schiffe vor den heimtückischen Untiefen warnen, die den Weg zum sicheren Hafen gefährden. Es wird rot gestrichen und führt große Korbbälle in den Mastspitzen, um bei Tage weithin sichtbar und kenntlich zu sein. Mit Sonnenuntergang zündet es Laternen an, deren hellstrahlender Schein so manches hartbedrängte Schiff vor sicherem Untergange bewahrt, und im Nebel warnt es durch Glockengeläute, Nebelhorn oder Kanonenschüsse.

Die anscheinend plumpen Formen sind notwendig, damit es seine humane Aufgabe erfüllen kann und nicht selbst als Opfer von den Wellen begraben wird. An der Rundung des Bugs zerteilen sich machtlos die anstürmenden Wogen, die Stärke der gewaltigen Ankerkette spricht der Wut der Brandung hohn, und vergebens müht sich der Sturm, den schweren Anker aus dem Grunde zu heben, in den er sich tief versenkt hat.

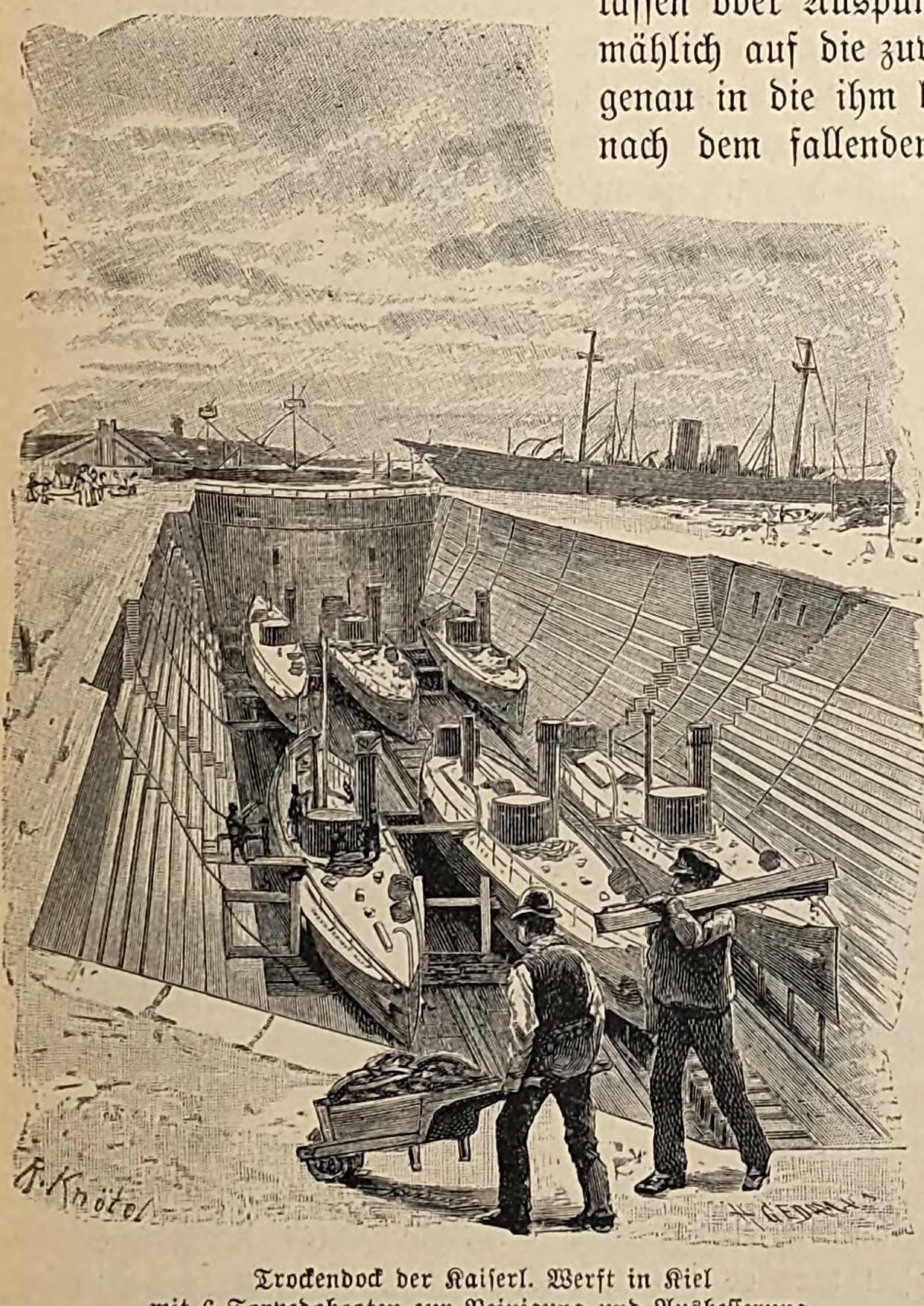
Nur bei heftigem Eisgang verläßt das Feuerschiff seine Station, diesem Feinde ist es nicht gewachsen; aber sobald die ersten Frühjahrslüfte die Schollen zerbröckeln und die Schiffahrt in den Flüssen möglich ist, wird es wieder hinausbugsiert auf seinen öden Platz, um seine segenbringende Sendung weiter zu führen.

Unweit der Hellinge und parallel wie diese an der Wasserseite gelegen, erblicken wir die Trockendocks. Es sind große ausgemauerte Bassins, zur Aufnahme ausbesserungsbedürftiger Schiffe bestimmt. Je nach dem Tiefgange der aufzunehmenden Schiffe liegt ihre Sohle 7—10 Meter unter der mittleren Fluthöhe oder, wo keine Ebbe und Flut herrscht, wie z. B. in der Ostsee, unter dem mittleren Wasserstande. Sie werden wie die Hellinge durch Schwimmthore geschlossen und durch Dampfmaschinen ausgepumpt.

Die Docks sind Einrichtungen neuerer Zeit und allgemein erst in diesem Jahrhundert in Aufnahme gekommen, während die Hellinge bis in die früheste Zeit des Schiffbaues hinaufreichen. Sie werden wie letztere auch zu Neubauten benutzt, meistens jedoch nur zu Ausbesserungen unter der Wasserlinie. Früher mußte man beschädigte Schiffe ebenfalls auf die Helling ziehen, indem man eine

Art Schlitten unter den Rumpf brachte, auf welchem dieser eine Stütze fand, und sie dann durch Hilfe von starken Flaschenzügen und Winden auf das Land schleppte. Diese Arbeit war jedoch sehr schwierig und zeitraubend, weil man die Schiffe zuvor möglichst erleichtern mußte, und außerdem strengte sie letztere ungemein an.

In das Dock schwimmt das Fahrzeug dagegen, so groß es auch sein mag, ohne alle Anstrengung mit voller Ladung und Ausrüstung, senkt sich beim Ablassen oder Auspumpen des Wassers ganz allmählich auf die zuvor vorbereiteten Stapelklötze genau in die ihm bestimmte Lage und wird je nach dem fallenden Wasser abgestützt. Nach erfolgter Ausbesserung läßt man das Wasser einströmen und das Fahrzeug schwimmt fertig für See wieder hinaus.



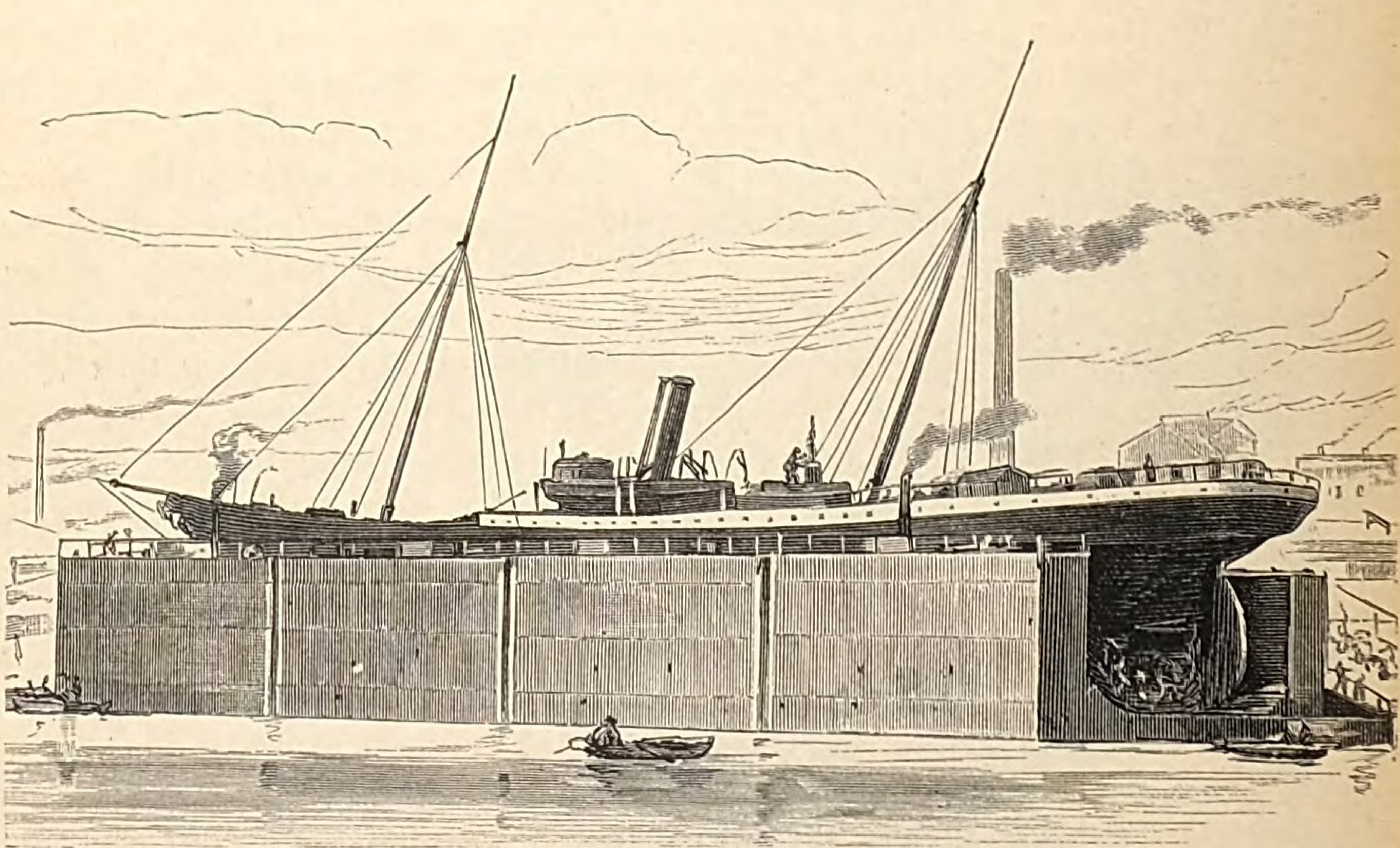
Trockendock der Kaiserl. Werft in Kiel mit 6 Torpedobooten zur Reinigung und Ausbesserung.

In manchen Häfen, wo die Anlage fester Docks wegen der Bodenbeschaffenheit auf Schwierigkeiten stößt, hat man statt ihrer schwimmende, große viereckige Kasten, früher von Holz jetzt aber allgemein von Eisen oder Stahl, deren Boden und Seiten mit Luftbehältern versehen sind. Durch Öffnung von Schleusenthüren und Einlassen von Wasser senkt man das Dock, läßt das Schiff hinein, schließt die Thüren und pumpt das Wasser aus. Die Schwimmkraft des Docks und seiner Luftbehälter hebt dann das ganze Gebäude an die Oberfläche, und das in ihm befindliche Schiff steht trocken.

Auch unsere drei Kriegshäfen, Wilhelmshafen, Kiel und Danzig, besitzen jeder ein solches Schwimmdock, die aus je zwei trennbaren Teilen bestehen und für die Aufnahme von ungepanzerten und demgemäß leichteren Schiffen bestimmt sind, da ihre Benutzung bedeutend weniger Kosten verursacht, als die der großen Trockendocks. Die Hälften werden für kleinere Fahrzeuge, wie Torpedoboote, das Ganze für größere ungepanzerte verwendet. Nur in Danzig ist das dortige Schwimmdock so groß, daß es auch gepanzerte Schiffe aufnehmen kann, weil sich dort keine Trockendocks befinden.

Eine so große Erleichterung die Docks für die Ausbesserung von Schiffen bieten, verursacht ihre Benutzung immerhin Kosten, die oft in gar keinem Verhältnisse zu den Schäden selbst stehen.

Hat sich z. B. am Schiffsboden eine Platte des Kupferbeschlags gelöst, so muß dieser Schaden notwendig ausgebessert werden, weil sonst das Wasser bei der Fahrt des Schiffes sich hinter die Platte setzen, einen großen Teil der übrigen abreißen und dadurch den Boden des Schiffes dem Anwuchs von Muscheln 2c. oder bei Holzschiffen dem Wurmfraß aussetzen würde. Da die Ausbesserung selbst aber vielleicht nur eine Stunde Zeit beansprucht, so ist sie mit 1500—1800 Mark, welche das Docken großer Schiffe immerhin kosten kann, mindestens hundertmal zu teuer bezahlt, und man hat deshalb schon von jeher auf Mittel gesonnen,



Schwimmendes Dock.

welche einzelne Menschen befähigen, dergleichen Arbeiten unter Wasser auszuführen. Erst der neuesten Zeit war es jedoch vorbehalten, diese Aufgabe in der gewünschten Weise zu lösen, und bei unserem Besuche der Werft wird uns selbst die Gelegenheit geboten, den Erfindungsgeist des Menschen auch nach dieser Richtung hin zu bewundern.

In unmittelbarer Nähe des Docks sehen wir ein kleines Pumpwerk aufgestellt, daß von zwei Menschen mit Leichtigkeit gehandhabt wird, während ein dritter die Schnelligkeit der Bewegungen durch Befehle leitet. Unser Begleiter erklärt auf die Frage nach der Bestimmung dieses Pumpwerks bereitwilligst, daß dasselbe zu einem Taucherapparat gehöre, in dessen Gebrauch soeben an verschiedene Seeleute Unterricht erteilt werde. Wir eilen schnell an die Kaimauer, um uns das interessante Schauspiel in der Nähe zu betrachten, erblicken vorerst aber

nichts als die erwähnte Luftpumpe, von der ein Guttaperchaschlauch in das Wasser führt, während bald hier bald dort aus der Tiefe Luftblasen emporsteigen. Wir warten über eine Viertelstunde, schon wird uns die Zeit lang, da schießt plötzlich eine braune unförmliche Masse herauf an die Oberfläche. Es ist der Taucher, der inzwischen einen Spaziergang unter den am Kai liegenden Schiffen gemacht hat und auf ein Signal seines Lehrmeisters heraufkommt, um neue Befehle zu empfangen. Er bietet ein wunderbares Bild und würde ohne die sichtbaren Arme kaum als Mensch zu erkennen sein. Den Kopf deckt eine Art Helm von Metall, in welchen vor dem Gesicht ein starkes und mit Schutzgitter versehenes Glas eingesetzt ist. Auf dem Rücken trägt er einen eisernen Tornister, und der ganze Körper steckt in einem wasserdichten Lederanzuge, der zugleich gegen die Kälte schützt und unten in schwere Schuhe mit Bleisohlen endet, während die Ärmel an den Handgelenken durch Gummibänder fest anschließen, und das Halsloch mit einem Metallringe luftdicht an den Helm geschraubt wird.

Der Taucher führt allerlei Bewegungen aus, legt sich auf den Rücken, schwimmt oder steht ruhig im Wasser, bis zur Brust über demselben. Jetzt öffnet er ein Ventil am Helm und verschwindet eben so plötzlich, wie er emporgekommen, wieder in die Tiefe. Die aufsteigenden Luftblasen zeigen uns, an welcher Stelle des Grundes er sich befindet, und wir folgen staunend seinen schnellen Bewegungen unter Wasser, bis ihn ein zweites Signal wieder an die Oberfläche ruft, um sich von seinem Anzuge befreien und einen andern Taucherlehrling in seine Stelle treten zu lassen.

Wir haben jetzt Gelegenheit, den sinnreichen Apparat, der jeden Menschen befähigt, bis zu 30 Meter und mehr Tiefe nach Belieben unter Wasser zu verweilen, näher zu betrachten.

Er ist französischen Ursprungs und sein geistreicher Erfinder ein gewisser Denayrouze.

Bekanntlich besaß man schon früher die Mittel, um zu tauchen, längere Zeit unter Wasser zu bleiben und dort Arbeiten vorzunehmen, aber sie waren mit so großen Mängeln behaftet, daß sie sowohl das Leben und die Gesundheit der Taucher gefährdeten, als auch wegen ihrer Einrichtung eine freie Bewegung, wie sie zum Arbeiten an Schiffsböden erforderlich war, verhinderten.

Die Taucherglocke ist der älteste derartige Versuch und schon im 16. Jahrhundert zur Anwendung gekommen. Sie befähigte den Taucher jedoch nur auf dem Stück des Meeres- und Flußbodens zu arbeiten, welches gerade unter der Glocke lag, da er sich nicht aus ihr entfernen konnte. Irgendwelche Arbeit an Schiffsböden mit ihr vorzunehmen war deshalb unmöglich. Außerdem war ihre Handhabung wegen des großen Gewichts sehr schwierig, die Luft in ihr verdarb schnell, und oft kam es vor, daß der Taucher erstickte, weil die Glocke nicht schnell genug gehoben werden konnte.

Eine bedeutende Verbesserung zeigt der englische Taucherapparat, welcher vor etwa sechzig Jahren erfunden wurde und in seinen Grundzügen dem von Denayrouze sehr ähnlich ist. Er gab mehr Sicherheit für das Leben des Tauchers, gestattete ihm auch freie seitliche Bewegung, griff aber die Gesundheit sehr an

und litt noch an andern wesentlichen Mängeln, die durch den französischen Apparat beseitigt sind.

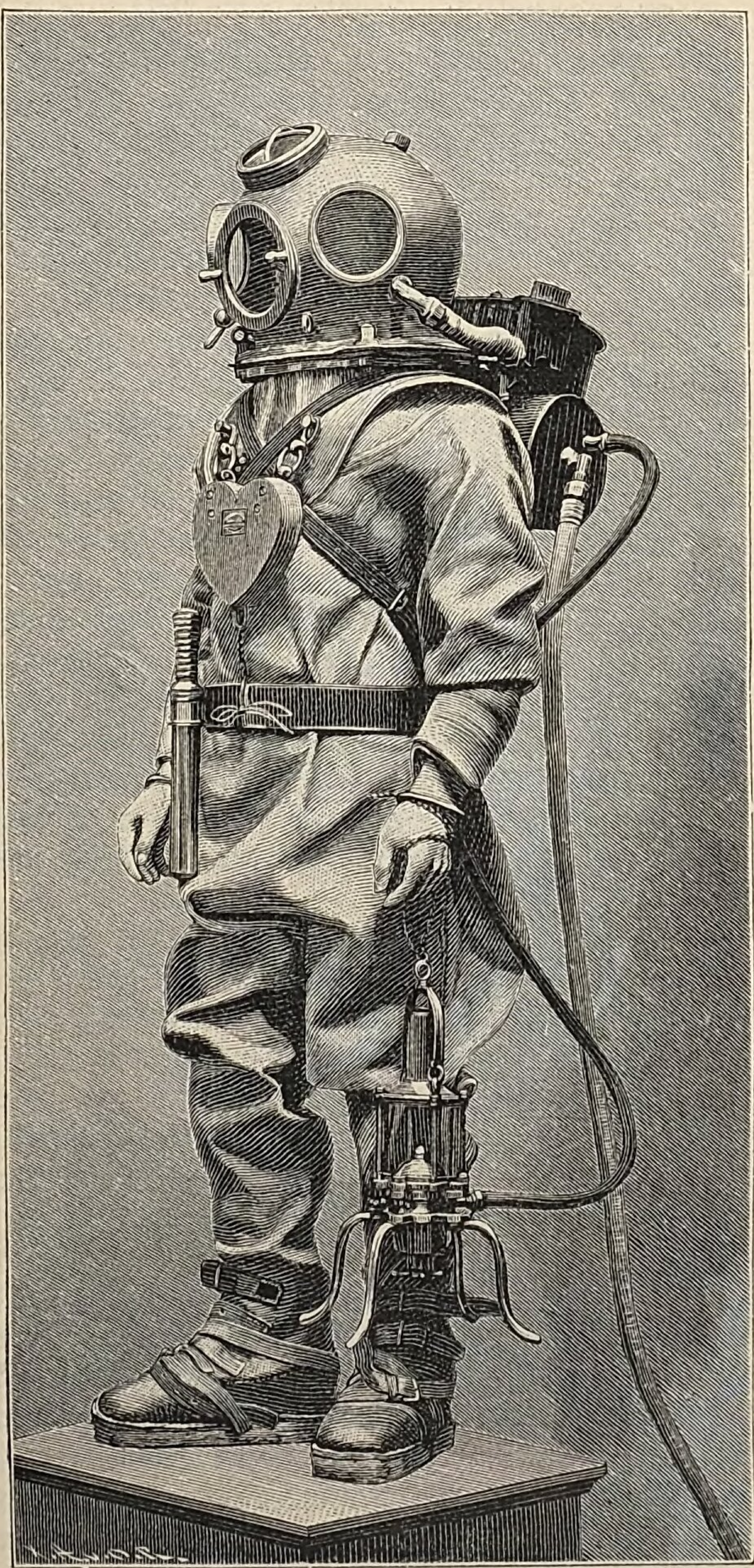
Bei dem Tauchen ist der Tauchende einem Wasserdrucke unterworfen, welcher der Tiefe, in der er sich befindet, entspricht. Um unter einem solchen Drucke leben zu können, der z. B. bei 10 Meter Tiefe schon 7½, bei 20 Meter 15 Kilogramm (zwei Atmosphären) für 6,84 Quadratcentimeter (1 Quadratzoll) beträgt, ist es notwendig, daß der Luftdruck im Körper selbst so verstärkt werde, um dem äußeren Wasserdrucke das Gleichgewicht zu halten. Oder mit andern Worten: befindet sich ein Taucher auf 10 Meter Tiefe, wo der Wasserdruck eine Atmosphäre oder 7½ Kilogramm beträgt, so muß er, wenn sein Körper nicht leiden soll, eine Luft einatmen, welche so zusammengepreßt ist, daß sie den doppelten Druck im Körper ausübt, wie auf der Erdoberfläche. Findet dies Gleichgewichtsverhältnis statt, so leiden die Verrichtungen des menschlichen Körpers nicht im geringsten, selbst wenn der Druck, wie in den pneumatischen Kabinetten, eine außergewöhnliche Höhe erreicht, und der Tauchende wird ebenso unter Wasser arbeiten können, wie unter gewöhnlichem Luftdruck.



Taucher bei der Arbeit.

Die Lösung dieser Aufgabe hat Denayrouze sich bei Konstruktion seines Taucherapparats zur Aufgabe gemacht, und sie ist ihm ziemlich vollkommen gelungen.

Während bei den englischen Apparaten die Atmungsluft für den Taucher durch den Helm bald mehr, bald minder zusammengepreßt in den Anzug gepumpt wurde und deshalb eine höchst unregelmäßige Thätigkeit der Lungen bedingte, welche die Gesundheit schädigte, läßt Denayrouze die Luft in einen starken Stahlcylinder pumpen, welchen der Mann in dem oben erwähnten Tornister auf dem


Vollständige Taucherrüstung.

Rücken trägt. Je nach der Tiefe wird sie in dem Cylinder zusammengepreßt, und zu diesem Zwecke die Luftpumpe so schnell oder so langsam gehandhabt, daß der Zeiger eines Manometers (Druckmessers) auf der entsprechenden Tiefe stets einspielt. Über dem Stahlcylinder befindet sich noch ein eiserner Luftkasten, der durch ein Ventil mit ersterem und durch einen Gummischlauch mit dem Munde des Tauchers in Verbindung steht. Sobald der Taucher mit dem Munde einatmet, öffnet sich das Ventil, und er erhält gerade so viel zusammengepreßte Luft, wie er gebraucht. Diese streicht zuvor in den Pumpen durch zwei Lagen Wasser und ist deshalb kühl und rein. Ausgeatmet wird sie durch die Nase in den Anzug und entweicht durch ein Ventil im Helm nach oben, solange sich der Taucher unter Wasser halten will. Beabsichtigt er nach oben zu kommen, so schließt er mit der Hand das Helmventil, und ein paar Atemzüge genügen, um ihn wie einen Ball in die Höhe schießen zu lassen.

Die Hauptvorteile des französischen Apparats gegen den englischen sind daher, daß ersterer nicht die Gesundheit des Tauchers beeinträchtigt, daß er für Tiefen bis zu 30 Meter und mehr brauchbar ist, daß sein Gebrauch kein schwieriges Erlernen erfordert und er endlich den Tauchern möglichst freie Bewegung gestattet.

Diese großen Vorzüge haben die Marinen bewogen, jedem größeren Kriegsschiffe einen Taucherapparat mitzugeben und die Schiffszimmerleute, sowie einen Teil des Maschinenpersonals, welche bei Bodenreparaturen der Schiffe hauptsächlich in Betracht kommen, in deren Gebrauch einzuüben.

Daß die Erfindung auch nach anderer Richtung, wie für hydraulische Arbeiten, Heben von versunkenen Schiffen, für Bernstein-, Perlen- und Schwammfischerei ꝛc. von großer Bedeutung ist, liegt auf der Hand, und für größere Tiefen gewinnt der Taucherapparat noch dadurch bedeutend an Wert, daß die Erfindung unterseeischer elektrischer Lampen den Taucher in den Stand setzt, alles in seiner Nähe genau zu sehen, und ein in den Helm mündendes Sprachrohr Mißverständnisse beseitigt, welche früher vorkommen konnten, als noch durch Ziehen an einer Leine nur wenige Signale gewechselt wurden.

Unweit des Docks finden wir den Bootshafen. In ihm liegen reihenweise und nach ihrer Größe geordnet die für den Betrieb der Werft selbst bestimmten, sowie alle reparaturbedürftigen Boote der außer Dienst gestellten Schiffe, von dem 12—17 Meter langen Dampfbeiboot der großen Schiffe an, bis zu der nur 4 Meter langen zweirudrigen Jolle des Kanonen- oder Torpedobootes, die wie eine Nußschale auf dem Wasser schaukelt.

An den Bootshafen schließt sich die Bootsbauerei an, eine Werkstätte, deren Hauptseite sich mit verschiedenen großen Thoren nach dem Wasser zu öffnet. Von ihrer Schwelle führt eine schräge Ebene in letzteres, die zum Aufschleppen oder Herunterlassen der auf kleine starke Rollwagen gesetzten Boote dient.

In einem andern mächtigen Gebäude, dem Bootsschuppen, werden die fertigen Boote für die außer Dienst gestellten Schiffe, sowie Ersatzboote aufbewahrt und zwar in drei Stockwerken übereinander, die an den beiden Längsseiten des Schuppens aufgerichtet sind, so daß man die Gesamtzahl der Fahrzeuge mit einem Blicke übersehen kann, während vom Boden des Schuppens eine Aufschleppe zum Hafen führt. Laufkräne bieten die Mittel, um die Boote mit Leichtigkeit dorthin zu stellen, wohin man wünscht. Die streng militärische Ordnung, welche die ganze Werft kennzeichnet, macht sich auch hier geltend. An jedem Boote hängt ein Täfelchen mit dem Namen des Schiffes, dem es angehört, mit der Angabe seiner Abmessungen, und an einer anderen Stelle liegt sein gesamtes Inventar fertig zum Gebrauch, so daß jeder nötig werdende Ersatz an Bord der Schiffe ohne irgendwelchen Zeitverlust vermittelt werden kann.

Der Bootsbauerei zunächst liegt die Mastenbauwerkstatt. Sie öffnet sich mit ihrer Giebelseite nach dem Hafen und hat ebenfalls eine Aufschleppe, um die herangeflößten schweren Masthölzer leichter heraufzubringen. Durch das Thor im andern Giebel führt eine Eisenbahn nach der Werft, auf der sich die fertigen Rundhölzer (Masten, Stengen und Raaen), welche öfter ein Gewicht von mehreren hundert Centnern erreichen, bequem unter den Mastenrichter schaffen lassen. In der Neuzeit werden jedoch die Masten und auch die Raaen aller größeren Schiffe aus Stahlplatten (cylindrisch) gefertigt.

Über die Rundhölzer selbst, deren Bearbeitung und Bestimmung, wird der

Leser später noch das Nähere erfahren, und wir können uns deshalb jetzt mit diesem kurzen Blick auf ihren Geburtsort begnügen.

Mit der Mastenbauwerkstätte hat die Wasserseite der Werft ihr Ende erreicht, und wir wenden uns weiter zu einem Gebäude, dessen große Zahl rauchender Schornsteine uns schon von weitem die zum Schiffsbau gehörende Schmiede verrät. In ihr sieht es jedoch infolge der dreißig bis vierzig Essen mit ihren lodernden Kohlenfeuern etwas rußig aus. Der Allerweltsarbeiter „Dampf" entwickelt hier seine Vielseitigkeit in besonderem Grade. Die an dem einen Ende aufgestellte Dampfmaschine treibt eine durch die Länge der Schmiede laufende Welle, an der sich Dutzende von Riemscheiben befinden, die wieder ebensoviel Maschinerien in Bewegung setzen. Am lautesten benimmt sich unter den letzteren ein Fächer, und sein durchdringendes Summen setzt starke Nerven voraus. Er hat freilich auch eine schwere Aufgabe. Vierzig Schmiedefeuer anzublasen und in Thätigkeit zu halten ist keine Kleinigkeit und erklärt die rasende Eile, mit welcher er in der eisernen Trommel umherwirbelt, um die den Essen nötige Luft durch die zu ihnen führenden Röhren zu peitschen. Die Lehrlinge haben für diesen Fächer eine gewisse Hochachtung und die Absicht, dem Erfinder ein Denkmal zu setzen. Sie bekommen seit dem Verschwinden der Blasebälge, deren verhaßtes Ziehen sonst ihre Arbeit war, viel weniger Ohrfeigen von den Gesellen.

Aber auch diese können Meister Dampf dankbar sein, der ihnen viel harte Arbeit abnimmt. Sie brauchen die schweren Hämmer lange nicht mehr so oft zu schwingen wie ehedem. Der Dampfhammer, welcher, je nach dem Belieben seines Lenkers und nur durch eine leise Bewegung mit der Hand geführt, mit der Kraft von Hunderten von Armen auf das glühende Eisen niederschmettert, daß das ganze Gebäude erzittert, oder auch nur eben die auf den Amboß gelegte Nuß knackt, ohne ihren Kern zu beschädigen, spart ihnen manchen Schlag und manchen Schweißtropfen. Die neuere Zeit hat dem Dampfhammer einen guten Teil der Arbeit durch die Druckmaschine abgenommen. Bei Bearbeitung schwerer Werkstücke, wie z. B. Schraubenwellen der großen Dampfer, deren einzelne bis zu 40000 kg wiegen, übte der Hammer zwar eine gewaltige Wirkung auf die Oberfläche bis auf eine gewisse Tiefe aus, aber das Material im Innern wurde nicht gleichmäßig zusammengepreßt. Bei solchen Stücken kommt es aber wegen der Haltbarkeit sehr darauf an, daß die Struktur überall oder wenigstens so nahe wie möglich dieselbe ist. Dies erreicht man durch die Druckmaschine. Es ist dies ein sehr schwerer Eisen- oder Stahlklotz, dessen Eigengewicht noch durch großen Dampfdruck ungemein vermehrt wird. Diese Masse preßt das aus dem Hochofen kommende Werkstück zusammen und knetet es förmlich, so daß das Material nahezu eine gleiche Textur erhält. Die Eisenschere schneidet Platten von 1½zölliger Stärke geräuschlos wie Papier, die Lochmaschine drückt ihre Stempel durch Bleche, als ob dieselben von Butter wären, und der Maschinenbohrer senkt sich schnell durch beliebige Eisenstärken, während der ihn bedienende Arbeiter ihm nur durch Anfeuchten mit Seifenwasser zu Hilfe kommt. Ebenso automatisch und dabei mathematisch genau behobelt der Dampfhobel die oft Hunderte von Centnern schweren Eisenstücke, und die Drehbänke geben ihnen die cylindrische Rundung.

Zwischen je vier Essen stehen Drehkräne, um die gewichtigen Schmiedemassen in die Feuer und von dort unter die Dampfhämmer oder Druckmaschinen zu bringen, und ein Laufkran am Dachfirst gestattet, sie mit Leichtigkeit von einem Ende des Gebäudes zum andern zu schaffen.

Eine solche Schmiede bildet ein interessantes Bild voll regen Lebens. Die flammenden Essen, die sprühenden Funken, dazwischen die kräftigen muskulösen Gestalten der rußigen Schmiede, das Schwirren der Riemscheiben und Arbeiten der Maschinen — das alles fesselt den Beschauer in hohem Grade und führt ihm zugleich vor Augen, daß eines der segensreichsten Geschenke, welche der Schöpfer den Menschen verlieh, das Eisen ist, und wir die hohe Stufe der Kultur, welche wir einnehmen, hauptsächlich diesem Metalle verdanken.

Unweit der Schmiede liegt die Maschinenbauwerkstatt. Die erstere schafft mehr aus dem Rohen, und in ihr spielen Feuer und Hammer die Hauptrolle, um dem Eisen die erforderliche Stärke und Homogeneität, sowie seine allgemeine Gestaltung für die verschiedenen Zwecke zu geben. In letzterer erhält das Metall die feinen und auf das genaueste bemessenen Formen, welche es allein möglich machen, daß die Zusammenfügung der einzelnen Teile zur ganzen Maschine dieser die Vollkommenheit verleiht, mit der sie später ihre wunderbaren und regelmäßigen Leistungen vollbringt, durch deren Hilfe der Menschengeist selbst wieder immer weiter auf der Bahn zur Vervollkommnung fortschreitet.

Feuer und Hammer treten hier deshalb mehr in den Hintergrund, und Drehbänke der verschiedensten Abmessungen, sowie andere das Metall auf kaltem Wege formende Maschinerien bilden das Hauptarbeitsgerät. Die Maschinen selbst werden nur vereinzelt in den Marinewerkstätten gebaut, weil die Privatindustrie sie billiger und auch ebenso gut liefert, und insofern sehen wir eigentlich nur eine Reparaturwerkstatt vor uns. Die Einrichtungen sind jedoch fast dieselben wie in einer Maschinenbauerei. Da sie indessen wenig Abweichendes von ähnlichen Anstalten in Fabrikorten bieten, können wir uns mit einer kurzen Umschau begnügen, und vorzugsweise ziehen nur zwei Gegenstände unsere Aufmerksamkeit auf sich, eine Riesendrehbank und eine Eisensäge. In ersterer ist das 8 Meter lange und über 30 Centimeter im Durchmesser haltende Stück einer Schraubenwelle eingespannt. Aus Stangen zusammengeschweißt, empfängt es jetzt die genaue cylindrische Rundung, deren es bedarf, um sich später in seinen Lagern nicht warm zu laufen und dadurch die Maschine zu gefährden. Der sich selbst verschiebende scharfe Stahlmeißel nimmt Lage um Lage des Metalles von der sich langsam drehenden Welle, bis sie den erforderlichen Durchmesser erhält. Der beaufsichtigende Arbeiter hat dabei weiter nichts zu thun, als die Schneide des Meißels mit Seifenwasser schlüpfrig zu halten und ihn, wenn er eine Eisenlage in langen, spiralförmigen Spänen abgenommen hat und nicht mehr greift, tiefer einzustellen, damit er seine rastlose Arbeit von neuem beginnen kann.

Die Eisensäge ist aus Frankreich zu uns eingewandert. Eine gewöhnliche Bandsäge ohne Ende läuft über zwei senkrecht untereinander liegende Rollen, die durch Riemscheiben getrieben werden. Die eine Hälfte der Säge fährt durch einen Tisch, auf den die zu schneidenden Eisen- oder Stahlplatten gelegt werden. Durch

einfaches Andrücken an die Säge und entsprechendes Drehen der Platten kann man dann letztere in jede beliebige Krümmung schneiden. Da sie für Eisen oder Stahl bis zu einem Zoll Stärke verwendbar ist und dadurch außerordentlich viel Arbeitskraft erspart wird, ist sie eine wertvolle Errungenschaft.

Die übrigen Abteilungen der Maschinenbauerei, das Gießhaus, die Kupferschmiede und die Kesselschmiede durchwandern wir schnell. Aus letzteren treibt uns das markdurchdringende Hämmern der Arbeiter an den Röhren und Blechen der riesigen Dampferzeuger, und wir ziehen es vor, einen längeren Blick auf die zu dieser Abteilung noch gehörige Panzerplattenbiegmaschine zu werfen. Infolge des noch jetzt nicht beendeten Kampfes zwischen Panzer und Kanone, die sich in Widerstands- resp. Durchschlagskraft beständig zu überbieten suchen, ist die Stärke der Panzerplatten seit ihrer ersten Anwendung seitens der Franzosen im Krimkriege in stetem Wachstum begriffen gewesen. Man begann mit 10 Centimeter Stärke und ist jetzt bereits bei dem Sechs- bis Siebenfachen angelangt, was man vor wenigen Jahren noch für unmöglich hielt, da man weder die technischen Schwierigkeiten der Anfertigung besiegen zu können meinte, noch glaubte, daß seefähige Schiffe im stande seien, solch kolossale Eisenhaut zu tragen. Diese Platten werden nun in besonderen Fabriken gewalzt, und wenn sie dort auch schon die nach den verschiedenen Schiffsteilen erforderliche mehr oder minder gebogene Form erhalten, so werden öfter an Ort und Stelle doch noch Verbesserungen nötig. Dies geschieht bei größeren Biegungen auf warmem, bei geringeren auf kaltem Wege durch die oben erwähnte Biegemaschine, in deren Gebäude sich zu dem Zwecke gleichzeitig ein Glühofen befindet. Die Maschine besteht aus einer stark fundamentierten Unterlage von schweren Eisenblöcken. Auf sie wird die glühende oder kalte Platte gelegt und die gewünschte Biegung an der betreffenden Stelle durch untergeschobene Eisenkeile hergestellt, indem sich eine andere schwere Eisenplatte, geführt durch gewaltige Säulen, welche dem Ganzen noch die notwendige Festigkeit verleihen, auf die Panzerplatte niedersenkt und sie in die neue Form preßt. Die Bewegung dieser pressenden Masse wird durch hydraulische Kraft bewirkt, und das nicht am wenigsten Staunenswerte dabei ist, daß der Hebeldruck eines Mannes genügt, um erstere nach Belieben in das Werk zu setzen. Unsere stärksten Panzerplatten sind nur 40 Centimeter dick, doch sie bestehen aus sogenanntem Verbundpanzer, der die gewöhnlichen Platten an Widerstandskraft gegen Geschosse bedeutend überragt (um 30—40 %). Die untere Hälfte ist Gußeisen und die obere darauf gegossener Stahl; das Ganze wird dann noch einmal gewalzt. Das Gesagte paßt jedoch nur noch auf die Panzerschiffe, welche aus der 4—5 Jahre zurückliegenden Zeit stammen. Die immer zunehmende Durchschlagskraft der modernen Riesengeschütze hätte, um ihr gewachsen zu sein, zu immer schwereren Panzern führen müssen. Das dadurch um so bedeutend vermehrte Gewicht würde aber an der Tragkraft der Schiffe, wenn man ihre Größe und ihre Kosten ins Ungemessene vermehren wollte, eine Grenze gefunden haben. Deshalb suchte man durch besondere Legierungen und Bearbeitungen die Widerstandskraft des Panzers zu erhöhen. Die verschiedenen Nationen wetteiferten nach dieser Richtung miteinander und zuerst war es der Engländer Harvey, der

darin bedeutende Erfolge erzielte. In neuester Zeit ist er jedoch wieder von unserm Krupp geschlagen worden, und dessen gehärtete Nickelstahlplatten sind bis jetzt die widerstandsfähigsten, indem sie bei gleicher Stärke die früheren Platten um 20—25 Prozent übertreffen. Dadurch ist es möglich geworden, unseren im Bau befindlichen erstklassigen Linienschiffen 30-Centimeter-Platten zu geben, die ebenso stark sind, wie die 40-Centimeter der Brandenburgklasse. Das dadurch ersparte große Gewicht gestattet sowohl Mitnahme von größeren Kohlenmengen wie von Munition für Schnellfeuergeschütze, welche deren viel mehr bedürfen als die früheren Kanonen, da die großen 4—5 mal, die kleinen 10—12 mal soviel Geschosse feuern als sonst.

Eine andere sehenswerte Einrichtung auf der Werft ist die Kettenprobiermaschine.

Von der Haltbarkeit der Anker und Ketten hängt oft das Schicksal des Schiffes ab. Wenn schwere Stürme die Masten gebrochen haben, und das steuerlose Fahrzeug der gefahrvollen Küste zutreibt, dann vertraut der Seemann den Ankern und Ketten als seinem letzten Rettungsmittel. Halten sie aus, dann ist es möglich, daß das Schiff dem drohenden Untergange entgeht; mit ihrem Bruche zerschellt es jedoch erbarmungslos an den Riffen, über die sich donnernd die kochende Brandung wälzt.

Deshalb werden Anker und Ketten nicht nur aus bestem Material gefertigt, sondern vor ihrem Gebrauche an Bord auch sorgfältig probiert, ob sie den später zu stellenden Anforderungen entsprechen.

Mittels hydraulischer Kraft werden sie einer Zugprobe unterworfen und dürfen nach einer ihren Abmessungen entsprechenden Belastung auf 30 Meter Länge nicht mehr als zwei beschädigte Glieder zeigen. Sind mehr schlechte Glieder darin, oder bricht die Kette nach geschehener Ausbesserung zum zweitenmale, so wird sie als Ankerkette verworfen und nicht an Bord gegeben. Die Ketten selbst werden jedoch nicht auf den kaiserlichen Werften gefertigt, sondern in Privatwerkstätten, die lediglich dafür eingerichtet sind.

An die Maschinenbauwerkstatt reiht sich der Takelraum, in dem sämtliches Tauwerk für seine besonderen Zwecke bearbeitet wird. Das zweite Stockwerk des Gebäudes nimmt die Segelmacherwerkstatt ein, der auch die Anfertigung der verschiedenen National- und Signalflaggen zufällt, und an einem Flügel befinden sich die Böttcherei und die Blockmacherei. Letztere liefert die Blöcke oder Kloben zu den Flaschenzügen, die zur Kraftersparnis soviel an Bord und auf der Werft selbst Verwendung finden. Da die zum Kampf bestimmten Schiffe, Linienschiffe und Kreuzer, sämtlich keine Takelage, sondern nur Gefechts- oder Signalmasten führen, so wird der Takelraum nebst Anhang lange nicht mehr so in Anspruch genommen wie früher, sondern arbeitet nur für die Schulschiffe für Kadetten und Schiffsjungen, die ehemaligen Kreuzerfregatten und Korvetten, welche zur seemännischen Ausbildung der Genannten die Takelage beibehalten haben.

Diese vier Werkstätten gehören zum Betrieb des Ausrüstungsdirektors, der wie der Oberwerftdirektor selbst stets ein Seeoffizier, und welchem außerdem auch noch das Feuerlöschwesen der Werft untergeordnet ist.

Bei der Masse leicht entzündlicher Stoffe, welche die Vorräte der Werft enthalten, würde ein Brand leicht bedenkliche Ausdehnung annehmen, und es sind deshalb die wirksamsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um einem solchen Unglück vorzubeugen. Eine Anzahl kräftiger Spritzen, darunter eine von Dampf getriebene, wird stets fertig zum unmittelbaren Gebrauch gehalten. Wasserleitungen mit Kränen zum Anschrauben der Schläuche führen an den verschiedenen Magazinen und Werkstätten entlang, große Wasserkufen sind in angemessenen Zwischenräumen aufgestellt, und außer der beständigen Feuerwache aus Marinemannschaften sind aus den auf der Werft beschäftigten Civilhandwerkern einige Hundert ausgewählt, welche die Verpflichtung haben, bei den Feuersignalen (Sirene, Kanonenschüsse) sofort nach der Werft zu eilen und sich dort an bestimmten Plätzen unter ihren Werkmeistern zur Hilfeleistung zu sammeln.

Die Schutzleute haben nach Schluß der Arbeitszeit sämtliche Werkstätten nachzusehen, ob die Feuer ordentlich gelöscht sind, denn in den Magazinen darf nicht bei Licht gearbeitet werden. Findet Nachtarbeit in den Docks oder auf den Hellingen statt, so wird die Werft durch elektrisches Licht beleuchtet.

Dank diesen Vorsichtsmaßregeln bricht auf den Werften sehr selten Feuer aus und wird dann gleich im Entstehen gelöscht.

Einen interessanten Anblick gewährt ferner der Artillerieschuppen, in dem die Geschütze und Lafetten der außer Dienst gestellten Schiffe und des Ersatzes aufbewahrt und mit der größten Sorgfalt behandelt werden. In früheren Zeiten lagerten die glatten Geschützrohre sehr oft im Freien und waren gegen Witterungseinflüsse selten mehr als durch einen Farbenanstrich geschützt. Die gezogenen Kanonen sind jedoch ein im Vergleich zu jenen sehr kostbares Material und in ihren einzelnen Teilen so künstlich und fein hergestellt, daß selbst schon Rostflecke ihre Wirksamkeit beeinträchtigen, und sie deshalb nur unter Dach aufbewahrt werden dürfen. In langen Reihen liegen sie da auf ihren Unterlagen, ein Bild genauester militärischer Ordnung, das Innere und die Flächen ihrer Verschlüsse und des sonstigen zahlreichen metallenen Zubehörs sind spiegelblank, und die sorgfältigste Sauberkeit hält sie in diesem Zustande, bis die betreffenden Schiffe wieder in Dienst gestellt und sie an Bord gegeben werden. Jedoch nur Geschütze bis zu 15 Centimeter Geschoßdurchmesser lagern hier; die größeren Kaliber bleiben stets an Bord und werden dort sorgsam unterhalten. Sie sind zu schwer, und ihre Bewegung macht zu große Schwierigkeiten, um sie öfter ohne zwingende Notwendigkeit von und an Bord zu bringen.

Geschosse und Pulver werden wegen Feuersgefahr nicht innerhalb der Werft aufbewahrt, sondern in besonderen Magazinen an entfernten Orten.

Die Herstellung der Geschütze selbst findet auf der Werft nicht statt; sie erfordert bei den jetzigen Abmessungen der Rohre zu großartige und kostspielige Anlagen, und so wie die Geschützgießereien in Spandau und von Krupp in Essen Deutschland mit Landgeschützen versorgen, liefern sie auch die nötige Artillerie für die Marine. Ebenso werden die eisernen Lafetten nicht auf der Werft gebaut, und die Artilleriedirektion der letztern beschäftigt deshalb von den verschiedenen Betrieben die geringste Arbeiterzahl, weil sie die großen Stücke nicht fertigt, sondern

nur erhält. Dagegen geht das Geschützzubehör vielfach aus den Werftwerkstätten hervor und wird in einem Magazin aufbewahrt, in dem wir ebenso wie in den Magazinen für die übrigen Schiffs- und Werftbedürfnisse nicht nur die größte Ordnung und Übersichtlichkeit, sondern auch die geschmackvollsten Arrangements der einzelnen Gegenstände finden.

Die Magazinaufseher setzen einen besonderen Stolz darin, die ihrer Obhut anvertrauten Räumlichkeiten im besten Lichte erscheinen zu lassen. Die tausend und abertausend Sachen sind deshalb nicht nur mit fast mathematischer Genauigkeit und Übereinstimmung gelagert, sondern wir werden oft durch das fast künstlerische Geschick überrascht, mit dem die verschiedenartigsten plastischen Darstellungen aus Gegenständen zusammengesetzt sind, die einzeln nichts weniger als geeignet zu dergleichen erscheinen. Wer anders als ein Magazinaufseher würde daran denken, eine Vase aus Sägeblättern herzustellen und eine aus Säbelklingen gebildete Palme daraus hervorblühen zu lassen, oder eine Krone aus einer Zusammenstellung von Schraubstöcken und Feilen zu bilden.

Es würde unmöglich sein, genauer auf den Inhalt dieser Magazine einzugehen; er ist zu vielfältig, um ihn auch nur annähernd aufzählen zu können. Eisen und Stahl in viele Centner schweren Stangen und Nähnadeln, dicke Hanf- und Stahltaue und Zwirn, mächtige Schleifsteine und Glaserdiamanten, Kochmaschinen für sechs- bis siebenhundert Menschen und Berzeliuslampen, das verschiedenste Handwerksgerät, Rohstoffe, halb und ganz fertige Gegenstände — alles mögliche lagert in diesen Räumen, die schweren Sachen in den unteren, die leichten in den oberen Stockwerken. Wir können nicht begreifen, wozu das alles gebraucht wird, und doch ist nur das Notwendige vorhanden; aber wir ersehen daraus, daß ein Schiff eine kleine Welt für sich bildet, deren künstliche Zusammensetzung und Erhaltung die verschiedenartigsten Hilfsmittel erfordert.

Außer diesen allgemeinen Magazinen gibt es nun noch eine ganze Reihe besonderer, die längs des sogenannten Ausrüstungshafens und unmittelbar an den Kaimauern errichtet sind und welche sämtliche Ausrüstungsgegenstände der einzelnen Schiffe enthalten. Sobald ein Schiff in Dienst gestellt werden soll, läßt der Ausrüstungsdirektor dasselbe vor die betreffende Schiffskammer holen, übergibt die Schlüssel nebst der Liste der Sachen dem Kommandanten und dieser läßt letztere durch seine Mannschaften an Bord bringen. Natürlich ist in den Kammern alles auf das vorzüglichste und zweckmäßigste geordnet, ebenso wie jedes Stück an Bord seinen festen und vorausbestimmten Platz hat, und auf diese Weise ist es möglich, daß bei einer Mobilmachung selbst die schwersten Schiffe schon am sechsten Tage schlagfertig in See gehen können, während die kleineren verhältnismäßig schneller fertig werden und die vorzugsweise zur Verteidigung bestimmten Torpedoboote 6 Stunden dazu gebrauchen.

Das letzte Ziel unserer Wanderung über die Werft ist der Holzhof. Alle Weltteile haben beigesteuert, um ihn zu füllen und die überdachten Stapel zu bilden, die von dem für den Schiffbau früher in hohem Maße und auch jetzt noch wichtigen Material in drei bis vier parallel laufenden Reihen aufgestellt sind. Europa, besonders Deutschland und Galizien, haben die Eichen, Westindien,

Mexiko und Honduras den Mahagoni-, Hinterindien, Borneo und Australien den Teakbaum gesandt. Was für gewaltige Stämme müssen es gewesen sein, die im stande waren, die vor uns liegenden Teakbalken von 1 Meter Seitenfläche und 20 Meter Länge zu liefern! Vor wieviel hundert Jahren mögen sie vom Mutterbaume im Dickicht des Urwaldes gepflanzt sein, dessen Stille bis vor kurzem kein menschlicher Fuß entweihte?

Jetzt hat der Mensch sich durch Feuer einen Weg in das sonst undurchdringliche Gewirr der Schlingpflanzen gebahnt, oder er ist in gebrechlichen Nachen den Fluß hinaufgedrungen, der die endlose Wildnis als einzige Straße durchzieht. Die Schläge der Axt und das Knirschen der Säge stören die Ruhe, welche bisher auf dem Walde lagerte, und wenn der gefällte Baum mit donnerndem Krachen zur Erde stürzt und der Schall sich weithin fortpflanzt, dann schlägt als Antwort ein tausendstimmiger mißtönender Schrei an das Ohr, und die erschreckten Tiere, die ihn ausstoßen, ziehen sich tiefer in das Dunkel des Urwaldes zurück. Viele Meilen führt der Fluß den behauenen Stamm auf seinem Rücken fort bis zu dem Hafen, wo das Schiff zu seiner Aufnahme bereit liegt, um ihn monatelang über Oceane weiter zu tragen. Abermals versuchen Axt und Säge ihre Schärfe an ihm, und er wird als Teil einem Schiffe eingefügt, das ihn vielleicht bald wieder nach seinem Heimatlande führt, um seine Brüder aus demselben Walde zu holen.

Der Teakbaum — oder die indische Eiche — hat in der Bildung seines Holzes viel Ähnlichkeit mit unserer Eiche, ist aber unter Wasser noch dauerhafter und nicht der Fäulnis ausgesetzt. Das Teakholz wird deshalb vielfach für den Schiffbau benutzt, indessen in seiner Anwendung dadurch sehr beschränkt, daß es fast nur gerade wächst und nicht zäh genug ist, um starke Biegungen zu ertragen. Zu den gekrümmten Rippen des hölzernen Schiffes, das man jedoch nur noch in der Handelsmarine findet, ist es deshalb selten und zu der Beplankung nur dort zu gebrauchen, wo dieselbe nicht zu scharf gebogen werden muß, oder eine verhältnismäßig geringe Stärke hat. Seine hauptsächliche Verwendung findet deshalb auf Kriegsschiffen als Futterung der Panzerplatten statt, da die Erfahrung gelehrt, daß es eindringenden Geschossen verhältnismäßig großen Widerstand leistet.

Wo es sich um Krümmungen handelt, bleibt die Eiche allein verwendbar, und sie ist deshalb für den Holzschiffbau immer der geschätzteste Baum. Das Mahagoni besitzt zwar noch größere Festigkeit als Teak und ist ebenfalls der Fäulnis nicht unterworfen, indes mindestens ebenso spröde wie dieses und noch teurer. Es wird deshalb meistens nur zu Balken und geraden Hölzern im Schiffbau benutzt. Die Fichte, Lärche und Tanne werden zu Masten, Raaen und Verdecksplanken verarbeitet, finden aber in dem Hauptbau des Schiffsrumpfes wegen der geringen Haltbarkeit ihres Holzes — wenigstens bei Kriegsschiffen — keine Verwendung.

Um das Holz gegen Einflüsse der Witterung zu schützen, liegt es überdacht, aber in den einzelnen Lagen frei voneinander, damit stets die Luft durchstreichen kann. Sein schlimmster Feind sind die Sonnenstrahlen; sie reißen es auf, die Feuchtigkeit sammelt sich in den Rissen und legt den Grund zur inneren Fäulnis.

Selbst bei der sorgsamsten Konservierung in freier Luft leidet das Holz bei längerem Liegen dennoch verhältnismäßig stark, und man hat deshalb mit seiner Aufbewahrung vielfach Versuche angestellt. Eine Versenkung in stillem Wasser mit Schlammboden hat sich ziemlich bewährt, am besten soll sich Eichenholz jedoch im nassen Seesande halten und nach fünfzig bis sechzig Jahren noch ebenso gesund sein, als sei es erst kürzlich gefällt. Bei vielen Häfen gestatten die Bodenverhältnisse eine solche Aufbewahrungsmethode nicht, der Kriegshafen von Cherbourg besitzt jedoch in dem cimetière de bois — Holzkirchhof — eine der großartigsten Anlagen dieser Art. Unmittelbar am Meeresufer neben dem Hafen und mit diesem durch Kanäle verbunden erstreckt sich eine langgedehnte Seesandfläche, die mit hoher Flut vom Seewasser überspült wird und deshalb beständig feucht ist. In dieser Fläche werden die nicht für den nächsten Bedarf bestimmten Hölzer, deren Zahl sich auf viele Tausende bemißt, auf 1—$1^1/_3$ Meter Tiefe eingesargt, ihre genaue Lage auf einem Plane des Kirchhofes verzeichnet, und sie liegen oft zwanzig Jahre lang, ehe man sie verbaut. Fichten und Tannen werden immer unter Wasser versenkt; auf dem Lande und in freier Luft leiden sie mehr als Eichen. Seit dem jetzt für Kriegsschiffe allgemein eingeführten Eisen- oder Stahlbau hat sich jedoch der Holzbedarf gegen früher sehr verringert.

Die Eisenplatten bedürfen einer sorgsamen Aufbewahrung nicht, und man sieht sie deshalb vielfach vor den verschiedenen Arbeitsstätten im Freien lagern. Da man sie jedoch stets in verhältnismäßig kurzer Zeit aus den Eisenwerken beziehen kann, so beschafft man davon keine größeren Vorräte, sondern nur soviel wie man zu vorliegenden Zwecken gebraucht.

Nach dieser kurzen Übersicht des Materials bleibt uns noch übrig, einen Blick auf das Personal zu werfen. Die Zahl der Arbeiter einer Kriegswerft richtet sich nach den vorliegenden Arbeiten und dem jeweiligen Bedürfnis. Bei gewöhnlichem Betriebe erreicht sie auf unseren beiden großen Werften Wilhelmshafen und Kiel etwa 3500 Köpfe, von denen 3000 auf die verschiedenen Handwerke kommen, und wieder etwa die Hälfte Zimmerleute sind; den Rest bilden gewöhnliche Arbeiter. Gegenwärtig jedoch, wo der Bau der neuen großen Panzerschiffe und Kreuzer, welche vom Reichstage bewilligt sind, eifrig gefördert wird, beschäftigt jede der beiden großen Werften 4000 Mann, während Danzig, wo nur kleinere Schiffe gebaut werden, ungefähr 800 zählt.

Das Aufsichtspersonal besteht aus den Direktoren, den technischen und Verwaltungsbeamten, den Obermeistern, Werkmeistern und Werkführern. Auf je fünfzehn Handwerker oder zwanzig Arbeiter kommt ein Werkführer, auf zehn Werkführer ein Werkmeister, welche letztere etatsmäßige Unterbeamte sind.

Die Handwerker gehören zum größten Teile, die Arbeiter sämtlich dem Civilstande an, und es werden nur soviel von ersteren für die Marine ausgehoben und auf den Werften beschäftigt, als die zu besetzenden Schiffe erfordern.

Bei Beginn der Arbeitszeit passieren die durch das Hauptthor der Werft kommenden Leute sämtlich durch die Markenbuden, ein Gebäude mit verschiedenen Durchgängen. Hier empfangen sie eine Marke mit ihrer betreffenden Nummer, begeben sich auf ihre Arbeitsplätze und liefern dort die Nummern wieder an ihre

Werkmeister ab. Die nicht abgenommenen Marken stellen die Abwesenheit des betreffenden Inhabers fest. Sie werden vom Kassenkontrolleur angezeichnet und die Eigner erhalten bei der wöchentlichen Lohnzahlung ein viertel, einen halben oder einen ganzen Tag Lohnabzug, je nachdem sie gefehlt haben. Die von den Werkmeistern abgenommenen Marken werden kurz vor Schluß der Arbeitszeit den Leuten wieder eingehändigt, um sie beim Fortgange von der Werft in den Markenbuden abzuliefern und dadurch eine doppelte Kontrolle zu üben.

Um Diebstählen möglichst vorzubeugen, gehen die Arbeiter zwischen Markenbuden und Hauptthor an vier Schutzleuten vorbei. Jeder verdächtig erscheinende wird von einem der letzteren berührt und muß alsdann in ein Zimmer der Werftwache treten, wo er von andern Schutzleuten untersucht wird.

Wir haben unsern Rundgang vollendet. Unser alter ego, der seit drei Stunden uns wie ein Schatten gefolgt ist, weigert sich standhaft, eine ihm gebotene Anerkennung für seine Begleitung zu nehmen, sondern verweist uns auf eine am Westthor befindliche Büchse und wir lassen unsere Spende hineingleiten. Möchten sich recht viele dazu gesellen, um den Ärmsten, die durch einen unglücklichen Fall, den Sturz eines Balkens oder auf ähnliche Weise auf das Schmerzenslager geworfen werden und vielleicht als Krüppel wieder davon erstehen, die vom Staat gewährte Unterstützung etwas zu erhöhen.

Mit innerer Befriedigung scheiden wir von der Werft und erfreuen unser Auge noch zuletzt an den reizenden Gartenanlagen, welche den Eingang und alle sich dazu eignenden Plätze schmücken und im schönsten Blütenflor prangen. Sie werden von den Offizieren und Beamten unterhalten, und der Duft und die Pracht der Blumen sorgt dafür, daß das Gemüt bei dem Ernste des Dienstes nicht leidet.

Und nun, nachdem der Leser sich einigermaßen auf der Geburtsstätte der Schiffe umgesehen, darf ich ihn etwas näher in die Bestandteile der letzteren einführen. Sollte ihm dabei die Aufzählung und Beschreibung der Einzelheiten eines Schiffes und seiner Ausrüstung etwas trocken vorkommen, so muß er bedenken, daß Eisen und Stahl, von denen hauptsächlich die Rede sein wird, selbst sehr trocken sind. Die beigegebenen Zeichnungen werden aber hoffentlich der Darstellung zu Hilfe kommen und sie etwas mundgerechter machen.

Da inzwischen seit der letzten Auflage dieses Buches der Schiffbau in der Marine Holz als Material ausschließt und nach den Ergebnissen der Schlacht am Jaluflusse im chinesisch-japanesischen Kriege sich gezeigt hat, daß die Brisanzgranaten der Schnellfeuerkanonen sehr feuergefährlich sind und vier chinesische Kreuzer durch sie vollständig ausgebrannt wurden, wird auf unsern neuen Schiffen auch alles Holz, das z. B. für Deckplanken und die innere Ausstattung verwendet wurde, wo nur irgend angängig, durch Metall ersetzt und zwar durch Stahl, so daß das ganze Gebäude in allen seinen Teilen fast nur aus Stahl besteht.

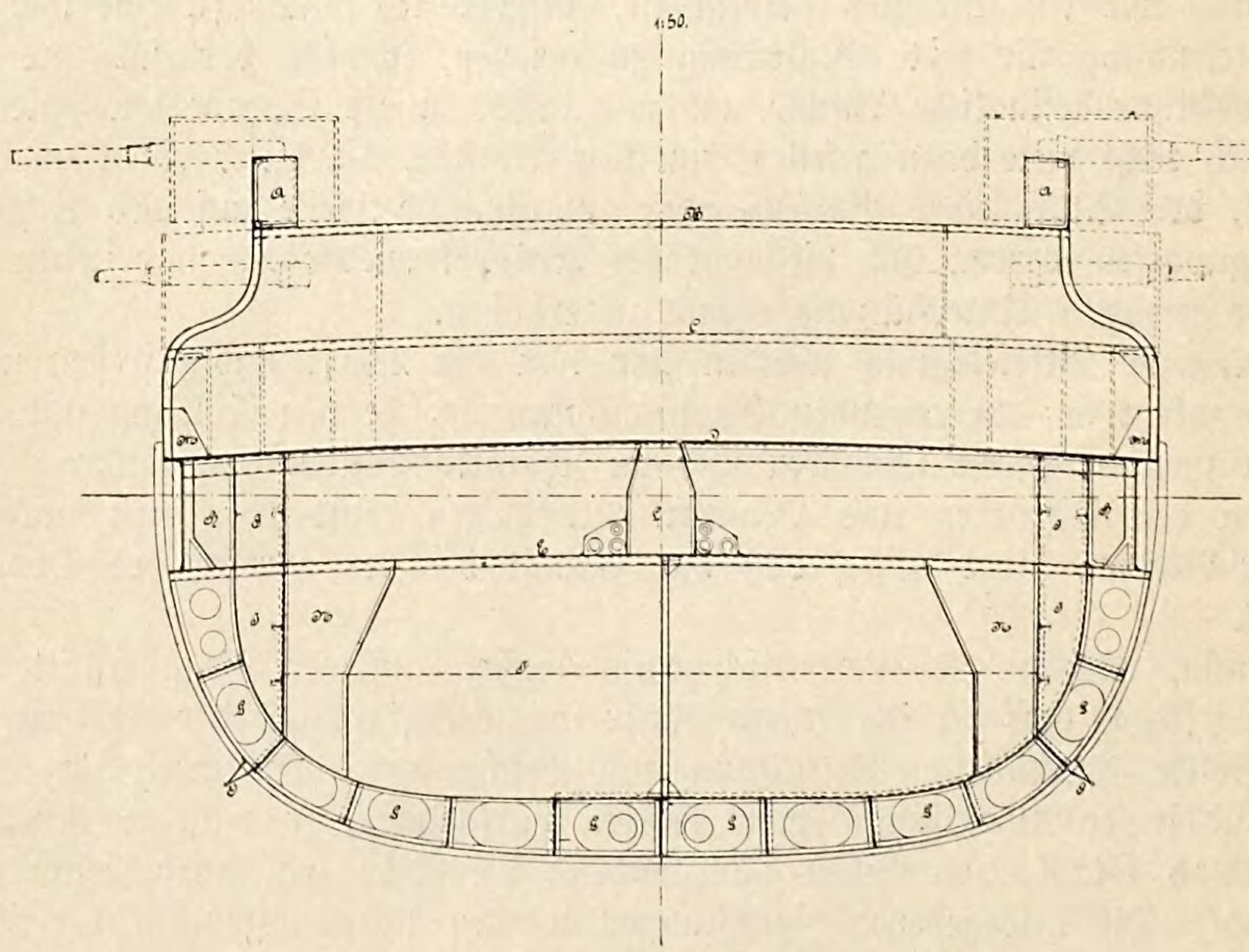
Es wird deshalb auch der in früheren Ausgaben näher beschriebene Holzbau nicht weiter erwähnt und nur der Stahlbau in Betracht gezogen werden.

Wir müssen nun wieder auf die obenerwähnten Stapelklötze zurückgreifen.

Da das ganze Schiffsgebäude auf ihnen ruhen soll, so bemißt sich ihre Stärke natürlich nach der zu tragenden Last, und ebenso muß gesorgt werden, daß die oberen Flächen dieser Klötze genau in dieselbe Ebene fallen, damit der Kiel die für die Festigkeit des Baues notwendige gerade Lage behält.

Der Kiel selbst ist das vornehmste Stück des Schiffes, die Grundlage seines gesamten Verbandes, und seine Verletzung ist von den gefährlichsten Folgen begleitet. Wollte man das Schiff mit dem menschlichen Körper vergleichen, so bildet er das Rückgrat. Der Bruch einer Rippe oder eines Knochens ist in den wenigsten Fällen tödlich, der Bruch des Rückgrates dagegen stets.

Bei den zum Segeln bestimmten Schiffen tritt der Kiel bis ungefähr zu einem halben Meter über den Boden nach unten hinaus, um bei seitlichem Winde



S. M. Kreuzer I. Kl. „Fürst Bismarck": Hauptspant.

A Hängemattekasten. B Oberdeck. C Batteriedeck. D Panzerdeck. E Zwischendeck. F Plattformdeck. G Doppelboden. H Äußerer Wallgang. I Innerer Wallgang. L Mittelgang. M Korkdamm. N Kohlenbunker. O Seitenkiel.

durch Vermehrung der Widerstandsfläche das Abtreiben des Schiffes nach Lee zu vermindern. Das ist bei den modernen Kriegsschiffen, die nur durch Dampf vorwärts getrieben werden, nicht mehr erforderlich, und so läßt man ihn fortfallen, umsomehr als dadurch der Tiefgang des ganzen Gebäudes verringert wird.

Wie aus der beigegebenen Zeichnung, dem Querschnitt im Hauptspant unseres neuen Panzerkreuzers, „Fürst Bismarck", bis jetzt des mächtigsten seiner Art, erhellt, fällt der Kiel mit der äußeren Bodenbeplattung in dieselbe Ebene, dagegen besitzt das Schiff zwei Seitenkiele, O O, welche bestimmt sind, durch ihren Widerstand die seitlichen Bewegungen des Rumpfes, das Schlingern im Seegang zu vermindern.

Der Kiel selbst ist aus einer wagerechten Platte (doppelt von je 15 cm Stärke) und einem darauf vernieteten senkrechten Stück von 1,2 m Höhe, das an den inneren doppelten Boden des Schiffes reicht, zusammengesetzt. Die Seitenkiele bestehen aus Bronze; es sind Röhren, deren Hohlraum mit einer Mischung von Kork und Marineleim ausgefüllt ist.

Rechtwinklig zum Kiel liegen die Querspanten, welche dem Schiffe seine Façon geben und unten am Boden 1,2 m von einander entfernt sind.

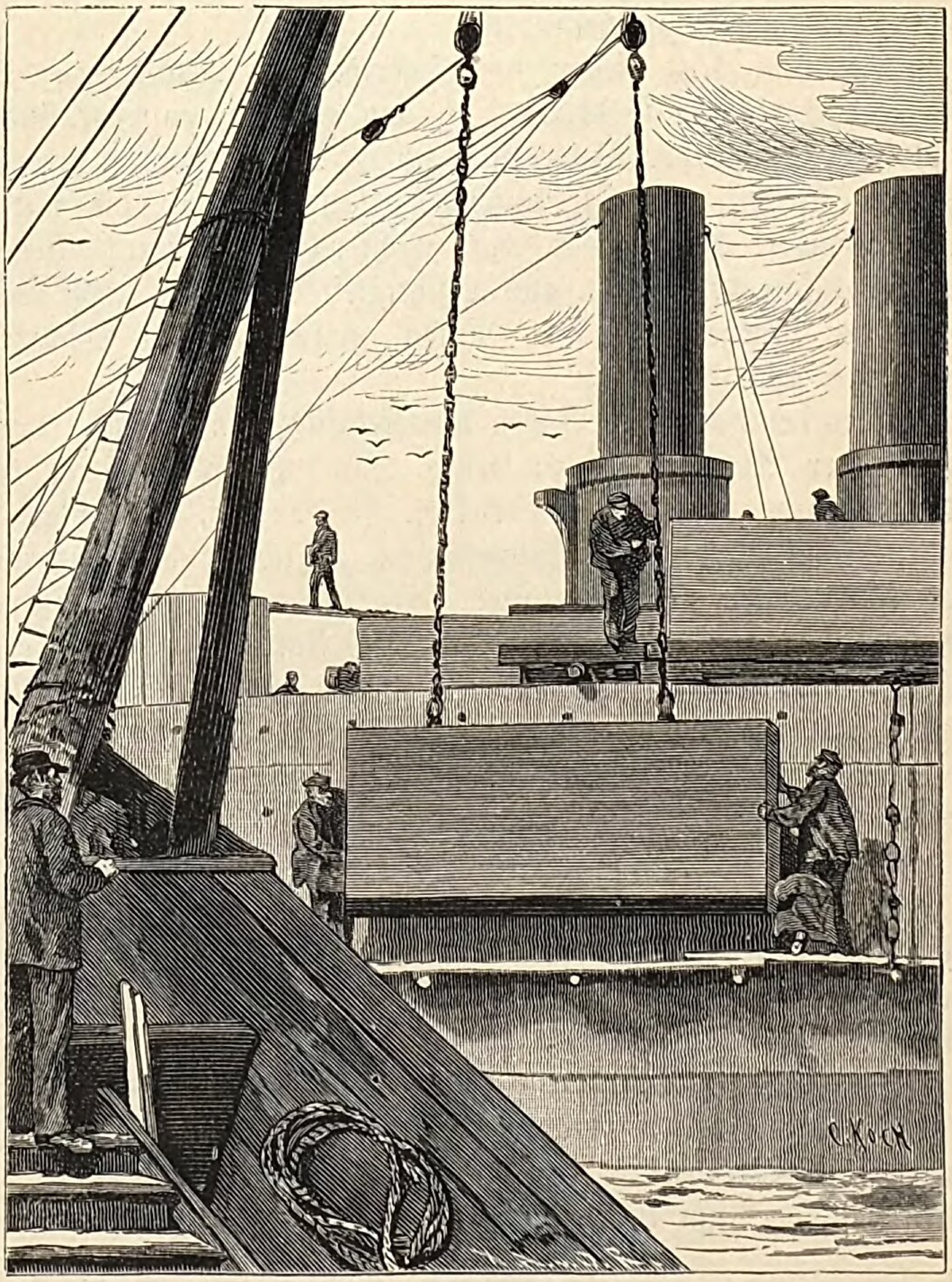
Verband und Stärke der Länge nach erhält das Gebäude durch die mit dem aufrechtstehenden Kielteil parallel laufenden Längsspanten, die mit den Querspanten ein Rahmwerk bilden, das mit größter Stärke nach allen Richtungen zugleich die möglichste Elastizität und Leichtigkeit verbindet. Die Längsspanten, deren oberster der Panzerträger ist, laufen, soweit es die Schärfe des Bugs erlaubt, nach vorn resp. hinten zu.

G G G bilden den doppelten Boden des Schiffes, ein Netzwerk von Hunderten kleiner wasserdichter Abteilungen, zu denen man von oben durch verschließbare Ventile gelangen kann. Der Zweck derselben ist, das bei Verletzung des äußeren Bodens eindringende Wasser vom Schiffsraume abzuhalten und es auf eine oder mehrere der Abteilungen zu beschränken. Um aber auch bei größeren Schäden durch Geschosse, Torpedos, Grundberühren oder Rammstöße das Schiff so lange wie möglich schwimmfähig zu erhalten, ist sein innerer Raum sowohl der Länge wie der Quere nach durch wasserdichte Stahlwände (Schotten), die bis zu dem Panzerdeck D über der Wasserlinie reichen, geteilt und die Größe dieser Räume ist so bemessen, daß zwei derselben oder auch drei sich mit Wasser füllen können, ohne daß das Schiff sinkt, und ebenso sind auch die Maschinen von einander geschieden, so daß, wenn eine überflutet wird, die beiden andern („Fürst Bismarck" hat drei Maschinen, und wird durch drei Schrauben, eine an jeder Seite und die dritte in der Mitte wie bei einschraubigen Schiffen getrieben) fortarbeiten können.

Der Kreuzer hat vier Verdecke B, C, D, E. Früher bestanden die Decke aus schmalen Holzplanken, die auf die darunter liegenden Balken gelegt wurden. Jetzt sind auch jene gefallen und es wird nur Stahlbelag angewendet, aber Zwischendeck E und Batteriedeck D werden außerdem noch mit 5 resp. 10 cm Panzerplatten bekleidet, um eindringende Geschosse möglichst von den Maschinen abzuhalten.

M ist ein um das ganze Schiff laufender Korkdamm oberhalb der Wasserlinie und zur Hälfte über den ebenfalls um das ganze Schiff gehender Gürtelpanzer von sehr widerstandsfähigem Nickelstahl. Der Korkdamm besteht aus feinen Korkstücken, die mit Marineleim zu einer elastischen Masse zusammengeknetet werden. Er hat die Eigenschaft, die in ihm von durchschlagenden Geschossen verursachten Schußlöcher durch seine Elastizität wieder zu schließen und dadurch dem Wasser den Eintritt zu verwehren. H ist der äußere, I der innere Wallgang, Gallerien, die durch Stahlwände vom Schiffsinnern abgeschlossen werden. Sie haben den Zweck, um unter Wasser zu den Schiffswänden gelangen und bei durchschlagenden Geschossen Schäden ausbessern, bezw. Lecke verstopfen zu können.

Der Panzergürtel ist in der Mitte 20 cm dick, verjüngt sich aber nach hinten und vorn bis auf etwa 10 cm, einmal weil hier die scharf zugehenden Schiffsformen ein senkrechtes Auftreffen der Geschosse nicht zulassen und sie dadurch



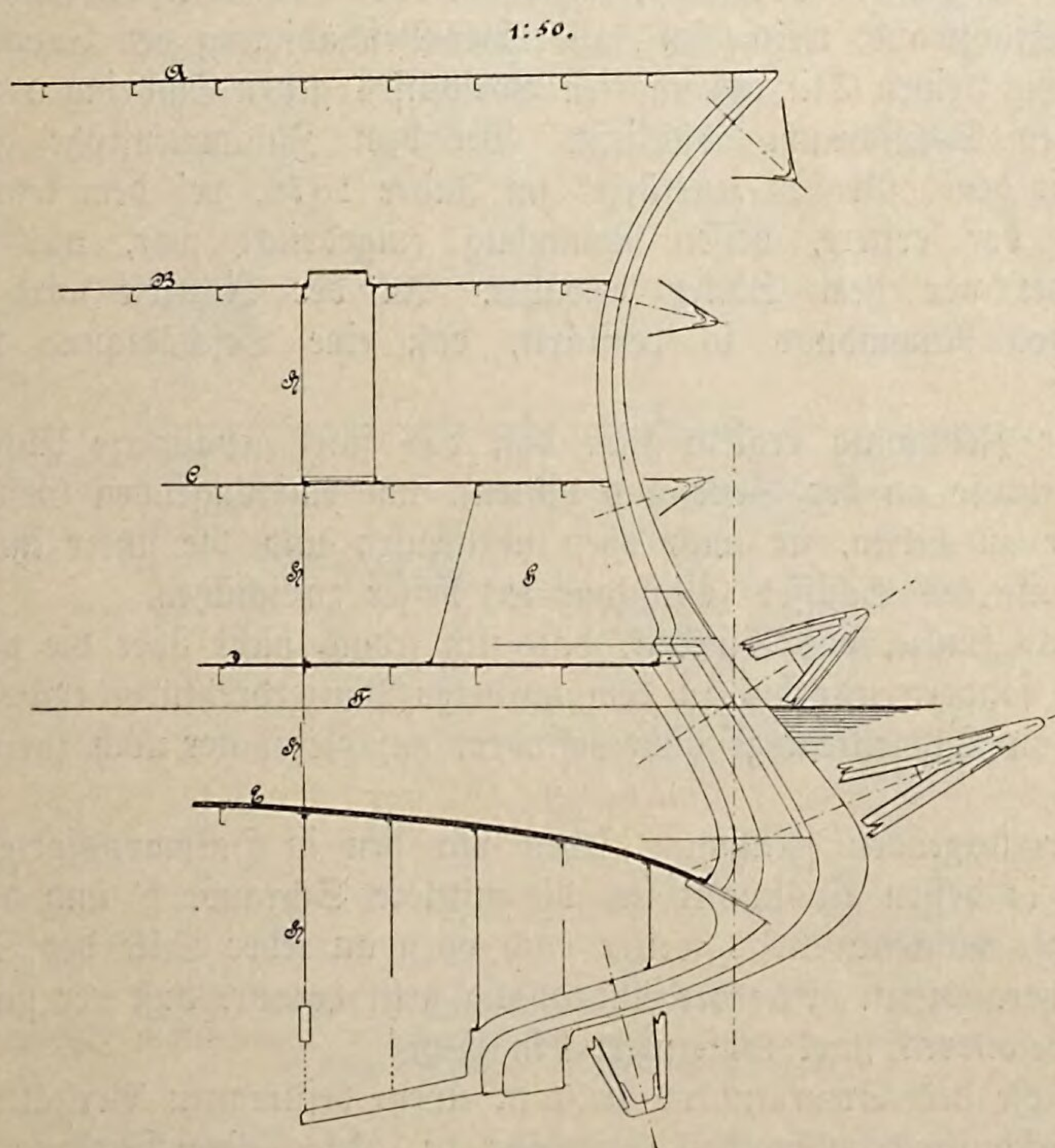
Das Anbringen einer 400 Zentner schweren Panzerplatte.

bedeutend an Durchschlagskraft verlieren und sodann, weil an diesen Stellen ein Durchschlagen nicht so gefährlich und eine Beschädigung der Maschinen weniger zu fürchten ist.

Aber auch mit Bezug auf die Seefähigkeit kann man nicht den ganzen Körper von Panzerschiffen gleichmäßig mit Panzer umgeben. Vorder- und Hinterteil müssen verhältnismäßig immer leichter gebaut werden, als der mittlere, weil bei ihnen wegen ihrer scharfen Form der Auftrieb des Wassers, d. h. die Unterstützung, welche sie durch letzteres erhalten, soviel geringer ist. Eine ebenso große Belastung wie die des bauchigen Mittelteils würde sie deshalb viel

mehr anstrengen und gefährden, aber auch bei Seegang ein heftiges Stampfen des Schiffes, d. h. eine Auf- und Niederbewegung in der Richtung der Länge zur Folge haben, wie dies die Erfahrung an den ersten Panzerschiffen mit gleichmäßigem Gürtel gezeigt hat.

Das Anbringen einer Panzerplatte zeigt das beigegebene Bild. Die Platten werden in den Hüttenwerken (Krupp und die Dillinger Hütte liefern sie) so genau nach den gegebenen Modellen gearbeitet, daß jetzt auf den Werften fast keine



S. M. Kreuzer I. Kl. „Fürst Bismarck": Vordersteven.

A Backdeck. B Oberdeck. C. Batteriedeck. D Überwasser-Panzerdeck. E Unterwasser-Panzerdeck. F Const. Wasserlinie. G. Korkdamm. H Kollisionsschott.

Nachhülfe mehr nötig ist und sie ohne weiteres auf dem zugehörigen Platz angebracht werden können. Vermittels schwerer Bolzen werden sie von innen an die Schiffsseiten angeschraubt, jedoch reichen diese Bolzen nur bis zu $^2/_3$ der ganzen Dicke. Das letzte äußere Drittel der Platte ist so hart, daß keine Schraube hineingebohrt werden kann. Die Fugen zwischen den Platten sind etwa 2 cm breit, weil sie sich sonst nicht mit ihren verschiedenen Biegungen aneinander passen ließen. Diese werden jedoch durch einen Stahlstreifen ausgefüllt und verstemmt.

Die vorderen und hinteren Begrenzungen des Schiffsraumes heißen **Vor-** und **Hintersteven**, beides gewaltige geschmiedete Stahlstücke. Der erstere trägt, wie aus der Zeichnung ersichtlich, noch einen nasenförmigen Vorsprung unter Wasser, den **Rammbug**, um damit den Feind niederzurennen, wenn sich die Gelegenheit bietet, wie diese Taktik des Seekampfes schon in der Schlacht bei Salamis befolgt wurde. Der Rammbug ist jedoch nicht aus Stahl, sondern aus Bronze gefertigt; das Über- und Unterwasser-Panzerdeck geben ihm noch einen besonderen Rückhalt, da er beim Stoße einen gewaltigen Druck auszuhalten hat. G ist wieder der bereits erwähnte Korkdamm, H H das Kollisionsschott, d. h. die wasserdichte Stahlwand, welche im Falle einer Beschädigung des Vorstevens einen verhältnismäßig kleinen Teil des scharfen Vorschiffes gegen Eindringen von Wasser in den großen Schiffsraum abschließt. Bei dem Zusammenstoße des „König Wilhelm" mit dem „Großen Kurfürst" im Jahre 1878, bei dem letzterer unterging, wurde der erstere, dessen Rammbug eingedrückt war, nur durch das Kollisionsschott vor dem Sinken bewahrt. In der Jetztzeit wird jedoch die Hinterlage des Rammbugs so verstärkt, daß eine Beschädigung weniger zu fürchten ist.

Aus der Zeichnung ergiebt sich, daß das stark gepanzerte Unterwasserdeck gewölbt ist (ebenso an der Seite und hinten), um einschlagenden Geschossen eine schräge Ebene zu bieten, sie nach oben abzulenken und die unter ihm liegenden lebendigen Teile des Schiffes (Maschine ꝛc.) besser zu schützen.

A ist das fünfte, das Backdeck, das sich jedoch nicht über die ganze Länge des Schiffes, sondern nur bis zu dem vorderen Panzerdrehturm erstreckt, in dem sich zwei 24 cm Schnellfeuergeschütze befinden, auf die später noch zurückgekommen werden wird.

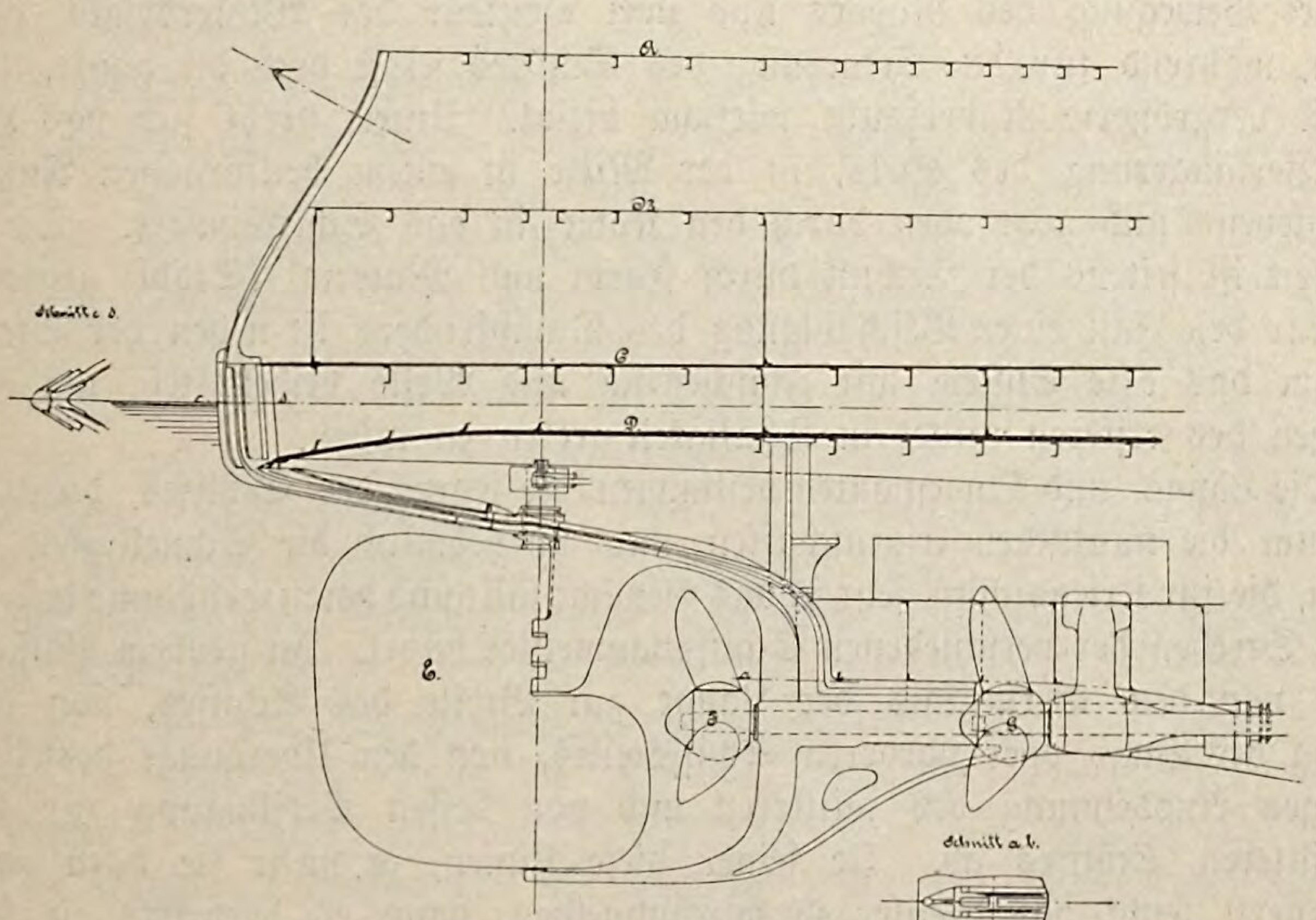
Auf der folgenden Zeichnung sehen wir den in Halbmondform gebogenen Hintersteven, in dessen Ausschnitt sich die mittlere Schraube F und das Steuerruder E dreht, während etwas weiter nach vorn an jeder Seite des Schiffes eine Schraube G heraustritt. Aus der Anordnung geht hervor, daß der ganze Hintersteven auch besonders stark konstruiert sein muß.

Die Fläche des Steuerruders steht in einem bestimmten Verhältnis zu dem größten Querschnitt des Schiffes (ungefähr 1 : 15). Seine Wirkung beruht auf dem mehr oder minder schiefen Druck, den der durch die Fahrt des Schiffes erzeugte Wasserstrom auf die Ruderfläche ausübt.

Ist das Ruder parallel mit dem Kiel gelegt, so wird der von vorn kommende Wasserdruck an seinen beiden Seiten gleich sein, mithin das Schiff theoretisch sich in der eingeschlagenen Richtung vorwärts bewegen. Soll es links, so muß auch das Ruder nach dieser Seite gelegt werden. Es bildet dann einen Winkel mit der Kiellinie; der am Schiffe entlang gleitende Wasserstrom drückt demgemäß auf die Ruderfläche und schiebt das Hinterteil des Schiffes so lange nach rechts oder dessen Vorderteil nach links, wie die Winkelstellung dauert. Das Umgekehrte findet statt, wenn das Ruder rechts gelegt wird, und auf diese Weise wird durch geschicktes und rechtzeitiges Drehen des Ruders das Schiff auf dem richtigen Kurse gehalten, bezw. ihm jede beliebige Richtung gegeben.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Wirkung des Ruders um so größer ist, je stärker der ausgeübte Wasserdruck wird, und da dieser wieder von der Schnelligkeit abhängt, mit der das Schiff durch das Wasser geht, so wird im allgemeinen ein schnell segelndes Fahrzeug um so besser steuern, bei einem stillliegenden aber das Ruder gar nicht wirken.

Das gewöhnliche und fast allgemein übliche Ruder bei Segelschiffen besteht aus zwei eng verbundenen Teilen; der vordere, ein aufrechtstehender Balken, reicht mit seinem oberen Ende, dem Kopfe, durch eine dazu bestimmte cylindrische Öffnung, den Ruderkoker, in das Schiff hinein, und an ihm sind die Haken (Fingerlinge) befestigt, mit denen das Ruder in die am Ruderpfosten



S. M. Kreuzer I. Kl. „Fürst Bismarck": Hintersteven.

A Oberdeck. B Batteriedeck. C Überwasser-Panzerdeck. D Unterwasser-Panzerdeck. E Ruder. F Hintere Schraube. G Seitliche Schraube.

befindlichen Ösen gehakt wird, in denen es sich dann dreht. Jener aufrechtstehende Balken des Ruders heißt das Herz und er ist an seinem hinteren Teile und unter Wasser durch einen Ansatz verbreitert, das Ruderhack, welches dem Ruder die Wirkung auf die Steuerung des Schiffes gibt. Bei Segelschiffen ist der Ruderpfosten zugleich der gerade Hintersteven, bei einschraubigen Dampfschiffen bildet er mit dem Hintersteven sowie mit einer oberen und unteren Verbindung den hinteren Teil eines parallelogrammartigen Rahmens und das Ruder befindet sich somit hinter der Schraube, die sich in dem Rahmen dreht.

In dem Kopfe des Ruders wird ein anderer, horizontalliegender eiserner oder stählerner Balken, die Ruderpinne befestigt, durch den man das Ruder bewegt. Da aber bei größeren Schiffen einfache Menschenkraft zu dieser Drehung nicht ausreicht, so wendet man dazu starke Flaschenzüge an, deren Taue sich um eine Welle wickeln und mit Hilfe eines Steuerrades in Bewegung gesetzt werden,

während auf den Kriegsschiffen und den großen Handelsdampfern jetzt Dampfruder angewendet werden, mit deren Hilfe ein Mann auch die schwersten Linienschiffe steuern kann.

Es ist natürlich, daß je größer die Fläche des Ruders ist, es um so besser beim Steuern wirkt, daß aber ebenso seine Bewegung schwieriger wird. Um nun beides mit einander auszugleichen, hat man, wie beim Rammbug auch bei dem Ruder auf den antiken Schiffbau von vor 2000 Jahren und auf das sogenannte damals gebräuchliche Balanceruder zurückgegriffen, wie es die Zeichnung darstellt. Das Ruderhack sitzt bei ihm nicht nur hinter dem Herz, sondern zu einem Drittel auch vor demselben und die Drehungsachse in der Mitte. Dadurch sind bei Bewegung des Ruders nur zwei Dritteile des Wasserdrucks zu überwinden, während für die Steuerung des Schiffes selbst doch die ganze, um ein Dritteil vergrößerte Ruderfläche wirksam bleibt. Unten dreht sich das Herz in einer Verlängerung des Kiels, in der Mitte in einem beilförmigen Ansatz des Hinterstevens und geht oben durch den Koker in das Schiffsinnere. Die nötige Festigkeit ist seitens der Technik durch Form und Material (Stahl) gegeben.

Für den Fall einer Beschädigung des Dampfruders ist neben der Steuerung mit ihm das alte System mit Flaschenzug und Welle beibehalten, um es beim Versagen des ersteren sofort in Thätigkeit treten zu lassen.

Die Längs- und Querspanten bestimmen die Form des Schiffes, durch welche wiederum die nautischen Eigenschaften und vornehmlich die Schnelligkeit bedingt werden, die für Kriegsschiffe sehr in das Gewicht fällt und deren Erhöhung das unausgesetzte Streben der verschiedenen Schiffsbaumeister bildet. In großem Maße hängt letztere von dem Verhältnis der Länge zur Breite des Schiffes, von der Gestaltung des Bugs oder vorderen Schiffsteiles, von dem Übergange desselben zur bauchigen Ausdehnung des mittleren und von dessen Verjüngung zur Schärfe des hinteren Schiffes ab. Je feiner diese Linien, je mehr sie dazu angethan sind, zuerst leicht das Wasser zu durchschneiden, dann es seitwärts zu schieben, sowie die Reibung und Anhaftung seiner Teilchen am Rumpf auf das geringste Maß zu beschränken, desto mehr Geschwindigkeit wird das Schiff entwickeln. Weil aber die Verhältnisse der modernen Kriegsschiffe, das enorme Gewicht des Panzers, der riesigen Geschütze und ihrer Munition, sowie möglichst großer Kohlenvorräte, mancherlei Schwierigkeiten bereiten, so bietet die Schiffsbaukunst alles mögliche auf, um letztere zu beseitigen und es ist auch im Laufe der Jahrzehnte ein großer Fortschritt zu bemerken. Während vor 20 Jahren die Geschwindigkeitsgrenze vollgepanzerter Linienschiffe mit 14 Knoten ($3^1/_2$ deutsche Meilen in der Stunde) erreicht schien, ist man jetzt bereits bei 18 Knoten angelangt. Natürlich spielt dabei die Triebkraft des Dampfes auch eine hervorragende Rolle. Die Maschinen mußten zur nötigen Kraftentwickelung bedeutend vergrößert werden. Dies erforderte wieder vergrößerte Abmessungen des Schiffskörpers selbst, und so ist man jetzt bereits zu Schiffen gelangt, die eine Wasserverdrängung (die dem Gewichte des ganzen Gebäudes entspricht) von 14,000 Tonnen haben, während vor 15—20 Jahren eine solche von 10,000 Tonnen schon als etwas Außergewöhnliches galt.

Je leichter ein solches Schiff ist, je weniger tief es seiner Größe nach in das Wasser taucht und je weniger Widerstand es demgemäß in letzterem zu überwinden hat, desto schneller wird es sein und so läuft z. B. der Bremer Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm der Große", augenblicklich der größte und schnellste Handelsdampfer der Welt, 22 Knoten, unser nur mit einem inneren Panzerdeck versehener aber außen nicht gepanzerter Kreuzer „Kaiserin Augusta" ebensoviel, während die sehr leicht gebauten, aber mit einer sehr starken Maschine versehenen Torpedofahrzeuge es schon zu 27 Knoten und darüber bringen.

Es mag bei dieser Gelegenheit gleich die Bedeutung eines Knotens erklärt werden, da später noch öfter davon gesprochen werden wird.

Man mißt die Geschwindigkeit eines Schiffes mit dem Log. Dies ist eine auf eine Rolle gewickelte dünne Leine, an deren Endpunkte sich ein Kreisausschnitt aus etwa 2—3 cm starkem Holze befindet. Der Bogen dieses Ausschnittes ist soweit mit Blei beschwert, daß das Brettchen aufrecht im Wasser steht, aber gerade noch schwimmt. Durch diese Stellung soll es Widerstand leisten und der schnell und leicht abrollenden Leine als fester Punkt im Wasser dienen.

Die Leine ist durch Knoten in bestimmte Längen abgeteilt. Diese sind 7,7 m und nach dem Verhältnisse genommen: Läuft ein Schiff in einer Stunde eine Seemeile ($^1/_4$ geographische oder 1852 m), so legt es in einer Viertelminute den 240. Teil einer Seemeile d. h. 7,7 m zurück.

Man benutzt eine Sanduhr, welche 15 Sekunden läuft, als Zeitmesser, wirft das Brettchen über Bord, läßt die Leine frei laufen, dreht die Sanduhr (das Logglas), wenn der Anfangspunkt der Knoteneinteilung durch die Hand geht und hält die Leine fest, sobald die Uhr abgelaufen ist. Die Zahl der Knoten zeigt dann die Schnelligkeit des Schiffes in Seemeilen in der Stunde an. Knoten ist deshalb gleichbedeutend mit Seemeile, und ein Schiff, welches 16 Knoten macht, läuft ebensoviele Seemeilen in einer Stunde.

Diese Logmethode ist sehr alt. Durch mehrhundertjährigen Gebrauch hat man gefunden, daß die Fehler, welche durch Nachschleppen des Brettchens und sonst entstehen, dadurch ausgeglichen werden, daß man das Logglas vierzehn Sekunden laufen läßt und den Knoten um etwa 36 cm kürzer macht. In neuerer Zeit hat man genauere Logmaschinen mit drehender Flügelwelle und Räderwerk erfunden, aber die alte Art zeigt sich noch immer als die einfachste.

Schnelligkeit und die damit in engerem Zusammenhange stehende Manövrierfähigkeit sind für moderne Kriegsschiffe unerläßliche Eigenschaften, ohne welche die riesigsten Größenverhältnisse und die schwerste Bewaffnung behenden Feinden gegenüber nur zweifelhaften Wert haben.

Es ist deshalb von größter Wichtigkeit, dieselben den Fahrzeugen nicht allein von vornherein durch den Bau zu geben, sondern sie auch auf die Dauer zu erhalten. Dies geschieht auf doppelte Weise. Die Böden der gepanzerten Schlachtschiffe, welche für gewöhnlich in den heimischen Gewässern bleiben, dort weniger dem Bewachsen mit Muscheln ꝛc. ausgesetzt sind, und auch leichter in unseren Docks gereinigt werden können, sind mit einer Farbe gestrichen, die durch ihre giftigen Bestandteile dem Bewachsen mit Organismen entgegenwirkt. In den

Tropen findet dies Bewachsen jedoch in viel höherem Grade statt, und ich sah in Hongkong ein eisernes Dampfschiff im Dock, das 4 Monate im Golf von Petschili still gelegen hatte. Sein ganzer Boden war mit einer 6—7 cm hohen, fast felsharten Schicht von Muscheln und Korallen bedeckt, und es hatte dadurch in der kurzen Zeit von seiner ursprünglich 12 Knoten betragenden Geschwindigkeit über die Hälfte eingebüßt.

Für unsere Auslandsschiffe wird deshalb der Boden mit messingartigen Metallplatten oder mit Zink beschlagen, da die Versuche, Eisen oder Stahl auf chemischem Wege zu kupfern, sämtlich fehlgeschlagen sind. Bei dem Kupfern muß man aber sehr vorsichtig sein. Eisen oder Stahl in Berührung mit kupferähnlichem Metall in Salzwasser erzeugt sofort einen galvanischen Strom, der erstere beiden schnell und scharf angreift. Sie müssen deshalb sehr sorgsam von einander getrennt gehalten werden: Dies geschieht, daß man zunächst auf dem Boden eine doppelte Lage von Holzplanken anbringt, die jeden Wasserzutritt zu ihm absolut verhindern, und dann die 1,5 bis 2 mm starken Kupferplatten (die Mischung heißt Gelbes Metall) mit Kupfernägeln auf die Planken nagelt. Dadurch erhält man eine ziemliche Sicherheit gegen den galvanischen Strom. Die Kupferplatten oxydieren langsam, erhalten eine glatte schleimige Oberfläche und sowohl diese wie das durch die Oxydation erzeugte Gift verhindern das Bewachsen.

Da ein Kupferbeschlag aber sehr teuer ist, hat man einen Versuch mit billigerem Metall, dem Zink gemacht und dies Verfahren bei unseren ehemaligen Kreuzerfregatten, den jetzigen Schulschiffen zur Anwendung gebracht. Man ging von der Ansicht aus, daß zwar zwischen Eisen und Zink sich auch ein galvanischer Strom entwickele, daß dieser aber nicht das Eisen, sondern das Zink angreife. Man ließ absichtlich die beiden Metalle durch das Wasser berühren und fand die Vermutung bestätigt. Der Preisunterschied zwischen Kupfer- und Zinkbeschlag beläuft sich bei einem großen Schiffe auf einige Hunderttausend Mark, aber trotzdem hat das Kupfer Vorzüge und man ist zu ihm zurückgekehrt. Wir können nun zu dem Ablauf des Schiffes übergehen.

So lange das Schiff auf Stapel steht und in dem Verhältnis wie sein Bau fortschreitet, wird es durch Stützen festgestellt, die die Bestimmung haben, sowohl das ganze Gebäude an Ort und Stelle als auch die einzelnen Teile unter sich in der richtigen Lage zu halten. Die Zahl dieser Stützen ist deshalb sehr groß und beläuft sich auf mehrere Hunderte, da es darauf ankommt, daß sie alle Teile des Schiffes gleichmäßig tragen.

Soll nun das Schiff vom Stapel laufen, so müssen natürlich diese Stützen entfernt, und muß dafür eine andere zeitweise Unterlage geschaffen werden, auf der das Schiff von der schiefen Ebene der Helling gleiten kann, ohne äußere Hindernisse zu finden, oder um nicht, bevor es vom Wasser getragen wird, das Gleichgewicht zu verlieren und auf die Seite zu fallen. Das Gewicht eines größeren Schiffsrumpfes ist so bedeutend (2—2½ Millionen Kilogramm), daß an ein gleichmäßiges Heben desselben ohne Anwendung der großartigsten Mittel und Maschinen nicht gedacht werden kann. Trotzdem muß der Kiel von den Stapelklötzen, auf denen das ganze Gebäude mit so gewaltigem Drucke lastet, herunter-

gebracht werden, damit das Schiff laufen kann, und dies geschieht auf folgende Weise.

Längs der Stapelklötze wird zu beiden Seiten eine Balkenverbindung auf die Helling gelegt und an dieser befestigt. Sie hat die Länge des ganzen Schiffes und reicht außerdem bis zum Übergange der Vorhelling in das tiefe Wasser. Auf ihr ruht eine horizontale Fläche von starken Planken (Schmierplanken), an deren Außenkante eine aufrechtstehende Planke angebracht ist, damit der darauf laufende Schlitten resp. Läufer beim Ablauf des Schiffes nicht seitwärts ausweichen kann. Die ganze Vorrichtung heißt das Ablaufsgerüst. Es ist in allen seinen Teilen fest und bildet ein Ganzes. Auf den Schmierplanken ruht der Schlitten, dessen unterer Teil im besonderen Läufer genannt wird. Er ist aus doppelten Balkenlagen, die etwa drei viertel der ganzen Schiffslänge haben, hergestellt und erhöht sich vorn und hinten in aufrechtstehenden Stützen, die in Planken stoßen, um Vorder- und Hinterteil des Schiffes zu tragen. Die doppelte Balkenlage des Läufers dient dazu, um zwischen seinen mittleren Flächen den Schlitten fest unter das Schiff zu keilen, und damit letzterer dabei nicht ausweichen kann, wird er durch starke Holzzapfen oder Führungen gehalten. Die erwähnten eng aneinander stehenden aufrechten Stützen sind mit ihren unteren Enden in den oberen Teil des Läufers eingelassen. Oben am Schiff stützen sie sich zwischen zwei starke Planken, die zu diesem Zweck mit Klampen oder Knien genügend verbolzt und erst beim Kupfern des Schiffes im Dock wieder entfernt werden.

Die obere Fläche der Schmierplanken und die untere des Läufers werden vorher mit einer heißen Mischung aus Fett und grüner Seife geschmiert, damit letzterer auf seiner Unterlage leicht gleiten kann.

Ist alles soweit vorbereitet, daß der Ablauf erfolgen kann, so wird das ganze Gerüst gehoben, und zwar vermittelst großer Keile (Lorwen), die man von vorn bis hinten, von innen und außen zwischen die beiden Hälften des Läufers setzt und durch Hunderte von Zimmerleuten gleichzeitig antreiben läßt.

Die dadurch ausgeübte Kraft ist eine außerordentliche und wenn sie das Schiff auch nur wenig zu heben vermag, so erfüllt sie doch den Zweck, den Druck des Schiffes auf die Stapelklötze und die Stützen gleichmäßig auf das Ablaufsgerüst zu übertragen und ohne Gefährdung des Baues die Stapelklötze oder wenigstens deren oberste Lage unter dem Kiel fortzuspalten oder wenn sie von Eisen sind, zu entfernen, sowie die Stützen fortzunehmen. Dadurch wird der Kiel frei, und das Schiff ruht mit seiner Kimm überall anschließend auf dem Gerüst.

Das Fortnehmen der Stützen und das Spalten der Stapelklötze beginnt von hinten, d. h. dort wo das Schiff am tiefsten steht, und gleichzeitig wird das Wasser in die vorher zum Legen des Schlittens ausgepumpte Helling gelassen. Die vier vorderen Stapelklötze und einige Stützen läßt man jedoch bis zu dem Augenblicke stehen, wo der wirkliche Ablauf erfolgen soll. Sobald der Befehl dazu gegeben, werden die vorderen Keile der Läufer noch einmal angetrieben, die letzten Stützen entfernt und die vier Klemmklötze fortgespalten, der stolze Bau

setzt sich in Bewegung und gleitet auf dem Schlitten majestätisch in das Wasser unter dem tausendfachen Hurraruf der Zuschauer, die sich zu dem großartigen Schauspiele stets sehr zahlreich einzufinden pflegen.

Nicht immer jedoch geht alles so nach Wunsch von statten. Irgend ein kleiner Fehler in dem Aufbau des Schlittens oder Läufers oder andere Zufälligkeiten halten den Koloß gebannt, und er weicht nicht von seiner Stelle. Alsdann versucht man durch weiteres Antreiben der Keile dem Schiffe einen abermaligen Anlaß zur Fortsetzung der Bewegung zu geben. Vermögen diese nicht schnell und kräftig genug die Last zu heben, so wendet man hydraulische Pressen an, deren Wirkung man, wenn angängig, noch dadurch unterstützt, daß man den schon im Wasser befindlichen Teil des Schiffes durch Luftkasten oder Flöße hebt. Öfter hilft jedoch auch alles dieses nicht, und man ist genötigt, durch Flaschenzüge, resp. durch Vorspann von Dampfern, dem Ablauf zu Hilfe zu kommen.

Ein Zusammenwirken aller dieser Mittel im größten Maßstabe erforderte z. B. der 1865 erfolgte Ablauf der englischen Panzerfregatte „Northumberland", bei dem man trotz alledem Wochen gebrauchte, um das Schiff zu Wasser zu bringen.

Sehr häufig ist die Breite des Hafens nicht so groß, um das vom Stapel gelassene Schiff frei auslaufen zu lassen, ehe der Anker fällt. In diesem Falle wird die Heftigkeit seines anfänglichen Laufes durch starke, am Lande verankerte Kabeltaue gehemmt, deren Buchten durch dünneres Tauwerk zusammengebunden werden. Letzteres muß dann erst brechen, bevor die starken Taue zur Tracht kommen, und nimmt dadurch einen großen Teil des ersten Stoßes fort. Will man noch sicherer gehen, so befestigt man das Kabeltau, statt an einem festliegenden Anker, an einer Bremse, d. h. an einem keilförmig zugespitzten Balken, von 15—25 Meter Länge, der sich in einem sehr stark gebauten Joche allmählich festklemmt.

Unmittelbar vor dem Ablauf findet gewöhnlich die Taufe des Schiffes statt, eine Ceremonie, die dadurch vollzogen wird, daß die taufende Person eine vom Bug herabhängende Flasche Champagner gegen den Vorsteven schleudert und an ihm zerschellen läßt. Bei Handelsschiffen wird die Taufe gewöhnlich durch eine Dame vollzogen. Bei unseren deutschen Kriegsschiffen geschieht es bisweilen durch eine Prinzessin, meistens jedoch durch den ältesten am Orte befindlichen Seeoffizier. Seit dem Regierungsantritt unseres Kaisers, der bekanntlich der Marine und dem Seewesen ein großes Interesse entgegenträgt, hat derselbe bei vielen größeren Schiffen die Taufe in eigener Person vollzogen.

Nach dem Ablauf wird die Maschine eingesetzt, der Panzer angebracht, der innere Ausbau mit Geschütztürmen rc. vollendet, im Dock das Ruder eingehängt und der Boden gestrichen oder gekupfert.

Die Ausrüstung.

Diese beginnt zunächst mit dem Einsetzen der Maschine, da kein Kriegsschiff mehr gebaut wird, dem man nicht Dampfkraft gäbe. Alle größeren und zur wirklichen Kriegsführung bestimmten Schiffe sind Schraubendampfer, weil bei Raddampfern wesentliche bewegende Teile der Maschine über Wasser und außerhalb des Schiffes liegen müssen, wodurch sie den feindlichen Geschossen und der steten Gefahr der Beschädigung ausgesetzt sind. Bei den Schraubenmaschinen liegen jedoch alle bewegende Teile unter der Wasserlinie und erhalten durch diese Deckung gegen alle direkt abgefeuerten Schüsse vollständigen Schutz. Durch im Schiffe springende Granaten, sowie durch von oben und unter einem Winkel einfallende Geschosse ist eine Beschädigung der Maschine zwar immer noch möglich, aber solchen Fällen sucht man durch Panzerung innerhalb des Schiffes, wie sie unsere neuen Kreuzer sämtlich erhalten, vorzubeugen.

Früher glaubte man, selbst als die Schraube schon die Alleinherrschaft für Schlachtschiffe in den Marinen erlangt hatte, daß für schnelle Fahrzeuge, wie z. B. transatlantische Postdampfer, Radmaschinen vorteilhafter seien, indessen hat die Neuzeit gelehrt, daß auch für weite oceanische Fahrten die Schraube unbestritten den Vorzug verdient. Bei geringerem Kohlenverbrauch entwickelt der Schraubendampfer auch größere Schnelligkeit, weil bei den seitlichen Schwankungen des Schiffes die Räder ungünstig wirken, das eine stets zu viel, das andere aber zu wenig eingetaucht wird.

Auf eine nähere Beschreibung der Dampfmaschinen selbst kann ich verzichten, da ich voraussetzen darf, daß deren Grundzüge und allgemeine Konstruktion bekannt sind. Ich füge deshalb nur einige Bemerkungen namentlich mit Bezug auf Schiffsdampfmaschinen bei.

Dieselben sind in letzter Zeit, seit Erfindung der Panzerschiffe, zu ganz außergewöhnlicher Größe gewachsen. Seit dem Krimkriege, in dem zum erstenmal eine Eisenpanzerung der Schiffswände in den zum Angriff auf Kinburn verwandten französischen schwimmenden Batterien auftrat, hat ein beständiger Kampf zwischen Panzer und Kanone stattgefunden. Während 1860 noch ein

12 Centimeter starker Panzer für alle Geschosse sich als undurchdringlich erwies, sind jetzt bereits Geschütze gefertigt, welche 60 Centimeter auf 1000 m Entfernung durchschlagen.

Die Folge dieses Kampfes ist ein stetes Wachstum der Panzerplatten gewesen, deren Gewicht wieder eine beständige Vergrößerung der Schiffe hervorgerufen hat. Die Maschinen mußten demgemäß ebenfalls vergrößert werden, um den Schiffen die notwendige Geschwindigkeit zu verleihen, und so ist es gekommen, daß diese in neuester Zeit wahrhaft riesenhafte Abmessungen angenommen haben.

Während für die früheren hölzernen Schraubenlinienschiffe 3000 indizierte Pferdekräfte so ziemlich als Grenze angesehen wurden, ist man bei den neuesten Panzerschiffen anderer und in unserer Marine bereits bei 14000 Pferdekräften angelangt, welche diese gewaltigen Gebäude mit einer Geschwindigkeit von 18—19 Knoten durch das Wasser treiben.

Dieser Unterschied wird aber noch bedeutend größer, wenn man in Betracht zieht, wie sehr durch die neueren Verbesserungen in dem Bau der Maschine ihre Nutzleistung gegen früher erhöht ist.

Die Bezeichnung „Pferdekraft" für die Leistungsfähigkeit einer Maschine schreibt sich aus den frühesten Zeiten der Anwendung des Dampfes auf gewerbliche Zwecke her. Die ersten Dampfmaschinen wurden in Bergwerken zum Heben von Lasten benutzt, und man bestimmte deshalb ihren Nutzeffekt durch Vergleichung mit den bisherigen Leistungen der durch sie verdrängten Roßwerke. Es wurde berechnet, daß ein Pferd im stande sei, eine Last von 16500 Kilogramm in einer Minute 0,3 Meter hoch zu heben, und dies wurde bei Bestimmung der Maschinenkraft als Maßeinheit angenommen. Diese Meßmethode ist jedoch in neuerer Zeit nicht mehr gültig. Verbesserte Konstruktionen der einzelnen Maschinenteile, vorteilhaftere Benutzung des Dampfes, Verminderung der Reibung &c. haben den wirklichen Nutzen so außerordentlich erhöht, daß vor etwa 25 Jahren schon das Verhältnis zwischen den nominellen Pferdekräften und den wirklich geleisteten oder, wie man es bezeichnet, den *indizierten* sich wie 1 : 4 stellte, jetzt aber 1 : 6 ist, und man rechnet jetzt nur noch nach indizierten.

Ein schwacher Punkt der Kriegsdampfschiffe bleibt jedoch immer der Umstand, daß die Dauer der Maschinenleistungen zu diesen selbst in einem höchst ungünstigen Verhältnisse steht, weil die Schiffe nur eine verhältnismäßig geringe Menge von Kohlen an Bord nehmen können.

Eine Maschine wie die des allerdings über 25 Jahre alten „König Wilhelm" gebraucht, selbst mit den neuesten Verbesserungen für Kohlenersparnisse in der Form von Überhitzungsapparat, Oberflächenkondensator und Expansionscylinder, mit vollem Dampf für indizierte Pferdekraft und Stunde 1 kg Kohlen, also in 24 Stunden etwa 168000 kg und entwickelt dann 7000 indizierte Pferdekräfte.

Die verfügbaren Kohlenräume, welche sowohl durch die Tragfähigkeit des Schiffes, als auch durch die für Gefechtsfähigkeit, Proviant, Mannschaftsräume &c. erforderlichen Räumlichkeiten beschränkt werden, fassen 800000 Kilogramm, und das Schiff kann deshalb nur für 5 Tage mit voller Kraft oder etwa für die doppelte Zeit mit verringerter Fahrt mit sich führen. Die neuesten Maschinen-

verbesserungen haben zwar den Kohlenverbrauch etwas vermindert, aber nur um ungefähr 1/10. Unsere vor zwei Jahren fertig gewordenen Panzer von der Brandenburgklasse haben Maschinen von 10000 indizierten Pferdekräften, gebrauchen also in einer Stunde mit voller Kraft etwa 10000 oder in einem Tage 240000 kg. Der in Bau befindliche Panzerkreuzer „Fürst Bismarck" erhält eine Maschine von 13500 indizierten Pferdekräften und bedarf demgemäß entsprechend noch mehr Kohlen.

Ein Mangel der Schraube ist ferner ihre leichte Gefährdung durch Hindernisse, die im Wasser selbst befindlich sind. Wenn ihre Lage unter Wasser sie auch gegen Geschosse schützt, so kann ein Tau, das über Bord hängt und in die Schraube gerät, dieselbe leicht auf lange Zeit zum Stillstande und das Schiff dadurch in die gefährlichste Lage bringen, wie dies schon häufig der Fall gewesen ist.

Wenn es unter günstigen Umständen auch gelingen kann, mit Hilfe der an Bord jedes größeren Kriegsschiffes befindlichen Taucherapparate die Schraube allmählich wieder zu klaren, so dauert dies doch immer Stunden, und ein so langes Stillliegen würde in der Schlacht das Schicksal des betreffendes Schiffes bald besiegeln. Ein einziger feindlicher Spornstoß oder Torpedo würde es ebenso schnell in den Abgrund versenken, wie Tegetthoffs Admiralschiff die italienische Panzerfregatte „Ré d'Italia" bei Lissa.

Wie leicht ein solches Unklarwerden selbst bei größter Vorsicht und ohne Besorgnis vor sonstiger durch Stillstand der Maschine erwachsender Gefahr möglich ist, beweist der Unfall, der die jetzt ausrangierte deutsche Panzerfregatte „Prinz Friedrich Karl" auf ihrer Überfahrt von ihrem Bauort Toulon nach Kiel betraf. Das Schiff verlor auf der Höhe von Kap Finisterre durch heftiges Schlingern in hohem Seegange nacheinander zwei seiner Masten. Bei dem Falle derselben wurde jedesmal sofort die Maschine angehalten, bis man die Takelung gänzlich frei vom Schiffe wähnte. Bei dem ersten Maste ging auch alles gut, bei dem zweiten hatte sich jedoch Tauwerk am Schiffsboden angehakt, das von Bord nicht zu sehen war. Dies verwickelte sich in die Schraube, und es dauerte über zwei Stunden, bis letztere wieder befreit werden konnte.

Ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich mit dem Kanonenboot „Meteor" während seines Gefechtes mit dem französischen Aviso „Bouvet" 1870 in der Nähe von Havanna. Durch einen Rammversuch des letzteren verlor der „Meteor" seine beiden Hintermasten; die Takelage verwickelte sich in die Schraube und er wurde dadurch außer stand gesetzt, den von ihm durch einen Schuß in den Dampfkessel kampfunfähig gemachten und unter Segel in den Hafen von Havanna fliehenden „Bouvet" zu nehmen.

Man hat im Laufe der Zeit versucht, die Bemastung der Panzerschiffe zu verkürzen, um die abgeschossenen Teile möglichst auf das Deck fallen zu lassen und allen Scharfsinn aufgewandt, um vor dem Gefecht die oberen Teile der Betakelung herunternehmen zu können, indessen hatte dies seine Grenzen und konnte den beregten Übelstand nur unvollständig beseitigen. Man ist deshalb in der Neuzeit dazu übergegangen, aus den für den Kampf bestimmten Kriegsschiffen die ganze Takelage herauszunehmen und ihnen nur einen oder zwei kahle Gefechts-

masten ohne Tauwerk zu lassen. Diese bestehen aus hohlen cylindrischen Stahlkörpern mit einer daran befestigten dünnen Raa zum Signalisieren. Auf einer Plattform tragen sie hinter einer Stahlballustrade Maschinengeschütze zur Abwehr von Torpedofahrzeugen, sowie ungefähr in der Mitte einen Apparat mit elektrischem Scheinwerfer zur Beleuchtung des Meeres bei Nacht.

Nur unsere älteren ungeschützten Kreuzer und Kanonenboote, sowie die Schulschiffe führen noch Takelage; erstere hauptsächlich aus Ersparungsrücksichten und um auf ihren langen Touren zu unseren Kolonien nicht hilflos zu sein, wenn der Maschine etwas passiert; erstere ebenfalls aus den angeführten Gründen, aber hauptsächlich, um den Kadetten und Schiffsjungen eine gute seemännische Vorbildung zu geben, die sich nur auf Segelschiffen erreichen läßt. Sie dampfen deshalb nur ausnahmsweise und fahren sonst stets unter Segel.

Sollen unsere größeren Kreuzer längere transatlantische Reisen unternehmen, so ist es dringend ratsam, sie von einem oder mehr anderen begleiten zu lassen, wenn sie vor Unannehmlichkeiten oder noch Schlimmeren bewahrt bleiben sollen. Ein schlagendes Beispiel dafür ist die letzte Reise der „Deutschland" nach den ostasiatischen Gewässern. Hätte sie nicht den Kreuzer „Gefion" bei sich gehabt, der sie teilweise ins Schlepptau nahm, hätte es ihr arg ergehen können.

Ein fernerer Mangel der Schraube ist die Schwierigkeit, durch sie den langen Schiffen der Neuzeit unter allen Umständen diejenige Manövrierfähigkeit zu geben, welche besonders für Kriegszwecke so wesentlich ist. So lange das Schiff mit ziemlicher Schnelligkeit vorwärts geht, steuert es auch entsprechend, läßt man die Schraube aber rückwärts schlagen, wodurch der durch sie erzeugte Wasserstrom nach vorwärts geleitet wird, mithin n i c h t auf das h i n t e r der Schraube befindliche Ruder wirken kann, so wird die Steuerfähigkeit sehr beeinträchtigt und hört oft gänzlich auf. Kurze Drehungen mit Schraubenschiffen auszuführen, ist deshalb ebenso schwierig als zeitraubend und oft ganz unmöglich. Da dies Manöver indessen oft von größter Wichtigkeit ist, so hat man es durch Anbringen von zwei Schrauben, und zwar mit ziemlichem Erfolg zu ermöglichen gesucht. Statt einer Maschine mit einer Schraube hat man zwei Maschinen in das Schiff gesetzt, die unabhängig voneinander je eine Schraube treiben, welche nicht in der Mittellinie des Schiffs, sondern je an einer Seite des Hinterschiffs heraustritt. Bei beabsichtigten Drehungen läßt man dann die eine Schraube vor-, die andere rückwärts schlagen. Es entsteht dadurch ein Hebelarm, dessen Länge gleich der Entfernung der beiden Schrauben voneinander ist, an dessen beiden Enden entgegengesetzte Kräfte wirken, und das Schiff wird dadurch in verhältnismäßig kurzem Bogen gedreht.

Alle neueren Schlachtschiffe haben solche Z w i l l i n g s s c h r a u b e n. Unser neuester fertiger geschützter Kreuzer „Kaiserin Augusta" ist sogar mit drei Schrauben, eine am Hintersteven und die beiden andern je seitwärts, ausgestattet, jedoch nicht sowohl zum besseren Manövrieren, als zum schnelleren Laufen, und in Wirklichkeit macht das Schiff auch $22^1/_2$ Knoten. Der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck" erhält ebenfalls drei Schrauben, und ebenso viele voneinander getrennte Maschinen, so daß diese Schiffe noch bewegungsfähig bleiben, selbst wenn

zwei Maschinen beschädigt werden sollten. Auch unsere in Bau befindlichen drei Linienschiffe werden mit drei Schrauben versehen. Die sonstigen erwähnten Schwächen der Schraube haften jedoch auch den Doppelschrauben an, und ihr einziger Vorzug ist der der besseren Manövrierfähigkeit.

Wie indessen der menschliche Geist nie ruht, wo es gilt, die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten zu überwinden, und wäre dies auch nur zum Zwecke der Zerstörung, so haben die Schwächen der Schrauben Anlaß zur Erfindung einer neuen bewegenden Kraft für Schiffe gegeben, die bis jetzt zwar erst in wenigen Fällen zur Anwendung gekommen, aber gleich bei ihrem ersten Auftreten sich verhältnismäßig so vollkommen gezeigt hat, daß sie der Beachtung wert ist und möglicherweise, wenn auch in verbesserter Form als Rival der Schraube, wenigstens für gewisse Schiffsklassen sich Geltung verschaffen wird. Dies ist die hydraulische Reaktion, oder der Wasserprall, eine Erfindung des englischen Ingenieurs Ruthven in London und des deutschen Schiffbaumeisters A. Seydell in Stettin. Sie wurde praktisch zuerst in Deutschland vor dreißig Jahren durch den Bau des Dampfschiffes „Albert“ bethätigt, welches von Seydell entworfen als Passagierschiff auf der Oder und auf der Spree gefahren hat, ohne indessen Nachahmung oder auch nur das Interesse zu finden, welches das System in so hohem Grade verdient. In Belgien sind seitdem noch zwei und in England ebenfalls zwei Wasserprallschiffe gebaut, und unter letzteren das Panzerschiff „Waterwitch“. Mit der „Waterwitch“ ließ die englische Admiralität gleichzeitig zwei andere Panzerfahrzeuge, die „Viper“ und „Vixen“, von ganz gleichen Abmessungen und mit derselben Maschinenkraft wie erstere, aber mit Doppelschrauben versehen, bauen und Anfang 1867 mit allen dreien vergleichende Proben anstellen. Dieselben fielen zu Gunsten der Doppelschrauben aus, aber deren Vorzug erwies sich nur gering. Mit Bezug auf die entwickelte Schnelligkeit betrug er nur einen halben Knoten (925 m) in der Stunde. Die deutsche Marine besaß ein ursprünglich für Torpedozwecke gebautes Reaktionsfahrzeug, den „Rival“, aber dasselbe war nicht besonders ausgefallen, konnte nicht als Vergleichungsgegenstand dienen und ist aus der Schiffsliste gestrichen.

Bedenkt man, daß mit der Schraube seit 1840 versucht und stets an ihr verbessert wird, daß die ersten Schrauben den Schiffen kaum eine Geschwindigkeit von sechs Knoten gaben, und daß die „Waterwitch“ als erster Repräsentant des Wasserpralls für Seeschiffe gleich mit $9^1/_2$ Knoten auftrat, so sollte man der Entwickelung der neuen Kraft um so größere Aufmerksamkeit zuwenden, als sie außerdem andere bedeutende Vorteile bietet. Das Prinzip derselben ist folgendes: Die im Schiffe befindliche Dampfmaschine treibt anstatt einer Rad- oder Schraubenwelle eine Centrifugalpumpe, welche ihr Wasser durch Öffnungen im Boden des Schiffes empfängt und dasselbe als einen dauernden Strom von großer Geschwindigkeit und entsprechender Mächtigkeit durch zwei Röhren wieder fortschleudert. Diese Röhren führen nach beiden Seiten außenbords in der Mitte des Schiffes und münden dort in der Nähe der Wasserlinie in ein anderes Rohr, das parallel dem Schiffe eng an dessen Seite anliegt, und sich sowohl nach hinten als nach vorn öffnet. Ein Ventil von besonderer Konstruktion leitet den

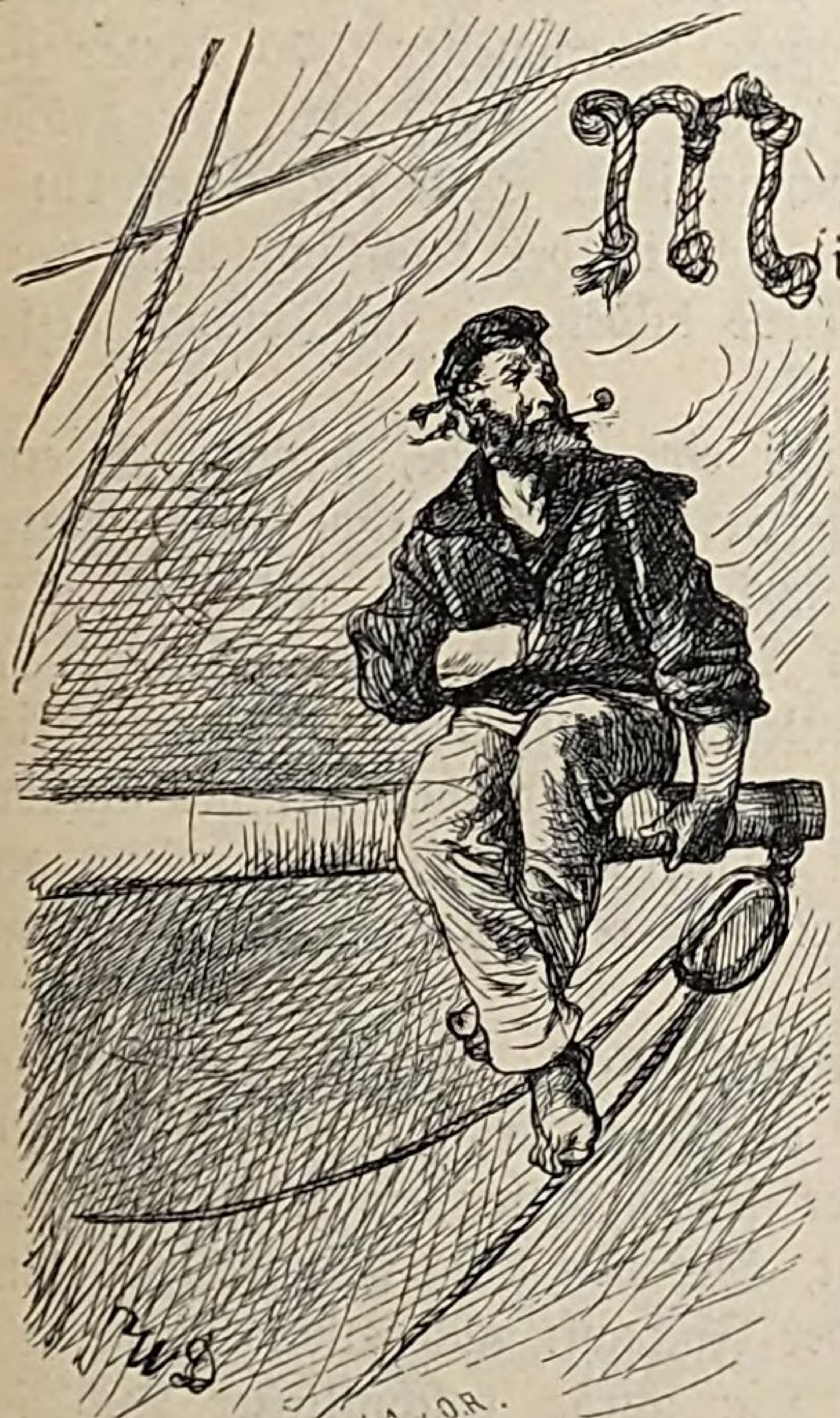
Weg des ausströmenden Wassers, und ein einfaches Hebelwerk setzt den kommandierenden Offizier auf dem Oberdeck in den Stand, je nach Belieben durch einen Druck das Wasser nach hinten oder nach vorn ausströmen zu lassen.

Die günstigste Lage der Röhren außenbords ist gerade über der Wasserlinie, jedoch macht es nach den angestellten Versuchen nur wenig Unterschied, wenn sie einige Fuß unter dem Wasserspiegel münden. Die Wirkung des ausströmenden Wassers auf die Fortbewegung des Schiffes erklärt sich dem Laien am einfachsten aus einem volkstümlichen Beispiele. Steigt man aus einem Boote an Land, und wird dasselbe am Ufer nicht festgehalten, so wird es durch den Druck des Fußes regelmäßig vom Ufer zurückfliegen. Der Wasserstrahl ist nun der fortdauernde Druck des Fußes und das Schiff das dadurch beständig ausgleitende Boot, dessen Geschwindigkeit um so mehr wächst, je heftiger der Druck ist.

Die besonderen Vorzüge dieser Konstruktion bestehen hauptsächlich in folgendem. Die Schraube mit ihren Mängeln fällt fort, und der Bau des hinteren Schiffes wird um so einfacher und naturgemäßer. Eine Beschädigung des Ruders hat, solange die Maschine im Gange bleibt, keinen Einfluß auf die Steuerung des Schiffes, die man ebenso gut mit den Röhren durch Vermehrung oder Verminderung des ausströmenden Wassers auf einer Seite ausführen kann. Das Schiff kann stillstehend sich um eine Achse drehen, indem man das Wasser auf der einen Seite nach vorn, auf der andern nach hinten ausströmen läßt, wenngleich dies Manöver infolge des verhältnismäßig kurzen Hebelarmes zwischen den beiden Ausflußröhren nicht sehr schnell von statten geht. Es kann durch Umkehren der Ventile so schnell wie kein anderes Dampfschiff zum Stillstande und Rückwärtsgehen gebracht werden, ohne daß die Maschine irgendwie ihren Gang ändert, ein Umstand, der bei plötzlich auftauchenden Gefahren oder im Gefecht von der allergrößten Wichtigkeit ist. Endlich gestattet der Wasserprall die mit ihm ausgestatteten Schiffe viel flachgehender zu bauen als Schraubenschiffe von gleicher Größe, weil die Schraube stets einen bestimmten Durchmesser haben muß, um dem Schiffe eine bestimmte Schnelligkeit zu geben.

Der Vorteile sind deshalb so viele und wichtige, daß die neue Kraft gewiß eingehende Berücksichtigung verdient und damit weitere Proben, wenn auch nur bei kleineren Fahrzeugen, angestellt werden sollten. Gewiß hat die hydraulische Reaktion jetzt auch noch ihre Mängel, und ihre Manövrierfähigkeit stellte sich bei den Versuchen geringer heraus als bei den Doppelschrauben, indessen wird sich dem durch zwei Maschinen, die ihr Wasser vorn und hinten ausströmen, abhelfen lassen, und ebenso wird man die Erfindung in anderer Beziehung noch bedeutend vervollkommnen können.

In den letzten Jahren hat man sie in England für verschiedene seegehende Rettungsboote verwertet und so ist zu hoffen, daß sie sich dennoch allgemeiner einführen und es den Technikern gelingen wird, ihre anhaftenden Mängel zu beseitigen.



Mit vorstehendem ist das Wesentlichste über Schiffsmaschinen gesagt, und wir kommen nun zu der **Bemastung** und **Betakelung** unserer Schulschiffe und kleinen ungeschützten Kreuzer.

Den Platz der **Masten** im Schiffe, ihre Abmessungen und die der zu ihnen gehörigen Rundhölzer bestimmt der Schiffsbaumeister, nachdem ihm von seemännischer Seite die Bedingungen aufgegeben sind, welche das Fahrzeug unter Segel zu erfüllen hat. Nimmt man die Wirkung des Windes auf die Flächen der verschiedenen Segel eines Schiffes als parallele Kraftäußerungen an, so wird sich daraus für jedes einzelne Segel und aus deren Vereinigung wieder für das gesamte Segelareal eine Resultante ergeben, die in den Schwerpunkt jener Vereinigung fällt. Diesen Schwerpunkt nennt man das **Segelcentrum**. Es bestimmt die Manövrierfähigkeit des Schiffes unter Segel und darf daher nicht an einen willkürlichen Punkt fallen, sondern muß eine bestimmte Lage zu dem Schwerpunkte des Schiffes haben.

Die **Masten** eines Schiffes stehen in der Mittellinie des Schiffes. Sie werden von oben durch runde Öffnungen in den verschiedenen Decken eingesetzt und ruhen mit ihrem Fuße in der sogenannten **Mastspur**, einem starken Bohlwerk, das auf dem Kielschwein verbolzt ist. Während man die Untermasten bei kleineren Schiffen meistens aus einem Fichtenstamme fertigte, wurden sie bei größeren aus mehreren zusammengesetzt und durch aufgetriebene Eisenringe zusammengehalten. Teils war dieses Verfahren durch die Notwendigkeit geboten, weil so starke Bäume sehr selten oder gar nicht zu haben sind, teils vermehrt die Zusammensetzung die Elastizität und erleichtert die Ausbesserung bei einer Beschädigung. Die stets wachsenden Größen der neueren Kriegsschiffe haben jedoch für die Herstellung der Masten ebenfalls Eisen oder Stahl notwendig gemacht, da die Beschaffung des dafür erforderlichen Holzes zu schwierig wurde, und Metall sich gleichzeitig als billiger und leichter an Gewicht erwies.

Die eisernen oder stählernen Masten sind hohle Cylinder von gutem elastischen Blech, inwendig durch doppelte T-Eisen zusammengehalten und verstärkt. Der Querschnitt der Masten ist ein Kreis, ihr größter Durchmesser liegt dort, wo sie im Oberdeck stehen, und sie verjüngen sich nach unten und oben. Bei etwa drei viertel der Mastlänge über Deck geht die Rundung in ein Vierkant über, welches der Top genannt wird. Die Länge dieses Vierkants beträgt bei unseren Schulschiffen beim Hauptmast 5,3 Meter, während die ganze Länge oberhalb des Decks 21,7 Meter und sein größter Durchmesser 0,75 Meter ist. Von der halben Höhe über Deck bis zum Beginn des Tops, wo der größte Segeldruck auszuhalten ist, trägt der Mast noch an jeder Seite eine Verstärkung aus starken Eichenplanken, die Backen, welche sich in der Richtung nach vorn oben verbreitern und die Unterlage für die Mars bilden, die im Inlande besser unter dem Namen des Mastkorbes bekannt ist.

Die Mars hat jedoch keine Ähnlichkeit mit einem Korbe, sondern ist eine halbkreisförmige hölzerne Plattform aus Gitterwerk, deren gerade Seite hinter dem Maste liegt. Sie erhält ihre Festigkeit durch starke Riegel, welche Quersalinge heißen, und sie besteht bei kleineren Schiffen aus einem Stücke, bei größeren aus zwei Hälften, weil sonst das Auflegen zu schwierig und gefährlich würde. Die Mars mit ihren Quersalingen ruht nicht unmittelbar auf den Backen, sondern auf zwei andern schweren Riegeln, den Langsalingen, die ihrerseits auf den Backen verzapft und verbolzt sind und vom vorderen bis zum hinteren Rand der Mars reichen.

Die Namen der Masten sind von vorn gerechnet, Fock-, Groß- und Besanmast; letzterer heißt auch Kreuzmast, wenn er Raaen trägt. Zu ihnen tritt noch das Bugspriet, ebenfalls ein Mast, der jedoch unter einem Winkel von etwa dreißig Grad gegen den Horizont geneigt, über den Bug des Schiffes hinausragt, etwas geringeren Durchmesser als der Fockmast und etwas mehr als dessen halbe Länge hat (17 Meter), während sein schräg geschnittener Fuß im Batteriedeck in einer Spur ruht. Die neuen eisernen Handels-Segelschiffe, von denen Deutschland die größten besitzt, haben vier, ja einzelne sogar fünf Masten.

Der Zweck des Bugspriets ist sowohl Segelführung als namentlich der, den Masten bei den Bewegungen des Schiffes den notwendigen Halt nach vorn zu geben. Untermasten, wie Bugspriet, erhalten je noch zwei Verlängerungen; von diesen heißen die der Masten Stengen und Bramstengen, die des Bugspriets Klüver- und Außenklüverbaum. Die Verbindung der Stengen mit den Masten wird durch die Salinge und Eselshoofde bewerkstelligt. Durch das Übereinandergreifen der Lang- und Quersalinge wird eine viereckige Öffnung gebildet, in welche der ebenso geformte Fuß der Stenge paßt. Das Eselshoofd ist ein ovales Stück Eisen oder Stahl von entsprechender Stärke, welches eine viereckige und eine runde Öffnung hat. Erstere wird auf den Zapfen gestreift, in den der Top des Mastes endigt.

Die Stenge, welche eine Länge von 17,5 Meter hat, wird mit Flaschenzügen an der Vorderseite des Mastes aufgebracht, mit ihrem Top durch die Öffnung der Salinge in der Mars, sowie durch die des Eselshoofdes geleitet und soweit

in die Höhe geschoben, bis ihr Fuß etwa noch 31 Centimeter zwischen den Salingen schnabelt. Dann schiebt man einen Querriegel, das Schloßholz, durch die dazu vorhandene Öffnung der Stenge, dessen beide Enden auf den Langsalingen ruhen, läßt den Flaschenzug (Stengewindreep) nach, und die Stenge ist an Ort und Stelle. Sie steht auf dem Schloßholz und wird durch Salinge und Eselshoofd am Masttop festgehalten. Ganz entsprechend werden die ungefähren 12,5 Meter langen Bramstengen an den Stengen befestigt, nur haben letztere keine Marsen, sondern Bramsalinge, ein einfaches Gerüst aus Lang- und Querriegeln, das über den viereckigen Top der Stenge gestreift wird und auf der über das Vierkant hervortretenden Rundung der Stenge ruht.

Bei Klüver- und Außenklüverbaum (je 13 Meter) hat man nur Eselshoofde. Ersterer liegt auf dem Bugspriet, und sein Fuß wird in einem innen auf letzteres gebolzten Klotze festgehalten, sowie noch durch eine umgelegte Kette gesichert. Der Außenklüverbaum liegt neben dem Klüverbaum, und sein Fuß wird durch ein Tau an letzterem befestigt.

Obwohl man besonders die Untermasten Masten nennt, bezeichnet man mit demselben Worte auch ihre sämtlichen Verlängerungen und überträgt auch den Namen „Top“ auf sie, obwohl Top eigentlich die Spitze der Masten oder Stengen bedeutet. So spricht man vom Fockmast oder Vortop und versteht darunter alles, was mit dem Fockuntermast zusammenhängt.

Die zu den verschiedenen Masten gehörigen Stengen unterscheidet man durch Vorsetzung des Wortes „Vor“, wenn sie zum Fockmast, „Groß“, wenn sie zum Großmast, und „Kreuz“, wenn sie zum vollgetakelten Besanmast gehören, also Vorstenge, Vorbramstenge, Voroberbramstenge, letzteres die obere Hälfte der Bramstenge, welche noch ein besonderes Segel trägt, ferner Großstenge, Kreuzoberbramstenge u. s. w.; aber Besanstenge, wenn der Mast keine Raa-, sondern nur Gaffelsegel führt.

Natürlicherweise muß ein so hoher Aufbau, wie ein Mast mit seinen Stengen, dessen Gesamthöhe bei Kreuzerfregatten nahe an 50 Meter beträgt, und der außerdem die Bestimmung hat, den Druck des Windes auf die von ihm geführten Segel auszuhalten, auf das stärkste gestützt werden, um nicht sofort zu brechen.

Diese Unterstützung wird durch starke Taue und in drei verschiedenen Richtungen, nach vorn, nach hinten und nach der Seite gegeben. Die Taue, welche nach vorn halten, heißen Stage, die nach hinten Pardunen, und die nach der Seite Wanten; alle drei bezeichnet man mit dem Sammelnamen stehendes Gut, im Gegensatz zu dem laufenden oder beweglichen Gut, welches alles Tauwerk begreift, das zur Stellung der Segel u. s. w. dient. Die einzelnen Teile des stehenden Gutes werden mit dem Namen des Mastes oder der Stenge bezeichnet, zu denen sie gehören, und um ihren genauen Platz anzugeben, wird noch Steuerbord oder Backbord davor gesetzt, die Benennung der rechten oder linken Seite des Schiffes, wenn man mit dem Gesicht nach vorn gekehrt ist. So z. B. bedeutet Steuerbord-Vorbrampardune das Tau, welches an der rechten Seite des Schiffes die Vorbramstenge, d. h. die zweite Verlängerung des Fockmastes nach hinten stützt, und auf ähnliche Weise kann man leicht den

Namen jedes einzelnen Taues vom stehenden Gut oder seinen Zweck ausfindig machen.

Am schwächsten sind Masten und Stengen nach vorn unterstützt, weil einem Hintenüberfallen stets der Druck der Segel entgegenwirkt. Die Stage sind deshalb für die Untermasten und Stengen des Vor- und Großtops doppelt, für den ganzen Kreuztop, sowie für Bram- und Oberbramstengen aber nur einfach.

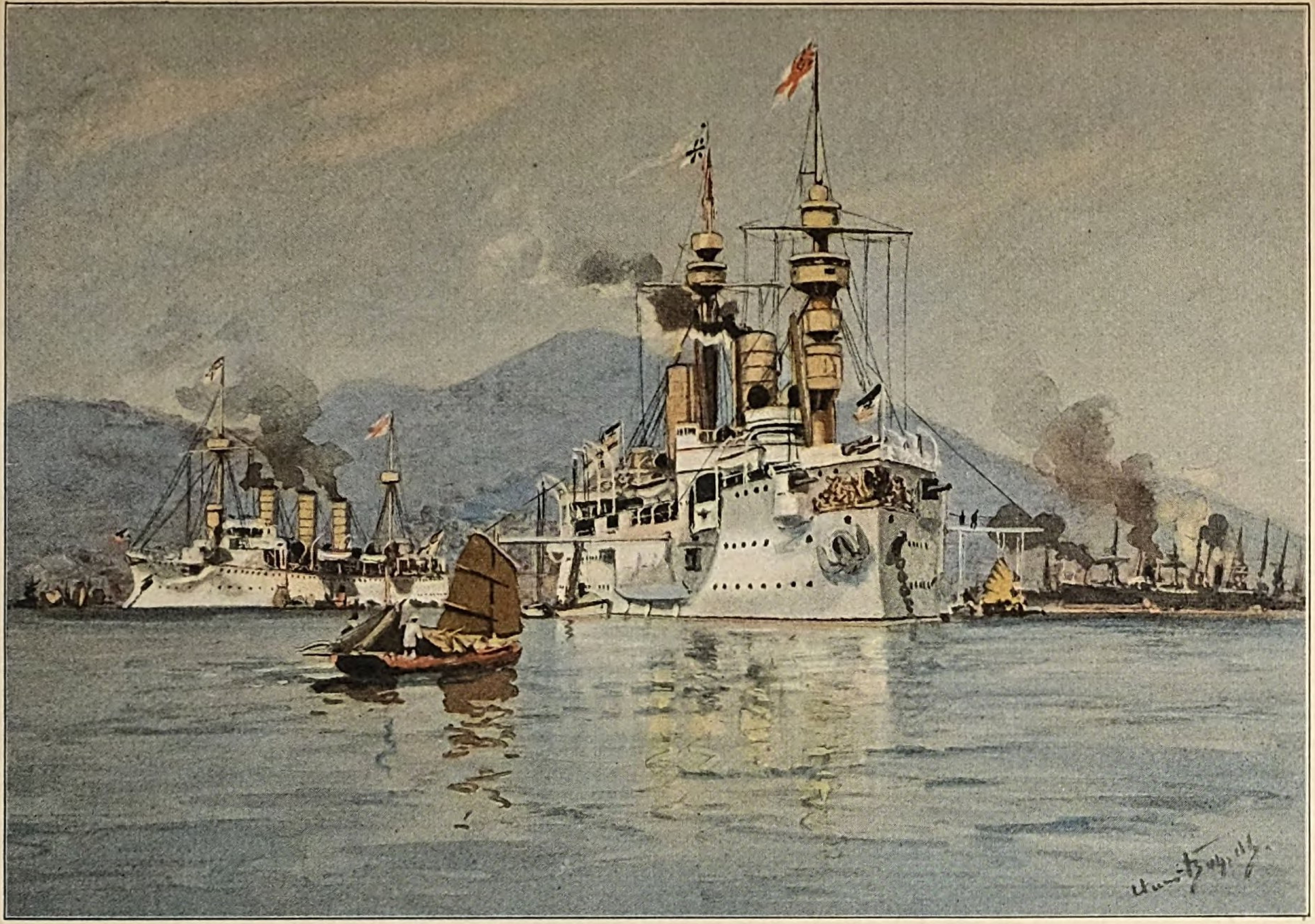
Die Pardunen haben dagegen mehr Druck auszuhalten, und man nimmt für Stengen zwei oder auch drei, für Bramstengen gewöhnlich zwei, für Oberbramstengen eine an jeder Seite. Die Untermasten haben keine Pardunen, sondern nur Wanten, die sich unten fächerförmig ausbreiten und den Mast gleichzeitig nach der Seite und nach hinten stützen.

Die Zahl der Unterwanten beträgt acht im Vortop, zehn im Groß- und sechs im Kreuztop, die der Stengenwanten fünf, sechs, vier und die der Bramwanten zwei an jeder Seite eines Schulschiffes.

Erfahrung und Berechnung haben zwischen der Bemastung und ihren Haltetauen ein bestimmtes Verhältnis festgestellt. Bei einem Schulschiffe, dessen Großmast 75 Centimeter größten Durchmesser hat, würden die Unterwanten, wenn sie von Hanf gefertigt wären, 27 Centimeter im Umfange, die Stengepardunen 21 Centimeter, die Stengewanten 16 Centimeter, die Großstage 31 Centimeter u. s. w. betragen. Sie sind jedoch von Drahttau gefertigt und haben deshalb nur resp. 16, 13, 10, 18 Centimeter Umfang, sind trotzdem aber stärker als die obigen Hanftaue.

Wie zu andern gewerblichen Zwecken, hat in neuerer Zeit das Drahttau auch an Bord der Schiffe wegen seiner besonderen Vorzüge das Hanftauwerk überall dort verdrängt, wo seine geringere Biegsamkeit dies nur irgend zuläßt. Für das stehende Gut findet es jetzt ausschließliche Verwendung. Sein Stärkeverhältnis zum Hanftau ist wie 2 : 5 und sein Gewicht viel geringer, fast nur die Hälfte. Ein Faden (1,88 Meter) von 26 Centimeter Hanftau wiegt $12^1/_2$ Kilogramm, von 10 Centimeter Drahttau dagegen, das dieselbe Stärke besitzt, nur $6^1/_2$ Kilogramm.

Das Gewicht der Betakelung eines Schiffes wird mithin durch Drahttau sehr verringert und der verminderte Umfang bietet beim Segeln der Luft weniger Widerstand und Reibung. Außerdem ist es bedeutend dauerhafter und billiger als Hanftau, und diese großen Vorzüge machen es erklärlich, daß das Drahttau sich trotz der bekannten konservativen Gesinnung der Seeleute in so schneller Zeit (seit vierzig Jahren) an Bord eingebürgert hat. Man hat in neuerer Zeit auch Versuche gemacht, dem Drahttauwerk dadurch eine größere Biegsamkeit zu geben, daß man Hanf mit feinem Drahttau umspann; indessen hat sich dies nicht bewährt, und wenn es auch gelungen ist, das reine Drahttauwerk bedeutend biegsamer als früher herzustellen, ist es immer noch so steif, daß es sich zu laufendem Gut, wie man hoffte, nicht verwenden läßt. Dagegen bestehen alle stärkeren Schleppleinen an Bord aus Drahttauwerk, die schwächeren aus Manillahanf, weil diese schwimmen und sich deswegen durch Boote leichter transportieren lassen.



Sr. M. Kreuzer „Deutschland“ und „Gefion“ im Hafen von Hongkong.
Nach einem Aquarell von Hans Bohrdt.

Von Wanten und Pardunen wird aus einer Taulänge immer ein Paar gefertigt, in deren Mitte man ein Auge einbindet, das abwechselnd von Backbord und Steuerbord über den Top der Masten resp. Stengen gestreift wird.

Die unteren Enden der Unterwanten und sämtlicher Pardunen werden in den Rüsten straff gesetzt. Dies sind bei Holzschiffen schwere, von Eisenbändern umgebene Eichenplanken von 0,6—0,8 Meter Breite, die wagerecht liegend auf den Seiten des Schiffes in der Gegend der resp. Masten befestigt sind. Bei eisernen Schiffen werden die Rüsten aus eisernen starken Platten hergestellt.

Sie tragen auf ihrer Außenkante für jedes Want eine Jungfer, eisenbeschlagene runde Stücke von Pockholz mit drei gerundeten Löchern, die die Stelle von Rollen versehen. Die Jungfern werden nach unten durch Rüsteisen oder Ketten gehalten, deren unteres Ende in der Schiffswand mit Bolzen festgemacht ist, die durch die ganze Schiffsseite gehen. Die Rüsten selbst halten deshalb nur die Jungfern nach außen, damit die Wanten 2c. frei von der oberen Schiffsseite zeigen und durch weiteres Spreizen den Masten bessere Stütze verleihen.

In das Ende jeden Wants 2c. wird eine entsprechende Jungfer eingebunden und es dann straff gesetzt, indem man ein dünneres Tau, den Taljereep, durch die Löcher der gegenüberstehenden Jungfern zieht, dies mit Hilfe von andern Flaschenzügen straff setzt und es befestigt, wenn das Want die erforderliche Spannung besitzt.

Wie schon bemerkt, ist der Anfangspunkt der Mastenabstützung nach vorn das Bugspriet. An ihm sind die Fock- und Vorstengestage fest gemacht, und da die Großstage wieder mit Fockmast und die Kreuzstage mit dem Großmast in Verbindung stehen, so würde bei einem Nachgeben oder Brechen des Bugspriets nicht allein der Fockmast, sondern die ganze Bemastung ihren Halt nach vorn verlieren und gefährdet sein; es ist daher notwendig, daß das Bugspriet nach unten hin auf das kräftigste gestützt wird, und dies geschieht durch die Wasserstage. Man hat deren drei, zwei einfache von Kette (3 und 2,5 Centimeter Durchmesser) und ein doppeltes Tau (15 Centimeter Umfang). Die unteren Enden dieser drei Stage sind an eisernen Schienen am Vorsteven dicht über Wasser befestigt und die oberen werden mit Jungfern am Bugspriet straff gesetzt. Das Straffsetzen der Wasserstage ist die erste Arbeit, welche bei der Betakelung eines Schiffes vorgenommen wird, und um das Bugspriet noch mehr gegen Bruch oder Aufwärtsbiegen zu sichern, wird es mit einigen zwanzig Schlägen einer Kette mit dem ausgeschweiften Oberteil des Vorstevens, dem Scheg, verbunden.

Seitwärts wird das Bugspriet durch die Bugstage, zwei Ketten, gehalten, welche nach jeder Seite des Bug zeigen.

Klüver und Außenklüverbaum werden nach der Seite durch Pardunen, nach unten durch Stampfstage gestützt. Am unteren Ende des Bugspriet-Eselshoofd hängt in starkem Gewinde der niederwärts zeigende Stampfstock. Über seine untere Spitze werden die vorher abgepaßten Stampfstage gestreift, an den Klüverbäumen mit Taljereepen straff gezogen, und dann der Stampfstock durch Flaschenzüge soweit nach hinten geholt, bis die Stampfstage die erwünschte Spannung haben.

Die Masten sind nun zur Aufnahme derjenigen Rundhölzer fertig, welche die Segel tragen sollen.

Jeder Mast und jede Stenge hat auf vollgetakelten Kriegsschiffen eine Raa, d. h. eine Segelstange, welche horizontal an der Vorderseite der Masten und Stengen hängt, beweglich ist und an der die obere Kante des betreffenden Segels befestigt wird. Die Raaen der Masten werden Unterraaen, die an den Stengen Marsraaen, die an den Bramstengen Bram- und die der Oberbramstengen Oberbramraaen genannt. Die Unterraaen speciell werden als Fock-, Groß- und Bagienraa, die Mars-, Bram- und Oberbramraaen als Vor-, Groß- und Kreuz-, Mars-Bram- und Oberbramraa unterschieden.

Die Unterraaen hängen in Hangerketten am Mast etwa 2 Meter unter der Mars und sind sowohl in senkrechter wie wagerechter Richtung um ihren Mittelpunkt bis zu einer gewissen Grenze beweglich, alle oberen Raaen dagegen lassen sich auch außerdem noch an den Stengen in die Höhe ziehen.

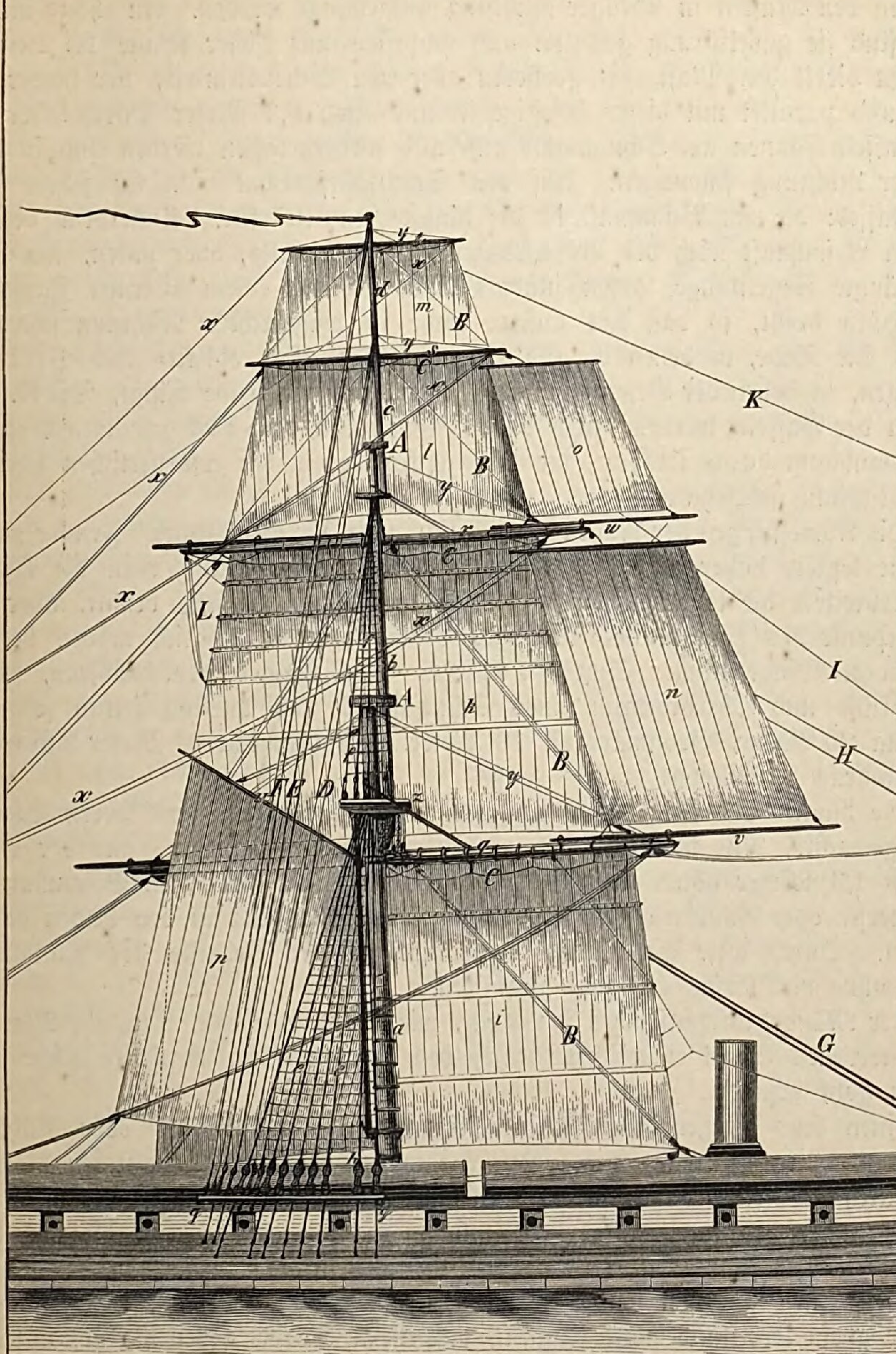
Die wagerechte Bewegung der Raaen wird durch Taue vermittelt, welche Brassen heißen. Man braßt eine Raa, wenn man ihre eine Nock (Spitze) nach hinten und die andere nach vorn zieht, so daß sie einen größeren oder kleineren Winkel mit der Kiellinie bildet. Der spitzeste Winkel, unter den die Raaen sich stellen lassen, ist bei größeren Schiffen 60, bei kleineren 45 Grad. Mit ihren Enden hängen die Unterraaen in Tauen, welche Topnanten heißen und durch Blöcke (Kloben mit Rollen) am Eselshoofd fahren. Durch diese Topnanten wird auch die Bewegung der Raa in senkrechter Richtung vermittelt. Die Racken, früher auf Kriegsschiffen allgemein Ketten um Raa und Mast geschlungen, die durch Taljen (Flaschenzüge) angeholt oder nachgelassen werden können, halten die Raaen außer dem Hanger noch am Mast fest. In der Neuzeit wendet man jedoch wie auf den Handelsschiffen eiserne Armracken an, deren Scharniere sowohl eine wagerechte wie senkrechte Bewegung der Raaen gestatten. Unter der Raa sind Pferde befestigt, Taue, auf denen die Seeleute stehen, wenn sie oben etwas zu thun haben.

Die oberen Raaen bleiben nicht, wie die unteren, in derselben Höhe stets fest, sondern werden, wenn ihre Segel gebraucht werden, an ihren resp. Stengen in die Höhe gezogen oder geheißt. Ihr Rack von Tauwerk bildet einen kurzen Cylinder, damit sie leicht an der mit Fett geschmierten Stenge auf- und abgleiten können. Werden die Segel festgemacht, so hängen die Raaen nahe über dem Eselshoofd in den Topnanten.

Das Tau zum Heißen und Niederlassen der oberen Raaen heißt Fall. Brassen und Topnanten sind entsprechend wie bei den Unterraaen.

Die genannten Taue erhalten ihre speciellen Bezeichnungen nach den Raaen, zu denen sie gehören, z. B. Backbord-Vor-Mars-Topnant ist das Tau, welches von oben kommend die linke Seite der zweiten Raa am Fockmast hält. Großbramfall ist das Tau, mit dem die dritte Raa am Großmast in die Höhe gezogen resp. heruntergelassen wird.

Außer den Raaen hat man an Rundhölzern noch Gaffeln, Schnaumaste und Bäume. Gaffeln sind Segelstangen, die in der Längsrichtung des Schiffes



a Großmaſt. b Großſtenge. c Großbramſtenge. d Groß-Oberbramſtenge. e e Großwanten. f f Großſtengewanten. g g Großrüſt. h Jungfern. i Großſegel. k Großmarsſegel. l Großbramſegel. m Groß-Oberbramſegel. n Groß-Oberleeſegel. o Groß-Bramleeſegel. p Großgaffelſegel. q Großraa. r Großmarsraa. s Großbramraa. t Groß-Oberbramraa. u Großgaffel. v w Leeſegelſpieren. x Braſſen der verſchiedenen Raaen. y Topnanten der verſchiedenen Raaen. z Großmars. A A Eſelhoofde. B B B Geitaue. C C C Pferde. D Großſtengepardunen. E Groß-brampardunen. F Groß-Oberbrampardunen. G Großſtag. H Großſtengeſtag. I Großbramſtag. K Groß-Oberbramſtag. L Groß-Marsrefftalje.

oben an den Masten in schräger Richtung aufgehängt werden. An ihrem unteren Ende sind sie gabelförmig gestaltet und umfassen mit dieser Klaue bei kleineren Schiffen direkt den Mast, bei größeren aber den Schnaumast, der hinter dem Mast und parallel mit diesen befestigt ist und etwa 0,3 Meter Durchmesser hat. Die Gaffeln können am Schnaumast auf- und niedergelassen werden und in horizontaler Richtung schwingen. Auf den Schulschiffen hat man an jedem Mast eine Gaffel; die am Besanmast ist die längste und stärkste. Außerdem befindet sich am Besanmast noch der Besanbaum, eine ebenfalls, aber unten, am Mast aufgehängte Segelstange, deren inneres Ende sich mit einem eisernen Zapfen in einer Hülse dreht, so daß das äußere Ende in wagerechter Richtung schwingen kann. Die Taue, in denen die Gaffeln hängen, heißen Klau- und Piekfall, diejenigen, in denen der Besanbaum mit seinem äußeren Ende hängt, Dirke. Die Spitzen der Gaffeln werden durch die von ihnen nach dem Deck geleiteten Geerde, der Besanbaum durch Taljen, die Besanschoote, in der erforderlichen horizontalen Richtung festgehalten.

Die Abmessungen der Raaen richten sich nach der Bemastung. Früher machte man die letztere höher und die Raaen schmäler, jetzt verkürzt man die ersteren und verbreitert die letzteren, wodurch man dieselbe Segelfläche behält, aber den Schwerpunkt des Winddruckes niedriger bringt und es möglich macht, bei zunehmendem Winde länger Segel zu führen. Die Längen der Großraa, Groß-Marsbram- und Oberbramraa eines Schulschiffes sind durchschnittlich folgende: Großraa 25 Meter, Großmarsraa 18 Meter, Großbramraa 12 Meter und Groß-Oberbramraa 8,5 Meter.

Die Raaen des Fock- und Großmastes werden ebenso wie deren Stengen gleich gemacht. Nur die Untermasten sind in Länge verschieden, und der Großmast ist 1,3 Meter höher über Deck als der Fockmast. Bei dem Besanmast hat die unterste oder Bagienraa die Dimensionen der Marsraa in den beiden andern Toppen. Durch diese Einrichtung kann man leichter Verluste der Rundhölzer decken, ohne viel Ersatz mit sich zu führen.

Der Mangel an passendem Holz hat, wie bereits bemerkt, auch als Material für Unterraaen Stahl eingeführt. Dieselben werden dann natürlich nicht voll, sondern hohl gemacht.

Einen sehr großen Vorteil in Schiffen gewähren eiserne oder stählerne Masten als Ventilatoren. Die verdorbene warme Luft in den unteren Räumen wird durch Röhren, welche an Bord entlang gelegt und in Zwischenräumen mit Öffnungen versehen sind, aufgesogen und in die Masten geleitet, die als hohe Schornsteine (sie sind oben offen) so kräftig abziehend wirken, daß in den mit ihnen versehenen Schiffen stets eine frische gesunde Luft herrscht. Dagegen läßt sich der große Übelstand nicht leugnen, daß eiserne Masten, weil sie als aufrechtstehende Schmiedestücke sehr bald stark magnetisch werden, störend auf die Magnetnadel wirken, und von seiten der Offiziere die größte Sorgfalt in der Regulierung der Kompasse erfordern, um das Schiff vor falschem Kurse zu bewahren. Mit Rücksicht hierauf fertigt man auch den in der Nähe der Kompasse stehenden Besanmast meistens nicht aus Eisen, sondern gewöhnlich aus Holz.

Wir kommen nun zu der Besegelung. Die Segel eines Schiffes haben dreierlei Form, die eines Rechtecks, eines Trapezes und eines Dreiecks. Die ersteren heißen Raasegel, die zweiten Gaffelsegel, die dritten Stagsegel, die beiden letzteren zusammen auch Schräg- oder Schratsegel.

Die rechteckigen Segel werden an den Raaen befestigt (untergeschlagen). Speciell heißen sie am Fockmast von unten an Fock-, Vor Mars-, Vor Bram- und Vor Oberbramsegel, im Großtop Großsegel, Groß Mars-, Groß Bram- und Groß Oberbramsegel, am Besanmast führt jedoch die Bagienraa kein Segel und man hat deshalb nur Kreuz, Mars-, Kreuz Bram- und Kreuz Oberbramsegel.

Die trapezförmigen Segel werden mit ihrer kürzeren Seite an den Gaffeln festgemacht. Sie heißen Vor- und Groß Gaffelsegel und Besan. Trägt der Besanmast keine Raaen, so wird an der Besanstenge über dem Besan noch ein Gaffeltopsegel gesetzt.

Die dreieckigen Segel führen den Namen Stagsegel, weil sie an den Stagen oder an mit diesen parallel laufenden Tauen, den Leitern, fahren; auf letztere sind eiserne oder hölzerne Ringe gestreift, an denen man die Hypotenusenseite des Segels befestigt. Die besonderen Namen dieser Stagsegel bezeichnen zugleich die Stelle, wo sie sich befinden. Außenklüver, Klüver, Vorstengestagsegel; diese drei stehen an den Spitzen der Klüverbäume, resp. des Bugspriets; Groß- und Besanstagsegel fahren an den Stagen des Groß- und Besanmastes.

Kriegsschiffe führen gewöhnlich nur die sechs Stagsegel, Kauffahrteischiffe jedoch oft noch vier bis fünf andere an den oberen Stagen, um bei schwachem Winde jedes Lüftchen aufzufangen.

Die Raasegel wie alle übrigen sind an ihren Rändern mit starken und zugleich sehr biegsamen Tauen, den Lieken, eingefaßt, um ihnen mehr Haltbarkeit zu geben. Die Hauptsegel werden von sehr starkem, die Bram- und Oberbramsegel aus leichterem Segeltuch gefertigt. Untersegel, Marssegel und Besan können gerefft, d. h. verkleinert werden. Es sind zu diesem Zwecke in Abständen von 1—1,5 Meter quer über das Segel Streifen mit Bindlöchern genäht, in denen dünne Taue, die Reffzeisinge, sitzen. Mit diesen bindet man die Streifen unter die Raa und verkürzt um ebensoviel die Segel. Bei den verschiedenen Gaffelsegeln geschieht das Reffen an der unteren Kante. Dies Reffen ist oft bei Sturm eine sehr schwere Arbeit und dauert bei Aufbietung aller Kräfte der Mannschaft auf Handelsschiffen bei der kleinen Besatzung trotzdem oft stundenlang. Um es zu erleichtern, hat man deshalb auf letzteren doppelte Marssegel eingeführt. Die Raa des unteren ruht nahe über dem Eselshoofd und ihr Segel hat ungefähr die Größe des gewöhnlichen dichtgerefften Marssegels. Bei plötzlichem Sturme ist man deshalb im stande, das (obere) Marssegel herunterlaufen zu lassen und ohne große Schwierigkeit festzumachen, wodurch das Reffen vermieden wird. Auf Kriegsschiffen, wo man Leute genug hat, werden bis jetzt jedoch keine doppelten Marssegel geführt.

Wenn die Segel festgemacht werden, schnürt man sie mit den Geitauen und Gordings unter den Raaen oder Gaffeln zusammen und bewickelt sie mit

plattgeflochtenen Tauen, den Zeisingen. Die Stagsegel werden niedergeholt und dann festgemacht. Mit den Geitauen zieht man die unteren Ecken der Segel nach der Mitte der Raa in die Höhe, mit den Gordings schnürt man das lose Tuch zusammen. Mit den Refftaljen holt man beim Reffen die Seitenlieke dicht unter die Raa, um das Segel besser aufknoten zu können.

Die oberen Ecken der Segel heißen Nocken, die unteren nennt man bei allen oberen Segeln Schooten, bei den Untersegeln jedoch stets nur diejenige Ecke so, welche nach hinten, und Hals diejenige, welche nach vorn gezogen wird, so daß diese Benennungen wechseln, je nachdem der Wind von der einen oder andern Seite kommt. Bei Gaffel- und Stagsegeln heißt die untere vordere Ecke, welche feststeht, Hals, die hintere bewegliche, an der das Segel ausgeholt wird, Schoot. Das Besanschoot wird am Besanbaum ausgeholt, der hinten über das Schiff hinaussteht und bei den Schulschiffen eine Länge von 18 Meter hat. Groß- und Vorgaffelsegel besitzen keine Bäume. Ihre Schooten werden an Deck in dazu vorhandenen Bolzen mit Taljen ausgeholt.

Die Taue, mit denen man die Stagsegel heißt, nennt man Falle, und man holt sie mit den Niederholern herunter, also Klüverfall, Vorstengestagsegel-Niederholer &c.

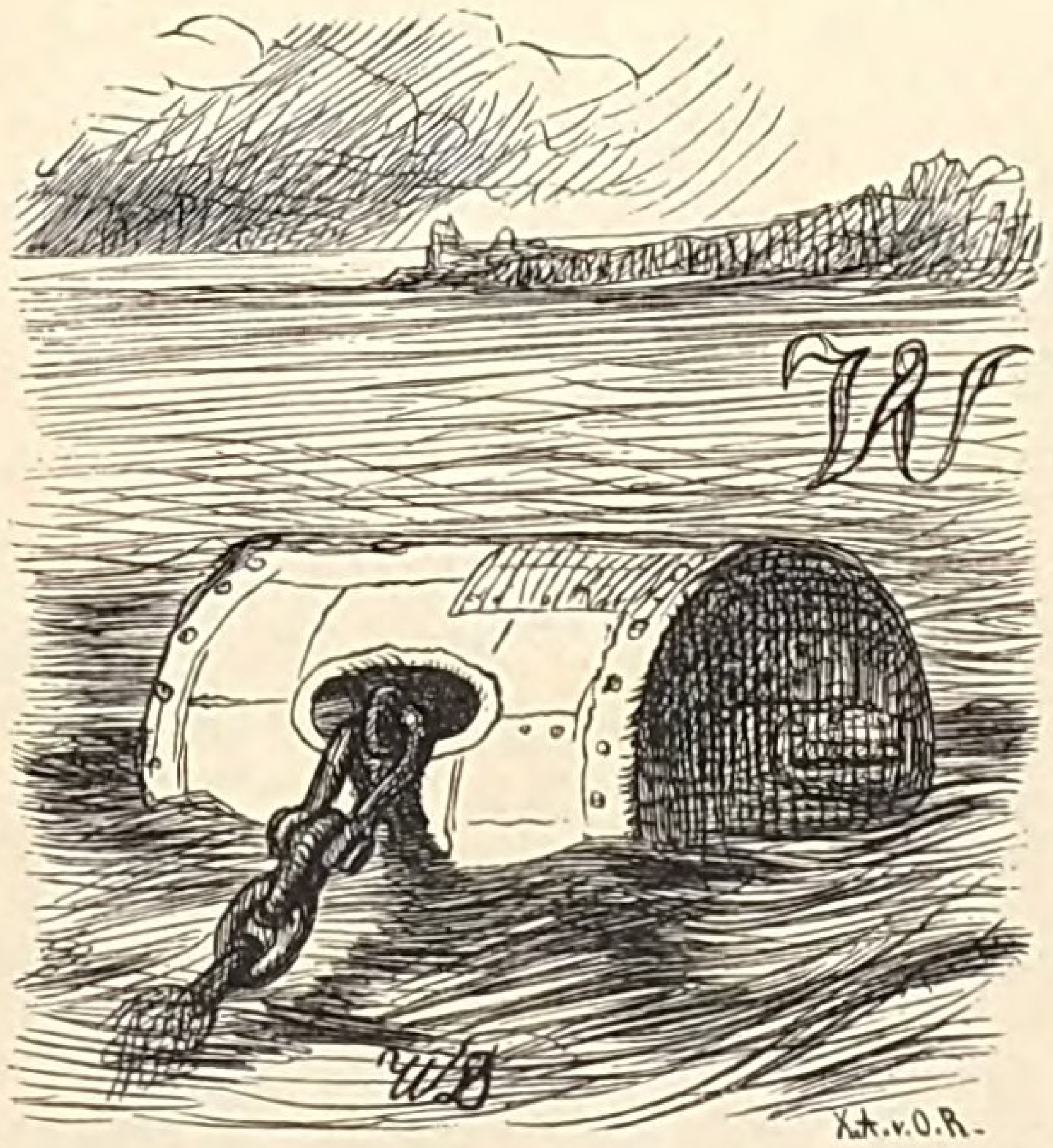
Die Zahl der festen Segel eines dreimastigen Vollschiffes, d. h. eines solchen, welches an allen drei Masten feste Raaen führt, beträgt mithin neunzehn, davon elf Raasegel, drei Gaffel- und fünf Stagsegel. Dazu treten dann noch die Leesegel, die im Vor- und Großtop je nach der Windrichtung bei gutem Wetter an der einen oder andern Seite der Unter-Mars- und Bramraaen aufgeheißt und demgemäß Unter-, Ober- und Bramleesegel genannt werden. Sie werden an den Leesegelspieren geheißt resp. ausgeholt, d. h. an Bäumen von 12,5 resp. 8,5 Metern Länge, welche auf den Mars- und Bramraaen in eisernen Bügeln ruhen und zur Verbreiterung der Raaen ausgeschoben werden. Unterleesegel gibt es nur im Vortop, weil sie, im Großmast angebracht, den Wind aus den Vorsegeln nehmen und nichts nützen würden. Auch Großoberleesegel setzt man aus diesem Grunde selten, obwohl sie bedeutend schmäler als Unterleesegel sind und mehr Wind vorbeilassen. Die Unterleesegel werden mit ihren unteren Ecken an den Backspieren ausgeholt, d. h. an Bäumen von den Abmessungen der Oberleesegelspieren, welche längs der Schiffsseite befestigt sind und sich beim Gebrauche ausschwingen lassen.

Der Kreuztop führt keine Leesegel, weil er zu nah am Großtop steht und diesem dadurch der Wind gestohlen würde. Die Leesegel werden von leichtem Tuch gemacht und nur bei gutem Wetter und gutem Winde gesetzt. Wenn ein Schiff wie unsere Schulfregatten bei gutem Wetter und dem günstigsten Winde alle dienlichen Segel ausgespannt hat, so bieten dieselben zusammen eine Fläche von nahe 2500 Quadratmeter. Das größte ist das Großsegel von 280, dann kommt die Fock mit 260 und danach das Vor- und Großmarssegel von je 240 Quadratmeter Flächeninhalt. Das kleinste Segel im Schiffe, das Kreuzoberbramsegel, hält immer noch 24 Quadratmeter. Eins der erwähnten großen deutschen Handelsschiffe führt an und zwischen seinen Masten nicht weniger als 42 Segel

ohne Leesegel, welche eine Fläche von 6300 Quadratmeter, also das Zweieinhalbfache einer Kreuzerfregatte darstellen.

Da der Winddruck in einem schweren Sturme fast bis zu 1/2 Kilogramm auf einen Quadratcentimeter wächst, so muß das Segeltuch aus sehr starkem Gewebe sein, und es wird deshalb aus dem besten Hanf gefertigt. Das Segeltuch für unsere Flotte wird sämtlich im Inland gefertigt und aus der Fabrik von Delius in Versmold bezogen, deren Erzeugnisse allen Anforderungen vollständig entsprechen.

Anker und Boote.



Während nun Maschinen oder Masten, Raaen und Segel bestimmt sind, als Fortbewegungsmittel des Schiffes zu dienen, haben Anker und Ankerketten den Zweck, dasselbe an einem gegebenen Punkte festzuhalten.

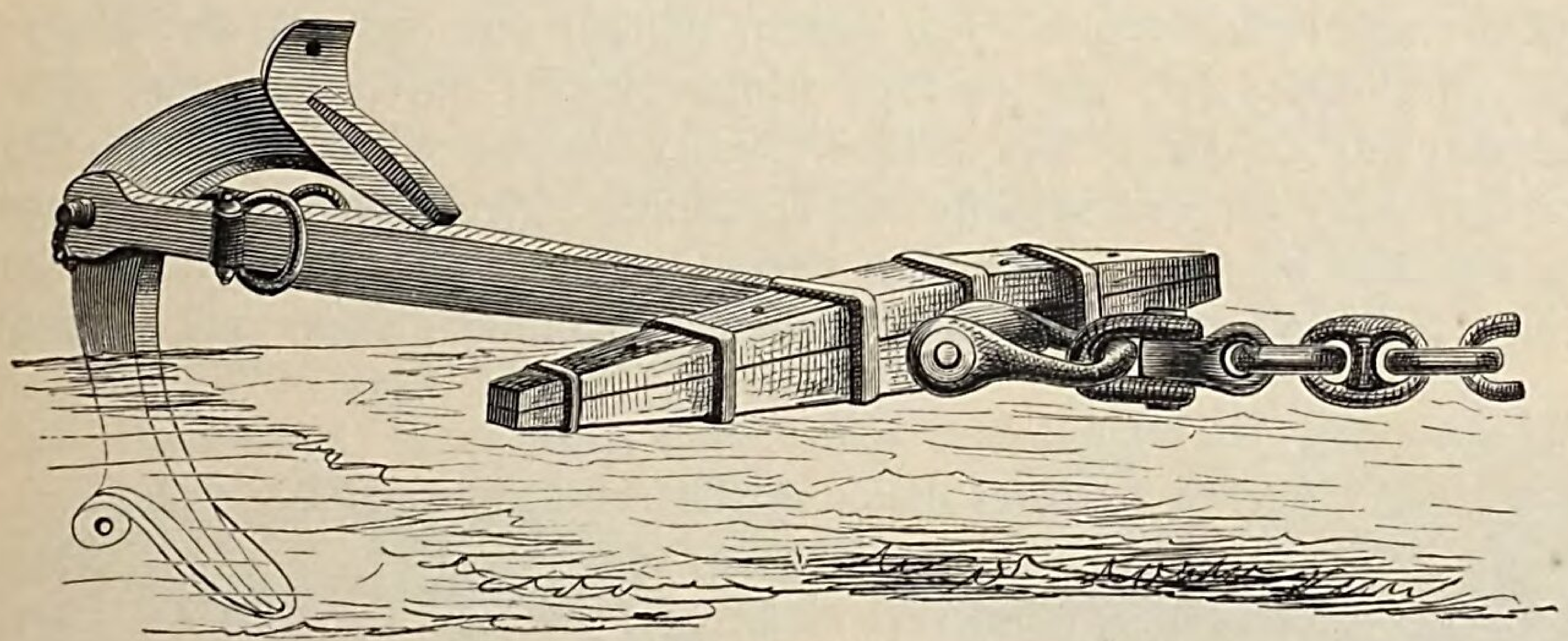
Beide sind von Eisen gefertigt, jedoch ist es kaum 80 Jahre her, daß die Ketten die bis dahin gebräuchlichen Ankertaue völlig verdrängt haben. Es ist schwer zu begreifen, daß dies nicht schon vor Jahrhunderten geschehen ist, da Ketten so sehr viel Vorzüge vor Tauen haben und sie selbst schon zur Zeit der Invasion Englands durch Cäsar bei den Venetern im nordischen Gallien gebräuchlich waren, wie Cäsar selbst erzählt.

Eiserne Anker und zwar in sehr ähnlicher Form wie die heutigen sind dagegen schon seit Jahrtausenden in Anwendung, wie sich aus den vor 55 Jahren im Pyräus aufgefundenen athenienfischen Seeurkunden ergibt, die auf Marmortafeln ausgehauen, alljährlich von den athenienfischen Werftbehörden als Rechenschaftsberichte für das Volk ausgestellt wurden. Die erwähnten Urkunden (durch Böckh und Graser für Kenntnis des antiken Seewesens nutzbar gemacht) stammen aus dem Jahre 322 v. Chr. und führen als Ausrüstung für jedes der Dreireihenschiffe (Trieren), von denen Athen damals dreihundertundsechzig besaß, vier Eisenanker an.

Der gewöhnliche Anker besteht aus dem Schaft mit den Armen und aus dem Stock. Der Stock, bei schweren Ankern vielfach aus Holz, um ihn bei etwaigem Bruch leichter ersetzen zu können, steht deshalb zu dem Schaft und den in derselben Ebene liegenden Armen senkrecht, um diese um so schneller zum Eingreifen zu bringen. Der Anker berührt beim Fallen natürlich mit seinem schwersten Teile da, wo sich Schaft und Arme vereinigen, den Grund, und fällt dann auf die Seite, so daß die Arme platt auf dem Grunde liegen und demgemäß die eine Spitze des Stockes nahe senkrecht darauf steht. Beginnt nun die oben

am Schaft im Röhring befestigte Kette zu ziehen, so drückt sie letzteren niederwärts. Dadurch legt sich der Stock wagerecht, die Arme stellen sich senkrecht, und der eine gräbt sich in den Grund.

In neuester Zeit hat die seit Jahrtausenden mit sehr wenig Abänderungen beibehaltene Gestalt der Anker, die jedoch verschiedene Mängel hatte, durchgreifende Änderungen erfahren. Namentlich sind es zwei Arten, die Portersche und Martinsche, welche in Aufnahme gekommen sind. Ein großer Übelstand des alten Modells ist, daß, während ein Arm im Grunde liegt, der andere stets aufwärts steht. Liegt ein Schiff vor Anker, so schwingt es durch Ebbe und Flut oder Änderung des Windes sich mehr oder weniger um den Anker oder



Porters Anker.

segelt auch darüber fort. Dadurch schlingt sich dann häufig die Kette um den aufrecht stehenden Arm und reißt, wenn sie später durch Wind größere Spannung erhält, den Anker heraus.

Oft auch müssen die Schiffe in flachem Wasser ankern, so daß sie mit der Ebbe den Grund berühren. Kommen sie dann dabei, wie das leicht eintreten kann, auf den Anker zu sitzen, so drückt die pflugscharähnlich geformte Spitze des Armes (Flü) den Boden ein und macht das Schiff leck.

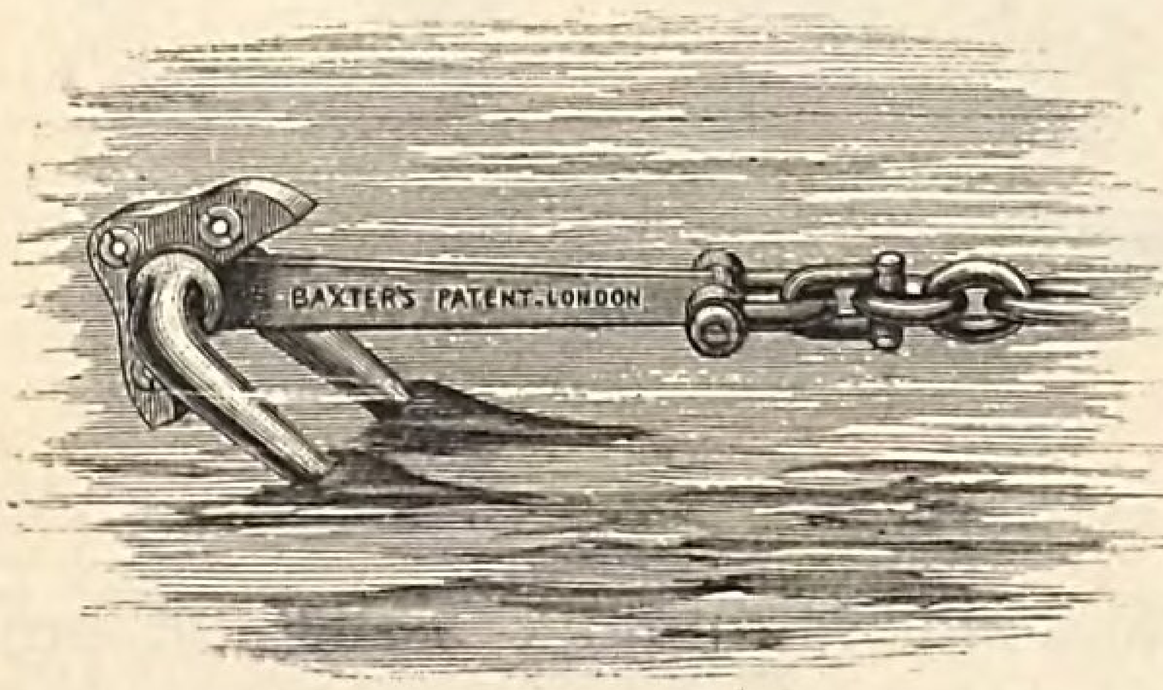
Um dies zu verhüten, hat Porter seinen Anker mit beweglichen Armen versehen, die unter solchem Winkel zueinander gestellt sind, daß, wenn der eine sich eingegraben hat, der andere fast flach am Schaft liegt.

Martins Anker bezweckt dasselbe, aber auch noch eine vermehrte Haltekraft. Die wie bei Porters Anker aus einem Stück geschmiedeten und in dem unten verstärkten Schafte beweglichen Arme bilden mit dem Stock keinen rechten Winkel, sondern liegen mit Schaft und Stock in derselben Ebene, wenn der Anker auf den Grund fällt. Sobald Spannung auf die Kette kommt, greifen seine beiden Flüe in den Grund, können sich jedoch vermöge ihrer Einrichtung nur so weit vom Schaft entfernen, daß sie mit diesem einen Winkel von fünfundvierzig Grad bilden.

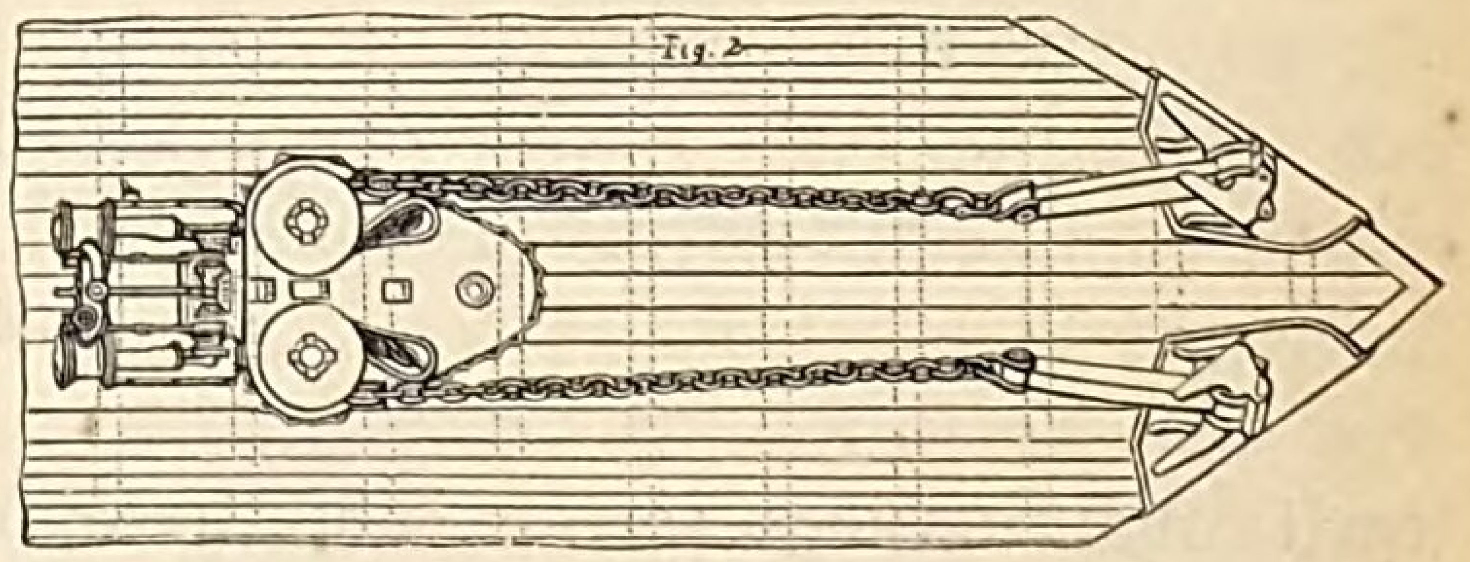
Durch das Eingreifen beider Flüe wird natürlich die Haltekraft bedeutend vermehrt und das Gesamtgewicht kann demgemäß vermindert werden.

Die Vorteile dieses Ankers haben sich so klar herausgestellt, daß er jetzt auf den verschiedenen Marinen eingeführt ist. In neuester Zeit hat der Engländer Baxter abermals eine neue Ankerform erfunden, wie sie die beifolgende Zeichnung gibt. Sie ist der Martinschen sehr ähnlich, hat aber gar keinen Stock und gewinnt dadurch noch mehr Vorteile. Während bis jetzt nämlich die Klüsen im Bug des Schiffes nur zur Leitung der Ankerketten nach außenbords dienten, werden sie bei Baxters Anker so weit gemacht, daß der letztere beim Lichten vollständig in sie hineingeht und in ihnen lagert, während ein eiserner Deckel dann die Klüse nach außen schließt und das Hineinspülen der See in das Schiff verhindert.

Dadurch wird das Lichten und Fallenlassen ganz ungemein erleichtert, sehr viel Mühe und Arbeit gespart, das Katten, Fischen und Aufsetzen der Anker (siehe weiter unter) fällt fort, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese neue Erfindung sich an Bord sehr bald einbürgern wird. Namentlich sind Baxters Anker aber auch für Panzerschiffe von Wert und unsere neuen damit ausgerüstet. Wenn dieselben im Kampfe einander rammen, kann es nicht ausbleiben, daß sie bei einem Fehlstoße mit den Seiten aneinander entlang gleiten, und dann ist eine



Baxters Anker.



Baxters Anker.

ganz glatte Seite für den Betreffenden nur sehr vorteilhaft, da bei der bisherigen Art, wo die Anker über die Seiten hinausragen, dieselben leicht fortgerissen werden oder an Gegner haken und dann Unheil stiften können.

Kriegsschiffe haben gewöhnlich vier schwere und fünf bis sechs leichtere Anker. Die ersteren sind meistens von gleicher Form und gleichem Gewicht (2500—3000 Kilogramm für Schulfregatten), werden aber in Bug- und Rüstanker, je nach dem Platze, den sie am Schiffe einnehmen, unterschieden. Die Buganker hängen an jeder Seite des Bugs am Kranbalken, einem schräg über die Schiffseite hinausragenden Balken, die Rüstanker in der Fockrüst. Beide werden in den Partür- und Rüstleinenketten wagerecht am Schiffe aufgehängt, und die Ketten sind so eingerichtet, daß der Druck eines Hebels auf dem Oberdeck sie beide zugleich löst und die Anker fallen läßt. Das Aufhängen der Rüstanker macht wegen der großen Entfernung ihres Platzes vom Bug (12 Meter) immer viel Schwierigkeiten, deshalb gebraucht man sie nur im Notfalle und ankert unter gewöhnlichen Umständen stets mit den Bugankern.

Die leichteren Anker von 750—1000 Kilogramm Gewicht werden benutzt, um das Schiff in Häfen und sonstigen stillen Gewässern von einer Stelle zur

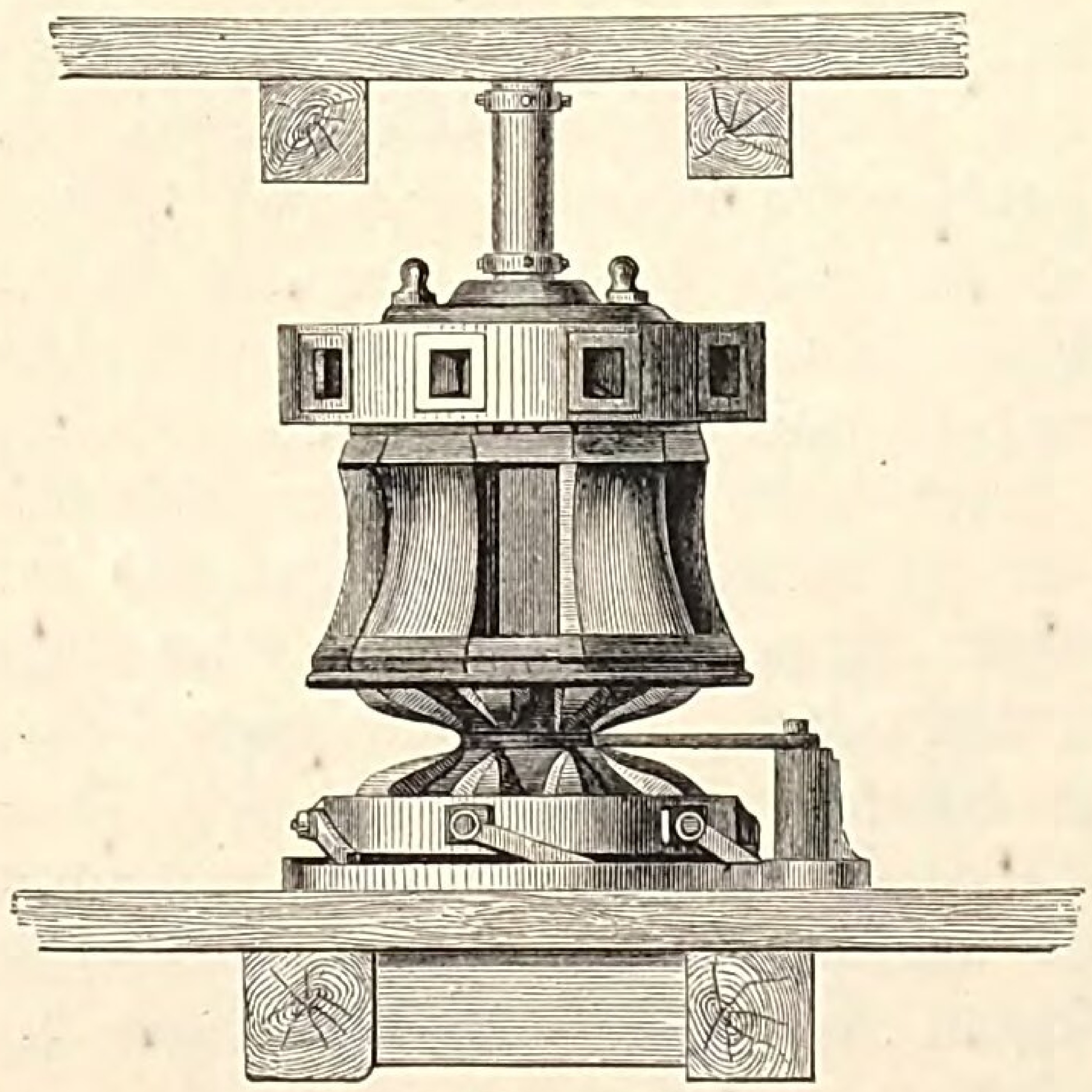
andern zu schaffen, es zu irgend einem Zwecke zu drehen, indem man einen Anker ausbringt und ein daran befestigtes Tau an Bord einholt, und dergleichen mehr.

Da von der Haltbarkeit der Anker und Ketten in vielen Fällen die Sicherheit des Schiffes abhängig ist, so müssen sie aus dem besten Material und mit größter Sorgfalt gefertigt werden. Um darüber Gewißheit zu erlangen, werden sie vor dem Gebrauch in die eingangs erwähnte Probiermaschine gespannt, in der sie einen bestimmten Zug aushalten müssen, ohne zu brechen oder schadhafte Stellen zu zeigen. Auf die Ketten kommt es dabei am meisten an, weil die Stöße, welche das vor Anker liegende Schiff durch den Wind oder hohe anrollende Wellen erhält, zuerst und direkt auf sie übertragen werden, während der Anker am Endpunkte der Kette erst in zweiter Reihe leidet und den Stoß nicht so heftig empfindet. Ketten müssen daher mehr halten, als die zugehörigen Anker. Die vier schweren Anker der Schulfregatten haben ein Gewicht von je 2500 Kilogramm und ihre Probierkraft beträgt 42000 Kilogramm, die dazu gehörigen Ketten haben 4,9 Centimeter Durchmesser und werden mit 63000 Kilogramm probiert, ein Druck, welcher dem gleichkommt, den das betreffende Schiff bei Sturm durch Wind und See zu erleiden hat.

Die Ankerketten haben eine Länge von 180 Meter und sind aus Längen von 30 Metern zusammengesetzt. Die Verbindung der letzteren ist durch Schäckel hergestellt, die sich öffnen lassen. Die Ketten sind mit ihren inneren Enden früher um den Fuß des Großmastes, jetzt im Kettenkasten an einem schweren Bolzen mit einem sogenannten Schlipphaken befestigt, so daß man sie im Notfalle gleich loslösen kann. In das Schiff werden sie durch die Klüsen geführt, runde mit Eisencylindern ausgefütterte Öffnungen, welche sich vorn in der Batterie zu beiden Seiten des Vorderstevens, und zwar zwei an jeder Seite, nebeneinander befinden. Dann werden sie längs der Batterie bis in die Nähe des Großmastes geleitet und gehen dort wiederum durch Klüsen in den verschiedenen Verdecken in die Kettenkasten auf dem Boden des Schiffes, wo sie aufgeschossen (regelrecht gelagert) werden. Bei jeder Klüse befindet sich ein Hebelwerk zum Festkneifen und Hemmen der Kette. Soll der Anker fallen, so wird außerdem noch ein Schlag der Kette um ein in der Batterie befindliches Balkengerüst, die Beting, geschlungen, um die Reibung zu vermehren und die Kette besser hemmen zu können.

Beim Ankerlichten wird die Kette vorn im Bug gehemmt, der Schlag um die Beting abgenommen und erstere um das hinter dem Großmast stehende Gangspill gelegt. Dies ist eine aufrecht stehende Ankerwinde, die durch lange Hebebäume, die Spillspeichen, gedreht wird. Auf den Panzerschiffen und Kreuzern wird diese Winde jetzt überall durch Dampf getrieben. Ist der Anker bis vor die Klüse des Bugs aufgewunden, so wird er durch einen starken Flaschenzug, die Katt, unter seinen betreffenden Kranbalken geheißt, mit einem andern Flaschenzug, der Fischtalje, wagerecht gelegt und in den beiden oben erwähnten Ketten aufgehängt. Auch die Katt und die Fischtalje werden auf den Panzerschiffen mit Dampf geheißt. Befindet sich das Schiff weit von Land in freier See, so werden die Buganker mit dem Flü über die an dieser Stelle verstärkte

Verschanzung, der Schweinsrücken, zur besseren Befestigung gehakt und der Flü des Rüstankers durch eine Pforte innenbords gezogen, was aufsetzen heißt.



Das Gangspill.

Das gute Festhalten eines Schiffes am Grund wird, abgesehen von der Haltbarkeit des Ankers und der Ketten selbst, hauptsächlich durch die Lage des Ankers auf dem Meeresboden bedingt. Je wagerechter der Anker liegt, desto mehr wird er vermöge seiner Form bestrebt sein, sich in den Grund zu graben und desto besser wird er halten; je senkrechter er liegt, desto leichter wird er herausgerissen.

Eine Folge dieser Thatsachen ist, daß ein guter Ankergrund auch nur eine gewisse Tiefe haben, und daß diese Tiefe nicht ein Fünftel der Kettenlänge, also 40 Meter überschreiten darf. Die passendste Tiefe ist jedoch 15—20 Meter. Bei solchen Tiefen gibt man gewöhnlich das drei- bis vierfache der Kette vor. Tritt jedoch schlechtes Wetter ein, so steckt man fast die ganze Länge der Kette aus. Dadurch wird nicht nur die wagerechte Lage des Ankers gesichert, sondern auch die Elastizität der Kette vermehrt. Wird z. B. das Vorderteil des Schiffes durch eine schwere anrollende See schnell um 5—6 Meter gehoben, und ist wenig Kette vor, so wird diese durch die Bewegung plötzlich sehr straff gespannt und kann leicht brechen. Ist jedoch viel Kette aus, so muß diese erst vom Grunde aufgehoben werden, und dadurch wird eine plötzliche Spannung verhindert. Das Fertigen schwerer Ankerketten und das Schweißen der Glieder erfordert ganz besonderes Geschick und viele Übung. Unsere Privatindustrie stand darin noch der englischen nach, was jedoch hauptsächlich darin seinen Grund hatte, daß früher aus Mangel einer größeren Flotte zu wenig derartige Ketten verlangt wurden. Um indessen sich soviel wie möglich vom Auslande unabhängig zu machen, läßt die Marine Ankerketten aus rheinischem Eisen auf der Kaiserlichen Werft in Danzig fertigen und hat die zufriedenstellendsten Erfolge erreicht, so daß unsere Marine-Ankerketten jetzt die englischen an Güte übertreffen. Für die erwähnten Wurfanker werden keine Ketten mitgegeben, sondern neun- bis fünfzöllige Hanf- oder Drahttaue, von denen die schwereren Pferdeleinen, die leichteren Jageleinen heißen. Nur der schwerste Wurfanker, der sogenannte Stromanker, hat auf großen Schiffen eine 2,5 Centimeter starke Kette von 120 Meter.

Da Schiffe wegen ihres Tiefganges selten so nahe ans Ufer gelegt werden können, um eine direkte Verbindung mit demselben zu gestatten, so bedürfen sie zu diesem Zwecke anderer Mittel in Gestalt von Booten. Die Zahl und Größe derselben richtet sich nach der Zahl der Besatzung. Für den Fall, daß dem

Schiffe ein Unglück zustößt, sollen die Boote im stande sein, die gesamte Besatzung, ohne Überladung, aufzunehmen.

Je nach ihrem Zweck und ihrer Größe werden die Kriegsschiffboote eingeteilt in Barkassen, Pinassen, Kutter, Gigs und Jollen.

Die Barkassen sind die schwersten und stärksten Boote, bei denen die Feinheit der Linien mehr in den Hintergrund tritt, und die hauptsächlich darauf berechnet sind, schwere Lasten zu tragen. Ist z. B. das Schiff auf den Grund gekommen und Hoffnung vorhanden, dasselbe wieder abzubringen, so muß die Barkasse einen der schweren Anker des Schiffes, der an ihrem Heck außenbords aufgehängt wird, tragen und ausfahren können.

Bei den Schulfregatten ist die Länge der Barkassen 10—11, ihre Breite 3—3,5 Meter. Sie werden durch sechzehn Mann gerudert, haben auch, wie alle Boote, Segel. Im Bug führen sie ein 8 Centimeter-Geschütz, das sich beim Rückzuge auch nach hinten bringen läßt. Für den Fall einer Landung werden die Rohre auf mitgenommene Landungslafetten gelegt, und man kann die Geschütze dann auf festem Boden gebrauchen. Sie werden durch Menschen gezogen, sind aber auch zum Fortschaffen durch Pferde eingerichtet.

Außer den Ruderern und dem Geschütz kann das Boot achtzig Mann Landungstruppen tragen. Man baut die Barkassen von Eichen- oder Mahagoniholz, in letzterem Falle diagonal, d. h. ohne Spanten, und nur aus einer doppelten und kreuzweise übereinander liegenden Lage Planken, die in die erforderliche Form gebogen werden. Der Kiel und die beiden Steven sind dagegen vorhanden. Die Sitzbretter für die Ruderer heißen Duchten, die eisernen Gabeln, in denen sich die Riemen (Ruder) bewegen, Dullen. Da die Barkasse zu schwer ist, um sie außenbords aufzuhängen, wird sie zwischen Fock- und Großmast auf das Oberdeck in Klampen gestellt und dort befestigt.

Die Pinasse ist die nächstfolgende Klasse von 9—10 Meter Länge, 2,5—3 Meter Breite, vierzehn Ruderern, ebenfalls mit einem gezogenen 8 Centimeter-Geschütz bewaffnet. Sie faßt außer Ruderern und Geschütz vierzig Mann Landungstruppen. Die Pinasse steht auch auf dem Deck und wurde früher dann, nachdem die Duchten der Barkasse entfernt waren, in diese gesetzt. Die Stellung der Boote ineinander und das Ausräumen der Barkasse hinderte jedoch ihr schnelles Aussetzen; bei unseren Schulfregatten wird deshalb die Pinasse neben die Barkasse gesetzt, um beide Boote fertig zum augenblicklichen Gebrauch zu haben.

Die Kutter sind die Boote für den täglichen Dienst zur Beförderung von Mannschaften und geringeren Lasten, wie dies so häufig zwischen Schiff und Land erforderlich ist. Jedes Schiff hat deren zwei, von etwa 8 Meter Länge und 2—2,5 Meter Breite. Sie führen zehn Riemen und vermögen jeder dreißig bis vierzig Mann zu fassen, eine Geschützbewaffnung haben sie nicht. Sie hängen in eisernen oder hölzernen Kränen, den Davids, zu beiden Seiten außenbords, in der Gegend des Besanmastes, so daß sie an ihren Taljen jeden Augenblick zu Wasser gelassen resp. geheißt werden können.

Die Gig ist das ausschließlich für den Kommandanten des Schiffes bestimmte

Boot, und ist deshalb sehr schlank und zierlich gebaut. Sie hat eine Länge von 8—9 Meter und eine Breite von 1,6 Meter, geht sehr flach im Wasser und fährt schnell. Sie führt sechs Riemen, und ihr Platz ist an den Davids, quer vor dem Heck.

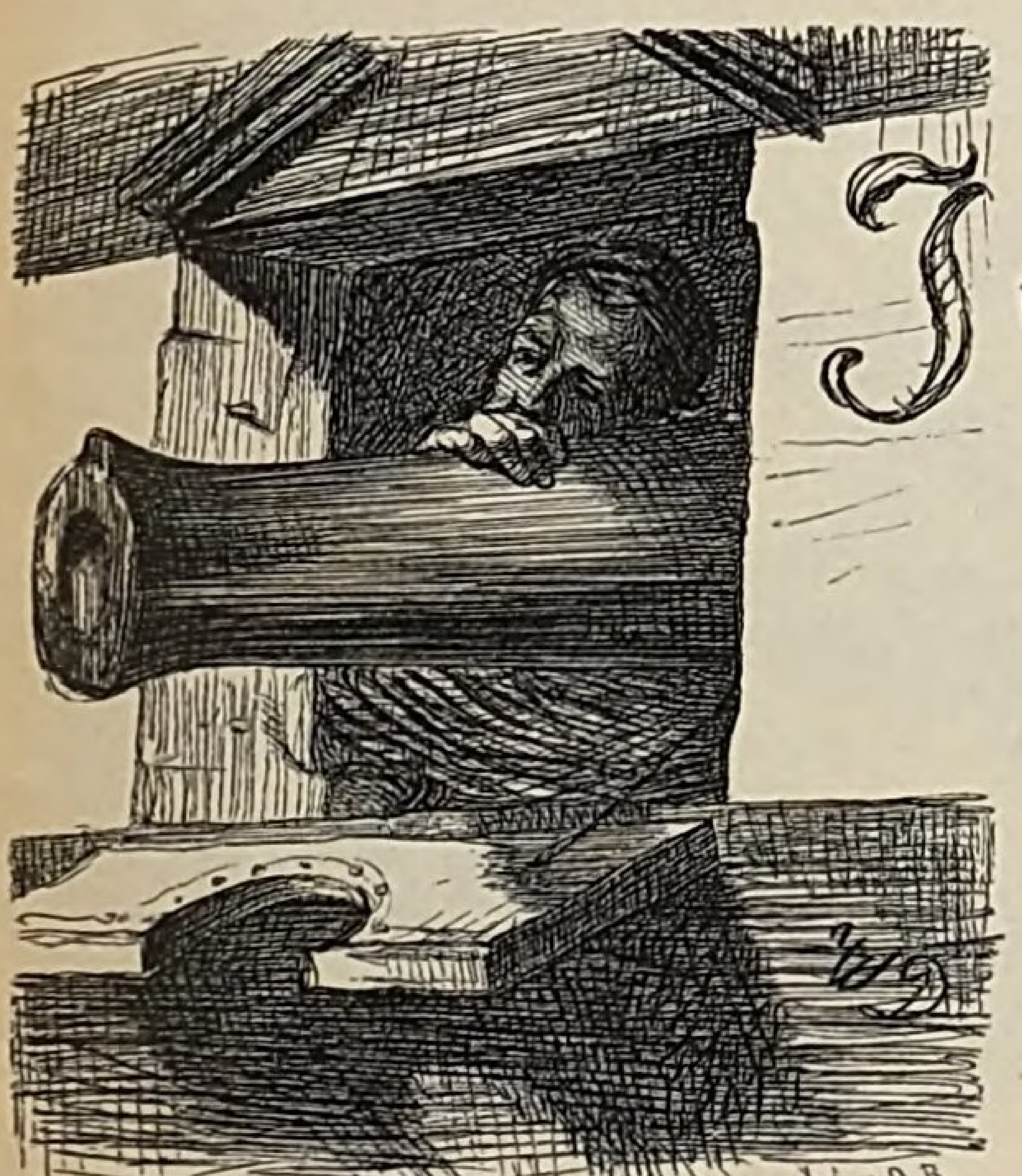
Die Jolle endlich, oder das Kochsboot, ist ein kleines, leichtes Fahrzeug von 4—5 Meter Länge und vier Riemen, das für solche Fälle gebraucht wird, wenn man nicht eine ganze Bootsmannschaft entbehren kann. Hauptsächlich wird es früh morgens benutzt, um mit Kellnern und Köchen im Hafen an Land zu fahren und die Tagesverpflegung zu haben, da zu dieser Zeit alle übrigen Mannschaften zum Reinigen des Schiffes gebraucht werden und nicht gut abkömmlich sind.

Für größere Schiffe und in den letzten Jahren auch für Schulfregatten gibt man jetzt überall der Pinasse oder einem Kutter eine Dampfmaschine mit Schraube, um durch sie die Boote bugsieren zu lassen und die Ruderer zu sparen. Die Maschinen sind Hochdruck und gewöhnlich von sechs bis zehn indizierten Pferdekräften, welche genügen, um dem Boote eine Schnelligkeit von 7 bis 8 Knoten zu verleihen, die sie durch Ruderkraft nie, und mit Segeln sehr selten erlangen können. Bei Landungen ist diese Hilfe namentlich von Wert, weil erstens die Boote ohne Ruderer viel mehr Leute fassen können, sodann diese aber auch durch das Rudern nicht vorher erschöpft werden und mit frischer Kraft an das Land kommen. Die Bootsmaschinen werden meistens so gebaut, daß sie nicht fest im Boot sind, sondern sich leicht herausnehmen und einsetzen lassen, weil das Boot für das Ein- und Ausheißen an sich schon schwer genug ist. Letzteres geschieht mit Hilfe der Nock- und Stagtakel (Flaschenzüge). Erstere werden auf die Nocken der Fock- und Großraa, die man möglichst nahe zusammenbraßt, ausgebracht, und mit ihnen heißt man das Boot außenbords so hoch, daß es klar von der Verschanzung geht. Mit den Stagtakeln, die vom Fock- und Großmasttop herunterhängen, wird es dann innenbords geholt, und auf seine Stelle in die Bootsklampen niedergesetzt. Stehen auf den großen Schiffen die Masten zu weit auseinander oder haben sie gar keine Takelage und nur Signalmasten, so gebraucht man statt Nock- und Stagtakel besondere Kräne zum Ein- und Aussetzen der Boote. Die neuen großen Panzer und die Schiffe der Siegfried-Klasse haben auch ein vollständiges kleineres Torpedoboot mit Dampf, das auf dem Hinterdeck steht und fertig zum sofortigen Gebrauch ausgesetzt werden kann.

Auf einem gut exerzierten Schiffe darf das Aussetzen sämtlicher Boote mit Bewaffnung nicht länger als fünfzehn Minuten nach gegebenem Befehl dauern.

Die Bootsgeschütze stehen für gewöhnlich in den Bootslafetten auf dem Oberdeck, die Landungslafetten sind in Teilen in der Großrüst an der Schiffsseite untergebracht, an welcher das betreffende Boot ausgesetzt wird.

Die Bewaffnung.



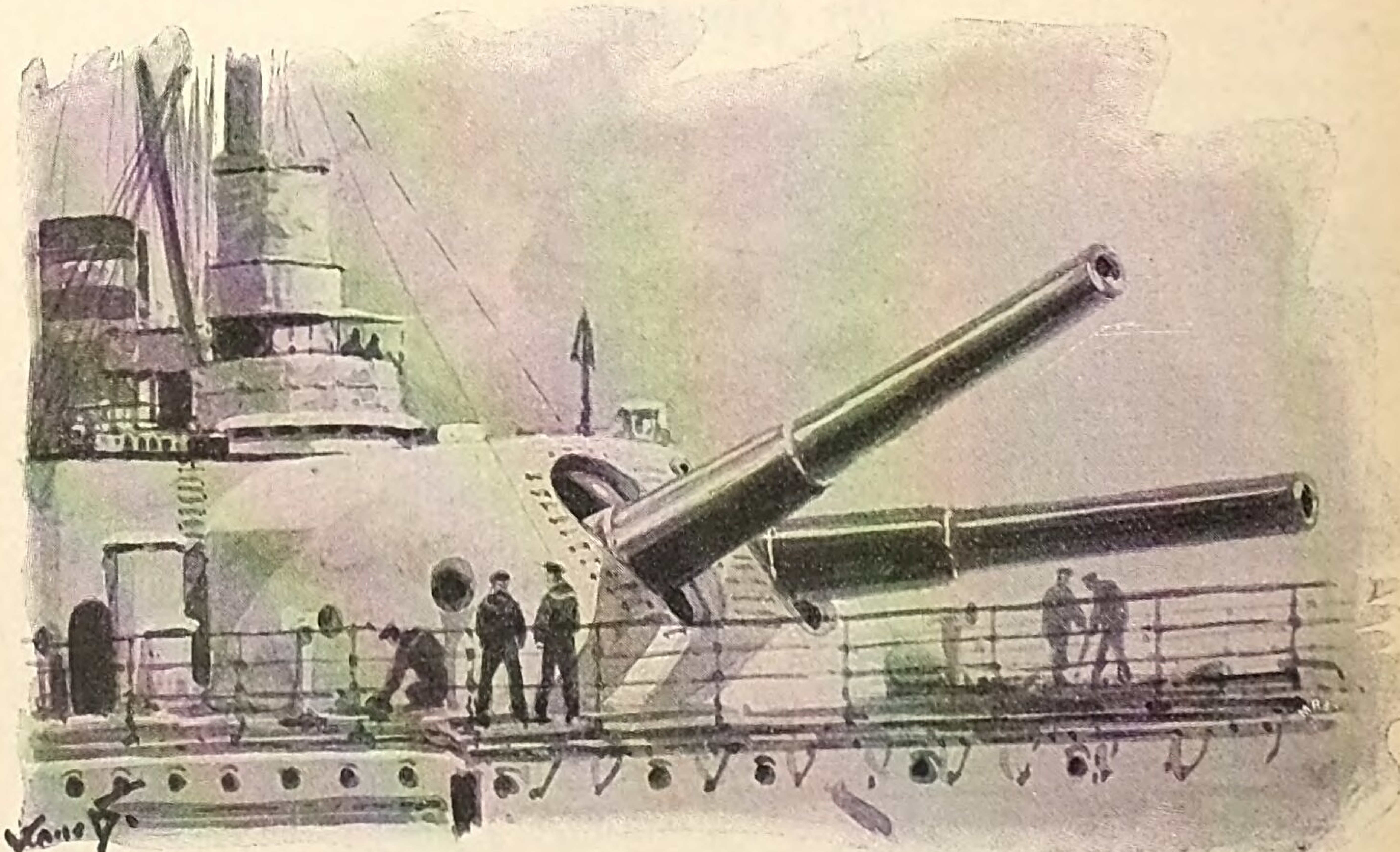
Ist nun das Schiff durch guten und festen Bau, durch Maschinen, Bemastung und Boote in den Stand gesetzt, über See zu gehen, so muß das Kriegsschiff zur Erfüllung seines Zweckes außerdem noch bewaffnet werden Beim näheren Eingehen auf die Bewaffnung, d. h. auf die rein militärische Ausrüstung, haben wir es, um den gegenwärtigen Stand der Dinge erkennen zu lassen, hauptsächlich mit der jüngsten Entwickelungsgeschichte der Schiffsbewaffnung zu thun, welche Hand in Hand mit der Bauart der Schiffe geht, wie auch in der Kriegsführung zu Lande Angriff und Verteidigung einander bedingen. Die Verbesserung der Angriffswaffen wirft zu Lande das ganze Befestigungswesen der alten Zeit über den Haufen und nötigt den Truppen eine Beweglichkeit und Genauigkeit der taktischen Bewegungen auf, welche man früher nicht kannte, weil weder das Bedürfnis dazu vorlag, noch die Vorbedingungen vorhanden waren.

Zur See tritt der Kampf zwischen Angriff und Verteidigung noch viel schärfer hervor. Die Erfindungen auf diesem Felde überbieten sich von Jahr zu Jahr, und es ist eine Notwendigkeit, daß hier kein Staat gegen den andern zurückbleibt, weil der Zurückbleibende sonst wehrlos wird.

Es wird deshalb in der Beschreibung der Schiffsbewaffnung von der Reihe schnell aufeinander folgender und kostspieliger Änderungen zu berichten sein, die jedoch keine Mißgriffe sind, sondern nur die Notwendigkeit zeigen, ungesäumt den Entwickelungen der Neuzeit zu folgen.

In früheren Zeiten, d. h. bis vor etwa sechzig Jahren machte die Bewaffnung der Schiffe verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten. Man führte bestimmte Arten von Geschützen für bestimmte Klassen von Schiffen, die man als ausreichend befand, und alle Seemächte hatten ungefähr dieselben Kaliber und Größen. Man baute Linienschiffe, Fregatten und Korvetten und so und so viel Kanonen lediglich für Kugel- und Kartätschfeuer.

Das Schiff erhielt in den unteren Batterien längere, in den oberen immer kürzere Geschütze, und man ging selten über das zweiunddreißigpfündige Kaliber hinaus. Die Hauptaufgabe bestand darin, durch Einrichtung der Rohre und Lafetten möglichst viele Geschütze auf eine Breitseite zu häufen.



Turmgeschütze der Brandenburgklasse.

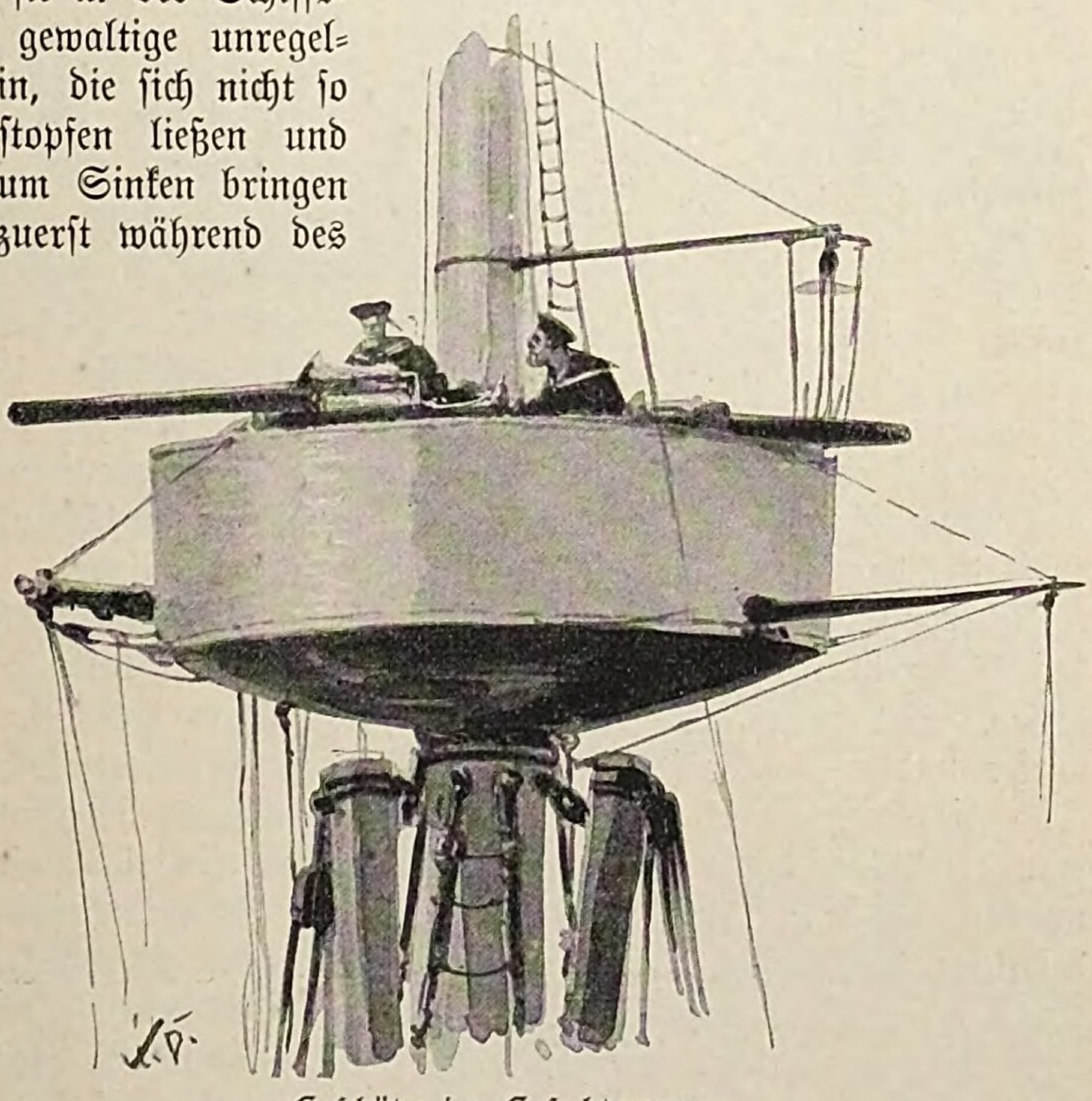
Seitdem hat sich jedoch die Sachlage bedeutend geändert, und die Neuerungen in der Bewaffnung der Schiffe haben in ihrer Rückwirkung auf den Schiffbau stets neue Aufgaben für die Marineartillerie heraufbeschworen.

Den Anstoß dazu gab in den zwanziger Jahren der damalige französische Major Paixhans durch die Erfindung der Bombenkanone von 21—26 Centimeter Kaliber, wobei zu bemerken ist, daß man unter Kaliber den Durchmesser des runden Geschosses versteht.

Bis dahin war in Seeschlachten das Geschützfeuer der Schiffe gerade nicht sehr gefährlich gewesen. Wenngleich Nelson seinen Kapitänen Befehl gab, dem Feinde immer bis auf Pistolenschußweite auf den Leib zu rücken, um eine kräftigere Geschützwirkung zu erzielen, beschoß man sich mit den Vollkugeln oft tagelang, ohne sich großes Leid anzuthun; die eigentliche Entscheidung wurde meistens

erst durch Enterung herbeigeführt, indem man die kämpfenden Schiffe Bord an Bord legte und die persönliche Tapferkeit der Auge in Auge fechtenden Mannschaften den Ausschlag geben ließ.

Die Bombengeschütze, welche Granaten schossen, beeinflußten jedoch diese Gefechtsweise wesentlich und übertrugen die Entscheidung wieder auf die Kanonen. Vollkugeln machten allerdings Löcher in das Schiff und rissen auch wohl ein paar Leute mit fort, aber die runden kleinen Löcher wurden zugepfropft und schadeten weiter nicht viel. Die Granaten dagegen waren viel gefährlichere Feinde. Sprangen sie in der Schiffsseite, so rissen sie gewaltige unregelmäßige Löcher hinein, die sich nicht so ohne weiteres verstopfen ließen und leicht das Schiff zum Sinken bringen konnten, wie dies zuerst während des Krimkrieges in der Schlacht von Sinope die Bombenkanonen der russischen Schiffe an der noch nach dem alten System bewaffneten türkischen Flotte, und im letzten amerikanischen Bürgerkriege der Kampf zwischen dem nordstaatlichen Kriegsschiff „Kearsage“ und dem berüchtigten südstaatlichen Kaper „Alabama“ gezeigt haben, welcher letztere durch wenige Granaten der „Kearsage“ in den Grund gebohrt wurde. Sprangen die Granaten aber im Schiff, so konnten sie nicht nur ungeheure Verheerungen unter der Mannschaft anrichten, sondern auch das Schiff in Brand stecken, wie dies z. B. bei dem englischen Linienschiffe „London“ der Fall war, dem bei der Beschießung von Sebastopol während des Krimkrieges eine Granate fünfzig Mann außer Gefecht setzte, und das außerdem fünfmal in Brand geschossen wurde. Ein weiteres Beispiel dafür ist die Schlacht am Jaluflusse während des chinesisch-japanischen Krieges, in der vier chinesische geschützte Kreuzer durch japanische Granaten in Brand geschossen wurden und vollständig verloren gingen. Die fremden Nationen durften deshalb die Bombenkanonen den Franzosen nicht allein überlassen, weil letztere dadurch zu große Überlegenheit erhalten hätten. Wenn



Geschütze im Gefechtsmars.

nun auch Sparsamkeitsrücksichten es verboten, das in so großen Massen vorhandene artilleristische Material sofort zu Gunsten der neuen Erfindung fortzuwerfen, auch die Schiffe selbst nicht dafür gebaut waren, um das vermehrte Gewicht der Bombengeschütze zu tragen, so sah man doch ein, daß die Menge der Geschütze allein keine Überlegenheit gebe. Man beschränkte daher ihre Zahl und gab mehr darauf, wirksamere Geschütze für den Kampf auf weite Entfernungen zu erhalten, wie man auch von dem Bau der hochbordigen Holzschiffe zurückkam, welche den Granaten eine zu große Zielfläche boten.

Die Anwendung des Dampfes auf die Kriegsmarine in den vierziger Jahren erforderte weitere Neubauten; Maschinen und Räder traten dem gewohnten Breitseitensystem hindernd entgegen. Man war darauf angewiesen, die Zahl der Batteriegeschütze zu vermindern und sie hauptsächlich auf das Oberdeck zu beschränken, wo man die Kanonen jedoch auch nur vor und hinter den Radkasten aufstellen konnte. Zum Ersatze des Verlustes an Zahl nahm man deshalb um so schwerere Kaliber. Das acht- und zehnzöllige Bombengeschütz (Paixhans System) und der glatte Sechzigpfünder von 65—80 Centner Gewicht traten auf und bildeten die Hauptbewaffnung der Dampfschiffe. Um erstere leichter zu handhaben, diente die Pivot-Lafettierung, bei der das Geschütz mit der Lafette auf einer Art Schlittenrahmen ruht. Dieser Rahmen ist um einen Punkt, den Pivotbolzen, auf metallenen Schwenkschienen, welche auf dem Deck befestigt sind, drehbar, wodurch sich die Reibung sehr vermindert. Die Lafetten haben kleine excentrische Metallräder, die auf den mit Eisenschienen belegten Laufschwellen des Rahmens ruhen und sich durch ein Hebelwerk beliebig zur Tracht bringen lassen. Will man das geladene Geschütz zu Bord holen, so läßt man die Räder wirken und rollt es mit Hilfe von Flaschenzügen auf den Laufschwellen vorwärts. Soll die Lafette auf einem Punkte des Rahmens festgehalten werden, so läßt man die Räder außer Tracht kommen. Dann ruht die Lafette mit ihrer ganzen unteren Fläche auf dem Rahmen. Um bei Bewegung des Schiffes resp. beim Rücklauf des Geschützes die Reibung noch mehr zu erhöhen, dienen die Kompressen, starke eiserne Klemmvorrichtungen, mit denen man die Lafetten stärker oder schwächer an den Rahmen preßt. Die Pivotlafette greift unten zwischen die Laufschwellen des Rahmens, und letzterer ist vorn und hinten durch Querriegel so geschlossen, daß die Lafette nicht etwa von dem Schlitten ablaufen kann.

Die Pivotierung gestattet gleichzeitig, mit den Kanonen, wo es das Deck erlaubt, einen vollständigen Kreis zu beschreiben. Auf den gewöhnlich sehr scharf gebauten Raddampfern war vorn im Bug nur Platz für ein schweres Geschütz, deshalb stellte man es in die Mittellinie des Schiffes, und es ließ sich dann mit seiner Achsendrehung beliebig nach beiden Seiten gebrauchen, während eine auf der gewöhnlichen vierrädrigen Lafette ruhende Kanone nur mit großem Zeitverlust und mit vielen Schwierigkeiten von einer Seite zur andern geschafft werden konnte.

Die zu Anfang der fünfziger Jahre erbaute preußische Dampfkorvette „Danzig" mit zwölf solchen Pivotgeschützen, achtundsechzigpfündigen Bombenkanonen von drei verschiedenen Längen und Gewichten bewaffnet, stellte damals eine gewaltige

artilleristische Schiffsmacht dar; allein die Tage der Raddampfer als Kriegsschiffe waren bereits gezählt. Die Schraube führte sich ein, mit ihr kamen die Breitseitengeschütze in den freigewordenen Batterien wieder in Aufnahme, und die Zahl der Pivotgeschütze verringerte sich auf zwei bis vier, die man vorn und hinten auf dem Oberdeck beließ, um beim Jagen und beim Rückzuge Bug und Heck wirksam bewaffnet zu haben.

Inzwischen begannen bei allen größeren Mächten die durch Verbesserungen des gezogenen Gewehrs mit der Spitzkugel hervorgerufenen Versuche, gezogene Kanonen für ähnliche Geschosse herzustellen, in den fünfziger Jahren zu Erfolgen zu führen, welche eine noch jetzt nicht abgeschlossene Umgestaltung der Artillerie überhaupt anbahnten. Es gelang nämlich, in mannigfacher Form Kanonen zu fertigen, welche wie das gezogene Gewehr durch spiralförmig in die Seelenwände eingeschnittene Züge ihrem cylindro-konischen Geschoß mit der Vorwärtsbewegung gleichzeitig eine Drehung um seine in der Richtung der Flugbahn liegende Längenachse erteilten. Dadurch wurde der schädliche Einfluß des Spielraums, d. h. des Raumes zwischen dem Geschoß und der Seelenwand des Rohres, und die störende Einwirkung beseitigt, welche die verschiedene Lage des Schwerpunktes der Kugelgeschosse in der Seelenachse der glatten Geschütze auf die gleichmäßige Gestaltung der Flugbahn ausübte. Ebenso wurde der Luftwiderstand von dem schwereren Spitzgeschosse mit geringerem Geschwindigkeitsverluste als von der runden Kugel überwunden.

Der Gewinn an Tragweite, Trefffähigkeit und Durchschlagskraft durch gezogene Kanonen mit Spitzgeschossen war so groß, daß deren Einführung als Schiffsgeschütze sich einleiten mußte, sobald sich Langgranaten mit geeigneter Zündung herstellen ließen, die dann zugleich den Rundgranaten gleichen Kalibers in Größe ihrer Sprengladung weit überlegen waren.

So finden wir schon im orientalischen Kriege 1855 achtundzwanzig sogenannte Lancasterkanonen, von denen später die Rede sein wird, englischerseits zur Bewaffnung der schwimmenden Batterien in der Ostsee verwendet.

Ungefähr gleichzeitig begann eine Umgestaltung im Bau der Kriegsschiffe, welche, soweit sie nicht durch die allgemeine Einführung der Dampfkraft bedingt wurde, allein die Folge des Granatfeuers und zwar zunächst noch aus glatten Geschützen war.

Seit Einführung der Bombenkanone an Bord waren bis zum Krimkriege keine Schiffe im Kampfe gewesen, die solche Geschütze gegen sich gehabt, und man hatte sich deshalb wohl die verheerende Wirkung dieser Waffe gegen Holzschiffe noch nicht recht klar gemacht. Der Ausgang der Schlacht von Sinope und die Beschießung der russischen Festungswerke zeigten Engländern und Franzosen jedoch die Ohnmacht hölzerner Schiffe gegen Granaten, und diese Erfahrungen gaben dem Kaiser Napoleon zuerst den Gedanken an gepanzerte Fahrzeuge ein.

Es wurden schwimmende gepanzerte Batterien gebaut, mit großer Mühe von Toulon nach dem Schwarzen Meere geschafft und gegen die Festungswerke von Kinburn geführt. Ihre Leistungen waren so vorzüglich, und ihr 10,5 Centimeter Panzer deckte sie selbst so sicher gegen das feindliche Granatfeuer, daß sie, ohne

selbst zu leiden, sehr bald die Landbatterien zum Schweigen brachten. Die russischen Granaten waren harmlos an den Panzerwänden zerschellt.

Mit dieser Thatsache begann der Kampf zwischen Panzer und Kanone, der den Staaten bereits so gewaltige Summen gekostet hat und noch kostet, der aber trotzdem von jeder seefahrenden Nation aufgenommen werden mußte, wenn sie sich auf dem Meere nicht wehrlos machen wollte.

Die Erfolge der schwimmenden Batterien führten zum Bau der ersten französischen Panzerfregatte „Gloire". Ihr geistvoller Erbauer, Dupuy de Lôme, der Konstrukteur des ersten französischen Schraubenlinienschiffes „Napoleon", durch welches die Franzosen den Engländern im Schiffbau so glänzend den Rang abliefen, löste diese jenseits des Kanals für unmöglich gehaltene und mitleidig belächelte Aufgabe in ruhmvoller Weise. Gleichzeitig damit traten die gezogenen Geschütze in Frankreich auf, und England sah sich durch diese beiden Erfindungen plötzlich in seiner bisher für unüberwindlich gehaltenen Schutzwehr, in den mit bewußtem Stolz so oft genannten „hölzernen Wällen", wie es seine Flotte bezeichnete, bedroht.

Diese Wahrnehmung trieb es zu den gewaltigsten Anstrengungen, dem gefährlichen Nebenbuhler die Spitze zu bieten. Sparsamkeit war Nebensache, es galt jetzt unter allen Umständen die in Frage gestellte Herrschaft zur See wieder zu gewinnen und fest zu sichern. Die ganze englische Nation fühlte, daß die unbestrittene Oberherrschaft zur See für sie eine Lebensfrage sei, und alle technischen ersten Kräfte des Landes unterstützten die Regierung in ihrem Streben. Es wurden mehr und größere Panzerschiffe gebaut als in Frankreich, alles technische Geschick und aller Scharfsinn wurden aufgeboten, um die eigenen Panzer für alle feindlichen Geschosse undurchdringlich zu machen, dagegen anderseits Geschütze zu schaffen, welche jeden feindlichen Panzer durchbohren sollten.

Seitdem kämpfen Panzer und Kanonen miteinander; beide sind stetig in ihren Abmessungen bezw. in ihrer Widerstandskraft gewachsen; alle seefahrenden Länder sind in den Kampf mit hineingezogen, aber nach vierzigjährigem Ringen ist noch keine Entscheidung herbeigeführt. Was vor einem Jahre für unmöglich gehalten wurde, ist es im nächsten nicht mehr. Eine Erfindung drängt die andere, und bis jetzt ist es noch fraglich, wer Sieger bleibt, ob Panzer oder Kanone, wenngleich augenblicklich durch eine neue Erfindung Krupps ersterer der stärkere zu sein scheint.

Den französischen gezogenen Schiffsgeschützen stellten die Engländer zuerst Lancasterkanonen mit glatter gewundener Seele von elliptischem Querdurchschnitt und gußeisernem massiven Spitzgeschoß von ovalem Querdurchschnitt entgegen. Diese Lancasterkanonen, welche auf den schwimmenden Batterien gegen Bomarsund gebraucht wurden, entsprachen aber namentlich hinsichts ihrer Treffähigkeit den gehegten Erwartungen nicht.

Lancasters Nachfolger war Armstrong, zunächst mit den nach ihm benannten gezogenen Hinterladungsgeschützen, und je nach dem Kaliber mit sechsunddreißig bis siebzig Zügen. Diese Hinterlader schienen trotz des sehr zeitraubenden Ladens ihre Zwecke zu erfüllen, und man verwarf fast sämtliche glattläufigen Schiffs-

geschütze, die viele Millionen gekostet, um mit noch mehr Kosten die Armstrong-kanonen einzuführen. Kaum war man jedoch einigermaßen damit vorgeschritten, als überlegene Geschütze von Witworth, Fraser und andern auftraten. Auch erforderte das Wachstum der Panzerplatten bald so schwere Kaliber und Ladungen, daß sich das schwächende Armstrongprinzip mit Sicherheit nicht mehr darauf anwenden ließ.

Es galt, 21 Centimeter mit besonderer Sorgfalt aus bestem Eisen gewalzte und mit 26 Centimeter Holzfutterung versehene Panzer zu durchbohren. Dazu bedurfte man Kaliber von 21—24 Centimeter, die mit 15—25 Kilogramm Pulverladung ein Langgeschoß von 100 bis 150 Kilogramm Gewicht mit einer Geschwindigkeit von mindestens 400 Meter pro Sekunde feuerten.

Die gewaltige Sprengkraft solcher Pulvermassen schleuderte den hinten und von oben eingesetzten Armstrongschen Verschlußapparat heraus. Man ließ deshalb dies System und überhaupt die Hinterladung fallen und adoptierte gezogene Vorderlader. Da Gußeisen für die an die neuen Geschütze gestellten Anforderungen nicht mehr genügte, so begann man die Rohre zu schmieden und zwar aus verschiedenen Cylindern, die man zuerst aus aufgewickelten Eisenstangen und dann übereinander gestreift unter sich zusammenschweißte. Der innerste Hohlcylinder, in welchem die Züge angebracht sind, wurde aus zusammengewundenen Stahlstäben gebildet und in Öl gehärtet. Auf diese Weise entstanden die bis vor anderthalb Jahrzehnten in der englischen Marine allgemein eingeführten Woolwichgeschütze, so benannt nach dem Hauptarsenal Großbritanniens, wo sie gefertigt werden.

Man begann zuerst mit einem Kaliber (Durchmesser des inneren Hohlraums des Geschützes, der sogenannten Seele) von 16 Centimeter, stieg aber im Laufe der Jahre immer höher und war schon bei Geschützen angelangt, von denen der Laie sich kaum eine Vorstellung machen kann, und deren Rohre ein Gewicht von 100000 Kilogramm haben. Seit 1880 hat man aber die Vorderlader wiederum fallen lassen und ist zum zweitenmal zu Hinterladern übergegangen, von denen man bis zu einem Kaliber von 45 Centimeter und 100000 Kilogramm Rohrgewicht gekommen ist.

Die Franzosen sind vom Vorderladungssystem für die schweren gezogenen Schiffskanonen von 16, 19, 24 und 27 Centimeter Bohrungsdurchmesser zum Hinterladungssystem übergegangen. Die Geschosse werden von hinten durch eine in der Seelenachse liegende Öffnung in das Rohr gebracht und die Öffnung mit einer Cylinderschraube verschlossen.

Es scheint, als ob früher finanzielle Verhältnisse die Franzosen in der Vervollkommnung ihrer Schiffsgeschütze zurückgehalten hätten, die kaum einen 10 Centimeter Panzer zu durchbohren vermochten; denn erst seit 1866 sind sie daran gegangen, ähnliche Kaliber wie die englischen herzustellen und zwar in neuester Zeit aus Stahl, da sie gesehen, daß ihr früheres System von gußeisernen Rohren mit Stahlcylindern als Verstärkung für so schwere Geschosse mit großen Ladungen nicht haltbar ist. Soviel verlautet, stehen aber ihre Geschütze von 16—27 Centimeter Kaliber den Woolwichkanonen an Durchschlagskraft nach. Über ein Kaliber

von 27 Centimeter sind die Franzosen für ihre Schiffe erst im letzten Jahrzehnt hinausgegangen, und während alle andern Nationen ihre Flotten auf das sorgfältigste zu vervollkommnen suchten, blieb die französische Marine nach 1870 längere Zeit fast auf demselben Standpunkte. Alles irgendwie flüssige Geld wurde lediglich auf die Armee verwendet, und zu deren Gunsten hatte man das gewöhnliche Flottenbudget ganz erheblich verringert. Seit einiger Zeit ist man jedoch um so mehr bestrebt gewesen, das Versäumte nachzuholen, und die französische Panzerflotte steht jetzt ziemlich gleichwertig neben der englischen.

Seit 1875 hat man 34, 42 und 45 Centimeter Rohre aus geschmiedetem Gußstahl von 70—100 000 Kilogramm Gewicht gefertigt. Von ihnen durchschlug das 34 Centimeter Geschütz mit 120 Kilogramm Pulver- und 425 Kilogramm Geschoßgewicht eine Eisenplatte von 54 Centimeter Dicke.

Die Amerikaner wollten bis vor kurzer Zeit weder von gezogenen Geschützen noch von Hinterladung etwas wissen. Sie zogen die alte Art gußeiserner Vorderlader mit runden Geschossen vor und haben ihren Geschützen nur kolossale Abmessungen gegeben. Sie wollten die Panzer nicht durch Langgeschosse mit kegelförmiger Spitze durchbohren, sondern sie durch runde Kugeln von großem Durchmesser zerschmettern. Sie fertigten deshalb 40—55 Centimeter Schiffsgeschütze, deren Kugeln 2—400 Kilogramm wogen, und die mit einer Ladung von 30—50 Kilogramm Pulver abgefeuert wurden.

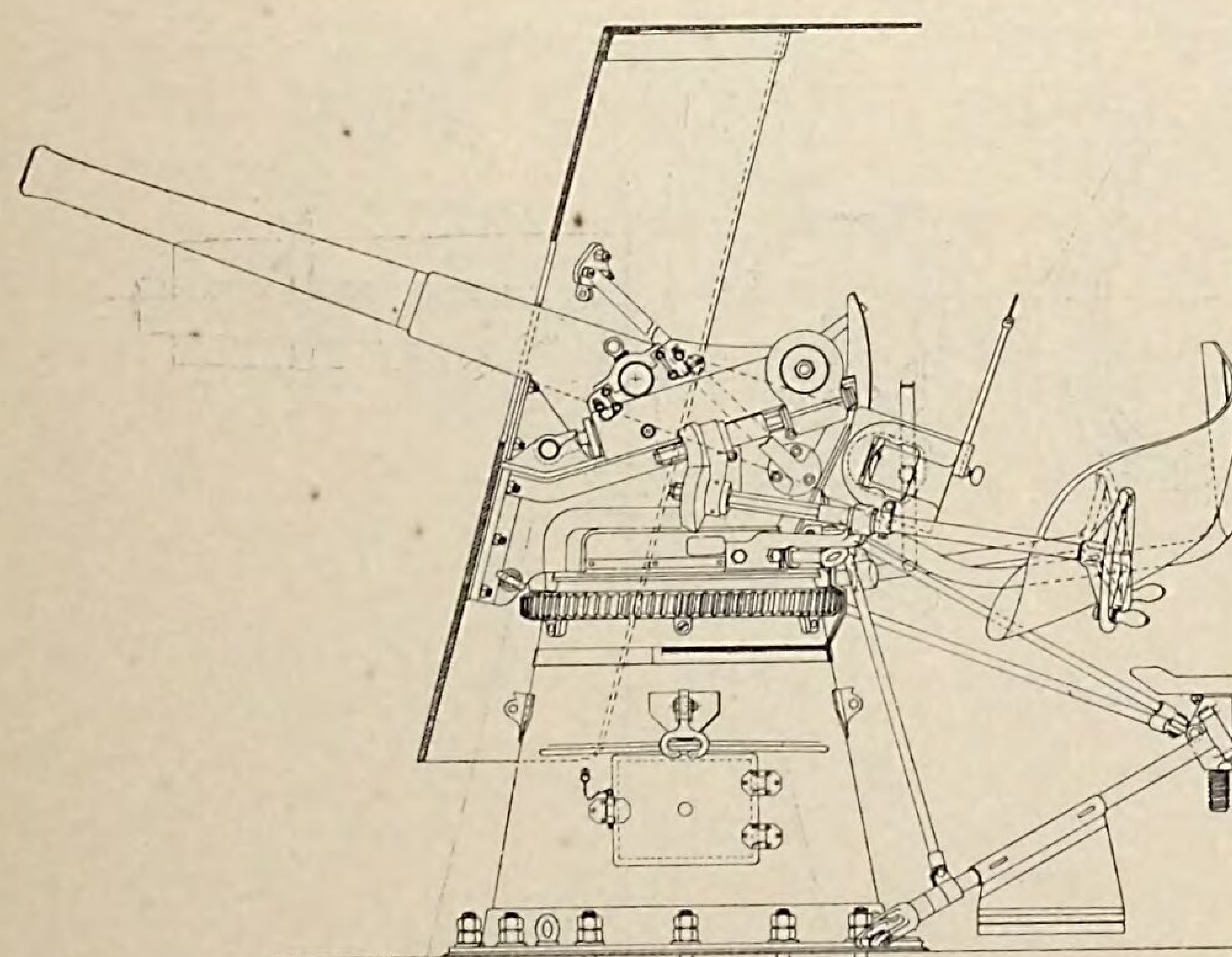
Der Monitor „Miantonomoh“, welcher im Jahre 1876 unsere norddeutschen Häfen besuchte, war mit vier solchen 40 Centimeter Geschützen bewaffnet, von denen er zwei in jedem seiner beiden Türme führte. Sie standen parallel nebeneinander, ließen sich gleichzeitig abfeuern und konnten demgemäß eine Eisenmasse von 400 Kilogramm auf denselben Punkt schmettern.

Die stets wachsenden Panzer, die jetzt schon selbst als Verbundpanzer eine Stärke von 60 Centimeter erreicht haben, überzeugten indessen doch allmählich die Amerikaner, daß ihr Geschützsystem nicht mehr ausreichte, seit einigen Jahren beschäftigte sich das amerikanische Marineministerium auf das lebhafteste mit der Frage über die Einführung gezogener Schiffsgeschütze, und dieselbe ist verwirklicht worden.

Die übrigen Seemächte haben teils die französischen, teils die englischen Kanonen, Rußland hat die deutschen Kanonen angenommen, aber mit einem dem französischen ähnlichen Verschlusse. Deutschland hat bekanntlich sein eigenes System, das der gußstählernen gezogenen Hinterlader mit Keilverschluß für Geschosse, die früher mit einem Bleimantel umgeben waren, um erstere in den Zügen zu führen. In neuerer Zeit ist man jedoch zu der eine bessere Trefffähigkeit gewährenden Kupferführung übergegangen, indem man die Geschosse mit zwei Ringen aus Kupferdraht umgibt, in welche sich die Züge einschneiden und wodurch sie das Geschoß führen.

Das schwerste deutsche Schiffsgeschütz an Kaliber ist die 30,5 Centimeter Mantel-Ringkanone, mit der die gepanzerten Kanonenboote bewaffnet, die aber, was Tragweite und Treffsicherheit betrifft, von geringern Kalibern längst überholt sind.

Das leichteste ist die 8 Centimeter Bootskanone. Dazwischen liegen die Kaliber von 28, 26, 24, 21, 17, 15, 12 und 10½ Centimeter, welche Ringgeschütze heißen. Dazu treten aber noch die neu erfundenen Schnellfeuerkanonen von 24, 20, 15, 10,5, 8,8 und 5 Centimeter; mit den ersten beiden Arten kann man drei bis vier, mit den 15 Centimeter zehn bis zwölf, mit den kleinen Kalibern fünfzehn bis zwanzig Schuß in der Minute abgeben, und unsere neuen Schiffe werden ausschließlich mit solchen Geschützen bewaffnet. Bis zu 15 Centimeter besitzen die fremden Nationen auch Schnellfeuergeschütze, auf 21 und 24 Centimeter



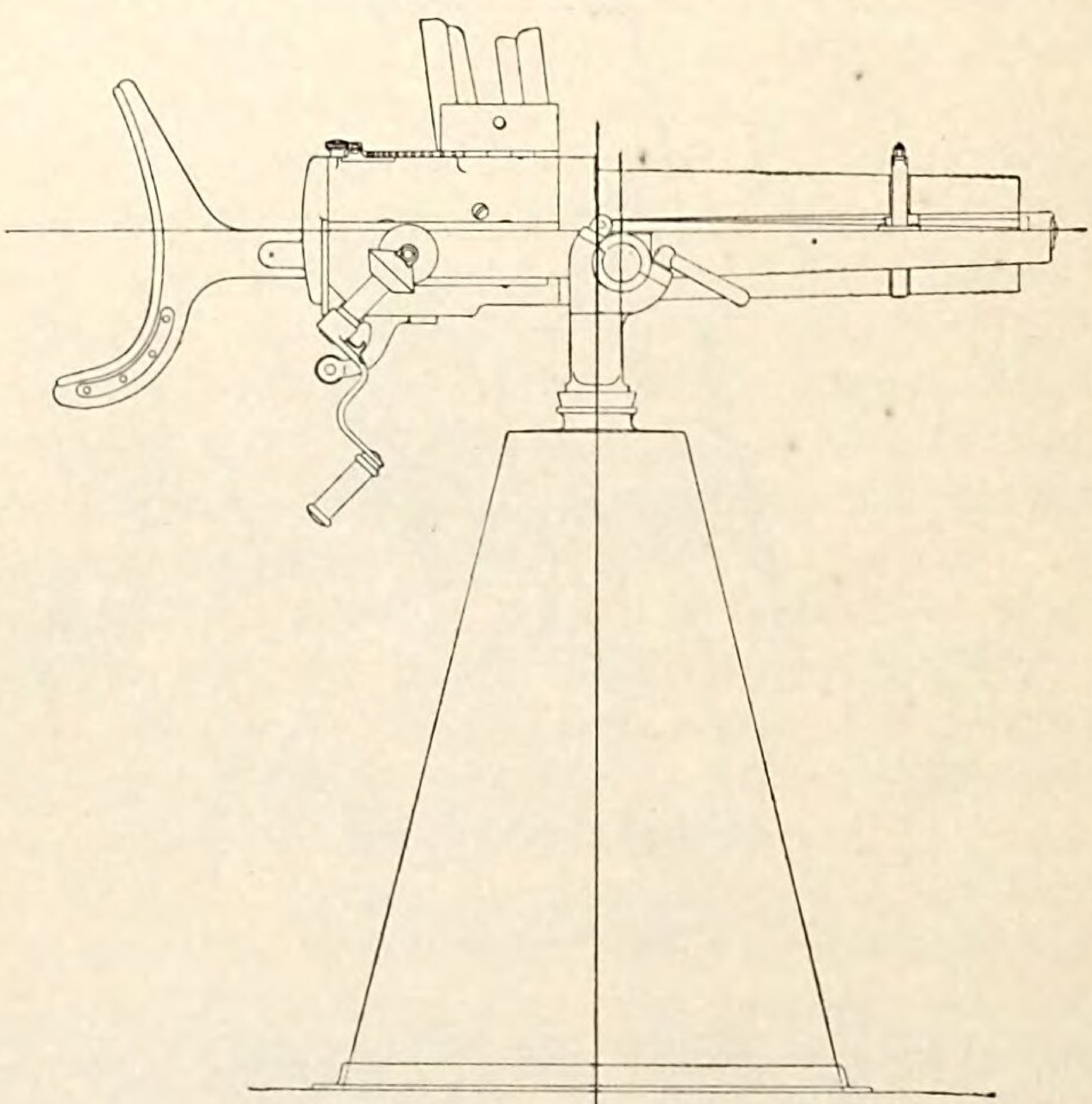
5 cm Mittel-Pivotlafette C/90.

haben sie bis jetzt jedoch das System noch nicht anzuwenden verstanden. Es ist dies eine Kruppsche Erfindung und wird uns hoffentlich noch lange allein verbleiben, um uns artilleristische Überlegenheit zu sichern.

Ein noch kleineres Kaliber ist in den letzten Jahren in der Revolverkanone aufgetreten, welche zur Abwehr der Torpedoboote erfunden ist und mit denen jetzt alle Schiffe bewaffnet werden. Es gibt davon verschiedene Arten; in unserer Marine ist das Hotschkißgeschütz eingeführt. Es hat ein Kaliber von 3,7 Centimeter und ein fünfläufiges Rohr, aus dem 2½ Kaliber lange Granaten von 400 Gramm Gewicht und mit 23 Gramm Sprengladung geschossen werden, welche im stande sind, auf 5—600 Meter Entfernung die dünnen Wände der Torpedoboote (man kann diese nicht panzern, weil sie dann zu schwer werden und weniger Geschwindigkeit entwickeln würden) zu durchbohren und letztere unschädlich zu machen. Die fünf aus Stahl gefertigten Läufe sind durch zwei Bündelscheiben fest miteinander verbunden, ruhen mit ihrer Achse vermittelst eines bronzenen Rahmens in der Gabel einer drehbaren Säule auf der Schiffsverschanzung oder oben in den Marsen der Signalmasten auf den Panzern und

gestatten dem richtenden Manne mit einem Schulterstücke oder Kolben jede beliebige Richtung zu nehmen. Die gesamte Ladung steckt in Patronen, wie bei Gewehren, eine Laderinne ist auf dem Bodenstücke des Geschützes angebracht, und sie gestattet ein beständiges Laden, auch während das Geschütz in Thätigkeit ist, wodurch ein sehr schnelles Feuern ermöglicht wird: zwei Mann bedienen die Kanone, einer ladet, der zweite richtet und feuert.

Endlich haben wir noch Maschinengewehre von 8 Millimeter Kaliber mit 500 Schuß in der Minute. Sie sind ähnlich wie die Maschinenkanonen kon-



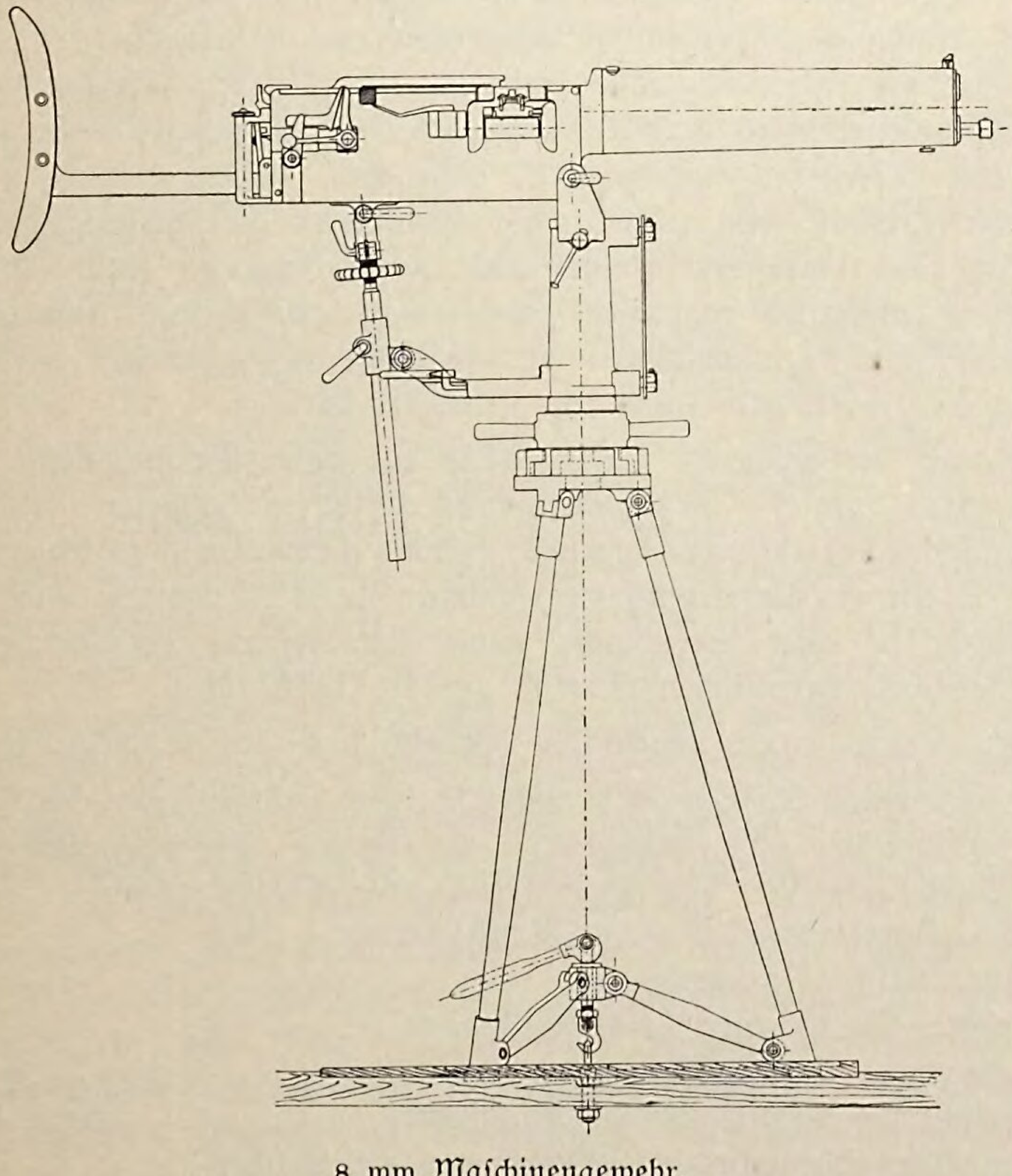
3,7 cm Revolverkanone.

struiert und dienen wie diese zur Abwehr von Torpedobooten. Die Torpedoboote selbst sind mit den 5 Centimeter Schnellfeuerkanonen ausgestattet, die 18 Schuß in der Minute feuern.

Zu der Verstärkung der früher nur aus einem Stück Gußstahl gefertigten Geschütze durch Stahlringe gab ein in Tegel 1868 veranstaltetes Vergleichsschießen der Kruppschen Hinterlader mit englischen Armstrong-Vorderladern Veranlassung. Es zeigte sich dabei, daß erstere den letzteren ganz bedeutend nachstanden und ein 21 Centimeter Geschütz älterer Art auf 400 Meter nicht einmal eine 13 Centimeter Platte zu durchschlagen vermochte.

Die Durchschlagskraft eines Geschosses ist das Produkt seiner Geschwindigkeit mit seinem Gewicht. Da letzteres dasselbe bleiben mußte, konnte eine größere

Durchschlagskraft nur durch Vergrößerung der Pulverladung erreicht werden, die aber wieder eine Verstärkung des Rohrs durch aufgeschweißte Stahlringe nach sich zog. Gleichzeitig mußte damit aber auch ein anderes Pulver eingeführt werden, um trotzdem nicht das Rohr zu sprengen. Das frühere grobkörnige Geschützpulver verbrannte zu schnell, seine Gasentwicklung fand in zu augenblicklicher Weise statt und wirkte demgemäß zu gewaltsam auf das Rohr. Um diesem Übelstande zu begegnen, wählte man das sogenannte prismatische Pulver,



8 mm Maschinengewehr.

das nicht aus Körnern besteht, sondern in 8—10 Centimeter lange und etwa 3 Centimeter im Durchmesser haltende prismatische Stücke geknetet ist und so langsam verbrennt, daß es seine ganze Kraft erst entwickelt, wenn das Geschoß die Mündung des Rohres verläßt. Dadurch wird das Rohr nicht außergewöhnlich angestrengt, und mit diesen Hilfsmitteln gelang es Krupp noch im Herbst des Jahres 1868, mit seinem verbesserten 21 Centimeter Geschütz die gleichkalibrige Armstrongkanone zu besiegen und auf eine Entfernung von 400 Meter eine 21 Centimeter Panzerplatte glatt zu durchschlagen, was das englische Geschütz nicht vermocht hat.

Diesen Erfahrungen gemäß sind von Krupp in Essen, der alle unsere Marinegeschütze liefert, auch die größeren Kaliber hergestellt, nur das 30,5 Centimeter Geschütz hat zur Verstärkung außer den Ringen und unter denselben noch einen Stahlmantel über den ganzen Körper erhalten, wovon sein Name „Mantel-Ringgeschütz“.

Die Erfindung eines noch langsamer brennenden Pulvers, als das prismatische, des sogenannten braunen Pulvers, hat Krupp in den letzten Jahren dahin gebracht, die Geschützrohre bedeutend zu verlängern, bis auf 35 und 40 Kaliber. Dadurch ist es möglich geworden, die Pulverladung zu vergrößern und zwar so weit, daß das letzte Pulver gerade verbrannt ist, bis das Geschoß das Rohr verläßt. Infolgedessen wird dem letzteren größere Geschwindigkeit, Tragweite und Durchschlagskraft verliehen und zwar so bedeutend, daß z. B. das neue lange 15 Centimeter Geschütz dem früheren 21 Centimeter an Wirkung gleichkommt. Wie bedeutend das verbesserte Pulver und die verlängerten Rohre auf die genannten drei Eigenschaften eingewirkt haben, mag man daraus entnehmen, daß mit jenen die Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse sich von 500 Meter in der Sekunde bis auf 750 Meter und mehr gesteigert hat.

Den Vorteil der größeren Trefffähigkeit hat unser Geschützsystem außerdem vor jedem andern voraus. Gegenwärtig werden für die schweren Geschütze Versuche mit rauchschwachem Pulver angestellt, jedoch ist man noch zu keinem Abschluß gekommen. Sollte es zur Einführung kommen, so wird dasselbe durch Fortfall des gegenwärtig in einer Seeschlacht Feind und Freund einhüllenden dichten Pulverdampfes auch wesentlichen Einfluß auf die Taktik üben.

Um den Lesern einen ungefähren Begriff von den Abmessungen unserer Panzerschiffgeschütze zu geben, die bis auf das oben erwähnte 100 000 Kilogramm Geschütz der Engländer und Italiener bei den übrigen Nationen ungefähr gleich sind, lasse ich dieselben für die drei schwereren Kaliber hier folgen:

1. 30,5 Centimeter Mantel-Ringkanone. — Panzer-Kanonenboote Viper, Wespe 2c.
   Länge 6700 Millimeter.
   Größter Durchmesser 1400 Millimeter.
   Rohrgewicht 35 900 Kilogramm.
   Gewicht der Lafette 23 200 Kilogramm.
   Länge des Geschosses 840 Millimeter (2,8 Kaliber).
   Gewicht des Geschosses 325 Kilogramm.
   Gewicht der Pulverladung 72 Kilogramm.
2. 26 Centimeter Ringkanone. — Linienschiffe Bayern 2c.
   Länge 5720 Millimeter.
   Größter Durchmesser 1220 Millimeter.
   Rohrgewicht 22 000 Kilogramm.
   Lafettengewicht 15 716 Kilogramm.
   Geschoßlänge 650 Millimeter (2,5 Kaliber).
   Geschoßgewicht 189 Kilogramm.
   Gewicht der Pulverladung 48 Kilogramm.

3. 24 Centimeter Schnellfeuerkanone.
Länge 9550 Millimeter.
Rohrgewicht 21 500 Kilogramm.
Lafettengewicht 43 000 Kilogramm.
Länge der Granate 976 Millimeter (4,1 Kaliber).
Gewicht der Granate 215 Kilogramm.
Pulverladung 69 Kilogramm.

Linienschiffe „Kaiser Friedrich III", Großer Kreuzer „Fürst Bismarck.

Die Herstellungskosten solcher Rohre erreichen infolge des ausgesuchten Materials und der schwierigen Bearbeitung eine bedeutende Höhe und belaufen sich für die schweren Kaliber auf 60—100 000 Mark, wie denn überhaupt die Kosten der großen Kriegsschiffe seit Einführung der Panzerung sich mehr als verdoppelt haben. Früher baute man das größte Schlachtschiff, ein Schraubenlinienschiff von hundertundzwanzig Kanonen, für 4½ Millionen Mark, jetzt kommen die neuen Panzer der „Kurfürst Friedrich Wilhelm"-Klasse auf 15 Millionen, von der „Kaiser Friedrich III."-Klasse aber auf 20 Millionen Mark zu stehen. Die neueren Geschütze werden außerdem noch dadurch um so teurer, daß sie verhältnismäßig bald verbraucht werden. Bei den alten gußeisernen Glattläufen konnten aus einem Rohr, ehe es ausgeschossen war, gegen 2000 Schuß gethan werden, und es war die Gefahr eines vorherigen Springens so gut wie ausgeschlossen. Jetzt jedoch greifen die starken Ladungen mit ihrer schweren Vorlage das Metall so heftig an, daß selten eines der neueren schweren Kaliber 1000 Schuß überdauert und man von keinem behaupten darf, es werde nicht schon früher springen, weil ein kleiner Fehler im Material, den selbst die vorgeschrittenste Technik bei den großen Stärken des Metalls nicht immer zu vermeiden vermag, dazu Anlaß geben kann. In den letzten Jahren haben unsere schweren Marinegeschütze noch gewaltigere Dimensionen angenommen. Krupp hat solche von 21, 24, 26 und 28 Centimeter mit 35 Kaliber und letztere auch mit 40 Kaliber Länge angefertigt. Das gibt für diese eine Rohrlänge von 9,8 Meter bezw. 12,5 Meter. Die neuen schweren Schnellfeuergeschütze haben sämtlich 40 Kaliber Länge.

Mit Ausnahme Deutschlands, dessen Stahlguß unerreicht dasteht, und das im Vertrauen auf dessen Güte sich auf das Ringsystem beschränken konnte, haben deshalb die andern Nationen fast sämtlich die Zusammensetzung der Geschütze aus mehreren Cylindern übereinander angenommen, weil deren geringere Stärke eine bessere Garantie für die gleichartige Güte und Fehlerlosigkeit bietet.

Früher wurden die Geschütze bei uns von artilleristischen Behörden entworfen und fertig gemacht; seitdem jedoch soviel höhere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Kanonen gestellt werden und es darauf ankommt, dem Metalle die größte Widerstandsfähigkeit zu geben, ist die Fabrikation der großen Geschütze in die Hände der Privatindustrie übergegangen und mit vollem Recht; denn nur Techniker, die mit den Eigenschaften und der Bearbeitung der Metalle vollständig vertraut sind, können das liefern, was jetzt von Geschützen, namentlich von größeren Kalibern, verlangt wird.

Die notwendige Folge des daraus entstehenden Wettstreites sind immer neue Erfindungen und Verbesserungen, aber eben deshalb dürfen auch die augenblicklich

angenommenen Geschützarten nicht als dauernd betrachtet werden. Es ist möglich, daß sie in nächster Zeit durch andere bessere verdrängt werden, wie die neuen Schnellfeuerkanonen darthun, und auch wir müssen uns darauf gefaßt machen, obwohl wir in Vergleich mit andern Seemächten noch immer gut fortkommen, weil wir noch nicht soviel Schiffskanonen haben. Die Technik strebt dahin, nicht allein die Geschütze vollkommener, sondern auch billiger zu machen, und namentlich stellen Fabrikanten Versuche an, die Rohre aus Hartguß zu fertigen. Wenngleich damit bis jetzt noch keine zufriedenstellenden Resultate erreicht sind, so ist die Möglichkeit des Gelingens nicht ausgeschlossen. Es fragt sich auch, ob nicht Mannesmannröhren zur Verwendung kommen werden, die bekanntlich ohne Schweißung hergestellt werden, und wir können erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit wieder ein Wechsel der Geschützkonstruktionen eintritt.

Unter Hartguß versteht man eine besondere Bereitung des Gußeisens, wodurch dieses einen so hohen Grad von Härte erhält, daß es durch die vorzüglichsten Stahlinstrumente nicht mehr bearbeitet werden kann. Diese Eigenschaft wird vorzugsweise durch eine Mischung von gewissen Eisensorten, die das Geheimnis des Erfinders ist, erreicht, dann aber auch durch den Guß in eisernen statt in Sandformen, wodurch eine viel schnellere Abkühlung des Metalls erfolgt. Es gibt verschiedene Arten Hartguß, die des englischen Majors Palliser, des früheren Maschinenbauanstalts-Besitzers Grüson in Buckau bei Magdeburg und noch eine dritte eines schlesischen Hüttenbesitzers. Erstere soll aus 90 Prozent schwedischem grauen Eisen und 10 Prozent Schmiedeeisen, eine zweite aus 75 Prozent Pontypool Nr. 6, 20 Prozent Pontypool Nr. 5 und 5 Prozent Schmiedeeisen bestehen, während die Grüsonsche und die dritte Verbindung Geheimnis der Erfinder sind.

Die Geschützherstellung hat jedoch nicht allein den Artilleristen und Technikern in neuerer Zeit Kopfzerbrechen gemacht, sondern auch die der Geschosse und namentlich der Granaten. Es ist bereits erwähnt, daß Vollgeschosse einem Holzschiffe verhältnismäßig wenig Schaden zufügen, und daß die Panzerung hauptsächlich nur mit Rücksicht auf die verheerende Wirkung der Granaten in das Auge gefaßt wurde. Gewöhnliche runde gußeiserne Granaten zerschellen aber schon, wenn sie nicht etwa ein 40 Centimeter Kaliber haben, wirkungslos an einem 8—10 Centimeter Panzer und Langgranaten mit eiförmiger Spitze an 12 Centimeter. Es war daher die Aufgabe, diese Geschosse aus einem Material zu verfertigen, das sie befähigte, auch 30—50 Centimeter Panzer zu durchdringen und erst dann zu zerspringen, oder wenigstens ihre zerstörenden Wirkungen mitten in der Schiffswand zu äußern und in sie eine Bresche zu legen.

Man wählte Stahl, aber Gußstahl erwies sich anfangs zu spröde und Schmiedestahl war zu weich; er veränderte die Form, beides war außerdem sehr teuer; eine Stahlgranate für ein 21 Centimeter Geschütz kam auf 250—300 Mark zu stehen. In der neuesten Zeit ist Krupp dennoch wieder zum Gebrauch von Granaten aus Schmiedestahl übergegangen, der eine besondere technische Behandlung erhält und dem Hartguß bedeutend überlegen sein soll, wie sich bei den Schießversuchen in Meppen (August 1879) gezeigt hat. Solche Stahlgeschosse sind jetzt auf unsern Schiffen eingeführt. Sie haben keine Sprengladung, weil

sie nach dem Durchschlagen des Panzers von selbst zerspringen und dann ebenso wie Granaten wirken. Eine so kostspielige Kriegführung forderte natürlich allen technischen Scharfsinn für Erfindung eines billigeren Geschoßmaterials heraus.

In England ist diese Aufgabe, wie bemerkt, durch Palliser, in Deutschland durch Grüson*) in Buckau bei Magdeburg gelöst worden. Beide verfertigen ein Gußeisen, das eine Glashärte besitzt und in Form von Granaten mit solider Spitze fast jede bis vor kurzem angewendete Panzerung durchdringt, ohne seine Gestalt zu verändern.

Andern Nationen ist es bis jetzt nicht gelungen, ein ähnliches Metall herzustellen. Die Franzosen begnügten sich früher mit Stahl, beziehen jetzt aber auch Grüsonsche Fabrikate; Rußland nimmt schon längere Zeit Hartgußgeschosse aus Deutschland.

Das Grüsonsche Metall scheint noch härter zu sein als das von Palliser und ist in der deutschen Marine für die meisten Panzergranaten angenommen.

Nach den angestellten Versuchen bedingt auch die Gestaltung der Geschosse in gewissem Grade ihre Durchschlagskraft. Ihre günstigste Form ist ein Cylinder mit gewölbter (ogivaler) Spitze. Als vorteilhafteste Länge sind 2—3 Kaliber gefunden und die Wölbung der Spitze ist mit einem Radius von $1\frac{1}{2}$ Kaliber Länge beschrieben.

Die Zündungen der Granaten sind bei den verschiedenen Nationen verschieden. Sie entzünden sich durch den Anschlag oder durch die Zusammenpressung, welche sie bei heftiger Berührung des Geschosses mit einem harten Gegenstande, wie sie ein Schuß erzeugt, erleiden.

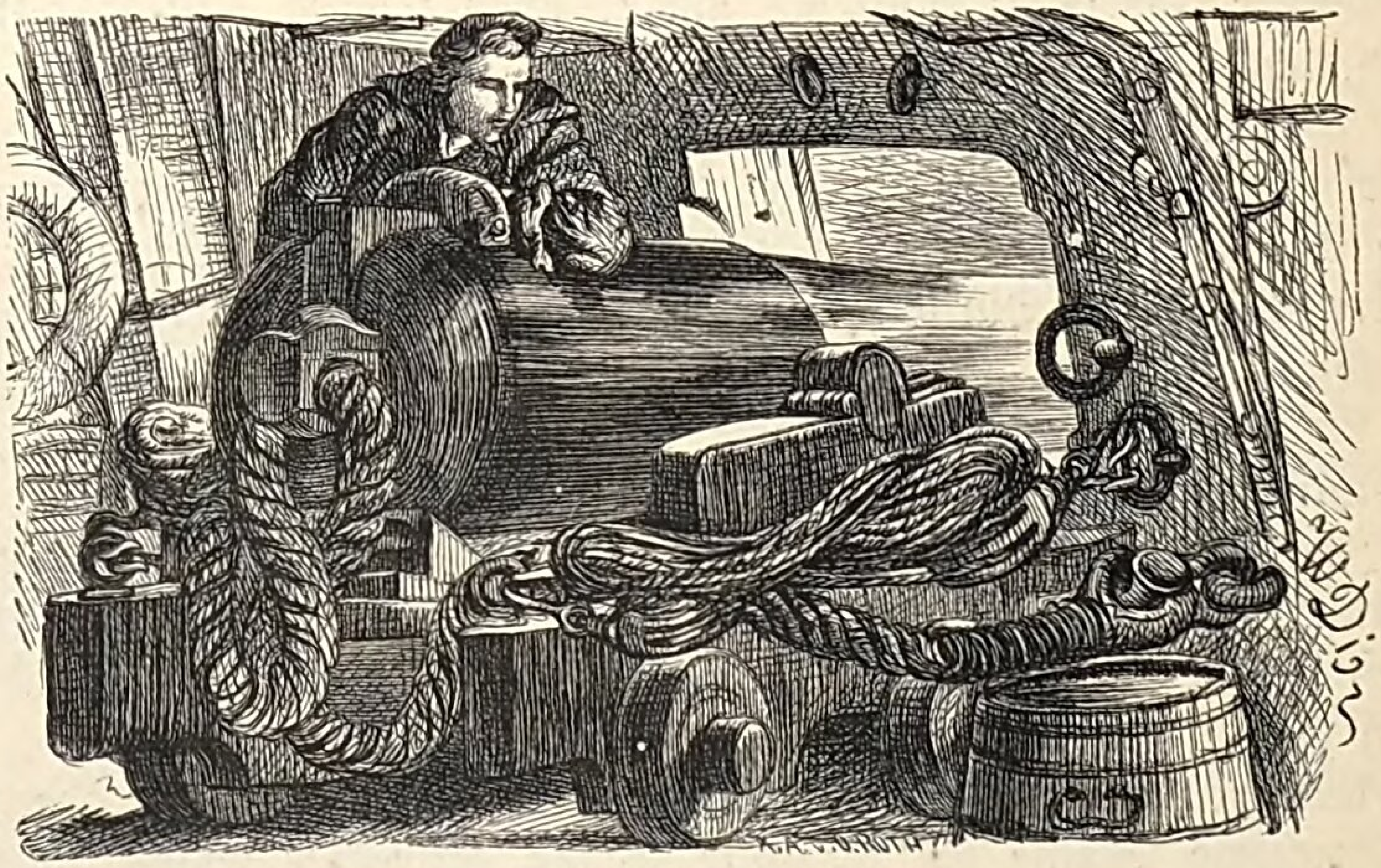
Die deutschen Schiffsgranaten haben teilweise, d. h. soweit sie gegen hölzerne oder ungepanzerte Schiffe als Langgranaten verwendet wurden und werden, ähnliche Nadelzündung wie die unserer Landarmee. Von dem für die Sprengladung bestimmten hohlen Raum im Innern des Geschosses führt nach dessen Spitze der cylindrische Zündkanal, welcher durch eine kurze eingeklemmte Hülse mit einem aus entzündlichem leichten Zeuge gefertigten Boden gegen die Sprengladung abgeschlossen ist. In dieser Hülse liegt ein kurzer, schwerer, in seiner Achse durchbohrter Bolzen, mit über der Bohrung angebrachter Nadel. Er wird durch einen quer in die Geschoßspitze eingesteckten Vorsteckbolzen von der in die Mündung des Zündkanals mittels Schraube eingebrachten Zündpille ferngehalten.

Die dem Geschosse durch seine Drehung mitgeteilte Centrifugalkraft schleudert den Vorstecker heraus, wenn ersteres das Rohr verlassen hat. Sobald dann die Bewegung desselben durch ein Hindernis verzögert oder gar gehemmt wird, fliegt der in seiner Geschwindigkeit beharrende Bolzen mit der Nadel nach vorn und trifft die Zündpille, welche durch ihr die Zeugplatte durchschlagendes Feuer die Sprengladung entzündet.

Die gegen Panzer bestimmten Panzergranaten mit festem Hartguß- oder Gußstahlkopf haben dagegen gar keine Zünder. Bei dem Durchschlagen von über

*) Seit dem Tode Grüsons ist die Fabrik in die Hände von Krupp übergegangen.

15 Centimeter Eisen entzündet sich das Pulver von selbst. Dies geschieht in folgender Weise. Die lose Sprengladung wird durch den heftigen Stoß, den die Granate durch den Schuß erhält, im hinteren Teil des hohlen Raumes zu einer festen Masse zusammengeballt. Sobald die Granate dann durch den Panzer in ihrer Geschwindigkeit plötzlich gehemmt wird, fliegt der Pulverkuchen mit der ganzen Schnelligkeit, welche das Geschoß vor dem Anschlagen hatte, gegen den vorderen Teil des Sprengladungsraumes und entzündet sich durch diesen Stoß. Früher nahm man an, das Geschoß werde beim Durchbohren des Panzers selbst so heiß, um das Pulver in seinem Innern zu entzünden, jedoch hat man gefunden,



Alte Schiffskanone.

daß es unmittelbar nach dem Durchschlagen kaum lauwarm ist, merkwürdigerweise eine Zeitlang nachher aber einen höheren Wärmegrad annimmt, so daß man sich daran verbrennt.

Neben den Geschützrohren und Geschossen hat auch der Bau der Lafetten der Technik große Schwierigkeiten bereitet, die teilweise noch nicht vollständig überwunden sind.

Zur Zeit der glatten Geschütze älteren Modelles, die mit einem Rohrgewicht von 2500—3000 Kilogramm abschlossen, war die gewöhnliche Breitseitlafette aus Eichen- oder Ulmenbohlen und mit vier Blockrädern für alle Zwecke ausreichend. Sie vereinte die notwendige Stärke mit Beweglichkeit und Einfachheit des Baues. Sie hatte ihre Mängel, die man von Zeit zu Zeit zu verbessern bemüht war, aber man mußte dann stets eine der obigen wesentlichen Eigenschaften opfern und kehrte deshalb immer wieder zu der alten Form zurück, die seit Jahrhunderten nur geringe Änderungen erlitten hatte.

In den Schiffsbatterien gab es diese vierrädrigen Holzlafetten bis vor drei Jahrzehnten noch. Mit dem Ersatze der früheren glatten Geschütze durch gezogene wurden jedoch auch gleichzeitig eiserne Lafetten eingeführt.

Den früher gebräuchlichen Ladungen waren die Holzlafetten gewachsen, und ihr Rücklauf wurde durch ein starkes Tau, das Brooktau, gehemmt, das durch einen am hinteren Teile des Geschützes angegossenen Brookring gezogen und mit seinen beiden Enden in den Brookbolzen zu jeder Seite der Kanonenpforte befestigt war. Die Länge der Brooktaue war so bemessen, daß die beim Feuern außerhalb der Pforte befindliche Geschützmündung nach dem Rücklauf etwa 0,3 Meter innerhalb der Pforte stand, um das Wiederladen zu gestatten. Zu Bord wurde die Lafette mit Flaschenzügen, den Seitentaljen, geholt, die Seitenrichtung gab man ihr mit Hilfe von Handspeichen (Hebebäumen), die man hinten unter ihre Wände stemmte, unterstützt von einer der Seitentaljen. Die Höheneinrichtung regelte man durch Keile, die unter das von den Handspeichen zuvor gehobene Bodenstück des Geschützes geschoben wurden.

Diese Einrichtung genügte, um mit vierzehn bis sechzehn Mann Bedienung die schwersten Geschütze älterer Art unter allen Umständen schnell und ohne zu große Anstrengung zu bedienen.

Die 24 und 26 Centimeter Bombengeschütze, deren Pulverladung bis zu $7^1/_2$ Kilogramm wuchs, machten schon mehr Schwierigkeiten, sowohl hinsichtlich ihres Rücklaufs als ihrer Beweglichkeit, und man mußte zu ihrer Beseitigung die erwähnten Pivot-Rahmenlafetten erfinden. Als aber die Ladungen immer größer wurden, wuchs auch der Rücklauf so bedeutend, daß die weiter oben beschriebenen Kompreßvorrichtungen nicht mehr genügten. Eine Vermehrung der Reibung wurde notwendig, um dem Rückstoß der Pulverladung entgegenzuwirken, aber gerade diese höhere Reibung ließ sich schwer hervorbringen.

Rahmen und Lafetten werden bei allen unseren Kalibern jetzt von Eisen gefertigt, weil es viel haltbarer und demgemäß auch billiger als Holz ist, und ebenso hat man zur Erzeugung größerer Reibung eine Zahl Eisenplatten benutzt.

Zwischen den Laufschwellen des Rahmens, auf welchen die Lafette sich bewegt, sind vorn und hinten je ein eiserner Querbolzen angebracht, welche beide sechs in Hochkante liegende und verschiebbare eiserne Schienen von etwa 2,5 Centimeter Stärke und 12—15 Centimeter Höhe tragen. Die untere Kante der Lafette trägt eine um eins größere Zahl ähnlicher aber kürzerer Schienen, welche zwischen die Schienen des Rahmens greifen. Eine Schraubenvorrichtung preßt alle mehr oder minder zusammen, und es entstehen dadurch zwölf Reibungsflächen, mit deren Hilfe es gelungen ist, die schweren Geschütze einigermaßen festzuhalten und den Rücklauf zu hemmen. Obwohl diese Kompressen, welche nach ihrem Erfinder Armstrong genannt werden, noch manche Mängel aufweisen und man noch immer damit Versuche anstellt, hat man sie in Ermangelung besserer sowohl in den übrigen Ländern wie bei uns eingeführt und durch verschiedene sinnreiche Einrichtungen, wie z. B. hydraulische Bremsen, gegen welche die zurückfliegende Lafette läuft, zu vervollkommnen gesucht. Diese Bremsen bestehen in einem mit Glycerin gefüllten Cylinder am Rahmen, während der dazu gehörige Kolben an der Lafette sitzt, der Öffnungen zum Durchfließen des Glycerins hat.

Bei der Landartillerie kennt man diese Schwierigkeiten nicht. Die schweren Festungsgeschütze ruhen auf Rahmen, aber man stellt deren hinteres Ende beliebig

hoch und läßt die zurücklaufenden Geschütze bergan gehen, wodurch sie sich bald von selbst hemmen. An Bord läßt sich diese Methode jedoch wegen der Bewegungen des Schiffes nur sehr bedingt ausführen. Träfe z. B. das Zubordlaufen eines ungehemmten Geschützes von 50000 Kilogramm Gewicht mit einer abwärts gehenden Bewegung des Schiffes zusammen, so würde das Moment dieser schweren Masse alles zerschmettern, was ihr im Wege stände. Man muß daher sichere Mittel haben, um die bewegliche Lafette mit dem feststehenden Rahmen auf das zuverlässigste zu verbinden, ohne dadurch aber der Beweglichkeit der ersteren irgendwie hindernd entgegenzutreten.

Um das nach dem Schusse zurückgelaufene Geschütz schweren Kalibers auf dem Rahmen wieder vorzubringen, genügen die Seitentaljen nicht mehr, und man hat zu einem Rädertriebwerk mit Kurbeln greifen müssen, das eine Kette ohne Ende mit rechteckigen Gliedern treibt. Diese Glieder greifen in die Zähne einer vorn und hinten zwischen den Schlittenwänden angebrachten Welle, so daß mit der Bewegung zugleich stets eine Hemmung verbunden ist. Soll das Geschütz vor- oder rückwärts gebracht werden, so preßt man den oberen Teil der Kette durch eine Hebelvorrichtung gegen die untere Fläche der Lafette, wo die Glieder ebenfalls in Zähne greifen und dadurch eine Verbindung zwischen Triebwerk und Lafette herstellen. Bei den ganz schweren Geschützen hat man für diese Bewegung auch noch hydraulisches Pumpwerk oder Dampfwirkung angebracht.

Soll das Geschütz dagegen abgefeuert werden, so löst man diese Verbindung, die Kette fällt auf den Boden des Rahmens, und der Rücklauf wird nur durch die Kompreßvorrichtung allmählich gehemmt.

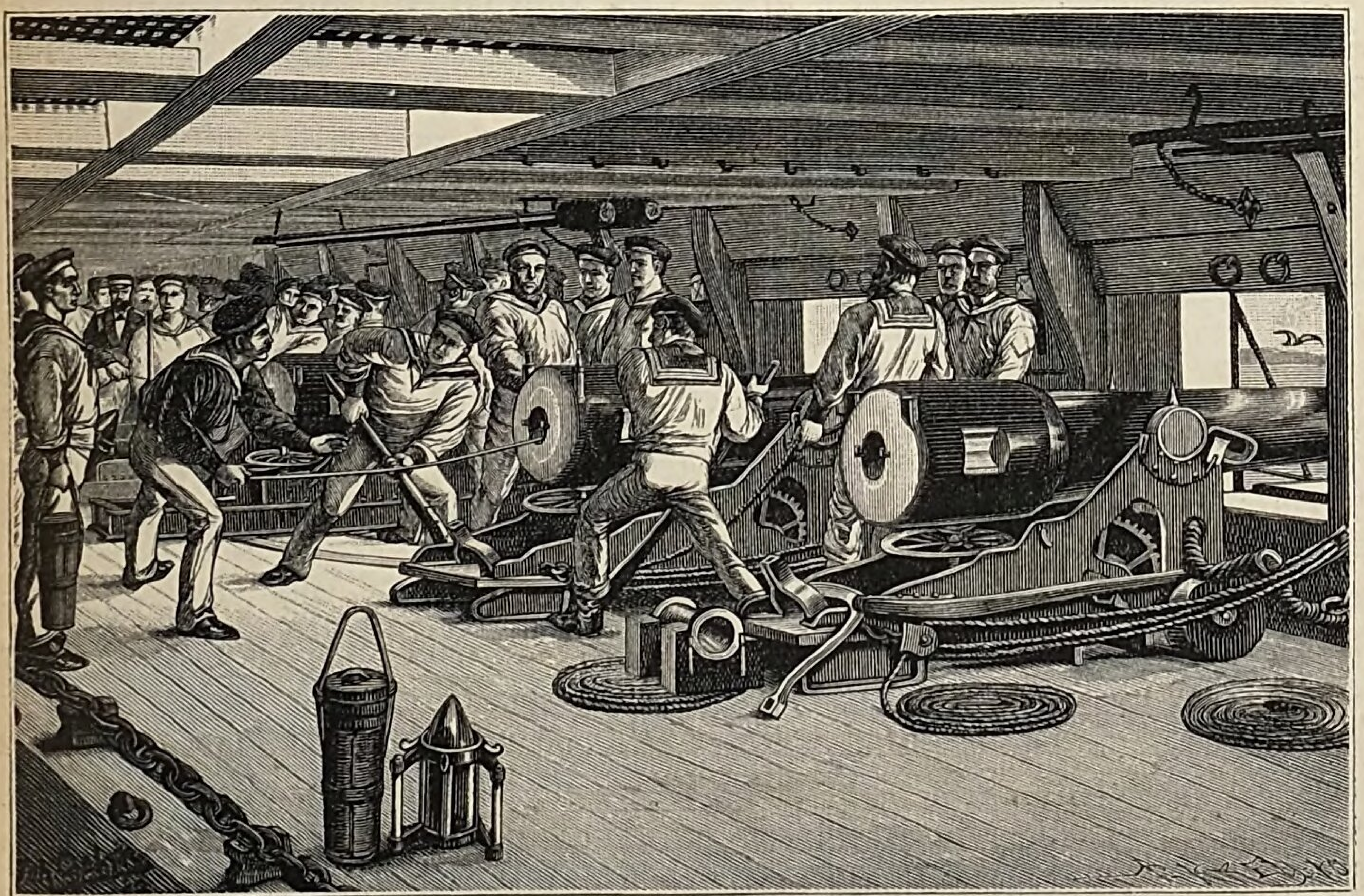
Die Höhenrichtung geben wir unseren kleineren Geschützen mit der Richtspindel. Vom 21 Centimeter Geschütz aufwärts reicht diese jedoch nicht mehr, und nach englischem Vorbilde sind zu diesem Zwecke bei uns gezahnte Kreisboden an das Bodenstück geschraubt, in welche ein Triebwerk mit Kurbel greift. Bei den Franzosen ruht das Bodenstück in einer Kette, die ebenfalls durch Triebwerk bewegt wird.

So häufen sich bei Vergrößerung der Geschütze die Schwierigkeiten nach allen Richtungen, und die Technik ist noch nicht im stande gewesen, den in dieser Beziehung an sie gestellten Anforderungen vollständig zu genügen. Immerhin hat sie aber schon Staunenswertes geleistet, und man muß es gesehen haben, um zu glauben, daß sechzehn Mann, welche früher zur Bedienung eines 2500—3000 Kilogramm schweren Geschützes gehörten, jetzt ein 26 Centimeter Geschütz von dem fast zehnfachen Gewichte mit Hilfe mechanischer Vorrichtungen mit derselben Leichtigkeit bedienen, wie jenes, und aus diesen Kolossen bei nicht zu heftig bewegter See in zehn Minuten fünf bis sechs Schüsse feuern, obwohl auch die Heranschaffung der Munition eine ganz andere geworden ist. Eine Kartusche von 40—50 Kilogramm läßt sich zwar immer noch verhältnismäßig leicht und schnell von den Pulverkammern nach den Geschützen bringen, aber ein Geschoß von ein paar hundert Kilogramm läßt sich nicht so ohne weiteres unter den Arm nehmen, wie früher eins von 20 Kilogramm.

Da in neuester Zeit nur noch Granaten an Bord gegeben werden, deren unzeitige Sprengung die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen würde, so müssen

für deren Unterbringung besonders sichere Räume, die Bombenkammern, hergerichtet werden. Diese befinden sich deshalb ebenso wie die Pulverkammern im untersten Schiffsraume und so tief unter der Wasserlinie, daß sie im Gefecht gegen die Gefahr einschlagender Geschosse möglichst gesichert sind.

In größeren Schiffen hatte man gewöhnlich zwei Bombenkammern. Da jedoch an Stelle der früheren Vollgeschosse jetzt nur Granaten treten, so beginnt man deren mehrere (drei bis vier) zu bauen. Trotzdem bleibt der Weg von den Kammern bis zu den Geschützen in der Batterie immer ein weiter, und da sich die schweren Geschosse nicht gut tragen lassen, so werden sie durch besondere gepanzerte Schachte



Geschützexercitien an Bord einer Schulfregatte.

zwischen den Geschützen in die Batterie mit Flaschenzügen geheißt, im Zwischendeck unter die Öffnungen aber auf kleinen Wagen mit Blockrädern geschafft.

Für eine bequeme Heranschaffung der Geschosse in den Batterien oder Kasematten der Panzerschiffe hat man eine Zeit und namentlich Menschen sparende Einrichtung getroffen. Unter dem Deck der Batterie ist hinter den Geschützen entlang eine Eisenbahn angebracht, an der Rollen mit Haken laufen. Die Geschosse werden vorn und hinten in der Batterie durch bestimmte Öffnungen in eisernen Mulden, den Geschoßtragen, aus dem Zwischendeck aufgeheißt, mit den Tragen an die Rollen der Eisenbahn gehängt und ohne zu große Mühe durch einen Mann bis unmittelbar hinter das Geschütz geschoben, welches derselben gerade bedarf, während die leeren Mulden wieder zurückgetragen werden. In unseren neuen Panzern (Brandenburgklasse), welche mit drei Türmen von je zwei 28 Centi-

meter Geschützen ausgestattet sind, befinden sich die Geschoßräume unmittelbar unter den Türmen und die Granaten werden aus ihnen mittels hydraulischer Hebevorrichtungen vor den Laderaum des Geschützes gebracht — ebenso die Kartuschen. Für mittlere Geschütze werden für jedes 100, für die schweren je 50 Geschosse an Bord gegeben, für die Schnellfeuergeschütze jedoch entsprechend mehr.

Das Pulver ist in den Pulverkammern verstaut, von denen sich in jedem unserer älteren Schiffe zwei, eine vor, die andere hinter der Maschine befinden. Sie sind baulich soviel wie möglich gegen jede Feuersgefahr gesichert, mit Zink ausgeschlagen und haben eine Vorrichtung, um im Notfalle unter Wasser gesetzt werden zu können. Sie werden durch dicke Glasscheiben mittels Leuchtern mit starken Reflektoren von außen erleuchtet, wenn darin zu thun ist, dürfen aber nur mit Erlaubnis des Kommandanten geöffnet werden. Die Schlüssel befinden sich in der Verwahrung des ersten Offiziers, und nur die Feuerwerker mit bestimmten Leuten haben zu ihnen Zutritt.

Da ein in Dienst gestelltes Schiff jeden Augenblick schlagfertig sein soll, auch Pulverarbeit an Bord als gefährlich vermieden werden muß, so bekommt es nur fertig gemachte Kartuschen mit. Die kleineren sind in Kasten, früher aus Zink oder einer Mischung von Kupfer und Zinn, jetzt meist nur aus Kupfer gefertigt und mit wasserdicht schließendem Deckel versehen, verpackt, um sie vor Feuchtigkeit zu bewahren; die für die großen Kaliber befinden sich jede einzeln in einer angepaßten Zinkbüchse und für die ganz großen Kaliber hat man zwei Kartuschen, weil eine zu schwer würde.

Bei den glatten Rohren hatte man zweierlei Ladung, eine große und eine kleine, um für große und kleine Entfernungen verwandt zu werden, ebenso alle möglichen Geschosse, Vollkugeln, Granaten, Shrapnels, mit Blei gefüllte Bomben und Kartätschen, von denen verschiedene Geschoßarten wieder besondere Pulverladungen erforderten, d. h. man suchte früher für alle möglichen Fälle zu sorgen. Eine solche Anordnung ist jedoch eine unrichtige und bringt nur Verwirrung an Bord. Bei der großen Schnelligkeit, mit der kämpfende Dampfschiffe sich entgegen und aneinander vorbeilaufen, wechseln die Entfernungen so schnell, daß der Nutzen einer solchen Unterscheidung von Ladungen in der Wirklichkeit gleich Null ist.

In der Neuzeit ist man deshalb von diesem Grundsatze auch abgegangen und hat die Sache sehr vereinfacht. Auf den älteren Schiffen der deutschen Marine führte man auf demselben Fahrzeuge außer den Revolverkanonen und Landungsgeschützen meistens nur zwei oder drei verschiedene Kaliber. Ebenso hatte man nur noch dreierlei Geschosse, Hartguß- und Stahlgranaten gegen gepanzerte Schiffe und Panzerbefestigungen, sowie Langgranaten gegen Holzschiffe und Erd- oder Mauerwerke, jedes Geschoß mit seiner besonderen Pulverladung, die bei den beiden ersten Arten größer sein muß als bei Langgranaten. Seit Einführung der Schnellfeuergeschütze, die gegen die ältere Konstruktion eine so sehr bedeutende Feuergeschwindigkeit gestatten und von denen man deshalb sich eine um so größere Wirkung durch Massenfeuer verspricht, hat man jedoch jenen

Grundsatz wieder fallen lassen und man bewaffnet die Schiffe mit soviel größeren und kleineren Geschützen, als sie, namentlich mit Rücksicht auf Richtung einer größeren Zahl auf denselben Punkt bei den verschiedenen Lagen des Schiffes, zu tragen vermögen. So z. B. erhält „Kaiser Friedrich III." vier 24 Centimeter, achtzehn 15 Centimeter, zwölf 8,8 Centimeter, vierundzwanzig 5 Centimeter — sämtlich Schnellfeuergeschütze — zusammen also 58 Kanonen, und außerdem zwanzig Maschinengewehre.

Verhältnismäßig ebenso stark wird der im Bau befindliche Panzerkreuzer „Fürst Bismarck" bewaffnet, nämlich mit vier 24 Centimeter, zwölf 15 Centimeter, zehn 8,8 Centimeter und zehn 5 Centimeter Schnellfeuerkanonen, außer 8 Maschinengewehren. Durch möglichst zweckmäßige Aufstellung der Geschütze ist es erreicht, daß bei jeder Lage des Schiffes 16—20 von ihnen auf denselben Punkt gerichtet werden können.

Zu den Batterie-, Turm- und Oberdecksgeschützen treten dann noch die kleineren Boots- und Landungsgeschütze. Sie sind bereits erwähnt und ihre nähere Beschreibung soll hier nicht weiter Platz greifen. Das Wesentliche stimmt mit den Geschützen der Landarmee überein, und ihre Bedeutung und Einwirkung auf das Marinewesen und den Bau der Schiffe ist verschwindend gegen die Geschützriesen, welche mit tobender Gewalt von sich reden machen, und deren ausführlichere Besprechung deshalb dem Leser erwünscht gewesen sein dürfte. Über die Maschinenkanonen ist ebenfalls das Erforderliche schon gesagt. Sie werden den Booten als Landungsgeschütze mitgegeben.

Wie gar sonderbar schreibt es sich aber nach den vorangegangenen Darstellungen und wird es sich lesen von Gewehren und den übrigen Handwaffen! Gleichwohl kann die Schiffsmannschaft sie nicht entbehren, und sie wollen an Bord mit Liebe und Sorgfalt behandelt werden, weil sie der einzelnen Person zu ihrem Rechte verhelfen, sie streitbar machen und bei Enterungen und Landungen zur Verwendung kommen.

Es bestehen die Handwaffen an Bord aus Gewehren wie bei der Armee und Revolvern, und sind die Gemeinen mit ersteren, die Unteroffiziere auch mit letzteren bewaffnet. Das Maschinenpersonal, die beim Pulvertransport abgeteilten Leute und die Krankenträger führen jedoch keine Waffen.

Jeder Matrose wird vorher, ehe er an Bord eingeschifft wird, mit dem Gewehr infanteristisch ausgebildet und nimmt dasselbe mit an Bord, um es bei Enterungen und Landungen als Infanterist verwenden zu können. Die an Bord befindlichen Seesoldaten sind ganz wie unsere Landinfanterie bewaffnet.

Die früher gebräuchlichen Enterbeile und Enterpiken sind abgeschafft. Nur auf den Torpedobooten haben die Mannschaften die früheren Entersäbel behalten. Sie führen jedoch keine Gewehre, sondern statt deren Revolver. Die Handwaffen werden fast sämtlich in den Batterien oder, wo es solche nicht gibt, wenigstens unter Deck angebracht und so, daß sie den mit ihnen versehenen Mannschaften möglichst nahe und bequem zur Hand sind, wenn diese bei ihren Geschützen stehen. Die Verteilung der Schiffsbesatzung an den Kanonen, die sogenannte Geschütz-

rolle, ist nämlich die Grundlage für alle kriegerischen Manöver an Bord. Der einzelne Mann schläft, ißt, exerziert mit Segeln ꝛc. immer möglichst nahe dem Geschütz, dessen Bedienung er zugeteilt ist, und deshalb befinden sich auch seine Handwaffen in der Nähe desselben.

Sonstige Ausrüstung.

Ist nun ein Schiff auch noch so gut zum Kampfe ausgerüstet, so kommt bei den Leistungen desselben, wie bei allen, welche durch menschliche Kraft geschehen, auch das Wohlbefinden der Mannschaft in Anschlag, und wie beim Landheer die Wichtigkeit der Verpflegung in neuerer Zeit ganz besonders in das Auge gefaßt ist, und man die geeigneten Vorrichtungen für Herbeischaffung der Lebensbedürfnisse getroffen hat, so ist dies auch bei der Marine der Fall.

Dazu tritt dann noch die Fürsorge für den Ersatz von Gegenständen, welche bei Seefahrten und im Gefecht leicht leiden, verbraucht werden und verloren gehen und deshalb mitgenommen werden müssen.

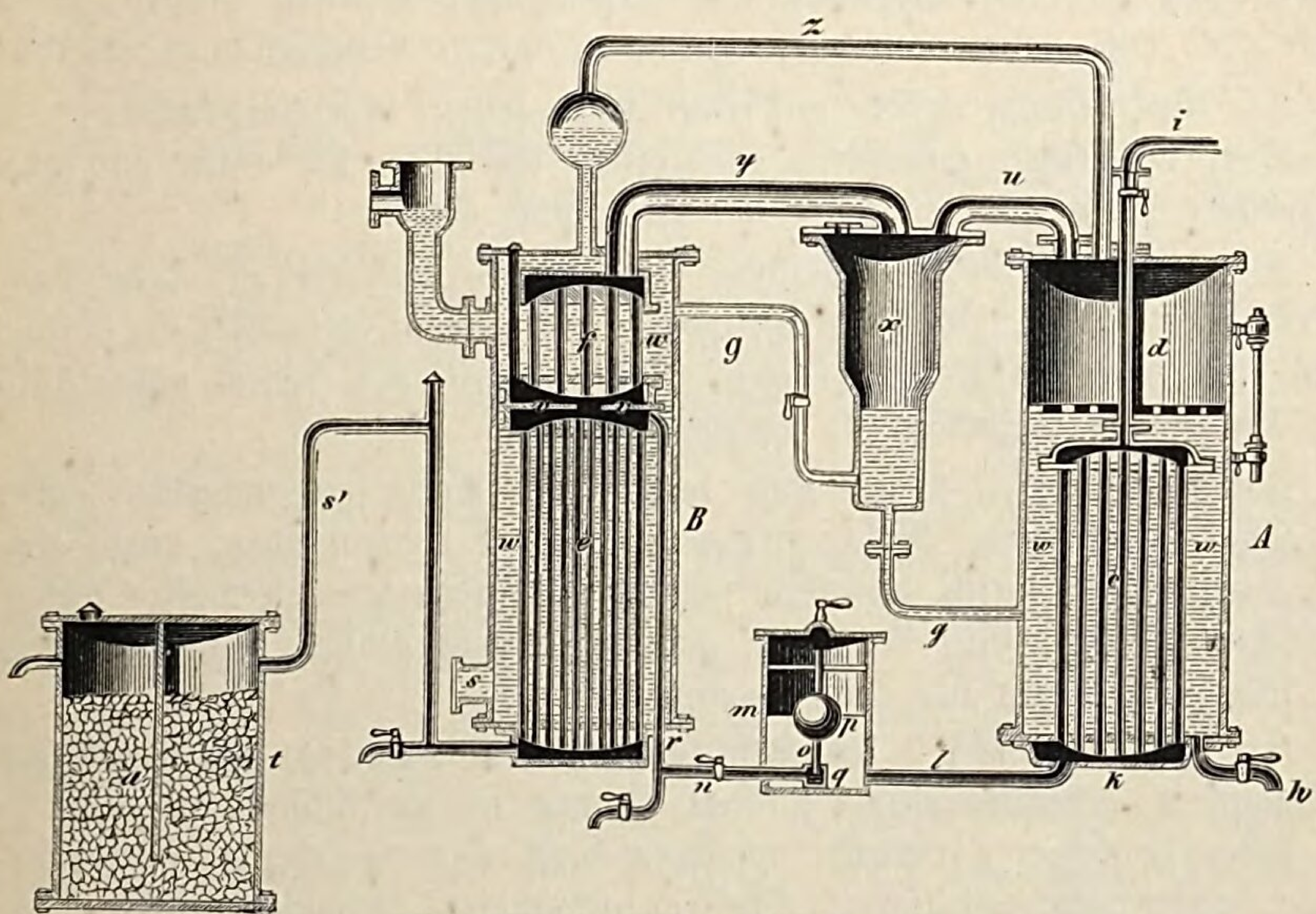
Es kommen das Trinkwasser in Betracht, das bei Seereisen eine sehr wichtige Rolle spielt, die Lebensmittel, das Ersatzinventar und das zum Gebrauch noch nicht vollständig zugerichtete Material.

Der Speicher für alle diese Gegenstände ist der unterste Schiffsraum, weil Zwischendeck resp. Batterie oder Kasematte als Wohnung für die Mannschaft und Offiziere oder Gefechtsfeld für die Geschütze möglichst frei bleiben müssen. Nur in den großen Panzerschiffen ist ein Teil der Vorratsräume im Zwischendeck angebracht, da die Maschinen mit ihrem Feuerungsmaterial zu viel Platz im untersten Schiffsraum fortnehmen. Auch wohnen Mannschaften und Offiziere darum in der Batterie und Kasematte, um stets frische Luft zu haben und gesund zu bleiben, weil bei stilliegendem Schiffe oder Windstille die Lüftungsvorrichtungen nicht immer wirksam genug sind, und sich dann in den unteren Räumen gepanzerter Schiffe leicht schlechte Luft entwickelt.

Das W a s s e r wird in eisernen Kasten von etwa 800—1000 Liter Gehalt und Würfelform aufbewahrt, und es hält sich darin monatelang vortrefflich. Zur Zeit der Segelschiffe nahm man einen auf vier bis sechs Monate reichenden Wasservorrat auf transatlantische Reisen mit, weil die Schiffe durch Windstille und widrige Winde lange aufgehalten werden konnten. Mit der Einführung des Dampfes wurde man von diesem unfreiwilligen Aufenthalt unabhängig, kürzte die Reisen, konnte ihre Dauer ziemlich auf den Tag bestimmen (jetzt fast auf die Stunde) und demgemäß den Wasservorrat beschränken.

Immerhin nahm derselbe noch sehr viel Platz fort. Die fünfhundert Köpfe starke Besatzung einer Fregatte gebrauchte täglich mindestens 1500—2000 Liter und für drei Monate ungefähr hundert der erwähnten Kasten. Maschinen und Kohlenbehälter beengten aber den ohnehin schon kleinen Raum im Schiffe so sehr,

daß es höchst wünschenswert war, das Trinkwasser an Bord selbst herzustellen, um den größeren Teil der Wasservorräte entbehren zu können.

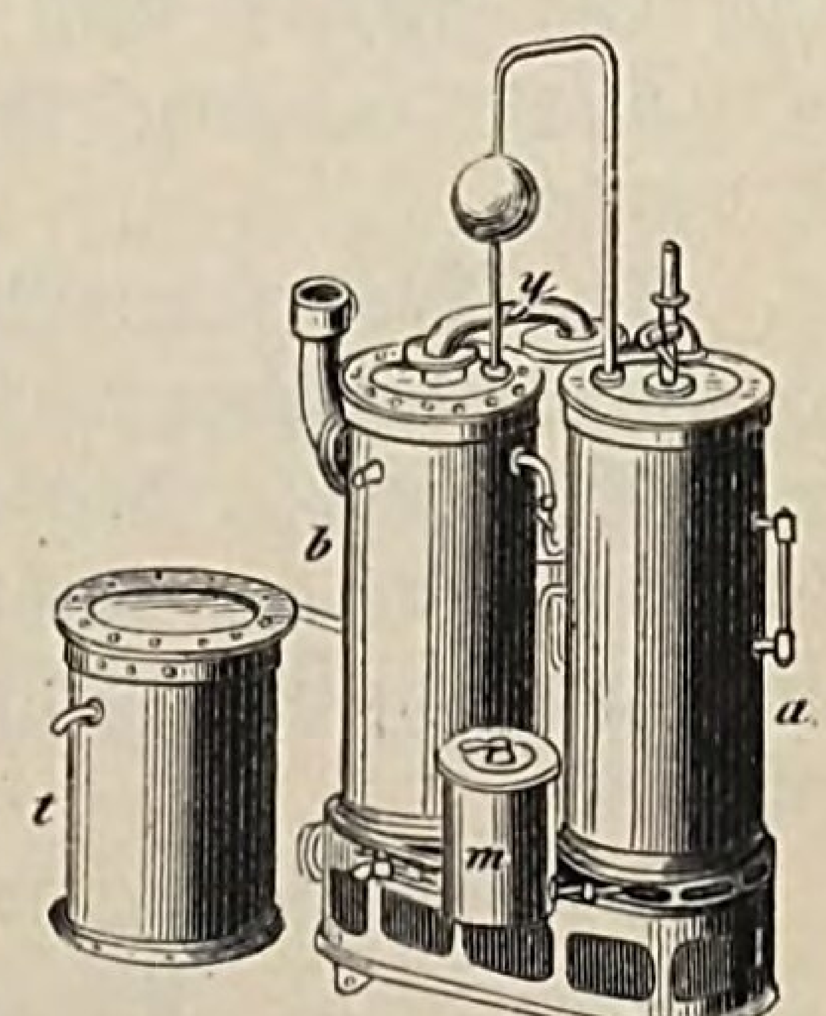


Süßwasserbereitungsapparat.

Es handelte sich deshalb darum, das Seewasser auf dem Schiffe in Trinkwasser zu verwandeln, und die Wichtigkeit dieser Aufgabe veranlaßte schon vor mehr als vierzig Jahren die englische Regierung, auf dessen Lösung eine Prämie von 20000 Pfd. Sterl. zu setzen.

Man hatte zwar schon längst aus Seewasser durch Verdichtung seines Dampfes süßes Wasser gewonnen, aber diesem fehlten die nötigen Luftbestandteile, und es war untrinkbar. In gewissem Grade ließ sich ihm wohl Luft zuführen, indem man es in flache Gefäße goß, der freien Luft auf dem Decke aussetzte und oft umrührte. Aber dieser Vorgang dauerte erstens mehrere Tage, ließ sich wegen der Verhältnisse an Bord nur in sehr kleinem Maßstabe ausführen, und sodann schmeckte das so behandelte Wasser doch immer noch fade und unangenehm.

Vor etwa vierzig Jahren gewann jedoch Dr. Normandy in London den ausgesetzten Preis durch Erfindung eines Destillierapparates, der in wenigen Stunden Seewasser in gesundes und wohlschmeckendes Trinkwasser verwandelte und der, seither sehr verbessert, an Bord aller größeren Kriegsschiffe eingeführt wurde, welche längere Reisen machen.



Äußere Ansicht.

Da es für den Leser von Interesse sein dürfte, diese sinnreiche Erfindung näher kennen zu lernen, die nicht allein für die Schiffahrt, sondern auch für

solche Landstrecken von Wichtigkeit ist, die, wie viele Ortschaften an der unteren Weser, in Chile und Peru, am Meere liegen und kein gutes Trinkwasser haben, sondern sich nur mit aufgefangenem Regenwasser behelfen müssen, so gebe ich nachfolgend eine nähere durch Zeichnung erläuterte Beschreibung desselben.

Die Vorrichtung besteht aus zwei Hauptteilen, dem Verdampfer A und dem Verdichter B, beides gußeiserne geschlossene Cylinder, die unten und oben durch verschiedene Röhren miteinander in Verbindung stehen.

In dem Verdampfer A befindet sich eine Gruppe Röhren c, die vom Boden bis etwa zu ²/₃ der Höhe des Cylinders gehen, vom Seewasser w umspült, aber unten und oben durch wasserdichte Metallklappen von diesem abgeschlossen sind. Der Teil d des Cylinders ist Dampfraum.

Im Verdichter B stehen zwei solche von Seewasser umgebene, aber wie c von ihm abgeschlossene Röhrengruppen e und f übereinander; durch ein Speiserohr s wird das durch die Schiffswand hineingeleitete Seewasser unten in den Verdichter geführt, füllt denselben, geht durch das Rohr gg in den Verdampfer und füllt auch diesen bis zum Dampfraume d.

Ein aus dem Kessel der Schiffsmaschine kommendes, durch den Deckel des Verdampfers gehendes Rohr i führt Dampf in die Röhrengruppe c. Sobald sich dieser in letzterer verteilt, wird er durch das umgebende Seewasser w verdichtet, fließt als destilliertes Wasser niederwärts, sammelt sich in der unteren Kappe k der Röhrengruppe c und strömt durch das Rohr l in die sogenannte Dampffalle m ab.

Die Dampffalle ist ein kleiner Cylinder, der als Mittelglied zwischen den beiden großen Cylindern durch das Rohr n mit dem Verdichter in Verbindung steht. In der Dampffalle ist eine aufrechtstehende Spindel o angebracht, um die sich die hohle Metallkugel p auf und nieder bewegen kann, welche genau in die halbkugelförmige Öffnung des Rohres n paßt. So lange dann aus dem Verdampfer Wasser in die Dampffalle abströmt, hebt dies die Kugel von ihrem Sitze und kann durch n nach dem Verdichter überfließen. Fehlt dagegen das Wasser, so schließt die Kugel das Rohr und hindert das Entweichen von Dampf aus A nach B.

Das Wasser aus der Dampffalle steigt durch r aufwärts, ergießt sich in die untere Röhrengruppe e des Verdichters, welche von dem eben eingeströmten und deshalb kältesten Seewasser umgeben ist und zur Abkühlung des destillierten Wassers dient und fließt, nachdem es die Röhren passiert, durch das Rohr s' in einen Kohlenfilter t, um aus diesem vollständig gereinigt als Trinkwasser zu erscheinen.

Die Beimischung der notwendigen Luft geschieht durch einen andern Vorgang.

Der in die Röhrengruppe c geleitete und aus dem Schiffsmaschinenkessel kommende heiße Dampf verdichtet sich zwar durch das umgebende Seewasser, erhitzt dieses aber gleichzeitig bedeutend, so daß es ebenfalls Dampf entwickelt und nicht selten wallend aufkocht. Dieser Dampf muß, um nicht das Gefäß zu sprengen, Abfluß haben und wird deshalb durch ein weites Rohr u nach der obersten

Röhrengruppe im Verdichter geleitet, um in ihr verdichtet zu werden und sich, niederwärts fließend, in der flachen Trommel v, welche dem unteren und oberen Röhrensystem als Klappe dient, mit dem aus der Dampfsalle aufsteigenden destillierten Wasser zu mischen.

Die Verbindung von A und B durch das Rohr u ist jedoch nicht direkt, sondern wird durch einen cylinderähnlichen und ebenfalls geschlossenen Überkochtopf x unterbrochen, auf dessen Boden sich das etwa überkochende Wasser des Verdampfers sammelt, um durch das Rohr g wieder in letzteres zurückzufließen, während der Dampf im Topfe über dem Wasser bleibt und ohne Salzwassermischung durch eine Fortsetzung des weiten Rohres y in die Röhren f des Verdichters übergeht. Das diese Röhren umspülende Seewasser wird aber ebenfalls erhitzt und entbindet dadurch die in ihm enthaltene Luft. Diese Luft steigt dann in das Rohr z und fließt durch dasselbe in den Dampfraum des Verdampfers, mischt sich dort mit dem Dampfe, der sich später verdichtet, und diese Mischung gibt der gesamten durch den Apparat geschaffenen Masse destillierten Wassers den richtigen Beisatz von Luft, um es trinkbar zu machen.

Um dem Wasser endlich jeden etwa durch den Destillationsprozeß erzeugten Beigeschmack zu nehmen, läuft es durch den erwähnten Filter t. Dies ist ein zu etwa $^3/_4$ seiner Höhe mit Holzkohlen gefüllter eiserner Cylinder, der durch eine wasserdichte Scheidewand a, die vom Deckel bis etwa 15—20 Centimeter vom Boden reicht, in zwei Hälften geteilt wird. Das auf der einen Seite einkommende Wasser ist deshalb gezwungen, erst durch die eine Hälfte der Kohlen nach unten zu fließen, unter der Scheidewand durchzugehen und auf der andern Seite durch die zweite Kohlenhälfte wieder emporzusteigen, ehe es vollständig gereinigt, kühl und wohlschmeckend in den Trinkwasserbehälter übergeht.

Für den Fall, daß die Schiffsmaschine nicht im Gange ist, kann der Apparat durch einen besonderen Kessel mit Dampf versehen werden und destillieren. In der Größe, wie ihn unsere Schulschiffe besitzen, gibt er bei stillstehender Schiffsmaschine täglich 1200—1500 Liter Trinkwasser, also fast den Bedarf der gesamten Mannschaft. Der mitzunehmende Wasservorrat wird deshalb auf Schiffen mit Normandyschen Destillierapparaten auf vier Wochen beschränkt, da dem Apparat doch immer etwas zustoßen kann, und dadurch ein großer Raum gewonnen. In jüngster Zeit ist von deutscher Seite ein anderer Destillierapparat erfunden, der dem englischen überlegen sein soll und den man auf den neuen Schiffen einführen will. Über seine Einrichtung kann ich jedoch keine näheren Angaben machen, da sie noch als geheim betrachtet wird.

Von den Lebensmitteln erfordern Hartbrot (Schiffszwieback) und Fleisch den größten Platz. Man nimmt davon soviel wie möglich mit, da beides, namentlich in südlichen Klimaten, nur schwierig und schlecht zu bekommen ist. Das Brot erfordert eine trockene Aufbewahrung, und die dafür bestimmten Räume sind des-

halb meistens mit Zink ausgeschlagen. Um es gegen Würmer zu schützen, wird es bei der Verpackung stark mit Rum eingesprengt; dann hält es sich, besonders in Fässern, jahrelang wohlschmeckend und frisch. Um den Mannschaften die der Gesundheit so zuträgliche Abwechselung in Speisen zu geben, wird jetzt die Kombüse (Küche) mit Backofen eingerichtet und wenigstens zweimal wöchentlich frisches Weichbrot verabreicht. Der Mann bekommt davon 650 Gramm den Tag, von Hartbrot dagegen nur 500 Gramm.

Das Fleisch ist größtenteils gepökelt und in Fässern aufbewahrt. Von Rindfleisch ist die Ration 500 Gramm, von Schweinefleisch 250 Gramm. Ersteres wird dreimal, letzteres zweimal wöchentlich gegeben, an den beiden andern Tagen präserviertes frisches Fleisch (370 Gramm), das ebenso wohlschmeckend als notwendig ist, um den durch den beständigen Genuß salziger Speisen und getrockneter Hülsenfrüchte leicht eintretenden Skorbut fernzuhalten.

Das meiste präservierte Fleisch für den Schiffsgebrauch kommt in Büchsen von 3—1 Kilogramm Gewicht aus Galatz am Schwarzen Meere. Dasselbe ist vortrefflich und hält sich, wenn nicht unvorsichtig mit den Büchsen umgegangen wird, sehr gut. Ich habe öfter acht- bis zehnjähriges Fleisch gegessen, das mit unseren Schiffen mehrjährige Reisen in die Tropen gemacht hatte, aber ebenso gut wie am ersten Tage seiner Präservierung war. Es ist ohne Knochen in den Büchsen fast gar gekocht und schwimmt in einer gallertartigen sehr starken Bouillon. Der Preis stellt sich billig, ungefähr 65—70 Pfennig das halbe Kilogramm frei an Bord. Außerdem wird nach Kräften dafür gesorgt, den Mannschaften auf längeren Seereisen auch andere nahrhafte und wechselnde präservierte Speisen zu verabreichen, um sie gesund zu erhalten, Wurst, amerikanischen Lachs ꝛc.

Von Hülsenfrüchten bilden Erbsen und Bohnen das Hauptnahrungsmittel der Mannschaften. Außerdem erhalten sie Reis, Graupen und Mehl, letzteres zu Pflaumen und Klößen. Alle diese Vorräte werden in Fässern verstaut und in einem bestimmten Raume, der sogenannten Trockenlast, aufbewahrt. Zum Frühstück gibt es Kaffee, zu Abend Thee, beides gesüßt.

Als Mittel gegen den Skorbut werden auf längeren Reisen wöchentlich Citronensäure mit Rum und Zucker, sowie Sauerkohl und getrocknete Gemüse gegeben. Butter erhält der Mann 500 Gramm die Woche, so lange sich die mitgenommene aufbewahren läßt. Eine Beimischung der Butter mit Zucker und Salz etwa in dem Verhältnis von ein Hut Zucker und 6—7 Kilogramm Salz auf 75 Kilogramm Butter, so daß beides gleichmäßig durchschmeckt, hält erstere jahrelang auch in tropischen Klimaten gut und läßt sie nicht ranzig werden. Für unsere Marine wird haltbare Butter in Büchsen aus Oldenburgischen Meiereien stammend mitgegeben, die sich sehr gut bewährt.

Für unsere nordischen Matrosennaturen ist Butter ein Bedürfnis. Mögen die übrigen Lebensmittel auch vieles zu wünschen übrig lassen, wie dies auf langen Reisen unausbleiblich ist — so lange sie frisches Brot und Butter haben, sind sie zufrieden. Eine sehr verständige Einrichtung ist von der Marineverwaltung außerdem dahin getroffen, daß im Auslande den Schiffskommandanten

bezw. den Menagekommissionen in Bezug auf Auswahl der Speisen und deren Kosten keine beengende Vorschriften gemacht sind, sondern sie die Verpflegung den gesundheitlichen Zwecken entsprechend einrichten können. Die günstigen Folgen dieser Maßnahmen äußern sich in dem äußerst geringen Krankheitssatze unserer Marinemannschaften.

Wie man aus obigem ersieht, ist die Bespeisung der Mannschaft gut und reichlich bemessen. Beides ist aber auch durchaus nötig. Ein Mann, der, wie der Matrose, jahraus jahrein zwölf Stunden in jeder Witterung und allen Klimaten auf dem Oberdeck Wache gehen, dabei mindestens acht Stunden schwer arbeiten und exerzieren soll und der durchschnittlich nur sechs Stunden Schlaf bekommt, wie ich später bei dem Dienst an Bord näher erörtern werde, bedarf einer ebenso kräftigen als reichlichen Nahrung, um gesund zu bleiben.

Für die übrigen Vorräte sind vorn im untersten Schiffsraume die sogenannten Hellegats eingerichtet. Sie enthalten Abteilungen für den Bootsmann, Zimmermann, Feuerwerker, Maler u. s. w., und in ihnen sind mit größter Ordnung, Übersichtlichkeit und Raumersparnis die tausenderlei Sachen aufgestapelt, die teils als Handwerkszeug, teils als Material dazu erforderlich sind, um das Schiff und dessen Ausrüstungsgegenstände in dienstfähigem Zustande zu erhalten und die durch Abnutzung oder sonst erlittenen Schäden auszubessern.

Natürlich hat die Mitführung solcher Ersatzstücke ihre Grenze; diese wird schon durch die verfügbaren Räumlichkeiten gesetzt, und anderseits werden dabei auch nur die gewöhnlichen Vorkommnisse einer Seereise in das Auge gefaßt. Oft genug geschieht es jedoch, daß Vorräte, die nach den durchschnittlichen Sätzen für drei Jahre ausreichen sollen, in wenigen Tagen verbraucht werden, weil die Elemente unberechenbar sind — dann hilft man sich, so gut man kann, und seemännische Erfahrung wie Geschicklichkeit müssen das fehlende Material ersetzen.

Tauwerk, Segeltuch, Holz, Nägel, Eisenstangen, Bleche und dergleichen bilden die Hauptbestandteile der Ersatzgegenstände.

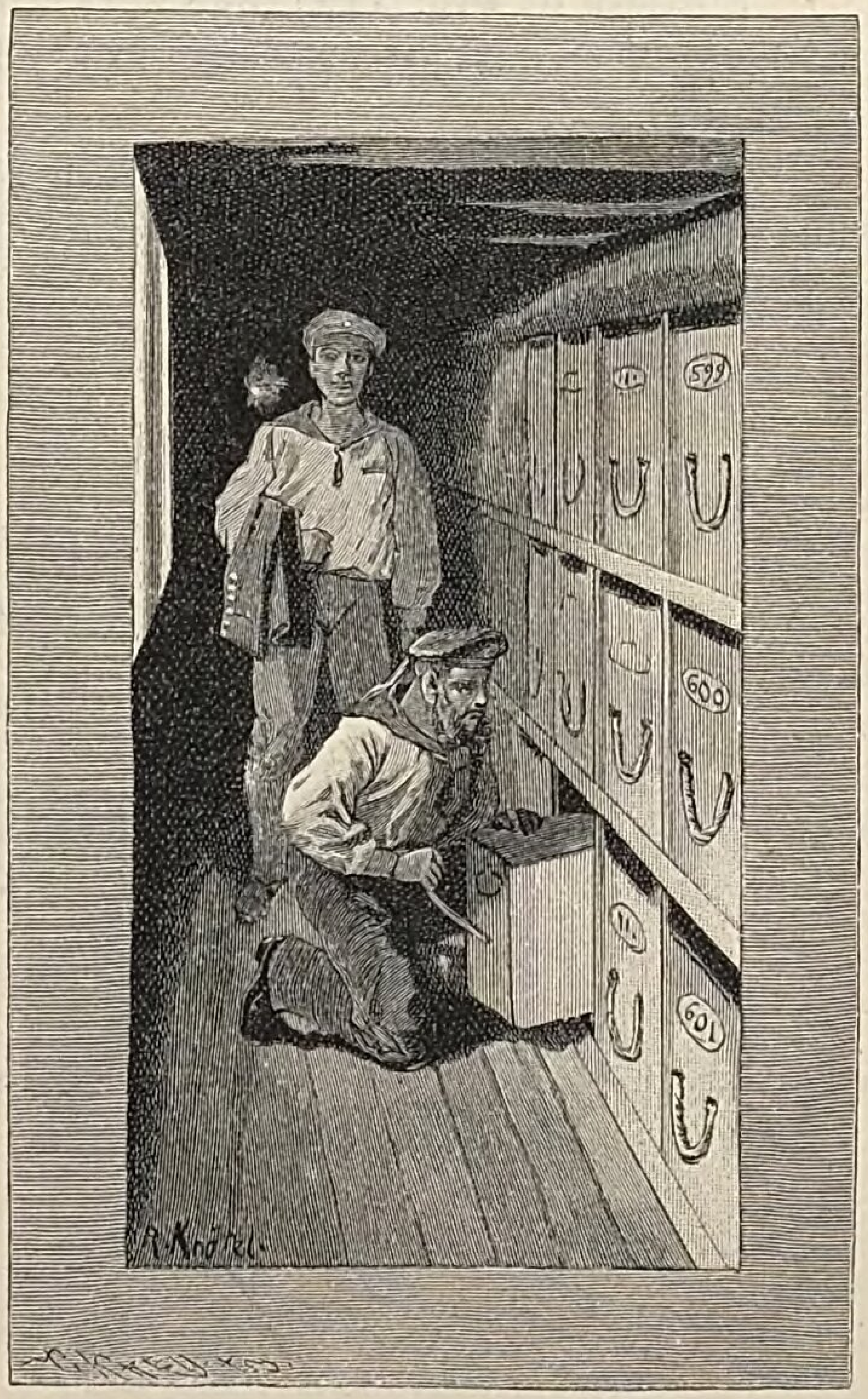
Hinter den Hellegats liegen die vorderen Pulver- und Bombenkammern, dann kommt die Wasserlast mit den eisernen Kasten für Trinkwasser, dann die Maschine; hinter ihr die Trockenlast für den trocknen Proviant, hintere Pulver- und Bombenkammer, die Lebensmittelräume für Offiziere und Kommandant, und die Kleiderkammern. Die Verteilung dieser Räume ist jedoch keinen feststehenden Regeln unterworfen, sondern erleidet nach der Bauart des Schiffes Abänderungen.

Den vordersten Teil des Zwischendeckes auf den Schulschiffen nimmt das Lazarett ein, das jedoch in den Tropen in die luftige Batterie verlegt wird. Hinter ihm befindet sich gewöhnlich die Segelkammer. Sie ist aus Lattenwerk gemacht, um der Luft Zutritt zu verschaffen und dadurch dem Stocken der zusammengerollten Ersatzsegel vorzubeugen. Von allen Hauptsegeln werden zwei, von Sturmsegeln auch wohl drei mitgenommen, da bei Sturm leicht Verlust eintreten kann, und von dem möglichst schnellen Ersatz der Segel oft die Rettung des Schiffes vor dem Untergang abhängt.

In der Segelkammer wird auch das Vorratsbettzeug aufbewahrt. Offiziere und Deckoffiziere, von denen jeder eine besondere Kammer hat, schlafen in eisernen Schwingebettstellen, die Kadetten und alle übrigen Mannschaften dagegen in Hängematten. Diese bestehen aus Streifen von starkem Segeltuch von zwei Meter Länge und ein Meter Breite. Am Fuß und Kopfende sind Bindlöcher in den Saum genäht. In sie werden dünne Leinen eingeschleift, welche in einem eisernen Ringe zusammenlaufen. Ein an diesem Ringe befindliches stärkeres Tau dient dann wieder dazu, die Hängematte an Haken aufzuhängen, welche zu diesem Zwecke in die Zwischendecksbalken eingeschroben sind. Das Bettzeug besteht aus einer Pferdehaarmatratze und, je nach dem Klima, aus einer oder zwei wollenen Decken. Wenn die Hängematten nicht gebraucht werden, staut man sie auf dem Oberdeck in die Finkennetze, Holz- oder Eisenblechkasten, die, eigens für diesen Zweck erbaut, auf der obersten Verschanzung von vorn nach hinten laufen, und im Falle von schlechtem Wetter mit den Finkennetzkleidern, gestrichenen Segeltuchbezügen, zugedeckt werden. In früheren Zeiten boten bei Enterungen diese Hängematten überall eine gute Brustwehr gegen feindliche Flintenschüsse. Das kommt jetzt zwar weniger in Betracht, aber jedenfalls ist diese Aufbewahrung sehr zweckmäßig. Sie schafft Raum im Zwischendeck, die Hängematten erhalten frische Luft und, da sie stets sehr weiß gehalten und durchaus symmetrisch gerollt und gepackt werden, verschönern sie außerdem als abschließende weiße Linie das Aussehen des Schiffsrumpfes. Weiße Hängematten sind der Stolz der ersten Offiziere, und es wird alles mögliche versucht, um sie vierzehn Tage lang bis zum Wechsel so zu halten, wenngleich auf deutschen Schiffen dabei nicht zu so sonderbaren Mitteln gegriffen wird, als z. B. auf russischen. Als ich mich einst als erster Offizier einer Fregatte im Mittelmeer befand, lag auch ein russisches Kriegsschiff in unserer Nähe. Ich hatte mir immer etwas darauf eingebildet, daß unsere Hängematten ihre Zeit so schön weiß innehielten. Die russischen glänzten aber beständig wie Schnee, und mein Herz empfand schweren Kummer deswegen. Endlich trieb mich der Neid, den russischen ersten Offizier nach dem von ihm angewandten Geheimmittel zu fragen. Er hielt durchaus nicht mit der Antwort zurück. „Das erklärt sich sehr einfach," erwiderte er mir, „ich lasse die Leute nicht darin schlafen." — „Aber mein Gott, wo schlafen denn Ihre Leute?" — „Nun, sie legen sich auf das Batteriedeck."

Außer der Hängematte besteht das Hab und Gut des Kriegsschiffmatrosen in einer Kleiderkiste, in der er seine Uniform und sonstiges Eigentum aufbewahrt, das allerdings nicht zu viel Platz einnehmen darf, weil die mit wasserdichtem Segeltuch überzogene Kiste selbst nicht groß ist. Endlich ist jedem Mann noch ein kleines Kästchen von 36 Centimeter Länge, 24 Centimeter Breite und ebensoviel Höhe bewilligt, in dem er zerbrechliche oder besonders wertgeschätzte Sachen, wie Briefschaften, Uhr u. s. w. verwahren kann, ein zwar spärlich bemessener Raum, aber so groß, als dies überhaupt die Verhältnisse an Bord gestatten. Die Kleiderkisten werden in Gestellen im Zwischendeck, dort, wo sie die Verbindung am wenigsten behindern, und in der Nähe der Backen untergebracht, an denen die Betreffenden essen. Back hat an Bord verschiedene Be-

deutungen. Einmal benennt man damit eine Art Halbdeck, das sich auf manchen Schiffen vorn im Bug befindet, um bei hoher Verschanzung die Vordersegel besser bedienen zu können oder auch leichte Geschütze darauf zu stellen; dann heißen die flachen Holzgefäße Backen, in denen das Essen für die Mannschaft aufgetragen wird, und endlich auch die Hängetische, von denen hier die Rede ist. An einer jeden solchen Back essen acht bis zehn Mann, aber sie werden nur während der Tischzeit aufgeschlagen. Sonst befestigt man sie unmittelbar unter dem Zwischendecksbalken, um die freie Bewegung nicht zu stören. Dasselbe geschieht mit den Bänken, auf denen die Leute bei Tisch sitzen. Bei einzelnen Nationen haben die Matrosen keine Backen und Bänke, wie z. B. in der nordamerikanischen Marine. Dort wird für jede Backschaft (Tischgesellschaft) ein Stück gestrichenes Segeltuch auf dem Deck ausgebreitet, das als Tisch dient. Diese Einrichtung macht das Zwischendeck klarer, spart eine Menge Material und die zum Reinigen erforderliche Zeit, indessen wiegen diese Vorteile doch nicht die Bequemlichkeit auf, welche Tische und Bänke beim Essen gewähren, und die den mit Entbehrungen aller Art so reich bedachten Matrosen wohl zu gönnen ist.


Die Kleiderkisten im Zwischendeck.

Im hinteren Teil des Zwischendecks befinden sich zu beiden Seiten an Bord die Kammern der Offiziere, Beamten und Deckoffiziere, die im Durchschnitt bei zwei Meter Höhe ebensoviel Länge und Breite haben, durch ein rundes oder viereckiges Fenster von dickem Glase, das sogenannte Ochsenauge, in der Bordwand spärlich erhellt werden, und natürlich keine großen Bequemlichkeiten bieten können ebensowenig wie der Speise- und Wohnraum der Deckoffiziere, die Kadetten- und Deckoffiziersmesse, deren Abmessungen auf das äußerste beschränkt werden müssen.

Die Offiziersmesse bildet den hinteren Abschluß des Zwischendecks. Ein Tisch, die nötige Zahl Stühle und ein Büffett sind das ganze Mobiliar dieses Raumes, der durch einfallende Lichter vom Oberdeck erhellt wird.

Die Kajütte des Kommandanten befindet sich auf ungepanzerten und auf den meisten Panzerschiffen hinten in der Batterie, besteht aber nur aus losen Wänden, und sie wird auf Batterieschiffen mit ihrem ganzen Inhalt fortgeräumt, wenn das Schiff fertig zum Gefecht gemacht wird, um einen freien Raum für die

Bewegungen der Geschütze zu schaffen, denn die Kajüttenfenster sind gleichzeitig Kanonenpforten, wenigstens auf den Schulschiffen und teilweise auch auf den größeren Panzerschiffen. Auf den neuesten Panzern nehmen die drei Geschütztürme in den unteren Räumen soviel Platz fort, daß für Offiziere und Mannschaften als Unterkunftsräume, eigene über das Oberdeck hinausragende Stahlhäuser haben gebaut werden müssen.

Hiermit ist dem Leser das Wesentliche des Baues und der Ausrüstung eines Kriegsschiffes insoweit gegeben, um sich eine richtige Vorstellung davon machen zu können.

Es bleibt nun noch übrig, einen Blick auf die Bemannung zu werfen, deren eine Flotte bedarf, um das kostbare Material in geeigneter Weise zum Nutzen des Vaterlandes zu verwerten.

Die Bemannung.

Die Bemannung.



Soll eine Flotte ihre Zwecke erfüllen und nicht nur eine den Staatssäckel beschwerende Last sein, so muß sie vor allen Dingen eine Bemannung besitzen, die es versteht, die toten Körper der Schiffe zu beseelen, sie richtig zu verwenden und sie aus dem Kampfe gegen den Feind und die Elemente siegreich hervorgehen zu lassen.

Sowie es kriegerische Nationen gibt, von denen jeder einzelne zum Soldaten geboren ist, während andern die dazu erforderlichen Eigenschaften wieder gänzlich mangeln, so finden wir auch Völker, welche nie lernen, sich auf der See heimisch zu fühlen, während andere geborene Seeleute sind.

Versuchen erstere Schiffahrt zu treiben, so bleibt dies immer ein künstliches Werk, das zu keinem guten Gedeihen gelangt. Zwang und langjährige Gewohnheit mögen solchen Schiffsmannschaften einen seemännischen Anstrich verleihen, aber dieser ist stets nur äußerlich. Die Seemannschaft wächst bei ihnen nicht von innen heraus, sondern ist nur wie ein Rock überzogen.

So lange das Schiff im Hafen liegt und in See gutes Wetter ist, geht alles seinen gewohnten Gang, und man bemerkt den Mangel kaum. Treten jedoch außergewöhnliche Umstände ein, erfordert ein schwieriger Fall die Entwickelung aller jener inneren Hilfsquellen, denen ein vollständiges Verwachsen und Vertrautsein mit den Verhältnissen an Bord und mit den Elementen zu Grunde liegen muß,

handelt es sich darum, in Sturm und Nacht mit Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte plötzlichen Gefahren vorzubeugen oder die bereits eingetretenen durch schnelles zweckmäßiges Handeln möglichst zu verringern — dann zeigt sich der seemännische Wert oder Unwert des Betreffenden in seinem wahren Lichte. Die einen schauen mit Ruhe der Gefahr in das Auge; das Brausen der See, das Heulen des Sturmes und die furchtbaren Schwankungen des Schiffes schrecken sie nicht. Solange Menschen etwas vermögen, bieten sie alles auf, um selbstdenkend und mit vereinten Kräften das Richtige im geeigneten Augenblicke zu thun. Unter ihren Händen wird die starre Masse des Schiffes zu einem lebendigen Wesen, das mit ihnen die Not des Augenblicks zu fühlen scheint, willig seinen Leitern zu Hilfe kommt.

Schiff und Mannschaft verschmelzen zu einem von einheitlichem Willen gelenkten Ganzen, das dann mit ebensoviel Kühnheit als bewunderungswürdigem Geschick der drohenden Gefahr die Stirn bietet und in den bei weitem meisten Fällen ihr glücklich entgeht.

Ohne eine solche Seele dagegen, d. h. ohne eine echt seemännische Besatzung, treibt es, ein Spielball des Sturmes und der Wogen, hilflos als träge Masse auf dem Ocean. Den Mannschaften fehlt das Vertrauen zu sich selbst und ihren fachlichen Leistungen; sie sehen nur das Drohende ihrer Lage und finden in sich nicht die Hilfsmittel, um demselben zu entgehen. Der Schrecken lähmt ihre Kraft; Mannszucht und einheitlicher Befehl hören auf, und wenn das Schiff gerettet wird, so ist es ein Werk des Zufalls.

Es wäre daher vollständig unrichtig von Deutschland gehandelt, mit dem Aufwande Hunderter von Millionen eine seiner Größe und politischen Bedeutung entsprechende Flotte geschaffen zu haben und zu erhalten, wenn nicht die Gewißheit vorläge, daß unser Volk wirklich ein Seevolk ist; denn sonst wären alle jene schweren Summen in das Wasser geworfen. Träte dann einst eine kriegerische Entscheidung zur See an uns heran, so würde es unserer Flotte ergehen wie der russischen im Krimkriege oder der französischen von 1789 bis 1815, d. h. wir müßten unsere Schiffe verbrennen und versenken, um sie den Feinden nicht in die Hände fallen zu lassen, oder wir würden stets geschlagen werden.

Dergleichen haben wir jedoch nicht zu fürchten. Die germanische Rasse fühlt sich ebenso heimisch auf dem Meere wie auf dem Lande, wie dies schon eingangs in dem geschichtlichen Rückblicke dargelegt ist, und in dieser Beziehung dürfen wir deshalb unserer Flotte eine ehrenvolle Zukunft prophezeien.

Im Inlande ist man allgemein der Ansicht, daß die englischen Seeleute allen andern überlegen sind, thut damit aber den Deutschen Unrecht. Diese stehen ihnen mindestens gleich an fachlicher Tüchtigkeit und überragen sie an Verstand, Arbeitswilligkeit, Zuverlässigkeit und Nüchternheit, eine Thatsache, die bei allen seefahrenden Völkern anerkannt wird, denn deutsche Seeleute sind überall willkommen und werden in England selbst den eigenen Landsleuten vorgezogen.

Vielfach ist auch in Zweifel gezogen, ob Deutschland die nötige Zahl an Seeleuten zur Bemannung einer größeren Flotte habe, aber diese Besorgnis ist gänzlich unbegründet. Das Deutsche Reich besitzt deren 40—45000, die auf

Landesschiffen fahren. Dazu treten noch 10000, welche auf fremden Flotten dienen, ein Überschuß, der den notwendigen seemännischen Teil der Besatzung unserer Marine deckt.

Unsere Küstenbevölkerung allein reicht freilich seit längerer Zeit nicht mehr für den Bedarf aus; seitdem aber Deutschland in den letzten fünfzig Jahren überhaupt zu einem neuen politischen Leben erwacht, sich seiner Macht und Stärke bewußt worden ist, und infolge davon auch unsere Handelsmarine einen so mächtigen Aufschwung genommen hat, stellt das Inland die fehlenden Mannschaften in mehr als ausreichender Weise. Die Marine selbst liefert den besten Beweis für den seemännischen Beruf der deutschen Nation. So jung sie ist, hat sie überall,



auf ihren friedlichen Sendungen wie im Gefecht, gezeigt, daß ihre Besatzungen denen aller andern Flotten ebenbürtig sind, aber ein großer Teil derselben stammt aus dem Inlande. Nachdem unsern Kriegsschiffen die Takelage genommen ist, bedürfen dieselben überhaupt nicht mehr so viel tüchtige und langjährig geschulte Seeleute, wie zur Zeit der Schiffe mit Takelage, sondern wenig mehr als ein Viertel der Besatzung. Diese sind, wie man zu sagen pflegt, die eigentlichen „Macher", d. h. die Hauptnummern bei den Geschützen, Signalgäste, die das Steuerruder bedienenden Leute 2c.

Die übrigen stellen „Kraft" dar, und sie lassen sich in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit so weit ausbilden, um die ihnen zufallenden Obliegenheiten voll

zu erfüllen, können also aus der Landbevölkerung entnommen werden, wenn nicht genug Seedienstpflichtige, d. h. solche Mannschaften, welche wenigstens ein Jahr zur See gefahren haben, und Reserven vorhanden sind.

Von den Seeleuten, welche gegenwärtig die Bemannung unserer Flotte ausmachen, gehören mehr als die Hälfte und von dem Offiziercorps $^4/_5$ nicht den Küstenstrichen an, und merkwürdigerweise liefern gerade die dem Meere am fernsten gelegenen Provinzen, wie Schlesien und Sachsen, verhältnismäßig viel Seeleute.

Ebenso erhalten Bremen und Hamburg, namentlich ersteres, ihre Matrosen zu einem großen Teile aus dem Inlande.

Wenn diese jungen Leute, die nie zuvor ein Schiff oder die See gesehen, an Bord kommen, so ist ihr erstes Gefühl fast immer das der bittersten Enttäuschung. Alles finden sie so ganz anders wie sie gedacht. Harte Arbeit, steter Zwang und Entbehrungen jeder Art harren ihrer, und der letzte Rest der poetischen Anschauungen, die sie gewöhnlich aus Coopers und Marryats Seeromanen mitbringen, wird auf grausame Weise durch die Seekrankheit und andere mit dem Beginn der seemännischen Laufbahn verknüpfte Unannehmlichkeiten zerstört.

Dennoch scheint ein geheimnisvolles Band sie an das wilde Element zu fesseln, wenn sie einmal den schwankenden Boden betreten haben. Mutig kämpfen sie sich durch die Schwierigkeiten, willig ertragen sie die ungewohnten Anstrengungen, und wenn ihnen nur erst die „Seebeine“ gewachsen sind und sie gelernt haben, sich sicher auf den Füßen zu fühlen, dann sind bald alle Enttäuschungen vergessen, und die See wird von Tag zu Tage mehr ihre Heimat.

Die seemännische Laufbahn ist eine vorzugsweise praktische. Man kann die Seemannschaft nicht aus Büchern erlernen, sondern muß sie sich auf praktische Weise und durch langjährige Erfahrungen aneignen. Wenn sich auch für einzelne Fälle Regeln aufstellen lassen, so ist der Seemann in den bei weitem meisten Vorkommnissen auf seine eigenen Hilfsquellen und darauf angewiesen, mit den geringen ihm zu Gebote stehenden Mitteln viel zu leisten.

Dies gilt sowohl für den Befehlshaber der Schiffe und die wachehabenden Offiziere, als auch für die Matrosen. Geschieht z. B. bei Nacht im Sturm, der das Verstehen des Kommandos unmöglich macht, irgend etwas in den Toppen, bricht eine Stenge, Raa oder dergleichen, so kann der betreffende Offizier die Matrosen wohl nach oben schicken, um den Schaden möglichst auszubessern, aber wie sie dies machen sollen, kann er ihnen in den seltensten Fällen sagen. Die Dunkelheit verhindert ihn, den Umfang und die besonderen Umstände des Unfalles zu übersehen, und er hat außerdem noch auf andere wichtigere Dinge auf dem Deck zu achten. Deshalb muß er die Ausführung des Befehles den Unteroffizieren und Matrosen überlassen; diese müssen demgemäß ebenfalls seemännisch ausgebildet sein und nicht allein dort oben bei den furchtbaren Schwankungen des Schiffes sich auf sicherem Boden fühlen, sondern im stande sein, ihren Auftrag in kürzester und praktischster Weise auszuführen.

Daraus geht schon hervor, daß die Lehrzeit des Seemannes eine verhältnismäßig lange ist. Um den mannigfaltigen Anforderungen zu genügen, welche die

Ausübung seines schweren Berufes an ihn stellt, bedarf er vieljähriger und vielseitiger Erfahrung und nicht allein seemännischer Art. Die künstliche Zusammensetzung seines Schiffes, bei der so vielerlei Gewerbe in Frage kommen, macht es nötig, daß er auch diese bis zu einem gewissen Grade kennt. Wird z. B. sein Schiff im Auslande, wo technische Hilfsmittel mangeln, einer größeren Ausbesserung unterworfen, so genügt eigentliche seemännische Fachbildung nicht. Der Schiffsführer muß dabei ebensowohl die guten und schlechten Eigenschaften des zur Verwendung kommenden Holzes, Eisens oder Stahls, wie auch dessen Bearbeitung und passende Zusammenfügung kennen. Er muß ferner verstehen, die zum Schiffbau erforderlichen Metalle zu beurteilen und, ist sein Fahrzeug ein Dampfer, soviel vom Dampfmaschinenwesen wissen, um von dem ihm untergeordneten Maschinisten nicht gänzlich abhängig zu sein.

An Marineoffiziere werden diese Forderungen natürlich in noch viel höherem Grade gestellt, als an Führer und Steuerleute der Handelsschiffe.

Der Zweck der Handelsmarine ist lediglich die Vermittelung des Handels und Verkehrs. Es liegt natürlich im Vorteil der Reeder, ihre Schiffe so schnell und sicher wie möglich über See zu senden, aber zu diesen Zwecken reicht eine vorzugsweise praktische Ausbildung der Besatzung aus.

Die Aufgabe der Kriegsmarine dagegen ist eine andere und höhere. Im Vordergrunde steht dabei der Schutz des Seehandels, aber derselbe soll nicht nur gegen menschliche Feinde, sondern auch indirekt gegen die Elemente gerichtet sein. Die Auffindung der kürzesten und sichersten Meeresstraßen, die Herstellung genauer Seekarten, die Nutzbarmachung meteorologischer Gesetze und Erscheinungen für die Handelsschiffahrt — das sind ebenfalls Zwecke der Marine, und durch solche Arbeiten hat sie einen andern Hauptteil ihrer Aufgabe, die Förderung der Seesachen des Landes, zu erfüllen.

Dafür genügt aber eine praktische Fachbildung der Offiziere nicht allein. Tieferes Wissen muß mit ihr Hand in Hand gehen, und um sich dies in dem erforderlichen Maße aneignen zu können, muß vom angehenden Seeoffizier eine weit höhere Vorbildung beansprucht werden und auch der Gang seiner späteren Ausbildung ein ganz anderer sein, als bei den Seeleuten der Handelsmarine. Während in letzterer diejenigen jungen Leute, welche nach einer Führerstelle streben, zunächst eine fünf- bis sechsjährige rein praktische Schule als Schiffsjunge und Matrose durchmachen, dann die Steuermanns- resp. Schifferschule besuchen, um die Berechnung der zur Schiffsführung nötigen Aufgaben zu erlernen, und nach bestandener Prüfung als Steuerleute fahren, bis sie von einem Reeder als Kapitän erwählt werden, ist nur die mit dem Deckoffizier abschließende Laufbahn der Marine diesem Gange ähnlich. Für die Offizierslaufbahn ist letzterer jedoch ein verschiedener, und junge Leute können nur durch das Kadettencorps in sie eintreten.

Für den Eintritt in diese Anstalt ist als Bedingung gestellt, daß die Betreffenden das Zeugnis der Reife für die Prima eines Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung haben, noch nicht achtzehn Jahre alt sind und sich einer Eintrittsprüfung unterwerfen. Abiturienten dieser Anstalten können bis zum noch nicht vollendeten neunzehnten Lebensjahre eintreten.

Alle näheren Angaben über diese Bedingungen finden sich in der im Anhange mitgeteilten Allerhöchsten Verordnung über die Ergänzung des Seeoffiziercorps von 1893.

Der deutschen Marine gebührt das Verdienst, in Bezug auf die Heranbildung der Seeoffiziere zuerst mit falschen, wenn auch fast allgemein für richtig gehaltenen Prinzipien gebrochen und den Weg eingeschlagen zu haben, auf dem es allein möglich ist, ein Seeoffiziercorps zu erziehen, das den Anforderungen der Neuzeit nach jeder Richtung entsprechen kann und mit den Armeeoffizieren in wissenschaftlicher Beziehung auf gleicher Stufe steht.

Früher, und bei mehreren seefahrenden Nationen auch noch jetzt, galt als Grundsatz, daß ein Seemann, um später etwas Tüchtiges in seinem Fache zu leisten, sich nicht früh genug seinem Berufe widmen könne, und man hat ersteren auch auf die Erziehung der Kadetten übertragen, indem man das Alter für den Eintritt der jungen Leute auf dreizehn bis vierzehn Jahre festsetzte. Wenn man, wie dies in früheren Jahren geschehen konnte, an einen Seeoffizier fast nur praktische Anforderungen stellt und tieferes Wissen auf ein notdürftiges Maß beschränkt, so mag jener Grundsatz eine gewisse Berechtigung haben. Das Seeleben ist sehr verschieden vom Landleben, voller Mühe und Entbehrungen, reich an ernsten und trüben Erfahrungen, und seine Schattenseiten überwiegen weit die versöhnenden Lichtpunkte. Es gehört eine lange Gewöhnung dazu, um es so lieb zu gewinnen, daß man sich an Bord ganz heimisch fühlt, und man glaubte dies Ziel um so sicherer zu erreichen, wenn man die Knaben so früh wie möglich einstellte.

In neuerer Zeit haben sich jedoch die an den Seeoffizier gestellten Anforderungen bedeutend gesteigert. Die Praxis ist zwar immer noch eine Hauptsache geblieben, aber neben ihr hat die Theorie und mit ihr die allgemeine wissenschaftliche Bildung gleiche Berechtigung erlangt, da diese die Vorbedingung für das Verständnis der ersteren ist.

Die Verhältnisse an Bord gestatten nicht, aus dem Schiffe eine Lehranstalt zu machen, welche den jungen Leuten eine allgemeine Bildung gibt, wie ein Gymnasium oder eine höhere Realschule. Es ist dies auch gar nicht Sache der Marine. Diese hat vielmehr ihr Augenmerk nur darauf zu richten, daß die Kadetten eine entsprechende Ausbildung in ihren Berufswissenschaften erhalten, deren Bewältigung ohnehin schon alle verfügbare Zeit mehr als beansprucht.

Die allgemeine Bildung, welcher der angehende Seeoffizier für seine zukünftige Lebensstellung sowie zum Verständnis seiner Fachwissenschaften bedarf, muß daher vorausgesetzt werden, wenn der Kadett in die Marine eintritt. Besitzt er diese nicht, so leidet seine Zukunft darunter, und seine Erziehung ist kaum vor Einseitigkeit und Halbheit zu schützen.

Ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, der kaum die Quarta eines Gymnasiums hinter sich und in den verschiedenen Lehrgegenständen nur die ersten Anfangsgründe erfaßt hat, kommt an Bord. Das Leben ist ihm durchaus neu; er hat in praktischer Beziehung soviel zu lernen, an so vieles sich zu gewöhnen, daß ihm nur wenige Stunden theoretischen Unterrichtes täglich zugemutet werden dürfen, und diese müssen sich natürlich auf sein Fach beziehen. Sich allgemein

wissenschaftlich fortzubilden, dazu fehlt ihm die Grundlage, die Reife des Verstandes, sowie Zeit und Gelegenheit. Der Dienst, die beschränkten Räumlichkeiten, Witterungs- und andere Verhältnisse an Bord eines Schiffes machen ein ungestörtes Lernen sehr schwer, und es gehört ein fester Charakter dazu, um solche Schwierigkeiten zu überwinden. Dieser kann jedoch bei dreizehn- bis vierzehnjährigen Knaben nicht vorausgesetzt werden.

Die allgemein wissenschaftliche Bildung ist also mit der Einschiffung gewissermaßen abgeschlossen. Der Geist wird zwar durch das Seeleben, durch Reisen und Schauen in anderer Weise wieder entschädigt; er gewinnt ein freieres Urteil und bildet sich umfassender, aber der wissenschaftliche Grund fehlt einmal, und dieser Mangel kann im allgemeinen nur übel auf das ganze Leben einwirken.

Bei dem siebzehn- bis neunzehnjährigen jungen Manne ist dagegen Körper und Geist hinlänglich ausgebildet, um den Strapazen des Seelebens gewachsen zu sein, während beide noch Biegsamkeit genug besitzen, um sich in die abweichenden Formen des neuen Berufes mit Leichtigkeit zu finden. Die poetischen Anschauungen des Jünglingsalters werden viele scharfe Spitzen des Seelebens abstumpfen und dem jungen Manne unverwundet darüber forthelfen.

Sein gereifter Verstand läßt ihn das Wissenswerte seines Faches viel eher begreifen und fassen, und er wird in dem ersten Jahre seiner Kadettenschaft mehr davon lernen als der unentwickelte Knabe in zwei bis drei. Endlich ist es aber auch von großer Wichtigkeit, daß der Kadett sobald als möglich sich dem Matrosen als wirklicher Vorgesetzter zeigen kann, d. h. er muß ihm sowohl geistig als fachlich überlegen sein, und dies wird der durchschnittlich achtzehnjährige junge Mann um Jahre früher erreichen als der vierzehnjährige Knabe, der den nicht wie Maschinen gehorchenden, sondern durch ihren Beruf an Selbstdenken gewöhnten Matrosen gegenüber sehr lange eine höchst schwierige und unangenehme Stellung einnimmt.

Bei dieser Gelegenheit mag es am Orte sein, den Eltern, deren Söhne Seeoffiziere werden wollen, sowie diesen selbst einen ernsten Rat zu erteilen. Es ist eine thatsächliche Erfahrung, daß der seemännische Beruf von vielen jungen Leuten gewählt wird, die sich körperlich oder geistig nicht dazu eignen, und daß sich dies oft nicht sofort, sondern erst im Verlauf der ersten zwei bis drei Jahre herausstellt. Man kann rechnen, daß dies bei fast einem Dritteil der Eingetretenen zutrifft. Wenn diese jungen Menschen nun nicht eine solche wissenschaftliche Grundlage mitgebracht haben, mit der sie ohne weiteres ein anderes Fach ergreifen können, so sind sie sehr schlimm daran. Sie haben zwei bis drei Jahre ihres Lebens gänzlich verloren. Ist ersteres jedoch der Fall, so liegt ihre Zukunft bedeutend günstiger. Sie haben durch ihre seemännische Laufbahn nichts eingebüßt, sondern an Umsicht, Lebenserfahrung nur gewonnen, und dies kommt ihnen in ihrem späteren Berufe zu gute. Es ist daher nicht genug zu empfehlen, daß die jungen Leute, welche Seekadett werden wollen, zunächst einen sicheren Abschluß ihrer allgemein wissenschaftlichen Bildung erstreben, d. h. daß sie vor dem Eintritte in die Marine die Abiturientenprüfung auf einem Gymnasium oder einer Realschule I. Ordnung ablegen.

Sie haben dadurch nicht nur gleich den Vorteil, daß sie bei gut bestandenem Examen von der Eintrittsprüfung befreit sind, sondern sie sind, was sehr wichtig ist, auch in der Lage, auf Grund der bestandenen Abiturientenprüfung ohne weiteres einen andern Beruf ergreifen zu können, wenn sie sich aus diesen oder jenen Ursachen für die seemännische Laufbahn ungeeignet erweisen.

Nur mache ich darauf aufmerksam, daß in beiden Fällen das 19. Lebensjahr nicht überschritten sein darf. Ausnahmen werden fortan nicht mehr gemacht. Solchen jungen Leuten, die diese Bedingung nicht erfüllen können, bleibt deshalb, wenn sie trotzdem zur See wollen, nur übrig, sich mit dem Zeugnis der Reife für die Oberprima zu begnügen, vorausgesetzt, daß sie noch nicht 18 Jahre alt sind.

Der weitere Verlauf der Kadettenausbildung bis zur Beförderung zum Unterlieutenant zur See ist aus den im Anhange beigefügten Bestimmungen über die Ergänzung des Seeoffiziercorps zu ersehen.

Die Beförderung zum Lieutenant zur See (Rang des Premierlieutenants der Landarmee) setzt eine fünfjährige Seefahrtszeit voraus.

Die nächste Stufe ist der Kapitänlieutenant mit Hauptmannsrang. Sie erfordert eine mehrjährige Seefahrtszeit als Lieutenant. Um zum Korvettenkapitän mit Majors- und später mit Oberstlieutenantsrang vorzurücken, muß der Kapitänlieutenant ein Jahr lang erster Offizier gewesen sein, dessen Stellung in ihrem Wesen viel Ähnlichkeit mit der eines Kompagniechefs hat.


Admiral in Gala. Korvettenkapitän zur Parade.

Die folgende Stufe, der Kapitän zur See mit dem Range eines Regimentskommandeurs, bedingt eine zweijährige Fahrzeit als Schiffskommandant. Die folgende des Konteradmiral — Generalmajor — erfordert, daß der Kapitän zur See als Geschwaderchef fungiert habe, und die beiden andern Stufen, Viceadmiral — Generallieutenant — und Admiral — kommandierender General — werden durch Dienstalter erreicht.

Die seemännische untere Laufbahn beginnt mit dem Schiffsjungen und endigt mit dem Deckoffizier, einer Stufe, die hinter dem Unterlieutenant, aber vor dem Feldwebel der Landarmee kommt, mit welchem letzteren sie jedoch die gesellschaftliche Stellung teilt.

Außerdem kann diese Stufe durch Mannschaften, welche entweder als Ersatz ausgehoben sind, oder als Freiwillige eintreten, erreicht werden, wenn diese nach ihrer vollendeten Dienstpflicht weiter dienen und sich als geeignet erweisen.

Das Schiffsjungeninstitut, das vor allem die Gewinnung guter Unteroffiziere im Auge hat, besteht seit dem Jahre 1850 und hat sich im Laufe der Zeit mit dem Wachstum der Marine bedeutend erweitert.



Ich habe bereits bemerkt, daß ein Kriegsschiff ohne eine tüchtige seemännische Besatzung ein Körper ohne Seele ist. Unsere Handelsmarine könnte nun wohl diese Besatzungen liefern, allein einmal gebieten volkswirtschaftliche Rücksichten, ersterer so wenig Matrosen als möglich zu entziehen, wenn man nicht das Emporblühen der Schiffahrt, eine Hauptquelle der Volkswohlfahrt und Steuerkraft, beeinträchtigen will, und sodann zwingen die eigentümlichen Verhältnisse des Seewesens die Marine, sich hinsichtlich der Mannschaft in einem gewissen Grade unabhängig von der Handelsmarine zu machen.

Wenn eine Mobilmachung des Landheeres befohlen wird, so sind die Reserven, die Landwehren und Beurlaubten im Lande. Die Gestellungsorder erreicht sie im ganzen Reiche in ungefähr achtundvierzig Stunden, und nach spätestens vierzehn Tagen ist die Armee fertig, um gegen den Feind zu gehen. Ganz anders verhält es sich dagegen mit der Marine, deren Schiffe wegen ihrer großen Kosten im Frieden höchstens zum halben Teile in Dienst gehalten werden können, und zu deren Mobilmachung verhältnismäßig sehr viele Reserven eingezogen werden müssen. Für die Größe der deutschen Flotte, wie sie jetzt ist, bedürfen wir etwa einundzwanzigtausend Seeleute, während zwölftausend ungefähr sich im aktiven Dienste befinden. Bei der Schnelligkeit, mit welcher in der Jetztzeit Kriege erklärt werden, kann aber sehr leicht der Fall eintreten, daß von den neuntausend Reservisten und Seewehren kaum zweitausend erreichbar sind. Gegenwärtig z. B. befinden sich viele deutsche Handelsschiffe in den ostasiatischen Gewässern, deren Besatzungen mindestens ein- bis zweitausend Mann betragen. Nahe an fünfhundert Schiffe fahren auf der andern Seite des Äquators, Hunderte befinden sich in Westindien, Nordamerika, im Mittelmeer und andern Punkten, von denen sie bei ausbrechendem Kriege nicht in die Heimat zurückkehren können.

Die Marine würde deshalb in eine sehr schlimme Lage geraten, wenn sie sich allein auf ihre Reserven und Seewehren verlassen wollte. Sie greift für solche Fälle deshalb auf die Seedienstpflichtigen zurück, d. h. auf solche Mannschaften, welche mindestens ein Jahr zur See gefahren haben und zur Verfügung der Ersatzbehörden stehen. Man kann rechnen, daß im schlimmsten Falle bei einer Mobilmachung der Flotte sich immer ein Sechsteil der heimischen Handels-

schiffe in vaterländischen Häfen befindet, und da Deutschland fünfundvierzigtausend Seeleute zählt, so wird nicht nur die nötige Zahl der Matrosen zu haben, sondern noch ein Überschuß vorhanden sein. Indessen diese Leute sind Rekruten, und wenn auch seemännisch, so doch nicht militärisch ausgebildet. Sie sind für das Gefecht nur zu verwenden, wenn sie sich um einen Kern vollständig durchgebildeter Marine-Stammmannschaften scharen können, von denen gleichzeitig diejenigen Stellungen eingenommen werden, auf die es hauptsächlich im Kampfe ankommt. Dahin gehören vor allen Dingen die Unteroffiziere, die Geschützführer, die Hauptnummern der Geschützbedienungen, die Leute für den Dienst am Ruder ꝛc.

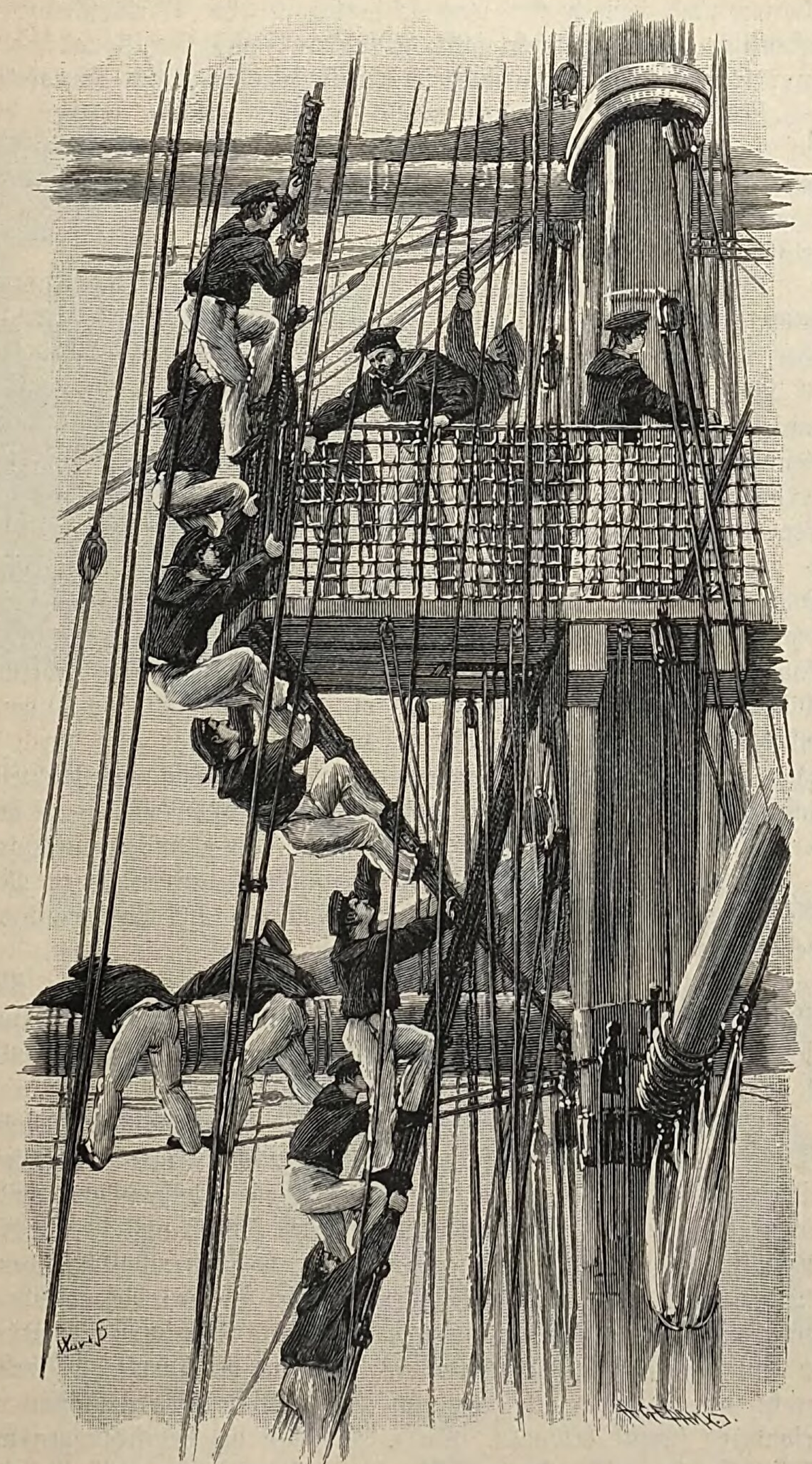
Sind dies gediente und in der Marine groß gewordene Seeleute, so kann der Rest der Besatzung immer aus Rekruten bestehen. Wenn sie nur Seeleute sind, lassen sie sich in wenigen Wochen so weit schulen, um im Gefechte vollständig ihre Schuldigkeit zu thun. Thatsächlich traten diese Verhältnisse z. B. im dänischen Kriege ein. Drei Vierteile der seemännischen Besatzung von „Arkona“, „Nymphe“ und „Lorelei“ waren Rekruten und dienten noch nicht vier Wochen, als Kapitän Jachmann mit ihnen in das Gefecht von Jasmund zog. Die notwendigsten Eigenschaften der Kriegsschiffmatrosen, die Seemannschaft und Mannszucht, letztere wenigstens in gewissem Grade, bringt der Kauffahrteimatrose bereits mit; er hat also hauptsächlich nur das Geschützexercitium zu erlernen, um für das Gefecht brauchbar zu sein, und dies läßt sich in acht Tagen, soweit es nicht die Hauptnummern betrifft, sehr gut thun, da es für sie neben Seegewohnheit und Schiffskenntnis fast nur auf Kraftleistung ankommt.

Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß Seeleute der Handelsmarine höchst ungern auf der Kriegsflotte dienen, und wenn dieser Widerwille wegen der allgemeinen Wehrpflicht bei uns auch weniger offenkundig auftritt, als z. B. in England, wo die Flottenbemannungsfrage stets die größten Schwierigkeiten macht, so ist er nichtsdestoweniger auch bei uns vorhanden.

Obwohl der Handelsmatrose viel mehr arbeiten muß, schlechteres Essen bekommt und nur etwas besser bezahlt wird als der Kriegsschiffmatrose, bildet er sich ein, mehr Freiheit zu haben als dieser und sein eigener Herr zu sein, während er jenen als Sklaven betrachtet. Das ist nun freilich nur Einbildung, und der Kriegsschiffmatrose ist in jeder Beziehung besser daran, mit der einzigen Ausnahme, daß er etwas weniger Geld erhält (wiewohl sich dies Mißverhältnis durch die jährlich wachsende Kapitulanten-, Seefahrts- ꝛc. Zulagen bald ganz ausgleicht) und nach zurückgelegter Reise nicht beliebig sich ein anderes Schiff suchen kann; aber das Vorurteil ist einmal da. Infolgedessen darf auf Ergänzung der Stammmannschaften durch Kapitulanten aus der Handelsmarine wenig gerechnet werden. Kann man sich deshalb nicht dazu entschließen, diese Abneigung durch höhere Löhnung, besonders aber durch die Zusicherung einer auskömmlichen Zukunft, sei dies in Form einer ausreichenden Pension oder anderweitig auszugleichen, was freilich in nicht zu ferner Zeit doch wird geschehen müssen, so muß die Flotte sich ihren Stamm an Matrosen und Unteroffizieren selbst erziehen, und dies ist der Zweck des Schiffsjungeninstituts.

Knaben von durchschnittlich sechzehn Jahren, die aber noch nicht achtzehn Jahre alt sein dürfen, von gesundem Körperbau und mit den ihrem Alter entsprechenden bürgerlichen Schulkenntnissen werden in dasselbe aufgenommen und verpflichten sich durch ihren Eintritt zu einer neunjährigen Dienstzeit, einschließlich ihrer dreijährigen gesetzlichen Dienstpflicht, in der Marine. Als Gegenleistung übernimmt letztere ihre vollständige Erziehung und Unterhaltung, so daß die Eltern jeder ferneren Sorge für ihre Kinder überhoben sind.

Da die fachliche Tüchtigkeit der Stammmann=



„Entert auf!"

schaften nach dem weiter oben Gesagten für die Wirksamkeit der Flotte außerordentlich in das Gewicht fällt, so wird auf ihre Erziehung und die Entwickelung ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften die größte Sorgfalt verwandt.

Nach ihrer Einstellung, welche im April erfolgt, werden die Schiffsjungen auf einem der Schiffsjungen-Schulschiffe eingeschifft und verweilen auf demselben sechs Monate bis zum nächsten Oktober, während welcher Zeit die Schiffe anfänglich im Kieler Hafen liegen und dann in der Ostsee kreuzen, um die Jungen praktisch für ihr Fach vorzubilden.

Bis vor kurzem wurden sie dann im Oktober ausgeschifft und siedelten während des Winters in die Schiffsjungen-Kaserne nach Friedrichsort bei Kiel über, wo sie teils durch Offiziere, teils durch Civillehrer theoretischen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte, Seemannschaft, Artillerie und Dienstkenntnis erhielten, außerdem aber infanteristisch mit Gewehr und am Geschütz ausgebildet wurden. Jetzt ist jedoch darin eine Änderung getroffen und sie bleiben auch während des Winters an Bord ihres Schiffes, um in wärmere Gegenden zu gehen und noch ein zweites Jahr auf demselben zu verbleiben, wobei sie neben der praktischen Ausbildung auch theoretischen Unterricht erhalten. Es ist dies eine nur gut zu heißende Änderung. Bei Matrosen und Unteroffizieren kommt es vor allen Dingen auf praktische Tüchtigkeit an, die sich nur durch stetes Anbordsein erreichen läßt. Wenn der Betreffende lesen, schreiben und rechnen kann, so ist es gut, weiter braucht er theoretisch nichts zu wissen. Bisher wurde auf den theoretischen Unterricht zu viel Wert gelegt und durch den sechsmonatlichen Schulunterricht am Lande die praktische Ausbildung nachteilig unterbrochen. Fast alle Jungen bringen soviel Lesen, Schreiben und Rechnen, wie sie gebrauchen, aus der Schule mit und etwaige nötige Nachhilfe kann ebensogut an Bord erteilt werden.

Nach Beendigung des zweiten Dienstjahres werden sie zu Matrosen ernannt. Die weitere Beförderung ist von der Führung und Erfüllung der gesetzmäßigen Bedingungen über Seefahrtzeit abhängig.

Um Unteroffizier zu werden, müssen sie zweiundsiebzig Monate zur See gefahren haben. Das übrige über die Einstellung von Schiffsjungen ergibt sich aus den im Anhange beigefügten „Nachrichten über den freiwilligen Eintritt in die Schiffsjungenabteilung der Kaiserlichen Marine".

Offiziere und Unteroffiziere werden für die Schulschiffe besonders ausgesucht, da nicht jeder derselben für die Erziehung solcher Knaben geeignet ist, mag er in seinem Fache auch noch so tüchtig sein. Für Kommandant und ersten Offizier dauert ein solch Kommando gewöhnlich zwei Jahre, und sie werden nie gleichzeitig abgelöst, damit das einmal angenommene System möglichst wenig Veränderung erleidet, was durch den zugleich erfolgenden Wechsel dieser beiden leitenden Persönlichkeiten leicht eintreten könnte. Die äußere Erziehung ist natürlich von Anfang an eine durchaus seemännisch-militärische, und der Dienst an Bord der Schulschiffe weicht nur insofern von dem auf den wirklichen Kriegsschiffen ab, als dies die besonderen Zwecke bedingen. So z. B. haben die Schiffsjungen nur acht Stunden täglich Wache, während den Matrosen zwölf zufallen, weil ein jugendlicher Körper ohne die gehörige Nachtruhe nicht ordentlich gedeiht.

Ebenso ist die Zeit der anstrengenden Segel- und Geschützexercitien auf täglich zwei Stunden festgesetzt, und die Gesamtheit der täglichen dienstlichen Beschäftigung darf sechs Stunden nicht überschreiten.

Ein an Bord der Schulschiffe eingeschiffter Marine-Pfarrer und ein Lehrer überwachen das geistige Wohl der Knaben und teilen sich mit den Offizieren in den theoretischen Unterricht.



Theoretischer Unterricht.

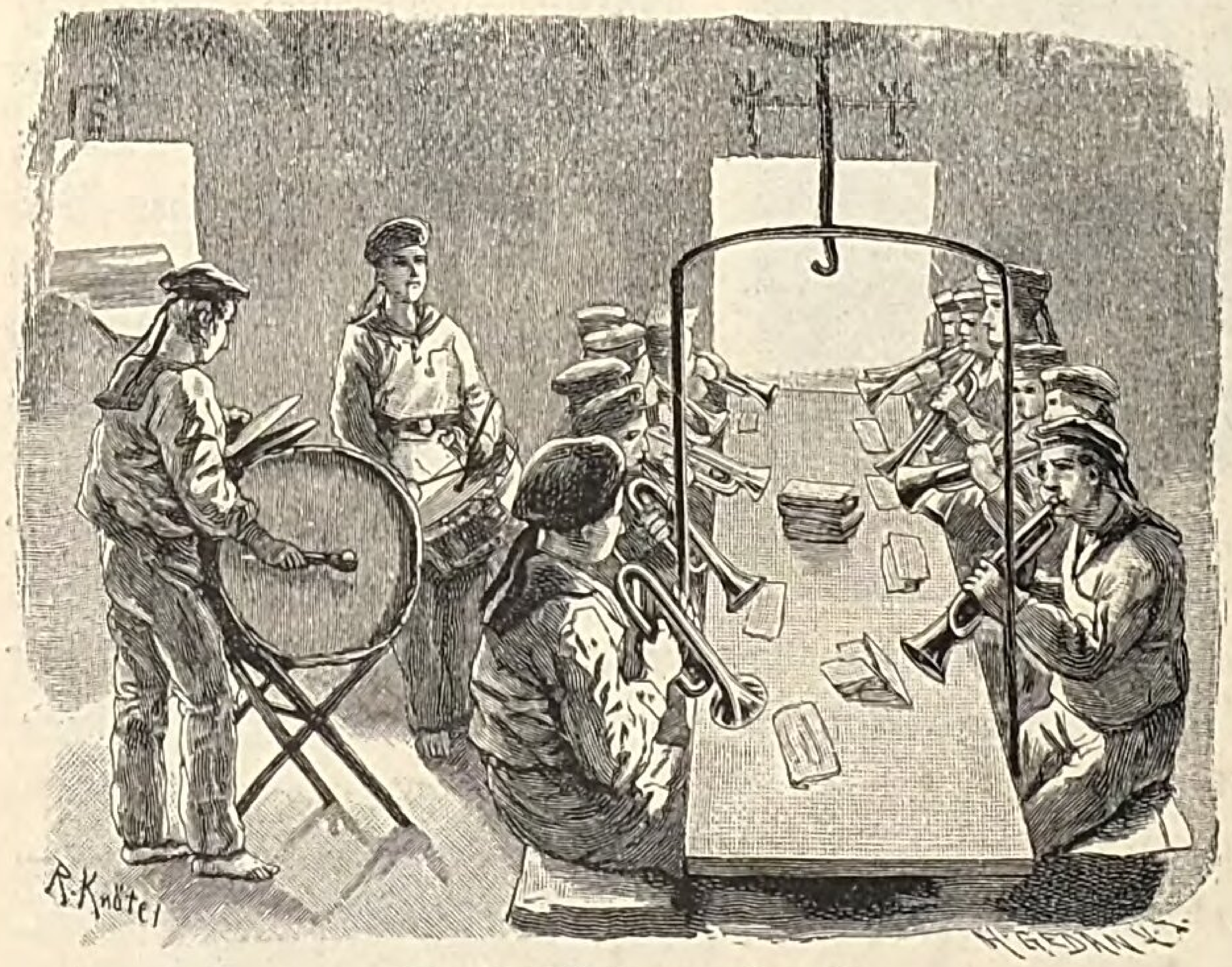
Die Besatzung der Schulkorvette „Nixe“ beträgt 318, die der Schulfregatten „Gneisenau“ und „Moltke“ 434 Mann, von denen etwa die Hälfte außer den Offizieren aus tüchtigen Matrosen besteht, die teils als Lehrer, hauptsächlich aber zur Bedienung des Schiffes in schlechtem Wetter bestimmt sind, wenn die schwachen Kräfte der Knaben dazu nicht ausreichen. Der augenblickliche Bestand der Schiffsjungen beläuft sich auf 700 Köpfe, die jedoch bei der bevorstehenden Vergrößerung der Marine ganz bedeutend und wohl nahezu auf das doppelte erhöht werden wird.

Die Schiffsjungen werden während ihrer zweijährigen Ausbildung nicht als Militärs betrachtet und deshalb auch für etwaige Vergehen nicht nach militärischen Gesetzen bestraft, sondern wie Schulknaben behandelt. Der Kommandant und dessen Vertreter, der erste Offizier, versehen Vaterstelle bei ihnen, und während einerseits die ganze Erziehung darauf gerichtet ist, die Knaben tüchtig für ihren späteren Beruf zu machen, sie an Ordnung, Reinlichkeit und strenge Mannszucht zu gewöhnen, geschieht auf der andern Seite wieder alles, um ihnen das Leben soviel wie möglich zu erleichtern, ihren jugendlichen Neigungen Rechnung zu tragen, ihren Frohsinn zu wecken und zu erhalten und sie so wenig die Heimat vermissen zu lassen, als dies die Verhältnisse an Bord eines Schiffes nur irgend gestatten.



Musterung und Gewehrrevision.

In ihren Mußestunden wird ihnen alle mögliche Freiheit gewährt. Die Beobachtung der strengen Dienstformen fällt dann fort; sie mögen singen, jubeln, spielen soviel sie wollen; selbst wenn sie einmal in tüchtiger Rauferei ihre Kräfte messen, wird es ihnen nachgesehen. Eine Bibliothek unterhaltender und belehrender Bücher, die der Prediger verwaltet, sorgt für eine angemessene Ausfüllung der Mußestunden. Der Zimmermann lehrt das Schnitzen und Aufbauen zierlicher Schiffs- und Bootsmodelle, an denen sie ihr mechanisches Geschick bilden können; der Schneider unterrichtet sie im sachgemäßen Ausbessern ihrer Kleidungsstücke; dieser Matrose spielt mit ihnen Schach, jener zeigt ihnen das Fertigen von Matten und das Flechten von Strohhüten. Auf diese Weise wird spielend der Geist nach allen Richtungen geweckt und die praktische Lebensbildung angebahnt, die den Seemann kennzeichnet, aber für sein Fach auch durchaus nötig ist, um sich in schwierige Lagen leicht finden und durch geschickte Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel daraus befreien zu können.



Die Schiffsjungenkapelle.

Ein ganz vorzügliches Mittel, um die unausbleibliche Eintönigkeit des Seelebens zu unterbrechen und ihren schädlichen Einfluß auf die Besatzungen zu beseitigen, ist Musik, und fast alle Seeleute schwärmen dafür. Dies kommt der Disciplin und dem Dienst zu gute, und da die Verhältnisse es nicht gestatten, jedem einzelnen Schiffe ein besonderes Musikcorps mitzugeben, so wird dafür gesorgt, daß sich ein solches aus den Matrosen selbst bilden kann. Zu diesem Zwecke befindet sich auf jedem Schulschiffe ein Militärmusiker als Lehrer, der die fähigsten Jungen in den verschiedenen Instrumenten so weit bringt, daß sie später, wenn sie als Matrosen auf die andern Schiffe abgegeben werden, gleich ein eingespieltes Corps und den Kern eines sich allmählich vergrößernden Orchesters bilden. Da diese Einrichtung schon seit langen Jahren besteht, so geht fast keins unserer größeren Schiffe auf Reisen aus, ohne unter seiner Besatzung ein gutbesetztes Musikcorps zu haben, das sich sehr bald noch vergrößert, da sich unter drei- bis vierhundert Mann fast immer mehrere Persönlichkeiten finden, die entweder schon ein Instrument spielen, oder soviel musikalische Anlage besitzen, um bald ein solches zu erlernen.

Bei Beginn der ostasiatischen Expedition befanden sich auf der Fregatte „Thetis“ nur zwei Matrosen, die ein Instrument spielten, sehr bald brachte der musikalische Arzt jedoch ein Corps zusammen. In China trennte sich die „Thetis“ vom Geschwader, um eine Kreuzfahrt durch den Indischen Archipel zu machen

und erst nach sechs Monaten in Siam wieder mit ersterem zusammenzutreffen. Als die „Arkona“, welche ein militärisches Musikcorps an Bord hatte, auf der Reede von Bangkok ankam, begrüßte sie die dort schon liegende „Thetis“ mit den Klängen des Preußenliedes. Wie erstaunt war man aber auf dem Flaggschiff, als plötzlich sechzehn Musiker auf dem Halbdeck der „Thetis“ erschienen und im besten Zusammenspiel den Gruß erwiderten. Der leitende Arzt hatte sich mit Ruhm bedeckt, seine Truppe wetteiferte mit den Militärmusikern auf das erfolgreichste.

Ebenso hat es Fremde oft überrascht, wenn sie auf unseren Schulschiffen ein Corps kleiner Schiffsjungen als geschulte Musiker auftreten sehen, sei es, um bei der Flaggenparade die preußische Hymne zu blasen, oder in den Mußestunden ihren Kameraden zum Tanz aufzuspielen. Man findet dies in keiner andern



Landungsmanöver.

Marine; aber der wohlthätige Einfluß, den die Pflege der Musik auf das Gemüt und den Geist unserer Schiffsbesatzungen ausübt, läßt sich nicht verkennen und bringt die besten Früchte.

Bei der bedeutenden Vergrößerung der Marine kann indessen das Schiffsjungeninstitut dennoch die notwendige Zahl von Stammmannschaften nicht liefern. Da aber, wie schon weiter oben bemerkt, ein freiwilliger Übertritt aus der Handelsmarine immer nur in kleiner Zahl stattfindet, weil man sich bisher noch nicht dazu hat entschließen können, den Kapitulanten für den ungemein anstrengenden und schwierigen Dienst als Unteroffizier nach einer angemessenen Reihe von Jahren eine gesicherte und auskömmliche Zukunft durch Pension oder auf andere Weise zu eröffnen, so hat man seit zwanzig Jahren den Versuch gemacht, vierjährig Freiwillige aus der Landbevölkerung in dem Alter von 17—20 Jahren einzustellen. Sie werden in ähnlicher Weise wie die Schiffsjungen auf dem be-

ständig in Dienst befindlichen Schulgeschwader ausgebildet, indem nur der theoretische Unterricht fortfällt. Die Einstellung dieser Leute findet mit Beginn jedes Vierteljahrs statt, und an Meldungen fehlt es nicht, aber die Erfolge haben den Erwartungen nicht ganz entsprochen, und es geht aus diesen Mannschaften nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von wirklich guten Unteroffizieren hervor. Dies liegt daran, weil der bei weitem größte Teil dieser Leute nicht aus innerem Drange den seemännischen Beruf ergreift, sondern bereits ein oder mehrere Male im Leben Schiffbruch gelitten hat und nun in der Marine einen letzten Rettungsanker erblickt. Immerhin macht aber die Schulung und strenge Zucht an Bord aus ihnen ganz brauchbare Menschen.

Von Matrosen gibt es zwei Klassen in der Marine, Matrosen und Obermatrosen. Die monatliche Löhnung der ersteren beträgt neun, die der letzteren achtzehn Mark. Alle ersatzpflichtigen Seeleute, die einjährig Freiwilligen und die vierjährig Freiwilligen werden als Matrosen eingestellt.

Als einjährig Freiwillige (im Gegensatz zur Landarmee mit Löhnung, Kleidung und Verpflegung an Bord) werden Seeleute, die das Steuermannsexamen gemacht, oder junge Leute genommen, welche die Berechtigung zum einjährigen Dienst in der Landarmee haben und eine Seefahrtzeit von zwölf Monaten nachweisen.

Über die vierjährig Freiwilligen ist das Nähere schon bemerkt.

Nach achtundvierzigmonatlicher Seefahrtzeit und bei guter Führung wird der Matrose zum Obermatrosen befördert, nach zweiundsiebzigmonatlicher Fahrzeit kann er Unteroffizier (Maat) werden.

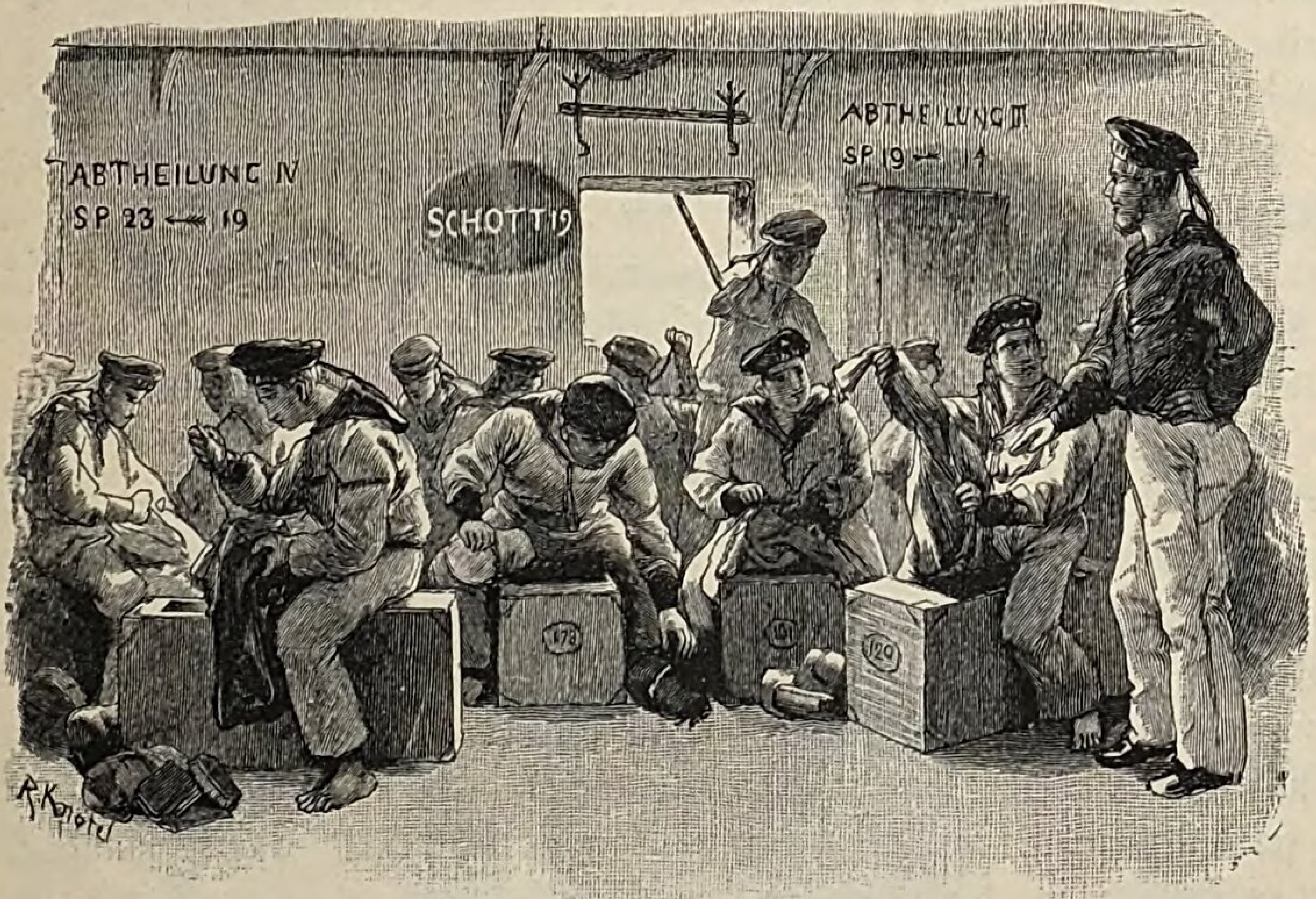
Zu der Löhnung treten sowohl für Matrosen wie für Unteroffiziere noch die Kleidergelder. Früher wurde die Uniform wie bei der Landarmee vom Staate unentgeltlich geliefert. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß es in jeder Richtung zweckmäßiger ist, wenn der Matrose sich die Uniform selbst hält. Es vereinfacht die Aufsicht und muntert die Leute auf, ihre Kleider, die jetzt ihr persönliches Eigentum sind, mehr zu schonen, so daß sowohl sie als der Staat Vorteil dabei haben.

Letzterer liefert die Kleider nach vorgeschriebenem Muster und vorgeschriebener Zahl zum Selbstkostenpreise, und die Leute müssen sie sich kaufen. Die Kleidergelder betragen monatlich neun Mark. Diese seit längeren Jahren getroffene Einrichtung hat sich auch in jeder Beziehung als gut erwiesen, und sie spornt die Leute an, mit ihren Kleidungsstücken sparsam zu wirtschaften. Ein ordentlicher Matrose hat nach Vollendung seiner (thatsächlich) zweieinhalbjährigen Dienstpflicht außer drei bis vier guten Anzügen ein Durchschnitts-Kleiderguthaben von sechzig bis achtzig Mark.

Die Uniform des Matrosencorps ist ebenso praktisch wie kleidsam. Der gewöhnliche Dienstanzug besteht aus einem blauwollenen Hemde, je nach dem Klima aus Tuch- oder starken Leinwandhosen, einer Tuchmütze ohne Schirm und Schuhen. Zur Schonung des Hemdes wird bei der Arbeit eine weiße Leinwandbluse übergezogen. Außerdem besitzt jeder eine weite und dicke Jacke von Düffel, ein wollenes Halstuch und wollene Unterkleider.

Zum Paradeanzug gehört ein weißes Hemd mit blaugestreiftem Kragen und Aufschlägen, weiße Leinwand- oder blaue Tuchbeinkleider, eine kurze, blaue Tuchjacke mit blanken Ankerknöpfen, welche jedoch nur an Land getragen wird, und ein schwarzseidenes Halstuch. In den Tropen trägt der Matrose eine weißüberzogene Mütze, oder es werden auch Strohhüte gestattet, welche sich die Leute gewöhnlich selbst anfertigen. Ebenso trägt er dann nur die Bluse über der Unterjacke.

Der Schnitt erlaubt eine vollständig freie Bewegung aller Gliedmaßen, wie sie an Bord auf einem schwankenden Schiffe und bei den Arbeiten in den Toppen unumgänglich nötig ist. Die wollenen Hemden und Unterkleider schützen bei der auf See so häufig wechselnden Temperatur und den Unbilden der Witterung gegen Erkältungen, und die dicke weite Jacke den Oberkörper gegen Nässe. Es



Zeugflicken. (Unterricht beim Schiffsschneider.)

kommt zwar oft genug vor, daß die Mannschaften trotzdem bis auf die Haut durchnäßt werden, aber einmal sind sie abgehärtet genug, um das ertragen zu können, und sodann gestattet die Zahl ihrer Kleidungsstücke, dieselben wenigstens dreimal zu wechseln.

Da auch die Bespeisung, die jedoch nur auf in Dienst gestellten Schiffen gegeben wird, sehr kräftig ist, die Leute ganz regelmäßig leben und sich immer in schöner, freier Luft bewegen, so ist der Gesundheitszustand auf den Schiffen im allgemeinen sehr befriedigend, und die Krankheiten beschränken sich fast nur auf äußerliche Fälle. In tropischen Klimaten können Epidemien freilich bisweilen furchtbare Verheerungen unter den dichtgedrängten Besatzungen anrichten, jedoch geschieht durch zweckmäßige Lüftung und sonstige gesundheitliche Vorsichtsmaßregeln alles mögliche, um solchen Fällen vorzubeugen. Bricht z. B. in einem Hafen gelbes Fieber aus, oder wohl gar an Bord selbst, so haben die Schiffe Befehl, sofort in See zu gehen und kältere Gegenden aufzusuchen.

Trotzdem übt der bloße längere Aufenthalt in den Tropen auf die Naturen unserer nordischen Seeleute einen sehr schädlichen Einfluß, und auch der stärkste Körper wird auf die Dauer dadurch erschüttert. Dies sowohl wie die beständigen Strapazen machen den Seemann vor der Zeit alt. Heftige Leberleiden und Rheumatismus suchen ihn fast unausbleiblich heim, und wenn Landbewohner noch im vorgeschrittenen Mannesalter ihr Fach versehen, ist der Seemann für das seinige sehr oft schon unbrauchbar.

Es ist daher ebenso notwendig als natürlich, wenn man in der Marine die verschiedenen Stellungen mit möglichst jungen Kräften besetzt und eine verhältnismäßig schnelle Beförderung stattfinden läßt. Zugleich aber fordert die Gerechtigkeit, daß die Seeleute im Dienste des Staates für den soviel schnelleren Verbrauch ihrer Kräfte entschädigt werden. In dem neuen Pensionsgesetz für Heer und Marine ist dies denn auch berücksichtigt, und es wird ihnen für jede Reise, welche über dreizehn Monate währt, die doppelte Dienstzeit gerechnet.

Die Beförderung zum Unteroffizier setzt, wie bemerkt, eine Fahrzeit von zweiundsiebzig Monaten voraus, von der mindestens zwölf Monate als Obermatrose erworben sind; ebenso das Zeugnis über Ausbildung als Geschützführer auf dem Artillerieschulschiff. Von seemännischen Unteroffizieren gibt es drei Arten, den Bootsmannsmaat, den Feuerwerksmaat und den Steuermannsmaat, und die Matrosen werden zu ihnen befördert, je nachdem ihre Vorbildung dazu angethan ist.

Sie werden Bootsmannsmaate, wenn sie mehr Kenntnisse in der praktischen Seemannschaft entwickeln. Als solchen liegt ihnen mit den zugeteilten Mannschaften hauptsächlich die Bedienung der Segel, sowie die Verrichtung der gewöhnlichen Schiffsarbeiten ob. Die Feuerwerksmaate gehen aus den besten Geschützführern hervor, und ihre Aufgabe ist die Beaufsichtigung und Instandhaltung der Waffen und der Munition. Die Steuermannsmaate endlich überwachen das Steuern und alle jene Arbeiten, welche mit der Navigierung des Schiffes im Zusammenhange stehen, wie z. B. das Messen der Schiffsfahrt (Loggen) und das Werfen des Senkbleis (Loten), während das eigentliche Beobachten und die Berechnung des Schiffsortes jedoch Sache eines damit betrauten Offiziers, des Navigationsoffiziers, ist, der darin vom Kommandanten beaufsichtigt wird. Die Steuermanns-Unter- und Deckoffiziere sind zwar dabei behilflich, tragen aber keine Verantwortung.

Die Unteroffiziere zerfallen in zwei Gehaltsklassen. Der Maat hat den Rang eines Unteroffiziers der Landarmee und bezieht außer seinen Kleidergeldern und sonstigen (obenerwähnten) Zulagen, welche für jedes Dienstjahr und jedes Seefahrtsjahr je eine Mark monatlich ausmachen, sechsunddreißig Mark monatliches Gehalt; der Obermaat (die nächst höhere Rangstufe) rangiert mit den Sergeanten und hat einundfünfzig Mark Löhnung.

Die Uniform der Unteroffiziere ist dieselbe wie die der Matrosen, nur tragen sie auf dem linken Ärmel des Hemdes oder der Paradejacke ein Abzeichen, das bei den Bootsmannsmaaten einen unklaren Anker, bei Feuerwerksmaaten zwei gekreuzte Geschützrohre, bei Steuermannsmaaten einen Anker wie bei den Bootsmannsmaaten, aber mit einem darunter angebrachten Winkel aus rotem Tuch





Deckoffiziere und Matrosen.

darstellt. Die erste Klasse der Unteroffiziere hat über diesen Abzeichen noch eine Krone.

Die Maate verbleiben gewöhnlich in jeder Klasse mehrere Jahre, indessen hängt dies ganz von der Befähigung ab, und das Dienstalter wird nicht als unumstößliche Regel betrachtet, um den Unteroffizier die nächste und höchste Stufe seiner Laufbahn, die des Deckoffiziers, erreichen zu lassen. Deckoffiziere II. Klasse sind der Bootsmann, der Feuerwerker und der Steuermann, Deckoffiziere I. Klasse der Oberbootsmann, Oberfeuerwerker und Obersteuermann. Erstere beziehen ein pensionsfähiges Gehalt von 1500, letztere ein solches von 1950 Mark einschließlich Servis jährlich und außerdem fünfzig Mark monatliche Tafelgelder, wenn sie an Bord eingeschifft sind. Die Uniform der Deckoffiziere ist wie die der Offiziere ohne deren Abzeichen auf Achsel und ohne die Streifen am Ärmel. Während nämlich die Seeoffiziere im gewöhnlichen Dienste die den Graden der Landarmee entsprechenden Achselstücke tragen, sind sie auch noch durch Goldstreifen am Unterärmel unterschieden, der Unterlieutenant hat einen schmalen Ärmelstreifen, der Lieutenant zur See einen doppelt so breiten wie der Unterlieutenant, der Kapitänlieutenant zwei dergleichen, der Korvettenkapitän drei, der Kapitän zur See vier, der Kontreadmiral einen etwa vier Centimeter breiten und einen schmalen darüber, der Viceadmiral einen breiten und zwei schmale, der Admiral einen breiten und drei schmale darüber. Außerdem tragen alle Seeoffiziere über den Tressen auf den Ärmeln eine vergoldete Krone.

Der Deckoffiziersäbel ist dem Offiziersäbel gleich. Die Mütze zeigt den

schmalen schwarzen Rand der Kadetten, während die Offiziere breite schwarze gewirkte Ränder mit gestickter Goldkrone tragen.

Die verschiedenen Klassen der Deckoffiziere sind an den Abzeichen der resp. Unteroffiziere kenntlich, die jedoch nicht auf dem linken Oberärmel, sondern auf den Achselklappen getragen werden. Die Deckoffiziere müssen außer ihren fachlichen Obliegenheiten auch der Feder gewachsen sein und die Verwaltung des zu ihrem Fache gehörigen Inventars und Materials führen können.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß Beschäftigung und Beruf sich häufig schon in der äußeren Erscheinung des Menschen bekunden. In höherem Grade, als bei andern Ständen, ist dies bei den Seeleuten der Fall, hauptsächlich aber bei den Matrosen, die allein den seemännischen Typus in seiner Eigentümlichkeit repräsentieren.

Die höheren Stellungen lassen sich nicht so allgemein beurteilen. Herkunft, Erziehung und häufige Berührung mit der außerhalb der Bordwände liegenden Welt üben auf diese ihren bestimmenden Einfluß und verwischen die besonderen Eigenheiten des Charakters, wie sie sich bei Jan Maat, dem Matrosen, namentlich dem des Handelsschiffes, entwickeln, der den größten Teil seines Lebens auf dem blauen Wasser, „vor dem Maste", zubringt, und dessen ganzer Ehrgeiz darin besteht, sich unter den Kameraden den Namen eines „fixen Kerls" zu erwerben.

Treffen zwei von diesen irgendwo zusammen, und sei es auch auf einer hundert Meilen im Inlande gelegenen Klippe, wohin vielleicht ein widriger Wind sie verschlagen, so finden sie sich gewiß auf den ersten Blick heraus.

Die Kleidung gewährt dabei nur geringen Anhalt. Der gleichmachende Zeitgeist hat auch die frühere Seemannstracht verdrängt. Der „Südwester" ist der Schirmmütze oder dem Hut, die Jacke mit den Teerflecken dem schwarzen Tuchrock gewichen, da der Matrose für Schwarz eine besondere Vorliebe hat.

Wenn Jan Maat jetzt in anständige Gesellschaft geht, macht er sich „verflucht fein", und nicht selten erscheint er sogar in „Kneifzange", „Schraube" und mit „Leesegeln auf beiden Seiten", wie er technisch Frack, Hut und Vatermörder bezeichnet.

Dann verrät ihn im Äußeren höchstens noch der schwarzseidene Regenschirm, den er selbst im schönsten Sonnenschein stets mit sich schleppt, und vielleicht noch die aus den alten Überlieferungen gerettete besondere Schleife des Halstuches. Doch auch dieses wird schon dem prosaischen Schlipsknoten der Landratten geopfert, seitdem Kahnschiffer und andere Süßwassermatrosen sich jene Schleife angemaßt.

Der schwankende Gang ist ebenfalls kein sicheres Zeichen. Bei echten Seeleuten verliert er sich nach kurzer Zeit auf festem Boden, und von den nachgemachten wird er wie die Halstuchschleife widerrechtlich angemaßt.

Dagegen liegt in dem Gesichte des Seemanns ein gewisses Etwas, das sich nicht nachahmen läßt und ihn namentlich den Fachgenossen entschieden kenntlich macht. Es ist dies der Stempel, den der Ocean allen seinen Kindern aufdrückt, die an seinem bewegten Busen genährt und in seinen starken Armen aufgewachsen sind.

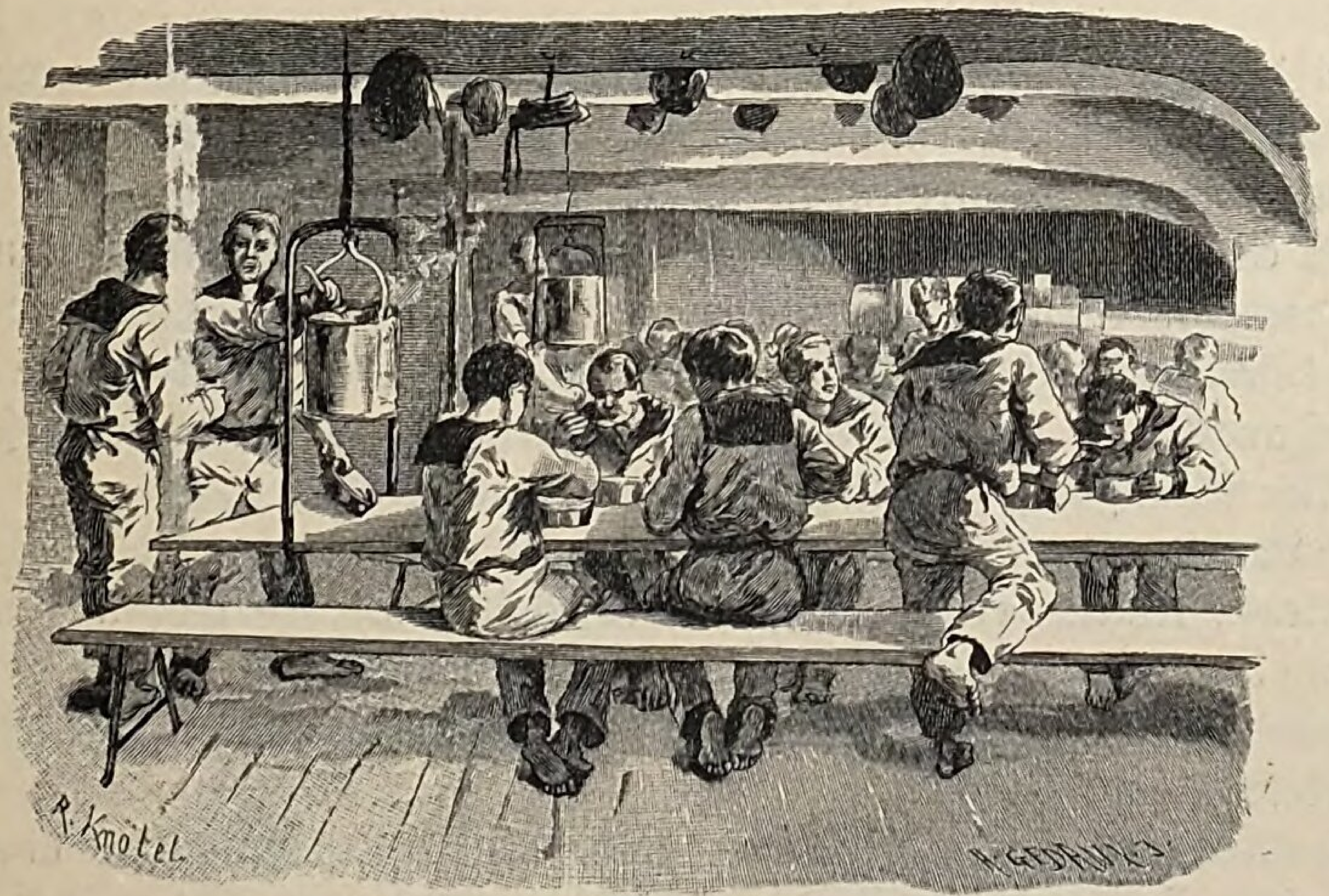
Er läßt sich nicht genau kennzeichnen, dieser Stempel, aber ein freies offenes Auge, durch das man meistens bis mitten in das Herz schaut, ein wettergebräuntes

Antlitz, auf dem sich männliche Entschlossenheit bekundet, und dessen Ernst ein Zug heiterer Sorglosigkeit mildert — das sind einzelne Merkmale desselben, die fast immer wiederkehren.

Man hat die Matrosen öfters große Kinder genannt, und sie sind es auch in Wahrheit fast in allem, was außerhalb ihrer fachlichen Grenzen liegt. Innerhalb derselben sind sie klug, gewandt, selbständig. Stets von den Elementen angefeindet, Schritt vor Schritt ihres Weges ihnen abkämpfend, lernen sie geschickt der Gefahr entgehen oder kaltblütig sie erwarten und kühn besiegen. Sie wissen, daß ein Fehltritt, eine ungeschickte Bewegung sie in das offene Wellengrab schleudern kann, und hüten sich vor Schaden.

Was jedoch außerhalb der Schiffswände passiert, wie sich dort das Leben abwickelt in der Sorge um das tägliche Brot und die kleinen Erbärmlichkeiten, um welche sich das Dasein der arbeitenden Klassen dreht, die gewöhnlich keinen günstigen Einfluß auf den Charakter des Menschen üben, gleichwohl aber den praktischen Verstand schärfen und lebensklug machen — das ist dem Matrosen fremd.

In leiblicher Beziehung kennt er selten Sorge. Seeleute sind in der ganzen Welt gesucht und gut bezahlt. Gefällt es ihnen nicht an einem Orte, so gehen



Bei der Mahlzeit.

sie zu einem andern, und fixe Kerle sind nie um ein Unterkommen verlegen. Das Handgeld verschafft ihnen die Mittel, sich für die Reise mit der nötigen Kleidung und sonstigen kleinen Bedürfnissen zu versorgen, für alles übrige aber sorgt das Schiff.

Mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks erscheinen die Mahlzeiten auf dem Tische, und sind auch die Erbsen etwas hart geraten, oder sieht der Speck goldgelb aus, oder zeigen sich im Schiffszwieback die Anfänge von Insektensammlungen

— über solche Kleinigkeiten sieht er fort; er schimpft, aber er ißt, und Thätigkeit, frische Seeluft und ein guter Magen kräftigen den Appetit.

Was kümmern Jan Maat widrige Winde oder schlechtes Wetter! Er thut seine Wache, räsonniert inwendig (Räsonnieren gehört zu seinem Leben), wenn er auf der Freiwache aus der warmen Koje in Sturm und Regen hinaus muß, aber sonst ist es ihm gleich, wohin der Kurs des Schiffes sich richtet. Es ist Sache des Kapitäns, für die Sicherheit des Schiffes und dafür zu sorgen, daß es richtig am Ort seiner Bestimmung anlangt. Je länger die Reise, desto besser, um so höher die Abrechnung.

Wenn sie nur recht lange vorhielte! Aber leider versteht der Matrose nicht mit Geld umzugehen, es brennt ihm förmlich in der Tasche.

Woher sollte er es auch lernen? Zwar verdient er es sich im Schweiße seines Angesichtes, aber da er es erst nach Beendigung der Reise ausbezahlt erhält, hat er längst vergessen, mit wieviel schweren Stunden er die blanken Markstücke erworben, und betrachtet sie eher als ein unverhofftes Geschenk. Es geht ihm damit, wie mit der Freiheit. Beides hat er, so lange er an Bord war, und vielleicht jahrelang entbehrt; jetzt wird er auf einmal damit überschüttet — was Wunder, wenn er von beiden in den meisten Fällen einen unrichtigen Gebrauch macht und bisweilen Tollheiten vollführt, als sei er aus einem Irrenhause entsprungen!

Eben deshalb würde es aber unrichtig sein, die Seeleute und ihren Charakter nach solchen Ausbrüchen eines mißverstandenen Freiheitsgefühles zu beurteilen. Das Benehmen des Matrosen, wenn er nach längerer Reise zuerst an Land kommt, ist ein Rausch, der andern Menschen oft unverständlich sein und auf sie einen sonderbaren Eindruck hervorbringen mag, aber jedenfalls zu entschuldigen ist.

Das Seeleben hat gewisse Reize, die manche seiner Schattenseiten aufwiegen, aber für Jan Maat, den Arbeiter des Meeres, ist es ein schweres Dasein, ein Leben voller Drangsale, Entbehrungen und unnatürlichen Zwanges.

Der Landbewohner verknüpft mit dem Ocean so gern den Begriff einer unbegrenzten Freiheit; er denkt es sich so schön, auf den blauen Fluten dahinzuschweben, den erquickenden Hauch des Meeres einzuatmen, sich an seinen großartigen Wundern zu erfreuen, fremde Weltteile zu schauen und kostbare Erinnerungen zu sammeln.

Diese Anschauungen haben auch eine gewisse Berechtigung, aber für den Matrosen sind sie nicht zutreffend. Abgesehen von seiner allgemeinen Bildungsstufe, die eine poetische Auffassung seines Berufes kaum zuläßt, genießt gerade er von der Freiheit auf dem Meere fast nichts. Mit dem Augenblicke, wo er den Fuß an Bord setzt, ist es mit seiner Freiheit zu Ende, und der Zwang beginnt.

So lange die Reise währt, hat er weder Tag noch Nacht Ruhe. Jeder Unbill der Witterung ausgesetzt, harren seiner beständig Strapazen und schwere Arbeit. Die blauen Fluten des Oceans durchnässen ihn oft bis auf die Haut, und der erquickende Hauch des Meeres peitscht ihm ebenso oft Regen und Salzwasser in das Gesicht. Von den fremden Weltteilen schaut er herzlich

wenig, denn während des kurzen Aufenthaltes im Hafen drängt die Arbeit mehr als je.

Vergnügungen und Zerstreuungen, wie sie sich selbst dem Ärmsten am Lande bieten, ein Spaziergang ins Freie, in Wald und Feld, und Ähnliches, an dem sich Geist und Herz erfrischt, kennt der Matrose nicht. Im ewigen Einerlei vergeht ihm ein Tag wie der andere in Arbeit und Beschwerde, oft aber doch so inhaltslos, daß selbst der Name vergessen wird.

Im allgemeinen steht der Seemann im Inlande in dem Rufe, eine überwiegende Neigung zum Genusse von geistigen Getränken zu haben. Vielfach verdankt er diesen Ruf den Marryatschen Romanen, aber so lebenswahr dieselben auch den englischen Matrosen zeichnen, so wenig paßt in dieser Beziehung ihre Schilderung auf unsere deutschen Seeleute. Damit sollen die letzteren jedoch nicht etwa als Mäßigkeitsapostel hingestellt werden. — Durchaus nicht! Zur rechten Zeit und am rechten Orte nehmen sie ganz gern ein „Dröppchen" und nicht „zu stark von Wasser". Jene Anekdote, wo eine Dame den Matrosen, welcher ihr einen Dienst geleistet, mit der Frage in Verlegenheit setzt, ob er lieber ein Glas Wein, Rum oder Grog haben wolle, und er sich durch die Antwort aus der schwierigen Lage zieht: „Ich bitte um ein Glas Wein, und bis der Grog fertig ist, um ein Glas Rum" — ist gewiß wahr aus dem Leben gegriffen, aber trotzdem thut man unseren Matrosen unrecht, wenn man sie in puncto Trinkens mit Engländern, Amerikanern oder wohl gar Russen auf eine Stufe stellt.

An Bord der Schiffe, namentlich aber in unserer Kriegsmarine, ist Trunkenheit ein verhältnismäßig seltenes Vergehen. Eine Strafe, welche für englische und amerikanische Matrosen zu den empfindlichsten gehört, das Verdünnen der täglichen Rumrationen mit Wasser, würde bei uns ganz unangebracht sein und vollständig ihren Zweck verfehlen. Da Spirituosen an die Mannschaft nur nach Ermessen des Kommandanten verabreicht werden, erhält sie oft wochenlang keinen Branntwein, ohne daß sie deshalb sich unglücklich fühlt. Früher war es Gebrauch, der „schwarzen Liste", wie früher die wegen geringerer Vergehen zu Strafarbeiten verurteilten Mannschaften genannt wurden, Spirituosen vorzuenthalten, aber man ließ diese Strafe als zwecklos bald wieder fallen.

Am besten hat man jedoch in ausländischen Häfen, wo viele Schiffe verschiedener Nationen zusammenliegen, Gelegenheit, den Unterschied zwischen deutschen und fremdländischen Seeleuten zu beobachten. Kommen letztere an das Land, so steuern sie sofort auf das nächste in Sicht kommende Wirtshaus los, legen sich hinter einer Flasche Kognak vor Anker und erscheinen auf der Straße meistens in sinnlos trunkenem Zustande. Die unseren verschmähen auch nicht eine kleine Erfrischung, aber ihr lebhaftes Ehrgefühl und ihre höhere Bildungsstufe halten sie davon ab, sich in gleicher Weise herabzuwürdigen, wenngleich einzelne Ausnahmen immer stattfinden.

Sie heitern sich an, dann aber ist ihr Zweck erreicht, und den Rest ihrer Kasse bringen sie in anständigerer Weise an den Mann. Dahin gehört vor allen Dingen die Ermietung eines Gauls, wenn es auch oft einen klassischen Anblick gewährt, Jan Maat hoch zu Roß sich tummeln und dasselbe nach nautischen

Grundsätzen behandeln zu sehen. Wird beim Trab oder Galopp das Schlingern zu heftig, dann ergreift er krampfhaft den Sattelknopf oder schlingt die Arme um den Hals des Tieres, aber er amüsiert sich doch kostbar dabei, und vor allen Dingen braucht er nicht zu Fuß zu gehen, wovon er ein abgesagter Feind ist.

Hat er seiner Wißbegierde Genüge gethan und sich die Gegend angesehen, so ist er befriedigt und verwendet das übrig bleibende Geld zum Einkauf von kleinen Andenken und Seltenheiten für seine Angehörigen; er ist eben ein Deutscher und denkt als solcher zu allen Zeiten der Lieben zu Hause — aber das Geld muß notwendigerweise so schnell wie möglich untergebracht werden.

Im Auslande wird ihm dies leicht, weil es nur wenig Vorschuß gibt, im Heimatshafen, mit einer zwei- bis dreijährigen Abrechnung in der Tasche, macht es ihm schon mehr Schwierigkeiten, immerhin bringt er es aber in überraschend kurzer Zeit fertig, weil so viel andere ihm freundschaftlich dabei helfen.

Da Jan Maat harmlos, vertrauend und selbst ein grundehrlicher Kerl ist, so fällt es den Juden und sonstigen Landhaien nicht schwer, seine Leichtgläubigkeit zu mißbrauchen und durch Aufschwindelung ihrer Waren zu schrecklich hohen Preisen seinen Geldbeutel zu leeren.

In den Hafenstädten rupft alles an ihm, und da er in seiner Gutmütigkeit sich rupfen läßt, ist er sehr bald kahl. Das „schwarze Packje“ (Rock mit Beinkleid und Weste), die „Kneifzange“ (Frack), die „Schraube“ (Cylinder), der seidene Regenschirm und die goldene Uhr — alles wandert eins nach dem andern wieder zurück in die Hände der Juden, und nach wenigen Tagen ist die ganze Herrlichkeit zu Ende.

Wenn dann Jan Maat, auf sein Seezeug beschränkt, sich an Bord eines andern Schiffes setzen läßt und dem Bootsführer den letzten Groschen gibt, der ihm geblieben, atmet er tief auf. Der Rausch ist vorbei; mit den Decksplanken unter den Füßen fühlt er sich erst in seiner wirklichen Heimat, in der man ihn beobachten muß, um ein richtiges Urteil über ihn zu gewinnen.

Es herrscht, namentlich auf Kriegsschiffen, „vor dem Maste“, mit welchem Namen man die vor dem Großmast liegenden Wohnungsräume der Matrosen und aller derjenigen Personen bezeichnet, welche nicht zum Stabe des Schiffes gehören, ein eigentümliches Leben, das sehr verschieden ist von dem anderer Menschen. Denkungsart, Neigungen, Beschäftigungen, alles trägt ein besonderes Gepräge.

Abgesehen von den dienstlichen Einrichtungen, die dem Ganzen natürlich eine bestimmte Form geben, erinnert das Zusammenleben der Matrosen an patriarchalische Einrichtungen. Während der Dienst sie fast unausgesetzt bevormundet, die „Routine“ ihr ganzes Leben an Bord nach Stunden und Minuten regelt, läßt er ihnen wenigstens die eine Freiheit, sich ihre Tischgenossen oder, wie sie technisch heißen, Backsmaaten nach eigenem Gefallen zu wählen.

Infolge dieser Erlaubnis bilden sich gewissermaßen Familien, deren einzelne Glieder in einem brüderlichen Verhältnisse zu einander stehen. Das längere Zusammenleben, gleiche Interessen und Erinnerungen und gemeinsam bestandene Gefahren knüpfen das sie umschlingende Band fester, und nicht selten entsteht

daraus eine Freundschaft für das ganze Leben. Der älteste an der Back ist der jedesmalige Familienvater, er spielt den Vermittler, schlichtet die vorkommenden Streitigkeiten, und seinen Entscheidungen wird fast immer willig Folge gegeben.

Überhaupt wohl wird selten den älteren Jahren mehr Achtung erwiesen als an Bord. Der Seemann respektiert nichts mehr als sachliche Tüchtigkeit und Überlegenheit. Da diese aber Folge der längeren Erfahrung sind, und man den Matrosen von dem Fehler der Selbstüberschätzung ziemlich frei sprechen kann, so ordnet er auch in anderer Beziehung seine Ansichten denen der erfahrenern älteren Kameraden unter.

Nur wenn Meinungsverschiedenheiten zwischen Gleichstehenden an Rang und Alter ausbrechen, wird auch wohl die Muskelkraft in Anspruch genommen und eine Ausgleichung mit der Faust herbeizuführen gesucht.

Ein hervorstechender Zug im Charakter des Seemanns ist sein gutes Herz. Man sollte denken, daß der ewige harte Kampf mit den Elementen ihn selbst hart machen müßte, das ist aber keineswegs der Fall. Das Unglück anderer empfindet er tief mit und ist stets mit thatkräftiger Hilfe bei der Hand, ohne in seiner Sorglosigkeit dabei im geringsten an sich selbst zu denken. Er gibt den Darbenden, was er hat, sollte er sich auch selbst entblößen, und setzt willig sein Leben ein, wo es gilt, einen Mitmenschen aus Gefahr zu erretten.

Wenige der heldenmütigen Thaten, die er in Sturm und Nacht vollführt, um den tosenden Wellen ein Opfer zu entreißen, werden bekannt, aber ihre Zahl ist groß, weit größer als man glaubt.

In enger Verbindung mit dem guten Herzen stehen Religiosität, Offenheit und gerader Sinn; Falschheit und Heuchelei liegen dem seemännischen Charakter fern. Im Schoße einer großartigen Natur aufgewachsen und lebend, von der Außenwelt und ihren Schlacken geschieden, ist er selbst ein unverdorbenes Naturkind, und deshalb wird es seinen Vorgesetzten auch leicht, ihn zu leiten.

Bei richtiger Behandlung läßt sich eine Schiffsbesatzung von vielen hundert Mann ohne Schwierigkeit in Ordnung halten; die Leitung muß nur bei der notwendigen Festigkeit eine väterliche sein und soviel wie möglich auf das Ehrgefühl einzuwirken suchen. Letzteres besitzt unser deutscher Seemann in hohem Grade; es treibt ihn, sachlich ohne äußeren Sporn das Äußerste zu leisten, in gefährlichen Augenblicken der erste bei der Hand und verläßlich zu sein und den Kameraden nicht als ebenbürtig anzuerkennen, der seine Sache nicht versteht oder nicht im vollen Maße seine Schuldigkeit thut.

Ich habe schon weiter oben bemerkt, daß der Matrose gern schimpft. Dies scheint zu seinem Leben zu gehören, aber es ist ebenso harmlos wie sein ganzer Charakter und eigentlich nur eine besondere Art, dem ihm innewohnenden Drange der Mitteilung zu genügen. Für alle Beschränkungen und Entbehrungen, die ihm sein Leben auferlegt, sucht er Ersatz und einen gewissen Trost, indem er seiner Zunge freien Lauf läßt und seinem Unmute über das, was ihm unbequem oder unangenehm ist, durch Worte Ausdruck gibt. Das Räsonnieren hat jedoch meistens eine humoristische Färbung, ist nicht ernst gemeint, und die Vorgesetzten nehmen es deshalb nicht so streng. Merkwürdigerweise findet Jan Maat immer

das Bestehende schlecht. Auf allen übrigen Schiffen, wo er gewesen, war alles besser als auf dem gegenwärtigen, und diese vergleichende Kritik bildet den Hauptbestandteil seiner Unterhaltung auf der Wache und während der Freizeit. Wehe aber dem Fremden, der es wagen sollte, sein jetziges Schiff anzugreifen!

Mit der Beförderung zum Unteroffizier tritt in dem Wesen des Matrosen eine gewisse Wandelung ein. Anfänglich fällt es ihm schwer, sich in die neue Würde zu finden. Jan Maat mit seiner Sorglosigkeit und seinem „Kehre dich an nichts“ schaut noch an allen Ecken aus ihm hervor, und er wagt es noch nicht recht, den ehemaligen Ranggenossen gegenüber als Vorgesetzter aufzutreten. Allmählich fühlt er sich jedoch; er lernt das „Anranzen“ und bemüht sich, als der jüngeren Generation angehörend, dem Geiste der Zeit Rechnung zu tragen und fein zu werden.

Er läßt sich von seinen Untergebenen „Herr“ anreden, gibt etwas darauf, in den Trillern und lockenden Schneppern der Signalpfeife es den älteren Bootsmannsmaaten zuvorzuthun und, wenn er Befehle in die Luken hinuntergibt, nimmt er sich Tonfall und Manier des Bootsmanns zum Muster. Er bemüht sich, möglichst viel Ernst in sein Gesicht zu legen, übt sich in Hochdeutsch und verkehrt mit den übrigen Unteroffizieren in höflicher Weise. „Pfeiffer, willst du nicht die Güte haben, mich 'mal die Arbsenschüssel 'rüber zu langen.“ „Mielke, Sie sind wohl so freundlich, mir fünf Minuten vor acht Glas zu purren (wecken).“

Da er jetzt auch in nähere Berührung mit seinem Divisionsoffizier tritt und dieser ihm öfters Vorlesungen über Zeugflicken und zweckmäßige Stauung der Kleiderkisten hält, so lauscht er ihm Redewendungen ab, die ihm besonders gefallen, wie z. B. „an und für sich“. Diese bringt er dann an den Mann, wenn er die Belehrungen des Offiziers weiter nach unten gibt. Soll es einmal etwas Besonderes gelten und glaubt er seinen Ermahnungen besonderen Nachdruck geben zu müssen, so sagt er auch wohl „an und für sich selbst“ oder gebraucht das Wort „analog“, was schon auf viele Bootsmannsmaate einen tiefen Eindruck gemacht hat, da sie keine rechte Vorstellung von seiner eigentlichen Bedeutung haben.

Sonntags nachmittags auf Urlaub trägt der junge Unteroffizier einen Siegelring, weiße Handschuhe und Lackstiefel, sehr häufig auch einen vergoldeten Uhrschlüssel im Knopfloch des Hemdes; jedoch wählt er dabei Wege, auf denen er keinem Offizier begegnet, weil dergleichen „Feinheiten“ nicht gestattet sind. Da er mit der Tochter seiner Waschfrau in einem zarten Verhältnisse steht, so zeichnet er sich durch saubere Wäsche aus. An Land wohnt er in einem Hotel, besucht abends mit seiner Zukünftigen oder vielmehr Gegenwärtigen das Theater, sitzt im Parterre, läßt ihr im Zwischenakt ein Glas Bischof, sich selbst aber Grog von Arrak geben. Wenn er auf See geht, kauft er sich ein Medaillon, läßt sich von seiner Geliebten eine Locke schenken und bewahrt sie in treuer Anhänglichkeit, bis er ein anderweitiges Verhältnis anknüpft, welcher Fall ziemlich häufig eintritt. An Bord näht er in der Freizeit kunstvolle Teppiche und Matten aus Tauwerk und Putzbaumwolle für seinen künftigen Hausstand oder spielt Dame, da Karten für die Mannschaften verboten sind.

Die dritte und höchste Stufe im Leben des Kriegsschiffmatrosen ist der Deckoffizier. Sie bildet den Schlußstein der Laufbahn vor dem Mast, wird jedoch von wenig Auserwählten erreicht, da es auf einem großen Schiffe nur drei aus Seeleuten hervorgehende Deckoffiziere gibt, den Bootsmann, den Steuermann und den Feuerwerker.

Der Bootsmann ist eine der Hauptpersonen im Schiffe und eine Art Jupiter tonans mit kräftiger Baßstimme, die im stande ist, von der großen Oberdeckluke eines Panzerschiffes bis in die Hellegatsräume im vorderen Unterschiff zu dringen und bei der die Rekruten erschreckt zusammenfahren.

Ein richtiger Bootsmann lacht nie, sondern sieht immer brummig aus. Wenn er auf der einen Seite des Verdecks erscheint, verschwinden alle seine Untergebenen nach der andern, weil er stets etwas verkehrt findet und den Zunächststehenden anranzt. Nur abends nach der Ronde, während er in seiner Messe mit den übrigen Deckoffizieren bis zum Lichtauslöschen um zehn Uhr Skat spielt, macht er ein schmunzelndes Gesicht, wenn er gewinnt.

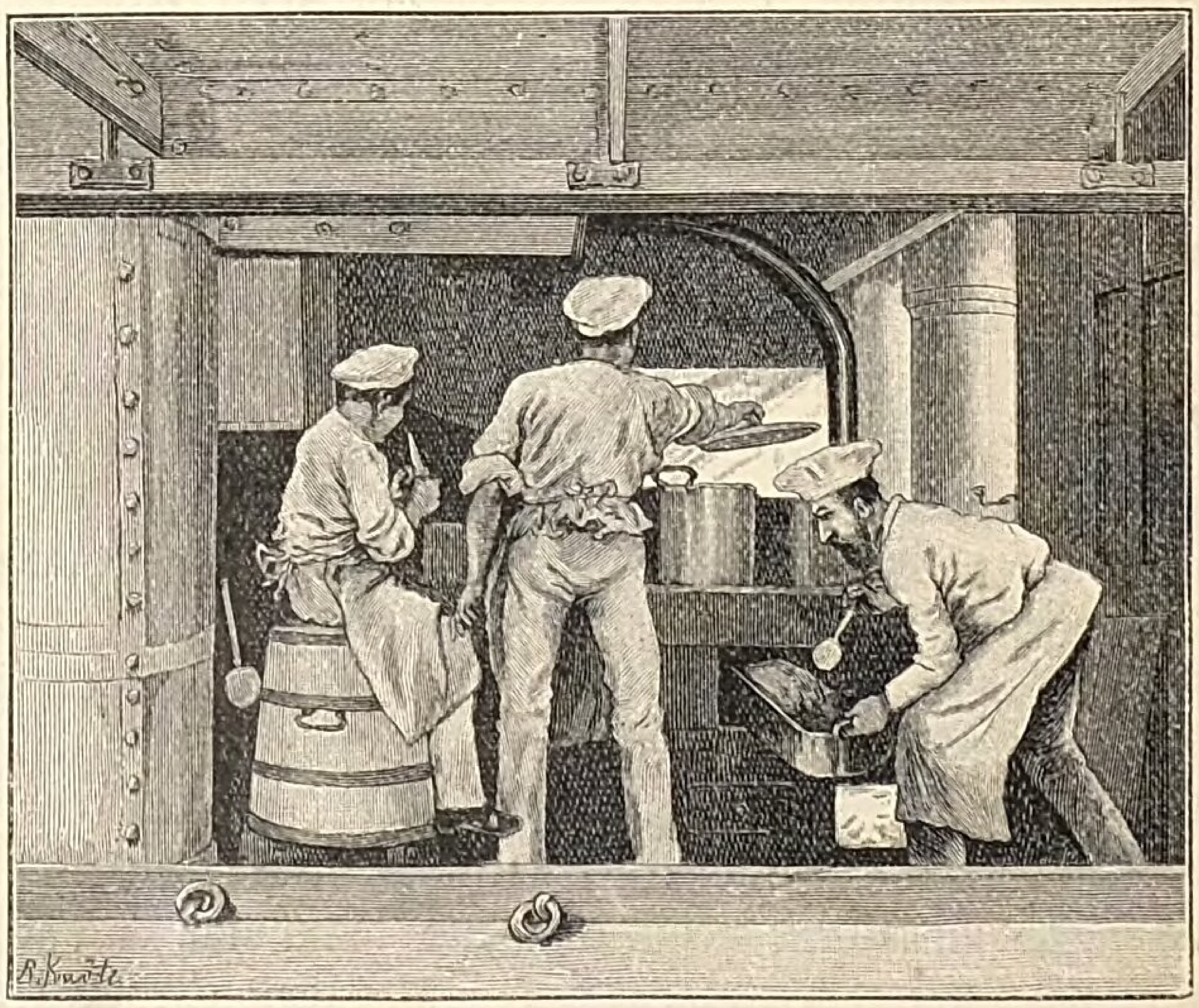
Die Deckoffiziere tragen keine Lackstiefel; sie sind verheiratet und stehen in Bezug auf Ausgaben unter scharfer Beaufsichtigung ihrer Frauen, die sich oft von ihren Dienstmädchen „Frau Lieutenant" titulieren lassen.

Der Steuermann ist der feinste, der Feuerwerker der gelehrteste, der Bootsmann der gefürchtetste der Deckoffiziere, alle drei sind aber angesehene und wichtige Persönlichkeiten im Schiff. Die Kadetten blicken mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu zu ihnen auf und suchen ihre Freundschaft. Wenn der Zahlmeister ihnen Vorschuß für ihre Messe gibt, laden sie einen der drei Herren zu Mittag ein und geben sich Mühe, in die Unterhaltung viele technische Ausdrücke zu verweben. Ihre Arme und Beine nennen sie nur „Rundhölzer", sie „drehen bei", wenn sie sich hinsetzen, und „bekommen den Wind von vorn", wenn ihnen der erste Offizier einen Verweis erteilt. Das klingt so forsch und gibt einen seemännischen Anstrich.

Eine Respektsperson von Einfluß ist an Bord schließlich auch der Kommandantenkoch. Er ist zwar selten ein Seemann, aber die Unteroffiziere und selbst die Deckoffiziere erkennen ihn als ebenbürtig an. Im Sonntagnachmittagsklub in der Bottelierkammer spielt er eine Rolle und traktiert dort seine speciellen Freunde mit Ersparnissen, namentlich an den Tagen eines größeren Mittagessens beim Kommandanten. Häufig ist er ein gefährlicher Charakter und tyrannisiert Kapitän, Offiziere und Mannschaft, letztere hintenherum dadurch, daß er schlecht kocht und den Kapitän verdrießlich macht, was nach unten hin in geometrischer Progression wirkt. Er wird deshalb von allen wie ein rohes Ei behandelt. Ich wollte niemand raten, sich mit ihm zu verfeinden, er würde dies schwer zu büßen haben. Wehe dem Lieutenant, der ihm ein schiefes Gesicht zeigt! Das nächste Mal, wenn dieser beim Kapitän speist, setzt der mit dem Koch verbündete Kellner ihm die schlechteste Sorte Rotspohn vor seinen Platz oder schüttet ihm heimlich Cayennepfeffer oder einen Löffel Salz in die Suppe. War die Beleidigung aber tiefer, hat sich der unglückliche Lieutenant etwa unterfangen, den Koch zu rüffeln, dann ist die Rache um so schrecklicher, und die erste heftige Bewegung des Schiffes

wird benutzt, um den neuen Uniformsrock und die Epauletten des Verfemten mit recht fetter Bratensauce zu begießen.

Am schlimmsten aber hat es der Kapitän selbst. Will er gut speisen und bei einem Mittagessen nicht dadurch in Verlegenheit kommen, daß der Koch nach Eintreffen der zwanzig Gäste eine halbe Stunde vor dem Anrichten urplötzlich heftig erkrankt, oder daß aus Versehen des Kochmaats die Eier mit den Schalen in den Pudding geschlagen werden, dann muß er stets durch die Finger sehen, und natürlich richtet sich ein jeder danach.



Der Kapitänskoch.

Mit den Deckoffizieren in gleichem Range stehen die Maschinisten, die Meister, die Zahlmeister-Aspiranten, Materialienverwalter und die Bordfeldwebel oder Wachtmeister.

Erstere gehen aus den Maschinencompagnien hervor. Sie treten als Dienstpflichtige oder als Kapitulanten ein, müssen bei ihrem Eintritt das Maschinenbaufach bereits praktisch kennen und werden nach ihren Fähigkeiten befördert. Seit 1870 gehen aus den sich dazu eignenden Maschinisten Maschineningenieure hervor, welche auf den großen Schiffen die Maschinen leiten. Sie stehen in Offiziersrang und leben mit den übrigen Offizieren in der Messe. Diese Maßregel ist gewiß eine sehr richtige, da der Maschinist in seinem Fache nur sehr wenig von Seeoffizieren beaufsichtigt werden kann, und ein Mann, dem die Sicherheit und Wirksamkeit eines Schiffes, das viele Millionen gekostet, in die Hände gegeben ist, unmöglich nur den Rang eines Feldwebels bekleiden durfte. Diese Maschineningenieure beginnen mit dem Unteringenieur (Secondelieutenantsrang) und rücken mit Ingenieur (Premierlieutenant), Oberingenieur (Hauptmann) bis zum Stabsingenieur (Korvettenkapitänsrang) auf.

Die Meister sind die Schiffszimmerleute. Sie gehören mit ihren Gehilfen der Werftdivision an, wie alle Marinehandwerker, während alle Seeleute unter der Matrosendivision stehen.

Die Zahlmeister-Aspiranten entsprechen derselben Charge bei der Landarmee. Sie werden wie diese rekrutiert, und aus ihnen gehen die Zahlmeister hervor.

Die Thätigkeit der Materialienverwalter liegt in ihrem Namen, und die Wachtmeister bilden die Polizei auf den Schiffen.

Von Handwerkern gehören noch Büchsenmacher, Maler, Böttcher, Bäcker, Schneider und Schuster zu einer Schiffsbesatzung, Schmiede und Schlosser finden sich immer unter den Heizern, da man hierzu vorzugsweise Feuerarbeiter aushebt oder anwirbt. Außerdem werden auf allen Torpedobooten und den größeren Fahrzeugen, welche Torpedoeinrichtungen an Bord haben, Torpedomatrosen zur Bedienung der unterseeischen Geschosse eingeschifft. Sie gehen mit ihren Unteroffizieren aus der Torpedoabteilung hervor, die in Friedrichsort bei Kiel ihre Garnison hat.



Posten vor der Offiziersmesse. Stabsgefreiter.

Den Rest der Mannschaft endlich bildet bisweilen, aber nicht immer, auf den großen Schiffen eine Abteilung des Seebataillons. Die Seesoldaten werden zum Besetzen der verschiedenen Wachtposten, wie vor der Kapitänskajüte, bei den Pulverkammern, bei Lazarett u. s. w. verwandt, ferner sollen sie bei Landungen als infanteristisch durchgebildete Truppen wirken und werden außerdem im Gefecht als Geschützbedienung verwertet.

Die Kellner und Köche der verschiedenen Messen sind die einzigen Personen an Bord, welche außerhalb des militärischen Verbandes stehen. Der Staat bestimmt zwar ihre Zahl für jedes Schiff, überläßt es aber den betreffenden Offizieren, die lediglich zu ihrer Bedienung bestimmten Persönlichkeiten kontraktlich anzunehmen und sie nach Belieben zu wechseln. Solange sie sich indessen an Bord befinden, sind sie wie alle eingeschiffte Personen den Kriegsgesetzen unterworfen.

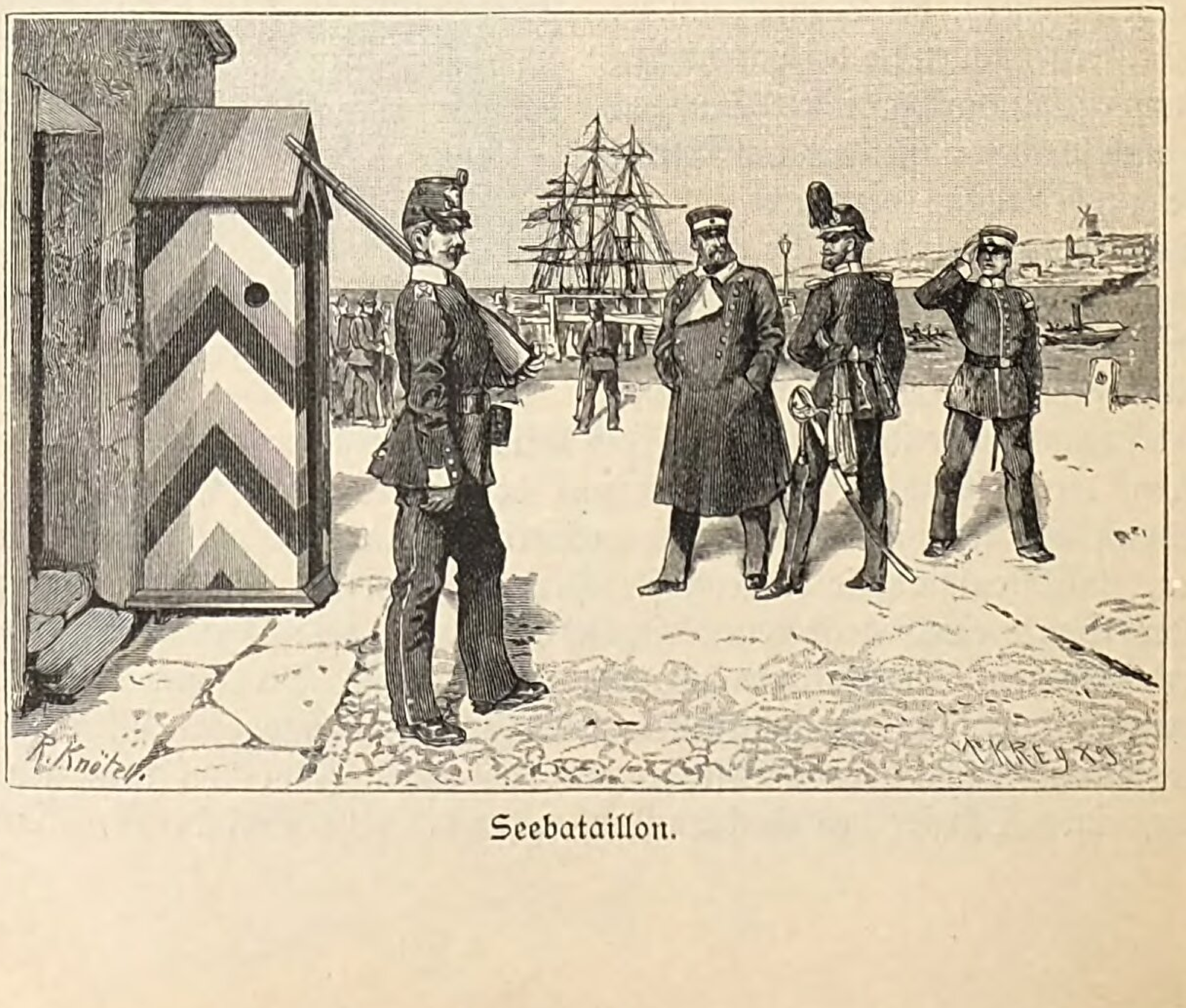
Der Stab eines größeren Kriegsschiffes von etwa 550 Mann Besatzung besteht demnach aus dem Kommandanten (Kapitän zur See), dem ersten Offizier (Korvettenkapitän), drei Kapitänlieutenants als erste, ebensovielen Lieutenants zur See als zweite wachehabende Offiziere, der doppelten Zahl von Unterlieutenants zur See, einem Offizier des Seebataillons, acht bis zehn Seekadetten, drei Ärzten,

einem Maschineningenieur und einem Zahlmeister, im ganzen etwa dreißig bis zweiunddreißig Personen.

Das Maschinenpersonal zählt gegen 80—100, auf den Linienschiffen und großen Kreuzern 150—200 Mann, Handwerker, Funktionäre, Kellner und Köche vierzig, und der Rest der Besatzung gehört dem Matrosencorps bezw. der Torpedoabteilung an.

Die Dienstzeit in der Marine berechtigt zu denselben Vorteilen wie in der Landarmee, wenngleich erstere durch diese Maßregeln weit weniger Nutzen hat als letztere. Im Durchschnitt dauert in der Marine die Heranbildung eines guten Unteroffiziers aus dem Schiffsjungen-Institut oder aus den vierjährigen Freiwilligen zehn Jahre. Bei den gegenwärtigen guten Aussichten, die sich für die geistig und körperlich gewandten Marineunteroffiziere im Civildienst bieten, der außerdem mit viel weniger Anstrengungen verbunden ist, dienen aber verhältnismäßig nur wenig Civilversorgungsberechtigte nach Ablauf ihrer zwölf Jahre weiter in der Marine, und das ist für letztere sehr schlimm. Man kann rechnen, daß der Seemann erst mit fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren ausgelernt hat, daß dann erst der wirkliche Nutzen der Unteroffiziere für die Marine beginnt und sie die Zinsen des vom Staate auf die Erziehung verwandten Kapitals einbringen. Gerade in diesem Alter gehen die meisten aber fort, und deshalb wird sich sehr bald die Notwendigkeit einer andern Ergänzung für seemännische Unteroffiziere ergeben. Wie bereits bemerkt, bleibt dafür nur die Handelsmarine übrig, und es müssen Kapitulanten durch Zusicherung höherer Gehälter und einer Pensionierung gewonnen werden, ein Schritt, zu dem sich die andern Marinen auch gezwungen gesehen haben.

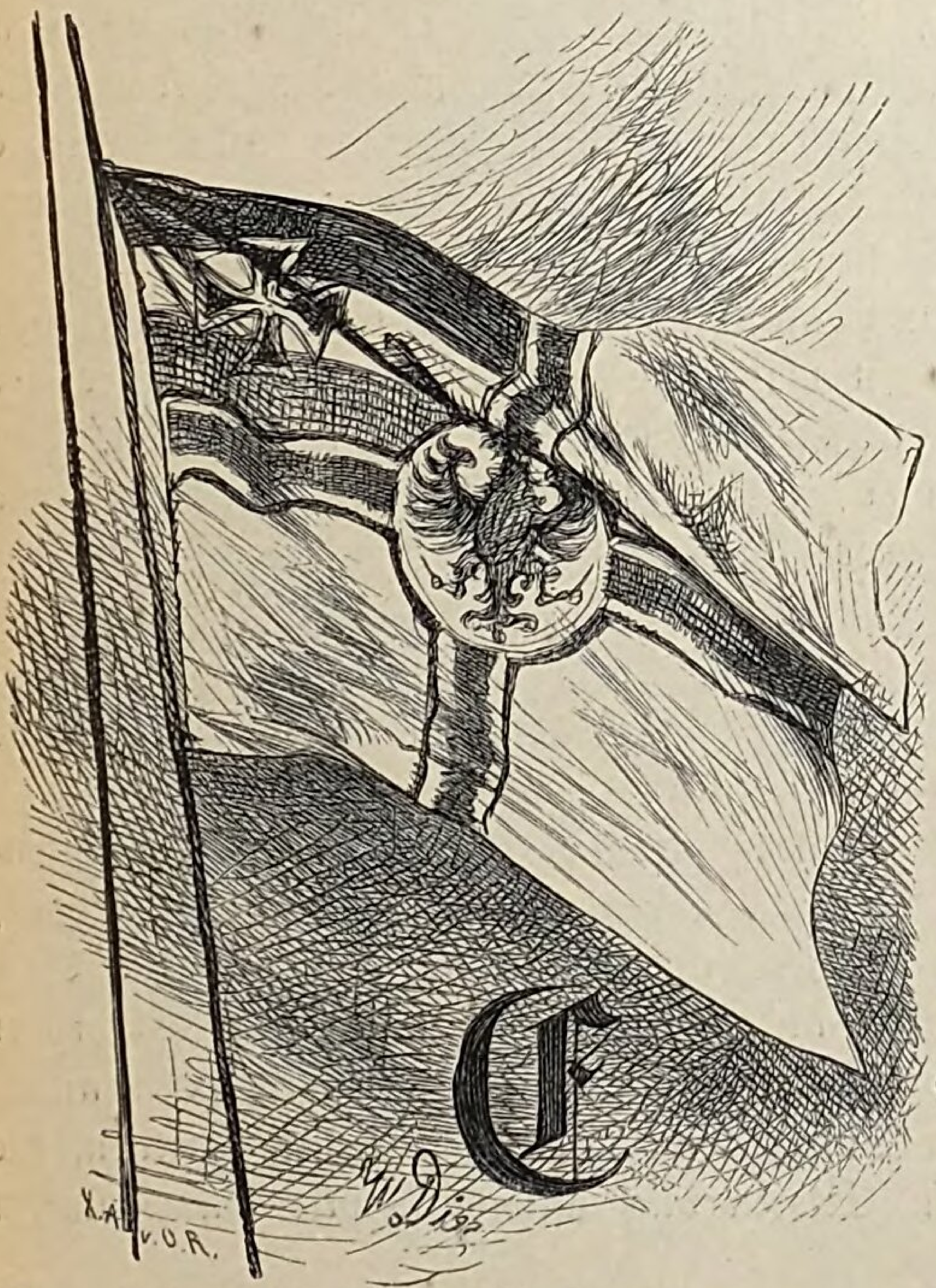
Nachdem dem Leser hiermit ein allgemeiner Überblick unserer Marine gegeben ist, soll es die Aufgabe der folgenden Abschnitte sein, ihm unsere Schiffe selbst, den Dienst auf ihnen und unsere Kriegshäfen vorzuführen.



Seebataillon.

Die Schiffe der deutschen Marine.

Die Schiffe der deutschen Reichsmarine.



Es ist bekannt, daß am 1. Oktober 1867 aus der bis dahin preußischen die Norddeutsche Bundesmarine und aus dieser am 18. Januar 1871 die Deutsche Reichsmarine hervorgegangen ist.

Man hat früher der preußischen Regierung von verschiedenen Seiten Vorwürfe gemacht, daß sie in den zwanzig Jahren, während welcher sie die Entwickelung der Marine leitete, so wenig für diese gethan und nur alles der Armee zugewandt habe. Die Ereignisse der Jahre 1864—1870 haben jedoch bewiesen, daß diese Vorwürfe nicht berechtigt waren.

Die Kämpfe, welche Preußen zu bestehen hatte und die als geschichtliche Notwendigkeit unvermeidlich waren, mußten zu Lande ausgefochten werden, und die Marine konnte bei ihnen immer nur eine untergeordnete Rolle spielen. Ihr

Ausbruch stand seit 1848 bevor; es handelte sich nur um den geeigneten Anlaß dazu, und die Regierung erfüllte deshalb ihre Pflicht, wenn sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel auf die Armee verwandte und der Marine gewissermaßen nur das Leben fristete.

Das, was unter solchen Umständen geschehen konnte, ist trotzdem geschehen. Eine Flotte läßt sich nicht so ohne weiteres aus dem Boden stampfen. Wenn eine Nation eine große Zahl Kriegsschiffe haben will, so handelt es sich dabei freilich nur um Geld; das lehrt das Beispiel des letzten amerikanischen Krieges. Im Beginn desselben zählte die nordamerikanische Flotte kaum fünfzig kriegstüchtige Schiffe, darunter kein einziges gepanzertes. Nach vier Jahren war ihr Bestand zweiundsiebzig gepanzerte und über fünfhundert hölzerne Schiffe.

Hätte Deutschland ähnliche Energie und Geldmittel aufwenden wollen, so hätte es eine ebenso große Zahl Schiffe beschaffen können, würde aber damit keineswegs eine Flotte gehabt haben, weil ihm die Offiziere und Mannschaften gefehlt hätten, deren Stamm sich Amerika bereits seit langem herangebildet hatte und das außerdem auf seinen Handelsschiffen eine sehr bedeutende Zahl Seeleute besitzt. Das Personal gibt aber einer Flotte erst ihren Wert; ohne eine genügende tüchtige Besatzung ist sie, wie weiter oben gezeigt, totes Material.

Es war daher vollständig richtig, wenn Preußen in seinen früheren beengten Geldverhältnissen zunächst darauf bedacht war, das weniger kostspielige, aber um soviel wichtigere Personal sich heranzubilden und mit dem teuren Material, das sich in verhältnismäßig kurzer Zeit schaffen ließ, zu warten, bis Umstände, wie sie seit 1867 eingetreten sind, eine freiere Bewegung in pekuniärer Hinsicht gestatteten.

Auf diese Ausbildung des Personals ist seit dem Entstehen der preußischen Marine die größte Sorgfalt verwandt, und es sind dadurch die besten Erfolge erzielt worden.

Wenn auch Unglücksfälle, wie der Untergang der „Amazone“, des „Frauenlob“, des „Großer Kurfürst“ und in letzter Zeit der „Augusta“ und des „Eber“, „Adler“ und „Iltis“ große Lücken gerissen, und die Anstrengungen des Seedienstes in gefährlichen Klimaten viele andere beklagenswerte Opfer gefordert haben, so daß ein ganz bedeutender Abgang stattgefunden hat, ist es dennoch gelungen, ein Offiziercorps und einen Stamm von Mannschaften zu erziehen, die mit der vom Reichstage genehmigten Erweiterung unserer Flotte einigermaßen Schritt halten konnte.

Diese Offiziere und Unteroffiziere sind in einer Weise geschult, wie es selten in einer Marine stattgefunden hat.

Bei andern Seemächten ist es Gebrauch, die Offiziere drei Jahre an Bord in Dienst zu halten und sie dann ebenso lange oder sehr häufig noch länger auf Halbsold zu beurlauben, weil es die Staatsmittel nicht gestatten, in Friedenszeiten eine so große Anzahl von Schiffen in Dienst zu stellen, um alle vorhandenen Offiziere einzuschiffen. Im Durchschnitt betrifft die Indienststellung kaum ein Viertel der vorhandenen, aber in der früheren preußischen Marine sind meist drei Viertele der größeren Schiffe auf jahrelangen Reisen unterwegs, und die



Sr. M. Panzerschiff I. Kl. „Kaiser Wilhelm II." und Torpedo-Division unter Volldampf.

Nach einem Aquarell von Hans Bohrdt.

Offiziere und Stammmannschaften fast ununterbrochen in harter, aber auch fachliche Tüchtigkeit in höchstem Grade fördernder Schule gewesen. Die Erfahrung ist die Lehrmeisterin der Seeleute, der beständige Kampf mit den Elementen stählt ihre Kraft und befähigt sie, unter schwierigen Umständen stets gleich das Richtige zu treffen, und diese Erfahrung hatten sich unsere Offiziere und Unteroffiziere in den ersten zwanzig Jahren seit dem Inslebentreten der Marine erworben.

Damit war die Grundlage geschaffen, auf der weiter gebaut werden konnte. Wir hatten jetzt nicht allein die Befehlshaber für die späteren Schiffe, sondern auch tüchtige Lehrer für die nachkommende Generation.

Deshalb war mit der Gründung des Norddeutschen Bundes resp. des Deutschen Reiches auch der Zeitpunkt gekommen, um mit Vergrößerung des Materials, d. h. mit dem Bau von Schiffen und den nötigen Anstalten vorzugehen.

Die Aufgabe einer Flotte ist der Schutz der maritimen Interessen desjenigen Landes, dem sie angehört. Je größer die letzteren, desto bedeutender muß die erstere sein. Jene Interessen gipfeln in erster Reihe in der Seeschiffahrt, und nach deren Ausdehnung muß sich auch die der Flotte richten.

Unsere Schiffahrt nimmt gegenwärtig aber unter den Völkern den zweiten Rang ein, wir kommen in dieser Beziehung hinter England und haben in den letzten zwanzig Jahren allen andern Nationen den Rang abgelaufen. Soweit die Geschichte zurückreicht, lehrt sie uns, daß der Seehandel die Nationen wohlhabend und mächtig gemacht hat. Eine Unterbindung dieser Lebensader lähmt die Kräfte des Landes; Deutschland hat dies in den beiden dänischen Kriegen und in dem großen französischen genugsam erfahren.

Es ist daher Pflicht der Selbsterhaltung eines Staates, einen so wichtigen Faktor der Volkswirtschaft, eine Quelle seines Wohlstandes und seiner Macht, wie die Seeschiffahrt, in ausreichendem Grade gegen feindliche Angriffe zu schützen, und damit ist für Deutschland gleich die Größe seiner Flotte bestimmt. Es muß eine starke Seemacht haben, um sowohl seinen eigenen Handel zu schützen, als den feindlichen zu stören. Ebenso muß es seine Häfen wirksam verteidigen, eine Blockade und feindliche Landungen verhindern und endlich auch angriffsweise gegen feindliche Flotten vorgehen können.

Im Hinblick auf diese maßgebenden Gesichtspunkte wurde dem Reichstage 1867 vom Marineministerium die betreffende Vorlage über die beabsichtigte Zusammensetzung der norddeutschen Flotte gemacht. Sie sollte danach aus drei Hauptklassen von Schiffen bestehen:

1) aus solchen, die feindliche Flotten auf hoher See angreifen konnten;
2) aus solchen, die, vorzugsweise zur Verteidigung der eigenen Küsten und Häfen bestimmt, unter Umständen auch im Verein mit der ersten Klasse gegen die feindlichen Küsten vorzugehen im stande waren;
3) aus Schiffen, welche zum Schutze des Handels auf offener See, zu handelspolitischen Sendungen, zum Dienste auf wichtigen Handelsstationen und zur Aufbringung von feindlichen Kreuzern resp. Handelsschiffen bestimmt sind. Dazu traten noch als Unterabteilungen die zum Nachrichtendienste, zur Kundschaft u. s. w. verwandten Avisos und die Transportschiffe,

um den Kriegsschiffen Vorräte zuzuführen resp. Landungstruppen über See zu bringen.

In Bezug auf die spätere Ausdehnung der Flotte wurde vorläufig keine bestimmte Entscheidung getroffen, sondern zunächst ein Entwicklungsabschnitt von zehn Jahren angenommen, während dessen eine gewisse Zahl von Schiffen der obenerwähnten Klassen geschaffen werden sollte, die zur Küstenverteidigung und zum Schutze des Handels in fremden Gewässern bestimmt waren.

Diese Zahl würde einer Marine zweiten Ranges entsprochen haben, wie sie z. B. Österreich, Italien und Spanien damals besaßen.

Nach dem vom Reichstage genehmigten Bauplane sollte der Bestand unserer Flotte in zehn Jahren folgender sein:

16 größere und kleinere Panzerschiffe,
20 Korvetten,
8 Avisos,
3 Transportschiffe,
22 Dampfkanonenboote,
2 Artillerieschulschiffe,
5 Übungsschiffe für Kadetten und Schiffsjungen.

Bis zum Jahre 1873 waren von dieser Zahl bereits fertig vorhanden:

5 Panzerschiffe,
9 Korvetten,
3 Avisos,
2 Transportschiffe,
22 Dampfkanonenboote,
1 Artillerieschulschiff,
4 Übungsschiffe für Kadetten und Schiffsjungen.

Durch den Krieg von 1870 hatten sich indessen die politischen Verhältnisse sehr geändert; aus dem Norddeutschen Bund war ein einiges Deutsches Reich hervorgegangen, dessen Machtstellung auch eine Vergrößerung der Marine beanspruchte. Demgemäß wurde im Jahre 1873 von dem Chef der Admiralität dem Reichstage eine Denkschrift eingereicht, welche die als erforderlich erachtete Erweiterung des ursprünglichen Flottengründungsplanes eingehend begründete und dazu eine Mehrforderung von rund 130 Millionen Mark gegen früher stellte.

Der Reichstag erteilte diesem Antrage seine Genehmigung; die Ausführung des neuen Planes wurde auf die Zeit bis zum Jahre 1882 verteilt und die Größe der Flotte auf die nachstehenden Schiffsklassen und Zahlen festgestellt:

23 Panzerschiffe:
8 Panzerfregatten,
6 Panzerkorvetten,
9 kleine Panzerfahrzeuge (Monitors, schwimmende Batterien).

20 Kreuzerfregatten und Korvetten einschl. Übungsschiffe,
6 Avisos,
18 Kanonenboote einschl. Vermessungsfahrzeuge,
2 Artillerieschulschiffe,
3 Segelbriggs,
28 Torpedofahrzeuge aller Größen.

Bei den wesentlichen Veränderungen und Fortschritten der Technik, des Schiffsbaues, Maschinenbaues und der Artillerie, welche sich in der Jetztzeit, man

möchte fast sagen von Tag zu Tag vollziehen, und denen notwendigerweise alle Nationen folgen müssen, wenn sie nicht sich in den Schatten stellen wollen, machte die Denkschrift jedoch gleichzeitig geltend, daß ein starres Festhalten an Zahl und Klassen der beantragten Schiffe unmöglich sei, daß deshalb der Admiralität darin ein gewisser Spielraum gelassen werden müsse, und daß die im einzelnen bindende Feststellung nur durch die jährlichen Etatsanschläge erfolgen könne.

Es wurde namentlich auf eine wahrscheinlich notwendige bedeutende Erweiterung des noch in Entwickelung begriffenen Torpedowesens hingewiesen, dessen große Kosten dann eine Beschränkung anderweitiger Schiffsklassen erforderlich machen würden.

Auch dies wurde vom Reichstag genehmigt, und jene Voraussicht hat sich bestätigt. Statt der geforderten Monitors und schwimmenden Batterien wurden gepanzerte Kanonenboote gebaut und das Torpedowesen entwickelte sich zu einem Faktor, dem ganz besonders Rechnung getragen werden mußte.

Torpedos und Torpedoboote stellten sich als Hauptverteidigungsmittel unserer Häfen und Küsten heraus und nachdem die zuletzt genannten Schiffe fertig gebaut waren, nahm man von weiterer Vermehrung ihrer Zahl Abstand, erhöhte jedoch die der Torpedoboote bedeutend, nachdem auf Antrag der Admiralität in der Mitte der achtziger Jahre der Reichstag dazu seine Genehmigung erteilt hatte.

Inzwischen waren jedoch die neuen Erfindungen und Verbesserungen in Bezug auf Schnelligkeit, Panzerung und Artillerie der Schiffe im Verlauf kurzer Zeit so bedeutend fortgeschritten, und die übrigen seefahrenden Mächte hatten so schnell davon Gebrauch gemacht, daß die sechs Jahre bei uns dauernde Pause im Bau größerer Schiffe uns den andern Flotten gegenüber sehr in Nachteil gebracht hatten. Der militärische Wert der ersteren war sehr vermindert und außerdem hatten wir durch das Unglück bei Folkestone eines unserer besten Panzerschiffe, den „Großer Kurfürst“, verloren.

Die Admiralität hielt es deshalb für angemessen, 1888 diese Verhältnisse dem Reichstage darzulegen und den Bau einer Reihe von Schlachtschiffen zu beantragen, wenn unsere Marine nicht zu sehr geschwächt werden sollte. Sie forderte deshalb vier große und schwer bewaffnete Panzerschiffe als Ersatz für die gänzlich unbrauchbar gewordenen Panzerfahrzeuge „Prinz Adalbert“, hölzerne Panzerkorvette „Hansa“, für den verloren gegangenen „Großer Kurfürst“ und die beiden gegen die jetzigen Geschütze viel zu schwach gepanzerten und auch zu langsamen Fregatten „Kronprinz“ und „Friedrich Karl“. Ebenso waren die Panzerkanonenboote zum Schutze unserer Strommündungen minderwertig geworden und mußten durch bessere Fahrzeuge ersetzt werden, die den Mündungen des inzwischen in Angriff genommenen Nordostsee-Kanals einen wirksamen Schutz gewähren und zu diesem Zwecke sich nicht allein auf die Küstenverteidigung beschränken, sondern den Feind auch in See angreifen konnten. Von diesen waren zehn vorgesehen.

Statt der veralteten und schnell unbrauchbar werdenden Kreuzerschiffe wurden sogenannte geschützte und sehr schnelle Kreuzer verlangt und zwar sieben, da die übrigen Nationen bedeutend mehr von den für den Kreuzerkrieg bestimmten

Schiffen (Frankreich 19) besaßen. Drei unserer älteren Kreuzer waren auch unbrauchbar, so daß die ganze Zahl 10 betrug.

Endlich forderte die Admiralität noch vier ungeschützte Kreuzer als Ersatz für ausscheidende Stationsschiffe in unseren Kolonien und überseeischen für uns wichtigen Handelsgebieten, sowie zwei sehr schnelle Avisos und zwei Torpedodivisionsboote. Diese 28 Schiffe beanspruchten einen Kostenaufwand von rund 117 Millionen Mark und ihre Bauzeit war bis zum Jahre 1895 berechnet. Der Reichstag bewilligte prinzipiell diese Summe, behielt sich aber die jährliche Bewilligung der einzelnen Raten vor und hat diese Bedingung leider aus verkehrter Sparsamkeit zu Abstrichen benutzt, welche die Fertigstellung der Schiffe auf Jahre hinausschob.

Die in den letzten fünf bis sechs Jahren erfolgte großartige Verstärkung der Flotten aller Seemächte, mit denen wir im Kriegsfalle zu rechnen haben, der ungemeine Aufschwung unseres Seehandels, den wir in allen Weltteilen zu schützen haben, sowie die Aussicht auf einen von Jahr zu Jahr sich nähernden wirtschaftlichen Kampf der großen Nationen, der unzweifelhaft auf das politische Gebiet übertragen werden wird, und in dem derjenige unterliegen muß, der nicht stark zur See ist, hat die Regierung bewogen, in diesem Jahre beim Reichstage eine solche Verstärkung unserer Seemacht zu beantragen, die uns in den Stand setzt, der drohenden Zukunft einigermaßen mit Ruhe entgegensehen zu können.

Um diesen Plan unbeeinflußt von dem jeweiligen guten Willen des Reichstags unabhängig zu machen und ihn systematisch und mit Ruhe durchführen zu können, ist derselbe auf gesetzliche Grundlagen gestellt, die eine Bauperiode von sechs Jahren umfassen und in Jahresraten einen Gesamtaufwand an Geld von 410 Millionen Mark beanspruchen.

Die Überzeugung von der Notwendigkeit dieser Flottenverstärkung, die überdem außerordentlich mäßig gehalten und unerläßlich ist, wenn die Zukunft Deutschlands nicht auf das Höchste gefährdet werden soll, hat sich auch bei einem großen Teile unseres Volkes geltend gemacht; demgemäß hat auch der Reichstag in seiner Majorität Sonderinteressen und Parteirücksichten beiseite gesetzt und im Hinblick auf das Wohl des Vaterlandes das neue Flottengesetz mit geringen Änderungen gut geheißen. Er würde sonst die ganze Verantwortlichkeit auf sich geladen haben, wenn in einem Kriege mit größeren Seemächten Deutschland zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabgedrückt, die Quellen seiner Größe und Macht, sein Handel und seine Industrie, auf die es zum Leben angewiesen ist, ruiniert und es arm und elend gemacht wäre.

Das Flottengesetz fordert für die sechsjährige Bauperiode unter Anrechnung der bereits vorhandenen oder im Bau befindlichen Schiffe folgende Zahlen:

1. Zur sofortigen Verwendung bereit:

17 Linienschiffe (große Panzerschiffe),
8 Küstenpanzerschiffe,
9 große Kreuzer,
26 kleine Kreuzer.

2. Als Materialreserve:

2 Linienschiffe,
3 große Kreuzer,
4 kleine Kreuzer.

Torpedofahrzeuge, Schulschiffe, Specialschiffe und Auslandskanonenboote sind nicht mitgerechnet. Ihre Zahl richtet sich nach dem Bedürfnis und wird nicht gesetzlich festgelegt.

Von den am 1. April 1898 vorhandenen und im Bau befindlichen Schiffen kommen auf diesen Sollbestand in Anrechnung

12 Linienschiffe,
8 Küstenpanzerschiffe,
10 große Kreuzer,
23 kleine Kreuzer.

Davon sollen in Dienst gehalten werden:

a. Zur Bildung von aktiven Formationen

9 Linienschiffe,
2 große Kreuzer,
6 kleine Kreuzer.

b. Als Stammschiffe von Reserve-Formationen

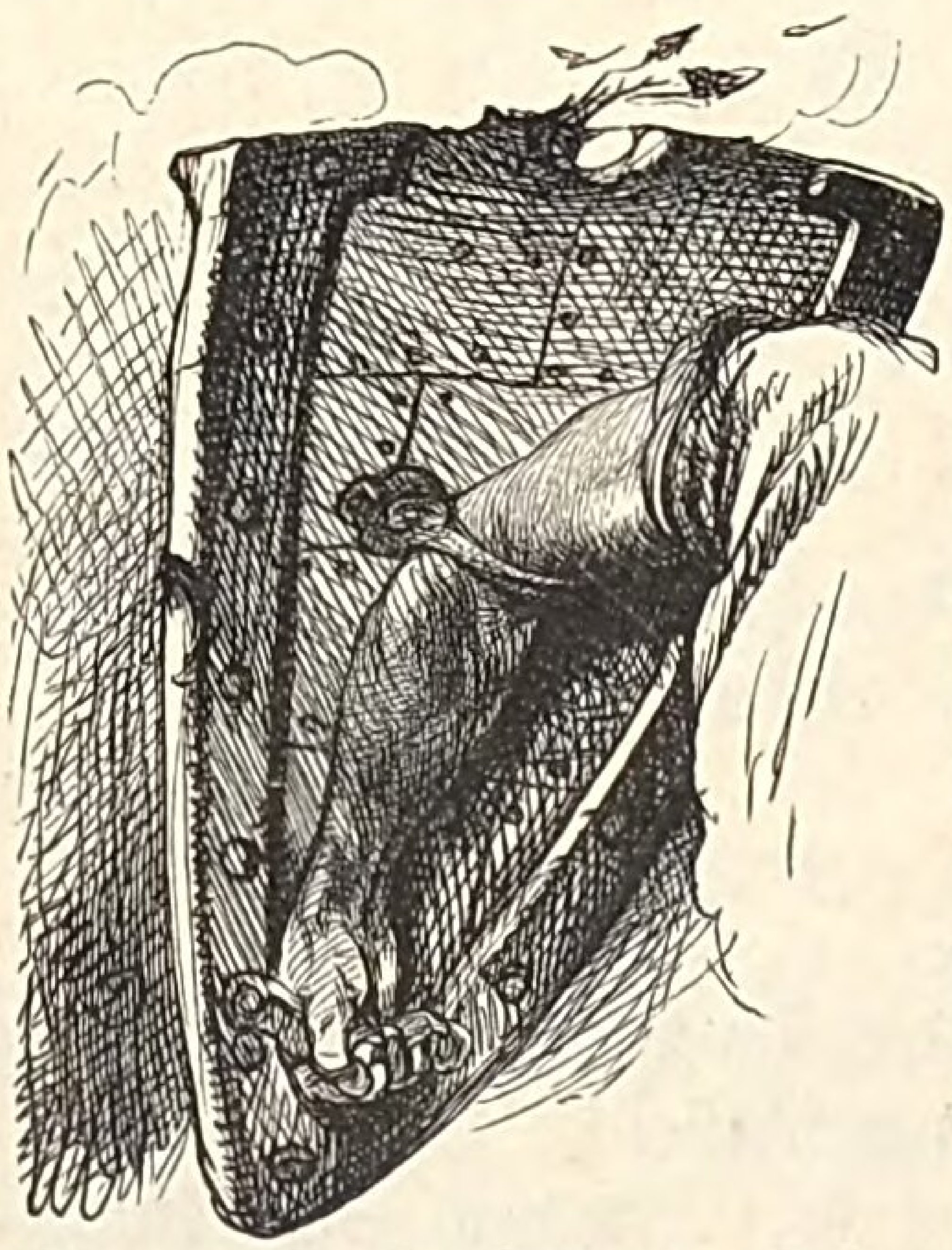
4 Linienschiffe,
4 Küstenpanzerschiffe,
2 große Kreuzer,
5 kleine Kreuzer.

c. Zur Bildung einer Reserve-Formation auf die Dauer von zwei Monaten

2 Linienschiffe oder Küstenpanzerschiffe.

In den nächstfolgenden Kapiteln werde ich auf die einzelnen Schiffsklassen und die Schiffe, welche wir jetzt besitzen, näher eingehen, dabei aber auch derjenigen gedenken, welche wir seit Gründung unserer Marine besessen haben, insofern dieselben ein historisches oder allgemeines Interesse bieten.

Gepanzerte Schiffe.



Von ihnen sind zu unterscheiden Linienschiffe und Küstenpanzer. Von den ersteren sind aus früherer Zeit noch vorhanden und noch nicht aus den Schiffslisten gestrichen, obwohl sie die militärische Altersgrenze längst überschritten haben und infolge der technischen und artilleristischen Erfindung der Neuzeit so minderwertig geworden sind, daß sie ohne die Aussicht, sicher zu unterliegen, keinen Kampf mit modernen Schlachtschiffen aufnehmen können: „König Wilhelm", „Kaiser" und „Deutschland". Für ersteren ist bereits ein Ersatzbau im Gange, die beiden letzteren, welche man zu großen Kreuzern degradiert hat, obwohl sie deren Aufgabe noch viel weniger erfüllen können, befinden sich gegenwärtig (Mitte 1897) in den chinesischen Gewässern. Da sie ebenfalls sobald wie möglich durch Neubau ersetzt werden müssen, weil sie gänzlich veraltet sind, braucht hier nicht näher auf sie eingegangen zu werden.

Vollwertige Linienschiffe, die allen Anforderungen der Neuzeit entsprechen, besitzen wir jetzt nur vier, „Brandenburg", „Wörth", „Weißenburg" und „Kurfürst Friedrich Wilhelm", die 1894 fertig geworden und Ersatzbauten für die Panzerkorvette „Hansa", die Panzerfregatten „Kronprinz" und „Friedrich Karl" sowie für den untergegangenen „Großer Kurfürst" sind.

Ferner befinden sich noch drei im Bau „Kaiser Friedrich III.", „Kaiser Wilhelm II." und der noch ungetaufte „Ersatz König Wilhelm". Ersterer wird in einem, der nächste in zwei, der letzte in drei Jahren fertig sein. Alle drei sind noch etwas größer und stärker als die Brandenburgklasse und werden nach gleichen Plänen hergestellt. Ferner werden als Linienschiffe im Flottengesetz bezeichnet die früher „Ausfallkorvetten" genannten „Sachsen", „Bayern" „Württemberg", „Baden".

Endlich ist das Panzerschiff „Oldenburg" als Reserve-Linienschiff bezeichnet. Von Küstenpanzern besitzen wir 8, „Odin", „Ägir", „Beowulf", „Frithjof", „Hagen", „Heimdal", „Hildebrand", „Siegfried".

Die vier Schiffe der „Brandenburgklasse" sind gleichfalls alle nach demselben Plan gebaut. Sie bilden in der Schlacht eine Division und es ist taktisch sehr wichtig, daß ihre Einheiten gleiche Eigenschaften haben.

Es bedarf deshalb nur der näheren Beschreibung eines einzelnen, wobei noch zu bemerken ist, daß alle vier auf deutschen Werften erbaut wurden („Kurfürst Friedrich Wilhelm" in Wilhelmshafen, „Brandenburg" und „Weißenburg" beim Vulkan in Stettin und „Wörth" bei der Germania in Kiel) und nur deutsches Material für sie verwandt ist.

„Kurfürst Friedrich Wilhelm" lief am 30. Juni 1891 vom Stapel, nachdem der Bau im Frühjahr 1890 begonnen war und alle 4 Schiffe konnten schon Ende 1893 ihre Probefahrten machen.

„Kurfürst Friedrich Wilhelm" hat eine Länge von 116 m, eine größte Breite von 19,5 m, einen Tiefgang von 7,9 m und eine Wasserverdrängung von 10040 Tonnen (à 20 Zentner). Er besteht aus Stahl und ist in der Wasserlinie mit einem 3 m breiten Panzergürtel aus Nickelstahl umgeben, der in der Mitte 40 cm stark ist, während er sich nach beiden Enden zu, wo wegen der Wölbung die Geschosse nicht senkrecht, sondern nur mehr oder minder schräg auftreffen können und deswegen an Durchschlagskraft einbüßen, bis 30 cm verjüngt. Er ist mit einem nasenförmigen Sporn, ähnlich wie er bei „Fürst Bismarck" schon beschrieben (Seite 64), versehen, und der Panzergürtel vorn soweit hinuntergeführt, daß er jenen noch bedeutend verstärkt.

Doppelboden mit Einteilung in eine große Menge wasserdichter Zellen ist wie bei allen neueren Schiffen vorhanden; durch ein das ganze Schiff in zwei Hälften scheidendes Längsschott und 11 Querschotte werden 24 große Abteilungen geschaffen, von denen die beiden größten volllaufen können, ohne daß das Schiff sinkt. Ebenso läuft wie bei „Fürst Bismark" ein Korkdamm um das ganze Schiff.

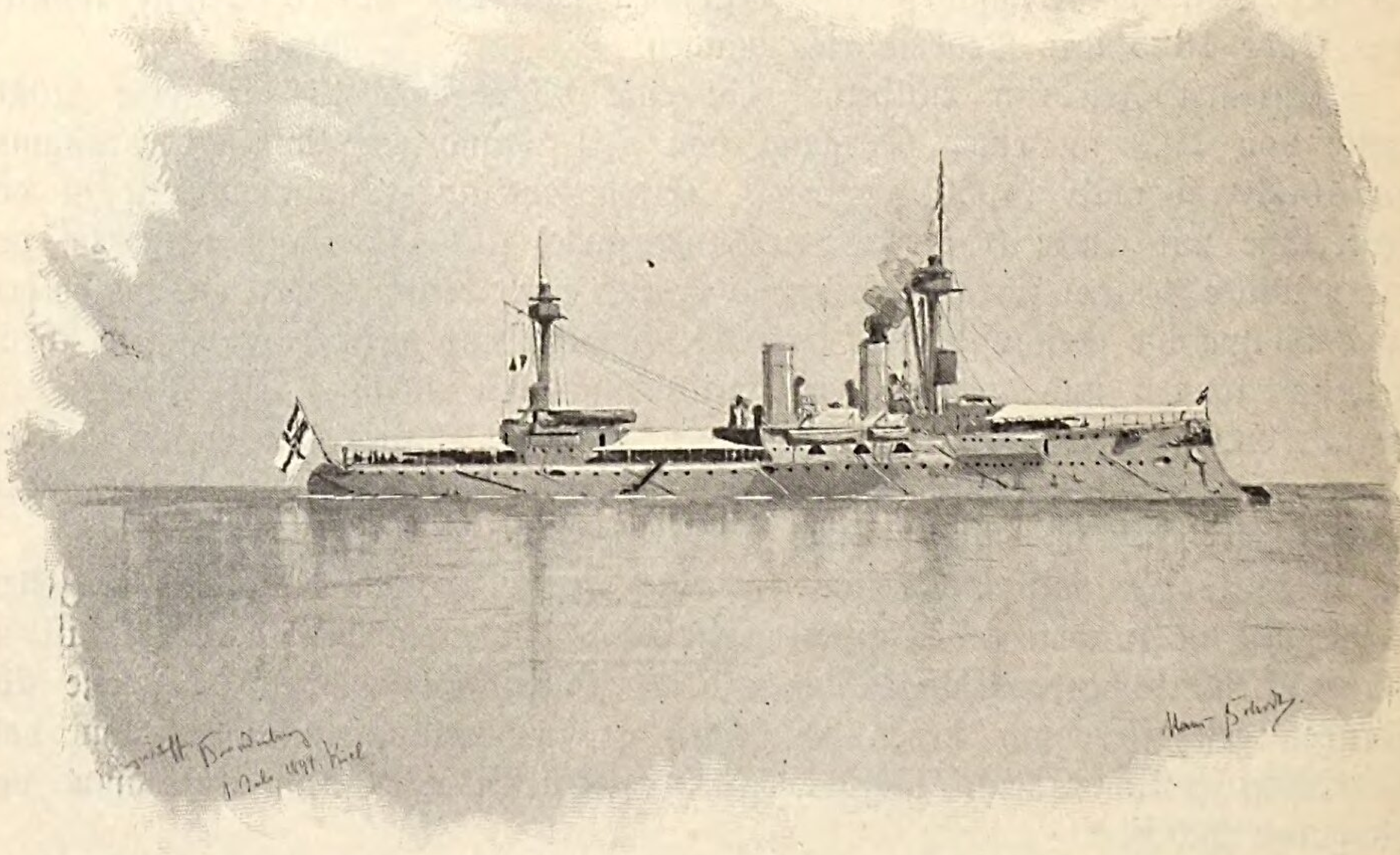
Von der Oberkante des Panzergürtels aus erhebt sich das Panzerdeck von 6,5 cm Nickelstahl. Er hat nur einige Luken, deren Räume bis zu dem 3,5 m über der Wasserlinie liegenden Oberdeck reichen und ebenso wie die Schachte für Schießbedarf und für Durchlaß der Schornsteine gepanzert sind.

Zwischen Panzer und Oberdeck sind für die hintern und mittleren schweren Geschütze Brustwehrtürme erbaut, die 30 cm Panzer tragen, der mit ebenso dickem Teakholz gefüttert ist. Ein dritter Panzerturm steht im Vorderschiffe, aber liegt viel höher als die beiden anderen. Alle drei haben Panzerkuppeln und sind durch Maschinenkraft drehbar. In jedem von ihnen stehen in paralleler Aufstellung zwei 28 cm Geschütze, die vorderen und hinteren von 40 Kaliber (9,8 m) und die mittleren von 35 Kaliber (9 m) Länge, welche Stahlgranaten von 255 und Zündergranaten von 215 kg mit je 160 kg Pulverladung verfeuern.

Der vordere Panzerturm liegt so hoch über den beiden anderen, daß seine Geschütze 8 m Feuerhöhe haben, um auch bei schlechtem Wetter nicht am Schießen

behindert zu sein. Alle 6 Turmgeschütze lassen sich innerhalb eines Winkels von 90 Grad auf denselben Punkt richten, und sie feuern alle drei Minuten einen Schuß.

In einem Aufbau bei den beiden Schornsteinen stehen hinter einer mit 5 cm stahlgepanzerten Bordwand in Breitseitlafetten noch an jeder Seite drei 10,5 cm Schnellladekanonen, die jede in der Minute 10 Schuß abgeben können und einen Bestreichungswinkel von 100 Grad haben. Vorn im Bug sind in Ausbauten unterhalb des Turmes sowie unter der Kommandobrücke vier 8,8 cm Schnellfeuergeschütze aufgestellt, die recht voraus oder nach der Breitseite feuern



S. M. Linienschiff Brandenburg.

können, und ähnlich sind beim hinteren Gefechtsmaste, von denen das Schiff zwei besitzt, gleichfalls vier solche Kanonen aufgestellt, um recht nach hinten oder nach der Breitseite feuern zu können. Endlich sind die Plattformen auf den Gefechtsmasten noch mit je vier 8 mm Maschinengewehren bewaffnet.

Zur Vollendung der artilleristischen Ausrüstung sind an jeder Seite drei Rohre über dem Gürtelpanzer zum Schießen von Torpedos ausgebaut.

Das Schiff hat zwei Maschinen, die je eine Schraube treiben und von den 12 Kesseln stehen je vier in wasserdichten Abteilungen. Die Maschinen leisten bis zu 10 000 indic. Pferdekräften, geben eine Fahrt von 16½—17 Knoten und das Schiff nimmt 800 Tonnen Kohlen. Der Kommandoturm ist mit 30 cm Stahlplatten gepanzert, und fünf Dampfsteuerapparate, von denen drei gepanzert

sind, machen es möglich, das Schiff von verschiedenen Stellen aus zu steuern, falls der eine oder andere von ihnen beschädigt werden sollte.

Es sind zwölf Boote vorhanden, davon zwei Dampfboote, deren eines ein Torpedorohr hat. Die Besatzung beläuft sich auf 556 Mann.

Die drei im Bau befindlichen Linienschiffe sind etwas größer und stärker als die Brandenburgklasse.

Der zuerst fertig werdende Kaiser Friedrich III. ist am 1. Juli 1896 in Wilhelmshafen vom Stapel gelaufen, nachdem er am 5. März 1895 auf Stapel gesetzt war und er soll am 1. Oktober 1898 fertig zu Probefahrten sein. Er ist 125 m lang, 20 m breit und hat 7,8 m Tiefgang. Er ist 11 130 Tonnen groß, also 90 Tonnen größer als die Brandenburgklasse.

Sein Gürtelpanzer ist 2 m breit, aber in der Mitte nur 30 cm stark, nach beiden Enden bis 15 cm verjüngt, gegen 40 cm der Brandenburgklasse, trotzdem aber nicht schwächer, sondern eher stärker als jener. Er besteht nämlich aus Nickelstahl mit gehärteter Oberfläche wie bei „Fürst Bismarck", eine Erfindung von Krupp, die 30 % widerstandsfähiger ist als der gewöhnliche Nickelstahl von derselben Stärke, und außerdem den Vorteil einer großen Ersparnis an Gewicht hat, die auf Vermehrung der Artillerie und Vergrößerung der Kohlenräume verwandt werden konnte.

Unter dem Kapitel „Bewaffnung" ist bereits erwähnt, daß dieselbe bei „Kaiser Friedrich III." 58 Schnellfeuergeschütze und 20 Maschinengewehre zählt, also bedeutend stärker ist, als bei der Brandenburgklasse. Dies hat teilweise durch den dünneren Panzer erreicht werden können, teils weil man als schwerste Geschütze statt der sechs 28 cm Kanonen jener nur vier 24 cm Schnellfeuergeschütze genommen hat. Diese letzteren sind so leistungsfähig, daß sie jeden auf Schiffen bis jetzt anwendbaren Panzer mit ihren Stahlgeschossen durchschlagen, daneben führt „Kaiser Friedrich III." aber noch achtzehn 15 cm Schnellfeuerkanonen, die bei rechtwinkligem Auftreffen 15 cm Stahlpanzer durchbohren.

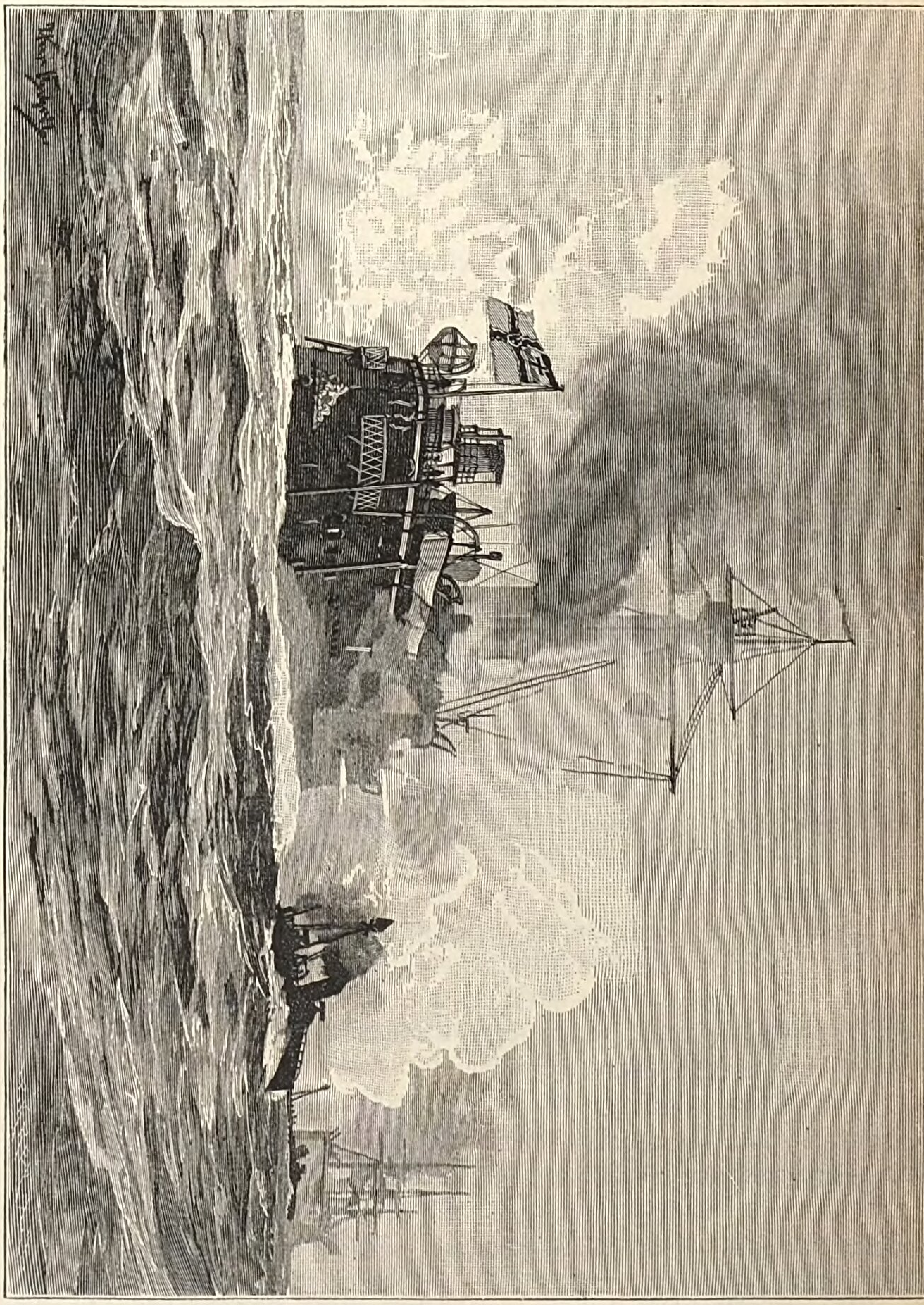
Die schweren Geschütze stehen zu je zwei in Panzerdrehtürmen vor und hinter der Zitadelle, die 12 mittleren in letzteren in Einzelkasematten, und an beiden Seiten der Zitadelle außerdem noch je drei in Panzerdrehtürmen. Die Einzelkasematten sind rings um das Geschütz von Panzerwänden umschlossen, so daß ein einschlagendes Geschoß nicht noch anderwärts Unheil anrichten kann. Die 8,8 cm Kanonen stehen hinter Stahlschilden.

Die Aufstellung sämtlicher Geschütze erfolgt in sechs Stockwerken, von denen man außenbords so viel wie möglich mit dünnem Panzer geschützt hat, an dem wenigstens die dünnwandigen mit Melinit geladenen feindlichen Brisanzgeschosse zerschellen und mit ihrem gefährlichen Sprengstoff nicht in das Schiffsinnere dringen können.

Alle Kanonen sind so zweckmäßig verteilt und haben so große Bestreichungswinkel, daß man sagen darf, bis jetzt existiert kein fremdes Panzerschiff, dessen Artilleriewirkung eine so vollkommene und mächtige wäre, wie bei „Kaiser Friedrich III."

Wie alle neueren Kampfschiffe bekommt letzterer drei Einzelmaschinen und

drei Schrauben. Die Maschinen äußern zusammen 13000 indic. Pferdekräfte und geben 18 Knoten Fahrt.



Reservelinienschiff „Oldenburg".

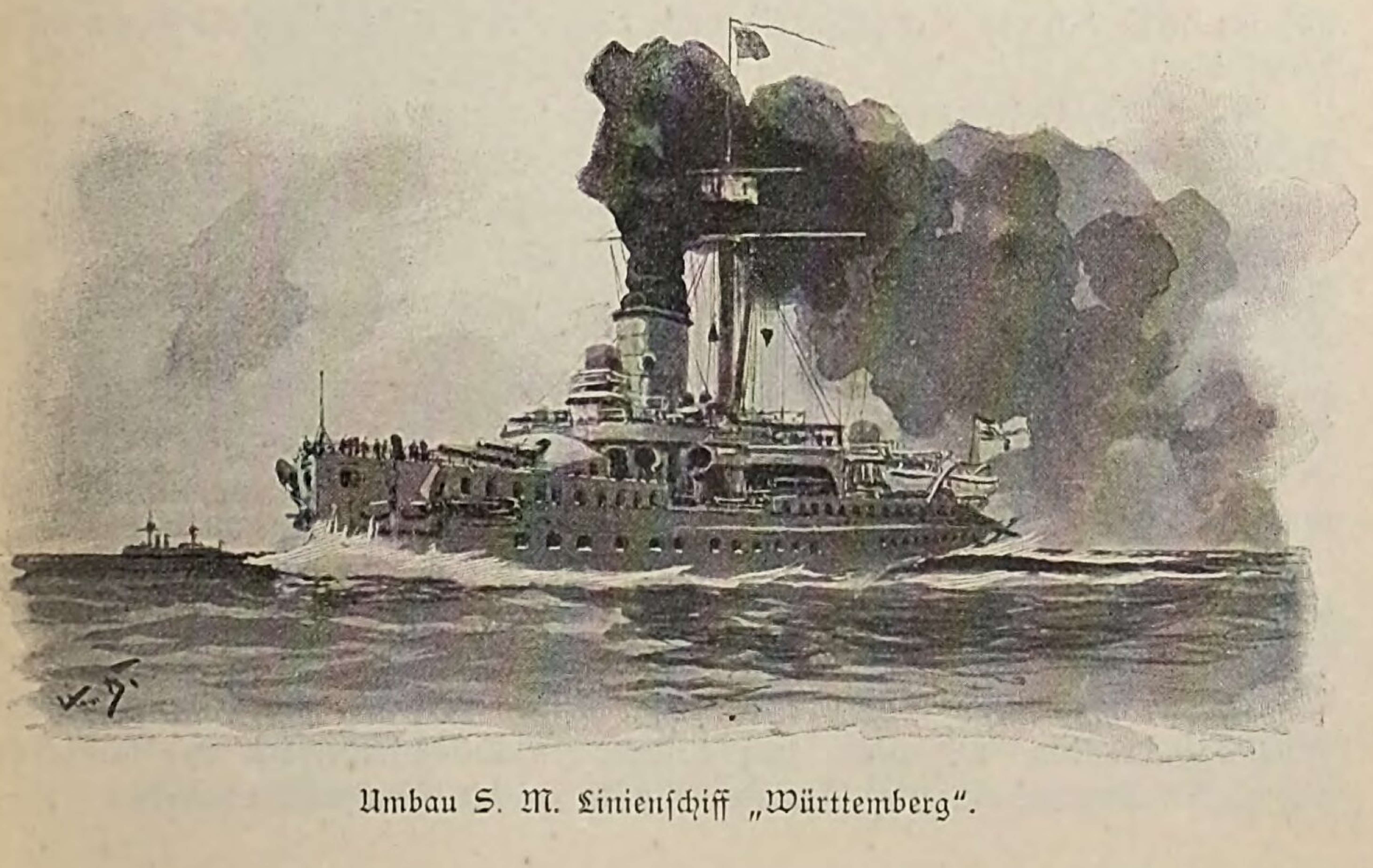
Das gewölbte Panzerdeck, das oberhalb des Panzergürtels beginnt, ist 7,5 cm stark. Zwei Gefechtsmasten, oben mit je einem Scheinwerfer versehen, zu denen

noch 4 andere in etwa 4 m Höhe über Wasser auf Podesten der beiden Breitseiten treten, um das Herannahen von Torpedobooten zeitig zu entdecken und sie durch Schnellfeuer- und Maschinengeschütze abzuschlagen, vollenden die Ausstattung des mit 655 Mann Besatzung versehenen mächtigen Schiffes, nach dessen Muster mit geringen Abänderungen alle späteren Linienschiffe nach Genehmigung des Flottengesetzes gebaut werden sollen.

Als dritte Division der Linienschiffe zählt das Flottengesetz die vier, früher Ausfallkorvetten genannten Schiffe der Sachsenklasse auf, die ebenfalls nach gleichen Plänen gebaut, aber schon nahezu 20 Jahre alt sind und deshalb keineswegs den Gefechtswert haben, den man bei modernen Linienschiffen voraussetzen muß. Weil sie einmal vorhanden waren, hat man sie mit Rücksicht auf die Finanzverhältnisse notgedrungen in die Klasse der ersteren eingereiht, aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß man sie durch Neubauten ersetzen wird, sobald sie in einigen Jahren die militärische Altersgrenze erreicht haben. Schon jetzt hat man sie einem kostspieligen und langwierigen Neubau unterziehen müssen, um sie nur einigermaßen den heutigen Anforderungen entsprechend zu machen. „Baden" und „Württemberg" sind vor kurzem fertig geworden, haben neue Kessel bekommen, sind sonst möglichst zweckmäßig eingerichtet, und „Sachsen" wie „Bayern" werden gegenwärtig modernisiert, was jedoch 18 Monate beansprucht, ohne durchschlagende Vorteile zu gewähren.

Sie sind Zitadellschiffe, d. h. sie tragen nur in der Mitte einen von 2 m unter der Wasserlinie bis zum Oberdeck reichenden Panzer. Vorder- und Hinterschiff sind nicht gepanzert.

Hinter dem einen Schornstein, durch den man die früheren vier ersetzt hat, die ein gar zu großes Ziel für feindliche Geschosse boten, erhebt sich eine ge-



Umbau S. M. Linienschiff „Württemberg".

panzerte Brustwehr, hinter der vier schwere Geschütze über Bank feuern, und vor dem ersteren eine runde desgleichen, in dem zwei gleiche auf gemeinsamer Drehscheibe stehen.

Zur Zeit ihres Baues kannte man weder Stahl- noch Nickelstahlpanzer, sondern nur Schmiedeeisen für diese Zwecke, und glaubte ihn recht stark zu machen, wenn man ihn nicht gleich 40 cm dick walzte, sondern ihn aus zwei Platten von 25 und 15 cm zusammensetzte und hinter jeder eine gleich dicke Teakholzlage als Futter legte. Damals durfte man dies einen starken Schutz nennen, aber es gab auch weder 40 Kaliber lange 24, noch 21, noch 15 cm Schnellfeuergeschütze, die bei senkrechtem Auftreffen jene 40 cm Eisen und 40 cm Holz durchschlagen.

Die Schiffe sind 91 m lang, 18 m breit, haben 6 m Tiefgang und 7400 Tonnen Wasserverdrängung. Vor und hinter der Zitadelle schließt sich ein gewölbtes Panzerdeck an sie, das in einem spitzen 3 m unter Wasser liegenden Sporn endet. Der einzige Schutz des ungepanzerten Vor- und Hinterschiffs besteht in einem Korkdamm.

Hundert kleine Zellen im doppelten Boden, ein wasserdichtes Längs- und acht Querschotte, die bis zum Oberdeck reichen und dem sich unter Wasser noch die doppelte Zahl anschließt, sind Vorkehrungen gegen Sinken bei Beschädigungen durch Geschosse, Torpedos oder Lecke.

Die Seelenachsen der beiden vorderen 21 cm Geschütze liegen 5 m, die der hinteren vier 4 m über der Wasserlinie. Diese niedrige Lage beschränkt natürlich auch ihre Feuerthätigkeit bei bewegter See, obwohl sie sich sonst als gute Seeschiffe bewährt haben. Die Kanonen sind Kruppsche Mantelringkanonen von nur 22 Kaliber Länge (5,7 m), und auch sie sind längst überholt. Die Stahlgranaten wiegen 187 kg, aber die Pulverladung nur 48 kg.

Die vorderen Geschütze haben keine Panzerkuppel, die hinteren eine solche, auf der sechs 8,8 cm Schnellladekanonen stehen und die zugleich als Kommandobrücke dient.

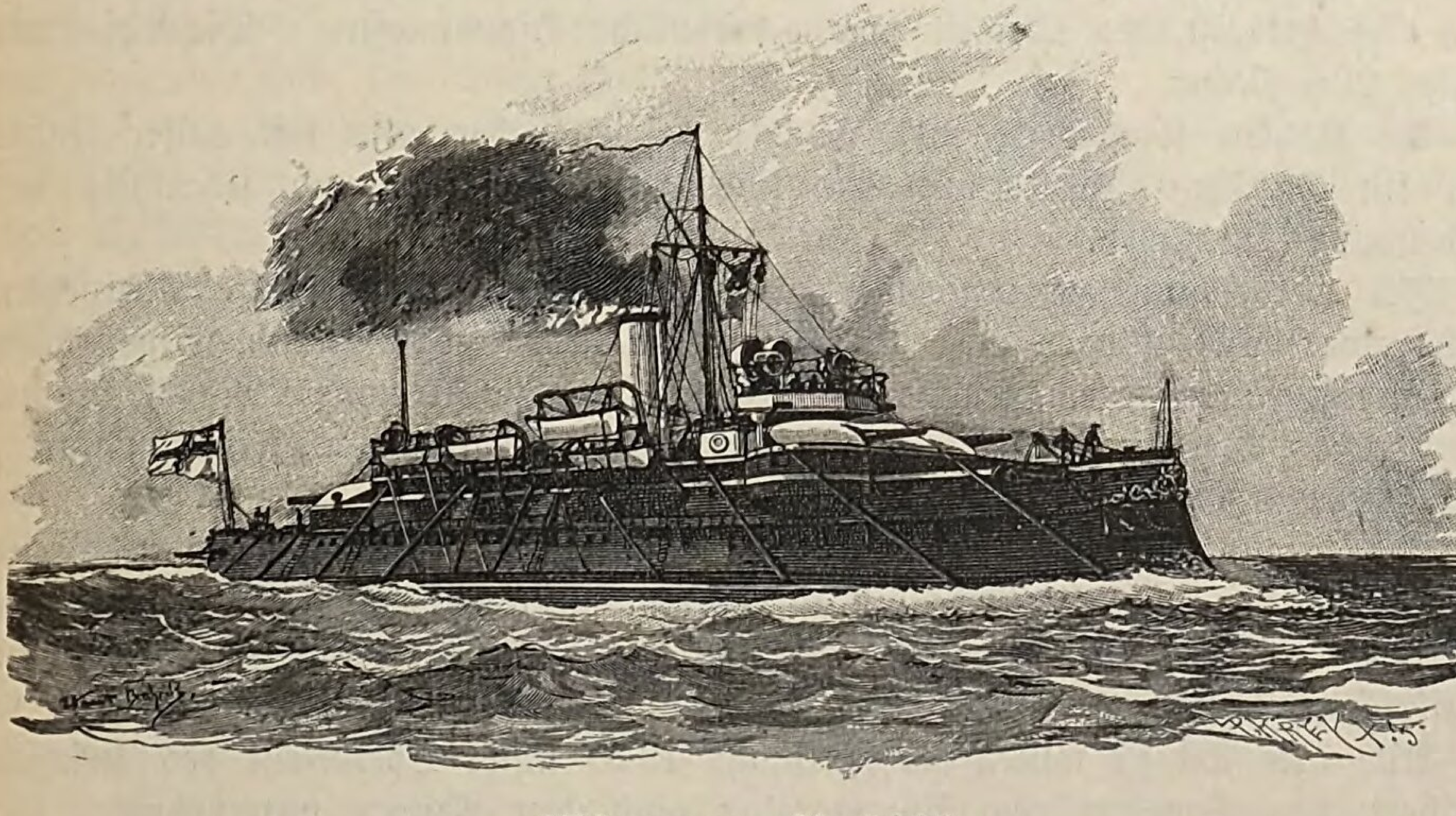
Es ist ein Gefechtsmast mit Scheinwerfer vorhanden, dessen Mars mit zwei Revolverkanonen bewehrt ist. Die Schiffe haben Zwillingsschrauben und demgemäß zwei Maschinen, die durch ein Längsschott wasserdicht von einander getrennt sind.

Die früheren Maschinen von 5000 Pferdekraft erzielten 13—14 Knoten Fahrt. Da eine solche Geschwindigkeit heutzutage nicht mehr ausreicht, gab man ihnen neue Kessel, änderte etwas an der Maschine und hoffte sowohl Kohlen zu sparen, wie durch erhöhten Dampfdruck die Fahrt zu beschleunigen. Die Änderungen haben jedoch den gehegten Erwartungen nicht ganz entsprochen und es ist zu wünschen, daß wir keinen Krieg mit einer größeren Seemacht bekommen, bevor die Sachsenklasse ersetzt ist. Die Besatzung beträgt 377 Mann.

Das vom Flottengesetz der Linienschiffsreserve zugeteilte Panzerschiff „Oldenburg" hat noch weniger Gefechtswert als die Sachsenklasse. Es ist zwar einige Jahre jünger als jene, da es erst 1884 vom Stapel lief, aber bedeutend kleiner, ist nur 2500 Tonnen groß, 75 m lang, 18 m breit bei 6 m Tiefgang, hat Zwillingsschrauben, Maschinen von zusammen 3900 Pferdekräfte und bringt es nur zu 13 Knoten, ein sehr schwacher Punkt für ein Hochseeschlachtschiff.

Die „Oldenburg" ist ein Kasemattschiff mit einem rings um das Schiff laufenden Gürtelpanzer von 33 cm und einem Panzerdeck von 4 cm. Die Kasematte ist 20,3 cm stark gepanzert. Der Panzer besteht aus Schmiedeeisen mit darauf geschmiedetem Stahl, dem sogenannten Verbundpanzer, zu dem man während der Bauzeit übergegangen war. Die Bewaffnung ist verhältnismäßig stark, acht 30 Kaliber lange 24 cm Kanonen, drei an jeder Seite der Kasematte, und über der letzteren feuern noch zwei gleiche über Bank. Alle haben einen verhältnismäßig großen Bestreichungswinkel, aber von einer größeren Zahl mittleren Kalibers hat man Abstand nehmen müssen, da das Schiff sie nicht tragen kann. Es hat nur zwei 8,8 cm Schnellfeuergeschütze und sechs Revolverkanonen, von denen vier auf dem Deck und zwei in der Mars des Gefechtsmastes aufgestellt sind. Vier Ablaßrohre für Torpedos sind eingebaut, der Sporn ist sehr lang und spitz, mehr als nötig. Eine weitere Schwäche ist der geringe Kohlenvorrat. Die Besatzung zählt 377 Mann. Augenblicklich befindet sich die „Oldenburg" im Mittelmeer. Wie man hört, soll sie ein gutes Seeschiff sein und durch ihr großes Balanceruder gut manövrieren.

Im Interesse des Landes würde es aber sehr wünschenswert gewesen sein, wenn der Staatssekretär der Marine aus Finanzrücksichten nicht gezwungen gewesen wäre, das Schiff den Linienschiffen zuzuteilen. Es gehört zu den Küstenpanzern und nicht zur Hochseeflotte.



Küstenpanzer „Siegfried".

Von den eingangs dieses Kapitels erwähnten 8 Küstenpanzern, die speciell für den Schutz des Kaiser Wilhelm-Kanals gebaut sind, ist „Siegfried", der 1889 vom Stapel lief, der älteste und „Aegir" der jüngste, dessen Stapellauf 1895 erfolgte. Ihnen allen liegt derselbe Plan zu Grunde, um ein gleichmäßiges

Geschwader aus ihnen bilden zu können, was taktisch richtig ist. Ihre Größe ist 3495 Tonnen, mit Ausnahme des „Aegir", der etwas größer ist und bei dem auch einige Verbesserungen gegen die älteren angebracht sind. Sie sind 73 m lang, 15 m breit und haben 5,4 m Tiefgang. Sie haben sämtlich Zwillingsschrauben, 4800 Pferdekräfte und laufen nahezu 16 Knoten.

Ein Panzergürtel umgiebt das ganze Schiff; in der Mitte ist er 24, an den Enden 18 cm dick, ist $2^1/_2$ m breit und besteht bei den drei älteren Schiffen noch aus Verbundpanzer, bei den neueren aus gehärtetem Nickelstahl, der ursprünglich vom Engländer Harvey erfunden, durch Krupp aber noch viel widerstandsfähiger gemacht wurde. Das Panzerdeck hat 3,5 cm Dicke.

Zwei Brustwehrtürme sind vorhanden, von denen der hintere 1,5 m niedriger steht als der vordere, während beide 20 cm stark gepanzert sind. Die Geschütze, von denen zwei im vorderen Turme mit besonderen Drehscheiben montiert sind und ein drittes im hinteren Turme steht, sind 35 Kaliber (8,4 m) lange 24 cm Kanonen, die eine Stahlgranate von 215 kg mit 59 kg Pulver feuern. Die Türme sind aber durch Panzerkuppeln gedeckt, und die Geschosse durchschlagen Walzeisenplatten von 65 cm Dicke. Außerdem haben die Schiffe acht 30 Kaliber lange Schnellfeuerkanonen von 8,8 cm, der neueste, „Aegir", zehn, die in Schwalbennestern und teilweise so hoch stehen, daß sie über die schweren Buggeschütze, die selbst mit der Seelenachse 7 m über Wasser liegen, hinwegfeuern können. Alle diese Kanonen haben Panzerschutzschilde. Von Torpedorohren sind vier vorhanden, außerdem 6 Maschinengewehre. „Odin" und „Aegir" haben einen Gefechtsmast, die übrigen zwei gewöhnliche Signalmasten. Die Besatzung beträgt 266 Mann.

An Kohlen können sie 225 Tonnen fassen, haben also mit voller Fahrt etwa für 5 Tage Feuerung. Sie sind gute Seeschiffe und jedenfalls der „Oldenburg" überlegen.

Ich werde nun zu denjenigen unserer früheren Panzerschiffe übergehen, welche zwar schon länger aus der Schiffsliste als kriegsunbrauchbar gestrichen sind, an die sich aber ein gewisses historisches Interesse für unsere Marine knüpft. Das sind die drei ältesten „König Wilhelm", „Kronprinz" und „Friedrich Karl", erstere beide in England, letzteres in Frankreich gebaut.

Die genannten drei Schiffe vertraten ein besonderes System, das der „Breitseitenschiffe", bei denen im Gegensatz zu Kasematten- und Turmschiffen, von denen späterhin die Rede sein wird, die Geschütze auf ungefähr die Hälfte der ganzen Schiffslänge verteilt waren.

Alle drei Schiffe sollten im Frühjahr 1870 unter Oberbefehl des Prinzen Adalbert von Preußen eine Übungsfahrt nach den Azoren unternehmen, der „Friedrich Karl" hatte jedoch das Unglück, auf eine Untiefe im Belt zu geraten und die Flügel seiner Schraube zu zerbrechen. Da wir damals noch keine fertigen Docks besaßen, wurde er durch „Kronprinz" nach Portsmouth geschleppt, und man setzte ihm statt der früheren vier seine beiden Ersatzflügel ein, da eine Neuanfertigung zu viel Zeit beansprucht haben würde, obwohl das Schiff dadurch etwas an Geschwindigkeit einbüßte.

Ein besonderer Unstern wollte es jedoch, daß auch einer der Cylinder von „König Wilhelm“ einen Riß zeigte, der ebenfalls repariert werden mußte, was mehrere Wochen in Anspruch nahm.

Erst am 10. Juli waren die Schiffe wieder seeklar, und am folgenden Tage sollte das Geschwader seine Reise nach den Azoren antreten, als plötzlich und wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht von dem möglichen Ausbruche des Krieges eintraf und unsere Schiffe in eine mißliche Lage versetzte.

Es lag auf der Hand, daß ein so gewaltsam herbeigeführter Kampf lange vorher geplant sein mußte, und ebenso wie man in Deutschland und England glaubte, das französische Heer werde zugleich mit der Kriegserklärung über die Grenze brechen, mußte dies auch von der feindlichen Marine vorausgesetzt werden. Diese Annahme gewann durch das in Plymouth umlaufende Gerücht an Wahrscheinlichkeit, in Brest liege eine Panzerflotte fertig ausgerüstet, um das deutsche Geschwader anzugreifen.

Die Kriegserklärung konnte jeden Augenblick kommen und es mußte deshalb rasch gehandelt werden. Infolgedessen lief Prinz Adalbert am 12. Juli von Plymouth aus und schlug den Weg nach dem Atlantischen Ocean ein. Mit einbrechender Dunkelheit wurde jedoch umgekehrt und ziemlich in der Mitte des Kanals ostwärts gesteuert. Ohne feindliche Kriegsschiffe zu bemerken, gelangte das Geschwader am 13. Juli abends in die Downs und ankerte dort für einige Stunden, um von der Gesandtschaft in London sichere Nachrichten einzuholen. Dieselben bestätigten den bevorstehenden unvermeidlichen Ausbruch des Krieges, und danach konnte nur noch die Rückkehr unserer Schiffe nach Deutschland und zwar nach der Jade die einzige Wahl sein.

Am 15. Juli trafen sie dort wohlbehalten ein, nachdem der Krieg bereits erklärt war. Es war dem Prinz Admiral gelungen, den Feind vollständig über unsere Absichten und Bewegungen zu täuschen, wie aus den später aufgefundenen Depeschen Napoleons hervorging. Die Franzosen hatten gänzlich die Spur unserer Schiffe verloren, und somit war einem Zusammentreffen vorgebeugt, das leicht die schlimmsten Folgen für uns hätte nach sich ziehen können.

Unser Geschwader hatte Deutschland im tiefsten Frieden verlassen; am politischen Horizont schwebte nicht das kleinste dunkle Wölkchen. Es sollte eine Übungsfahrt von wenigen Monaten unternehmen und am 1. September wieder zurück sein. Es war also erklärlich, daß dasselbe vorher nicht kriegsmäßig ausgerüstet und auch der „König Wilhelm“ vorher nicht gedockt war. Man hoffte bei der Rückkehr die Docks in Wilhelmshafen fertig zu finden und wollte erklärlicherweise nicht mehr als durchaus erforderlich das Ausland für Bodenreinigung aufsuchen. Für die bevorstehende Fahrt war es ja auch gleichgültig, ob die Schiffe zehn oder dreizehn Knoten machten; indessen wie sich jetzt die Verhältnisse so ganz unerwartet geändert hatten, fielen sowohl diese geringere Geschwindigkeit als auch die erwähnten Mängel der Cylinder und Schraube von „König Wilhelm“ und „Friedrich Karl“ ganz bedeutend in das Gewicht.

Namentlich die Wirksamkeit des ersteren wurde den gleich starken französischen Panzern gegenüber, von denen der Feind uns vier ganz neue entgegenstellen

konnte, beeinträchtigt. Da aber vorausgesetzt werden mußte, daß die Franzosen unser Geschwader in doppelt und dreifach überlegener Zahl angreifen würden, weil ihnen ja Schiffe genug zu Gebote standen und ihnen alles an unserer Vernichtung gelegen sein mußte, so wäre letztere bei einem Zusammentreffen auf offenem Meere auch wohl ziemlich zweifellos gewesen.

Damit wäre dann aber nicht nur unserer Marine ein Schlag versetzt worden, von dem sie sich erst in langen Jahren hätte wieder erholen können, sondern es drohte auch dem Lande ein Unheil, das für die ganze Kriegsführung verhängnisvoll werden konnte und mußte.

Man hat vielfach unserer Marine den Vorwurf gemacht, daß sie sowohl beim Ausbruch des Krieges nicht gleich von Plymouth aus Cherbourg oder Havre angriff und bombardierte, als auch während der ganzen Blockade nicht aktiv gegen den Feind vorging.

Abgesehen davon, daß das Geschwader am Tage der wirklichen Kriegserklärung bereits wieder in die Jade eingelaufen war und folglich vorher kein Angriff auf feindliche Festungen stattfinden durfte, mußte ein solches waghalsiges Unternehmen bei so geringen Kräften unbedingt mit einer Niederlage enden, auch wenn zwei von den vier Schiffen (das Panzerfahrzeug „Prinz Adalbert" befand sich ebenfalls beim Geschwader) nicht in dem beschriebenen mangelhaften Zustande, sondern ganz tüchtig gewesen wären.

Was war aber die notwendige Folge, wenn unsere Schiffe vernichtet wurden?

Der Feind konnte dann durch nichts gehindert werden, mit seiner Flotte in unsere Nordseeströme einzudringen, und nach menschlicher Berechnung mußte dies dem ganzen Feldzuge eine andere Wendung geben.

Nicht allein, daß dann die reichen Handelsstädte Hamburg und Bremen bedroht waren, daß das damals noch ganz unverteidigte Wilhelmshafen leicht von ihm zerstört, und abgesehen von dem materiellen Verluste, der Marine wieder auf lange Jahre hinaus ihre ganze Entwicklungsgrundlage geraubt werden konnte — nein, viel schlimmer war es, daß dann der Feind eine feste und furchtbare Stellung in unserer Flanke einnahm, von der ihn niemand zu vertreiben vermochte.

Er konnte ungefährdet seine ganze Flotte vor Wilhelmshafen sammeln, Transportschiffe heranziehen, auf eine bequeme und kostenlose Weise Elbe und Weser mit ein paar Monitors beständig bedrohen, und ohne daß er selbst etwas unternahm, hätte er durch die bloße Anwesenheit seiner Flotte in der Jade uns gezwungen, ein paar Armeecorps der in Frankreich befindlichen Armee zu entziehen und zu seiner Beobachtung aufzustellen.

Das wären die handgreiflichen Folgen gewesen, wenn die Marine in blindem Ehrgeiz und nur um sich zu schlagen aktiv gegen eine drei- bis vierfache Übermacht vorgegangen wäre; denn unter den obwaltenden Verhältnissen konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß unsere Panzer auch bei der kühnsten Tapferkeit jedes einzelnen ihrer Besatzungen notwendig den kürzeren ziehen und vernichtet werden mußten, da sie dem Feinde gegenüber nicht einmal die notwendige Geschwindigkeit besaßen, um sich einem unglücklichen Ausgange des Kampfes durch

die Flucht zu entziehen. So schwer deshalb auch das unthätige Verhalten der Marine selbst fiel, namentlich da fast jeder Tag die Berichte von Heldenthaten der Armee brachte, so niederdrückend für sie die offenen und versteckten Anfeindungen über ihr Verhalten sein mußten, sie war sich bewußt, ihre Schuldigkeit gegen König und Vaterland zu thun und dem letzteren durch Unterordnung persönlichen Ehrgeizes unter stummes Gehorchen und Ausharren auf einem undankbaren Posten bei weitem größere Dienste zu leisten, als durch einen tollkühnen Kampf nur um des Kampfes willen und ohne höhere Zwecke.

Ihre Aufgabe war nicht der Angriff, sondern die Verteidigung, und diese hat sie redlich erfüllt. Daß die Panzerschiffe fünf lange Monate in der Außenjade Wache hielten, Tag und Nacht auf dem qui vive und bereit waren, dem Eindringen der feindlichen Flotte bis auf den letzten Mann Widerstand zu leisten — dem allein hat Deutschland es zu danken, daß die französische Flotte in der Nordsee sich auf die Blockade und Wegnahme einiger wehrloser Handelsschiffe beschränken mußte, aber auf den eigentlichen Gang des Krieges keinen Einfluß haben konnte, daß Wilhelmshaven nicht zerstört, Hamburg und Bremen nicht gebrandschatzt und nicht 60—80000 Mann Truppen der Kriegführung in Frankreich entzogen wurden, wo sie, wie jedermann bekannt ist, nicht entbehrt werden konnten.

Diese Thatsachen beweisen einerseits, daß die Marine ihre Pflicht erfüllt und sich in vollem Maße als die Schutzwehr unserer Küsten bewährt hat, aber sie zeigten anderseits die Notwendigkeit einer möglichst baldigen Vergrößerung unserer Streitkräfte.

Waren diese auch imstande, unsere Nordseeküste wirksam zu schützen, so hätte die Ostsee mit ihren vielen bequemen Buchten und Landungsplätzen von Rügen westwärts bis Apenrade einer feindlichen Landung offengelegen, wenn die Franzosen über die dazu erforderlichen Truppen hätten gebieten können. Wir konnten ihnen dort nichts entgegenstellen, denn die zwei bis drei Holzschiffe in Kiel und Danzig bedeuteten Panzerflotten gegenüber nichts.

Man hat hier und dort aus dem Umstande, daß die französische Flotte weder in der Nord- noch in der Ostsee etwas gegen unsere Küsten unternahm, den irrigen Schluß gezogen, letztere würden überhaupt nicht durch Flotten gefährdet, und wir selbst bedürften deshalb auch keiner, sondern nur einer guten militärischen Küstenverteidigung.

Ich habe bereits erwähnt, daß der Feind vom Eindringen in unsere Nordseeströme nur durch die Bewachung derselben seitens unserer Marine abgehalten ist. Daß er in der Ostsee keine Landung unternahm, war einfach die Folge von der gleich anfänglich für ihn unglücklichen Wendung des Feldzuges. Das mit Dänemark und Schweden geplante Bündnis zerfiel dadurch, und es fehlten ihm die Truppen, um eine Landung irgendwie militärisch wirksam zu machen. Ein Angriff auf Kiel war ihm durch eine mächtige Torpedosperre und die schweren Befestigungen wenn nicht ganz unmöglich, so doch so schwierig gemacht, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach sich, ohne etwas zu erreichen, nur einer Niederlage ausgesetzt hätte. Dasselbe hätte er in höherem oder geringerem Grade bei einer

Beschießung der Küstenbefestigungen bei Memel, Danzig, Kolberg und Swinemünde gewärtigen müssen, und so blieb ihm nichts anderes als die Blockade übrig, wenn er nicht wehrlose Küstenstädte bombardieren wollte. Zu dem letzteren hat jedoch Admiral Bouet Willaumez wahrscheinlich nicht schreiten wollen, da er die unritterliche Kriegführung Gambettas nicht billigte.

War auf diese Weise die Unthätigkeit der französischen Flotte erklärlich, so ist es deshalb nicht minder irrig, daraus Schlüsse auf die Nutzlosigkeit einer Flotte überhaupt ziehen und sich gegen eine Landung lediglich durch Küstenverteidigung schützen zu wollen.

Für die deutsche Küste wenigstens, die eine Länge von 180 Meilen hat und in der Ostsee so langgestreckte und gefährliche Landungsplätze besitzt, ist letztere eine bare Unmöglichkeit. Einmal schon würde die Sache an der Geldfrage scheitern müssen, da ein wirklicher Landschutz aller gefährdeten Punkte sich unter 3—400 Millionen Mark nicht herstellen läßt. Ein zweiter Punkt, der sehr in das Gewicht fällt, ist, daß alle jene Küstenbefestigungen, wenn sie trotzdem hergestellt werden sollten, doch auch Besatzungen haben müßten und dadurch der aktiven Heerführung mindestens 100 000 Mann entzogen würden. Nun setze man aber einmal den Fall, die deutsche Armee habe einen Krieg gegen verbündete Mächte zu führen, was doch keineswegs zu den Unmöglichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten gehört — werden wir dann im stande sein, nach zwei Seiten Front zu machen und außerdem noch 100 000 Mann an unseren Küsten aufzustellen? Der letzte Krieg gegen Frankreich gibt wohl die Antwort darauf und zwar eine verneinende.

Wenn wir aber auch 400 Millionen für Küstenbefestigungen verausgaben und 100 000 Mann zu ihrer Besatzung entbehren könnten, würde immer noch die feindliche Blockade und die Störung unseres Handels übrig bleiben, dessen direkte und indirekte Verluste sich auch nach ungezählten Hunderten von Millionen berechnen würden.

Es ist deshalb Notwendigkeit, eine Flotte zu besitzen und zwar von solcher Stärke, daß sie im stande ist, unsere deutschen Küsten frei von Invasion und unsere Häfen frei von Blockade zu halten, sowie unserer Schiffahrt auf offenem Meere Schutz zu gewähren.

Nach Annahme des neuen Flottengesetzes durch den Reichstag wird dies in 6 Jahren endlich der Fall sein, wenngleich die geforderte Schiffszahl nach meiner Ansicht immer noch zu knapp bemessen ist.

Im Dezember 1870 war Wilhelmshafen soweit fertig geworden, daß die Panzerschiffe während des Eisganges in den Hafen gehen, dort docken und solche Ausbesserungen vornehmen konnten, um mit dem kommenden Frühjahr auf ihren Posten als Hüter unserer Nordseeströme zurückzukehren, falls der Krieg sich in die Länge ziehen, und Admiral Fourichon seine ausgesprochene Drohung eines Eindringens in die Jade à tout prix bewahrheiten sollte.

Der Friede trat jedoch dazwischen, und kurze Zeit darauf wurde der „König Wilhelm" in Wilhelmshaven, der „Friedrich Karl" in Kiel außer Dienst gestellt.

Der „Kronprinz“ blieb noch bis September in Dienst. Im April wurde er nach der Elbe geschickt, um dort die Einschiffung von 20000 französischen Kriegsgefangenen zu überwachen und im Juli außer Dienst gestellt.

Im Jahre 1876 ging er mit dem Panzerübungsgeschwader, das außer ihm von den Panzerfregatten „Kaiser“, „Deutschland“ und „Friedrich Karl“ unter Kontreadmiral Batsch gebildet war, nach der Levante, um Genugthuung für den Mord des deutschen Konsuls in Salonichi zu fordern.

Später ist er nur zu Übungszwecken beim sämtlichen Panzergeschwader verwandt worden.

Der „König Wilhelm“ ist nach dem Kriege von 1870 ebenfalls öfter beim Übungsgeschwader in Dienst gewesen, und auf ihm schiffte sich Se. Majestät der Kaiser Wilhelm I. ein, als er am 21. September d. J. auf der Reede von Warnemünde über das Panzergeschwader und vier Übungsschiffe Revue hielt.

1878 hatte er das Unglück, bei einer Fahrt des Übungsgeschwaders durch den englischen Kanal den „Großen Kurfürst“ niederzurennen. Er wurde selbst schwer dabei beschädigt und mußte lange Zeit reparieren.

Der „Friedrich Karl“ wurde nach dem Kriege im Oktober in Dienst gestellt, trat mit „Elisabeth“ und „Albatroß“ unter meinem Kommando eine Reise nach Westindien an, wo die Korvetten „Vineta“ und „Gazelle“ sich ihm anschlossen und während des Winters dort verblieben.

Im Mai 1873 kehrte das Geschwader nach Wilhelmshafen zurück, von wo der „Friedrich Karl“ wegen der spanischen Unruhen zum Schutze der Deutschen nach dem Mittelmeere gesandt wurde, wohin die „Elisabeth“ bereits abgegangen war, und wo auch noch das Kanonenboot „Basilisk“ zum Geschwader stieß.

Die Bedrohung von Deutschen in verschiedenen spanischen Küstenstädten durch die Schiffe der Insurgenten in Cartagena unter General Contreras veranlaßte mich, zuerst bei Cartagena das Rebellenschiff „Vigilante“ und wenige Tage darauf im Verein mit dem englischen Panzer „Swiftsure“, der sich unter meine Befehle stellte, das Panzerschiff „Viktoria“ von dreiundzwanzig Geschützen und 700 Mann Besatzung, sowie die Holzfregatte „Almansa“ von sechzig Geschützen und ebenfalls 700 Mann Besatzung zu nehmen, als diese sich eben anschickten, gegen alle völkerrechtlichen Grundsätze die offene Hafenstadt Malaga zu bombardieren, wodurch Hunderte dort ansässiger Deutschen an Leib und Leben gefährdet worden wären.

Die Schiffe wurden zwangsweise nach Cartagena zurückeskortiert, die Mannschaften entwaffnet ans Land geschickt und erstere von Deutschen und Engländern besetzt.

Trotz ihrer Übermacht an Geschützen und Besatzung wagten die Insurgenten mit Contreras an der Spitze sich der Wegnahme nicht zu widersetzen. Ein einziger dicht vor dem Bug der „Almansa“ gefeuerter scharfer Schuß des „Friedrich Karl“ genügte, sie zur Übergabe zu zwingen, und ebenso ließen sie sich in Cartagena unter den Kanonen der eigenen Festungswerke entwaffnen und an Land senden.

Bekanntlich fand mein Verfahren nicht die Billigung des auswärtigen Amtes. Ich wurde abberufen und an meine Stelle der Kapitän zur See Przcewisinsky zum Geschwaderchef ernannt. Die Schiffe wurden den Engländern übergeben,

welche sie später der republikanischen Regierung, der berechtigten Eigentümerin, auslieferten. Der „Friedrich Karl" blieb bis zum Frühjahr 1874 in den spanischen Gewässern, kehrte dann zurück und wurde außer Dienst gestellt, um später hier ebenfalls in verschiedenen Jahren den Übungsgeschwadern zugeteilt zu werden.

Das Schiff hatte sich auf seinen transatlantischen Fahrten sehr gut bewährt. Es war eins von den sehr wenigen Panzern, die auch unter Segel einigermaßen manövrieren konnten, und hatte die Reise von St. Vincent (Kapverdische Inseln) bis Barbadoes ohne Maschinenkraft allein unter Segel in vierzehn Tagen zurückgelegt. Dabei fuhr es allerdings mit günstigem Passatwinde. Gegen den Wind anzukreuzen ließ dagegen viel zu wünschen übrig.

Die vorgenannten drei Schiffe stellten, wie bereits bemerkt, das älteste der verschiedenen Systeme dar, nach denen nicht nur bei uns, sondern auch in andern Marinen Panzerschiffe gebaut wurden, das der Breitseitenschiffe.

Mit den Fortschritten der Artillerie, welche mit ihrer wachsenden Durchschlagskraft von Jahr zu Jahr stärkere Panzerwände erforderte, mußte jedoch von dieser Bauart abgewichen werden, da die Schiffe, wenn ihre Abmessungen und Kosten nicht in das Ungeheuerliche übergehen sollten, die immer schwereren Panzerwände nicht mehr über ihrem ganzen Körper zu tragen vermochten.

Man zog deshalb die Geschütze und den Panzer nach der Mitte des Schiffes zusammen, wo dasselbe vermöge seiner Form die größte Tragkraft besaß, und entlastete gleichzeitig Vor- und Hinterende, um die Seefähigkeit zu bewahren. Den dadurch veranlaßten Ausfall in der Zahl der Geschütze ersetzte man durch ein größeres Kaliber, so daß an der Gesamtmenge des sonst mit einer zahlreichen Breitseite geschleuderten Eisens nichts verloren ging.

Während so ziemlich alle Nationen über dies neue Prinzip einig waren, bildeten sich über die zweckmäßigste Ausführung desselben jedoch mehrere Ansichten. Die einen vertraten die sogenannten Kasemattschiffe, die andern die Turmschiffe, obwohl darüber keine bestimmte Entscheidung getroffen und nur theoretisch die Vor- und Nachteile geltend gemacht werden konnten, weil die einzige maßgebende Probe, der Ernstkampf, fehlte. Die neuesten schweren Panzerschiffe führen ihre Geschützriesen jedoch fast alle in Türmen, wenngleich man jetzt bisweilen die Deckel der Türme fortläßt und über Bank feuert.

Die Kasemattschiffe, welche bei uns die früher „Ausfallskorvetten", jetzt jedoch „Linienschiffe" genannte „Sachsenklasse" darstellen, haben in ihrer Mitte eine möglichst stark gepanzerte Kasematte mit abgeschrägten Ecken, welche vier bis acht schwere Geschütze, in einer oder in zwei Lagen übereinander, aufnimmt. Sie ragt in der Querrichtung etwas über die Schiffswände hinaus, und letztere sind vor resp. hinter den abgeschrägten Ecken etwas eingezogen, um zu ermöglichen, das die vordersten resp. hintersten Geschütze möglichst weit nach vorn und hinten (in der Richtung der Kiellinie) schießen, und sich das Schiff nach allen Seiten verteidigen kann.

Bei den Turmschiffen werden dagegen die Geschütze und zwar meistens paarweise und parallel nebeneinander in einem oder mehreren Türmen aufgestellt,

die entweder diagonal oder in Kiellinie von einander stehen, die Mitte des Schiffes einnehmen und drehbar sind.

Während in Kasemattschiffen die Lafetten sich bewegen und den Geschützen die Seitenrichtung durch Menschenkraft — natürlich mit entsprechenden mechanischen Hilfsmitteln — gegeben wird, sind die ersteren in die Türme fest eingebaut, und die Seitenrichtung wird durch die Drehung der Türme selbst hervorgebracht, welche jetzt allgemein durch Dampf oder Hydraulik geschieht. Ein Turmschiff, das gewöhnlich nur zwei, seltener drei Türme hat, kann auf diese Weise zwar nur mit vier bezw. sechs schweren, außer einer Zahl von leichteren, früher frei, jetzt durch Panzerschilde geschützt auf dem Deck stehenden Geschützen bewaffnet werden, während ein ebenso großes Kasemattschiff in der Kasematte acht schwere von gleichem Kaliber führt, allein die Verteidiger der ersten machten geltend, daß sich jene vier oder sechs Geschütze vermittelst der Türme gleichzeitig leicht auf jeden beliebigen Punkt richten ließen, was bei Kasematten trotz der doppelt zahlreichen Geschütze nicht der Fall sei, namentlich nicht in der Richtung nach hinten und vorn. Außerdem könne aber, abgesehen von den bedeutend geringeren Bedienungsmannschaften, das an Geschützen nebst Zubehör und Munition ersparte Gewicht noch auf den Panzer geworfen, und dieser ganz bedeutend stärker gemacht werden. Die verschiedenen „Für“ und „Wider“ der beiden Systeme fanden insofern Beachtung bei den Marinen, daß man in den meisten sowohl Turm- wie Kasemattschiffe baute, obwohl man in letzterer Zeit mehr den ersteren den Vorzug gibt.

Von unseren älteren Panzerfregatten (Linienschiffen) besitzen wir auch zwei Kasemattschiffe, den „Kaiser“ und „Deutschland“, welche sich augenblicklich in China befinden. Da ihr Bau aber schon aus dem Jahre 1872 datiert, sie ihre militärische Altersgrenze auch längst überschritten haben und durch die Erfindungen der Technik und Artillerie so überholt sind, daß sie modernen Schlachtschiffen gegenüber gänzlich minderwertig geworden und unbedingt in nächster Zeit ersetzt werden müssen, hat man sie vor zwei Jahren von Linienschiffen zu großen (gepanzerten) Kreuzern heruntergesetzt, die zwar China gegenüber noch einigermaßen ausreichen, aber feindlichen modernen Panzerkreuzern in Bezug auf Schnelligkeit, Panzerschutz und Artillerie keineswegs mehr gewachsen sind.

Beide sind Schwesterschiffe, d. h. genau nach demselben Plane entworfen und auf den Werften von Samuda in Poplar bei London gebaut, während die Firma Penn & Sohn die Maschinen geliefert hat.

Sie haben 7676 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) Wasserverdrängung, 8000 indizierte Pferdekräfte, 644 Mann Besatzung und neun Geschütze. Von letzteren stehen acht (26 Centimeter Ring) in den Kasematten und eins (langer 21 Centimeter) auf dem Hinterdeck als Rückzugsgeschütz. Außerdem sind sie in letzter Zeit noch mit 8,8 cm Schnellfeuerkanonen ausgerüstet. Die Größenverhältnisse sind denen vom früheren „Kronprinz“, d. h. 94 m Länge, 16,6 m Breite, Tiefgang 7 m, 9800 Maschinenkraft und 5500 Tonnen Wasserverdrängung ungefähr gleich; ihre Schnelligkeit beträgt 13½ Knoten, sie sind gut manövrierfähig und ihr Kohlenvorrat von 710 Tonnen reicht aus, um bei zehn Knoten Fahrt eine

Entfernung von 3400 Seemeilen zurückzulegen. Beide wurden im Jahre 1875 fertig gestellt.

Ihr rings um das Schiff laufender Panzergürtel ist 25 cm in der Wasserlinie stark, verjüngt sich aber etwas sowohl nach oben und unten, wie nach vorn und hinten.

Über dem Gürtel erhebt sich zwischen Groß- und Fockmast die Kasematte mit einem Geschützdeck und demselben Panzer wie der Gürtel in der Wasserlinie bis zur Unterkante der Geschützpforten; darüber verjüngt er sich bis 20 Centimeter.

Die Kasematte schließt gleichzeitig ein und schützt die Maschine, die Pulver- und die Granatkammern.

Am Heck hebt sich der Panzergürtel bis zur Höhe der Kasematte, umschließt ersteres halbkreisförmig und gewährt dadurch dem Rückzugsgeschütz auf dem Oberdeck Deckung. Die frühere Takelage ist herausgenommen und, wie es jetzt bei allen neueren Schlachtschiffen und Kreuzern geschieht, durch hohle Gefechtsmasten aus Stahl ersetzt.

In den Jahren 1876 und 77 machten beide Schiffe mit dem Panzerübungsgeschwader die Reise in das Mittelmeer; seitdem sind sie öfter in den Übungsgeschwadern in den heimischen Gewässern eingestellt gewesen. 1888 wurde der „Kaiser“ zur Eröffnung der Weltausstellung nach Barcelona entsandt und, wie bereits bemerkt, befinden sich beide Schiffe augenblicklich in den chinesischen Gewässern.

Die drei letzten Panzerfregatten, welche wir bis Anfang 1878 besaßen, waren ebenfalls Schwesterschiffe und zwar nach dem Turmsystem. Entworfen wurden sie von dem früheren Decernent für Schiffbau in unserer Admiralität Elbertzhagen und gebaut im Inlande, der „Große Kurfürst“ in Wilhelmshaven, „Friedrich der Große“ in Kiel und „Preußen“ auf der Privatwerft „Vulkan“ in Bredow bei Stettin. Auch die Maschinen sind inländisches Erzeugnis. Für „Preußen“ hat der Vulkan, für die beiden andern Egells in Moabit sie geliefert. Panzerplatten und die schmiedeeisernen Vor- und Hintersteven stammen jedoch aus England, da damals unsere Industrie noch nicht soweit entwickelt war, um diese schweren Stücke herstellen zu lassen. „Preußen“ war bereits 1877 fertig geworden, „Friedrich der Große“ und „Großer Kurfürst“ im Mai 1878.

Alle drei existieren nicht mehr, „Preußen“ und „Friedrich der Große“ sind schon vor Jahren wegen Untauglichkeit aus der Liste der aktiven Kriegsschiffe gestrichen und „Großer Kurfürst“ ging sehr bald nach seiner Fertigstellung durch Zusammenstoß mit „König Wilhelm“ verloren. Ich sehe deshalb von einer weiteren Beschreibung ab und werde nur auf diese Katastrophe näher eingehen, die seiner Zeit ganz Deutschland in schmerzliche Aufregung versetzte.

„König Wilhelm“, „Großer Kurfürst“, „Preußen“ und „Friedrich der Große“, von denen erstere beide nach Wilhelmshafen, letztere nach Kiel gehörten, sollten ein Übungsgeschwader bilden, dem sich jedoch gleich von Beginn an das Unglück an die Fersen heftete.

Auf dem Wege nach der Nordsee lief „Friedrich der Große“ unglücklicherweise im Belt auf und zwar so heftig, daß sein Boden auf fast 200 Fuß Länge

stark beschädigt und leck wurde und das Schiff auf dem innern Boden schwimmend schleunigst nach Kiel zurück mußte.

Die Untersuchung ergab, daß eine fünf- bis sechsmonatliche Reparatur erforderlich sei. Es wurde deshalb das Geschwader aus den drei übrigen Schiffen gebildet, und es verließ unter dem Kommando des Kontreadmiral Batsch am 29. Mai die Jade, um sich nach dem Mittelmeer zu begeben.

Bis zum 31. Mai ging alles gut. Am Morgen dieses Tages befand sich das Geschwader in der Nähe von Folkestone im englischen Kanal. Das Wetter war schön, das Wasser ganz ruhig, und die drei Panzer dampften in doppelter Kiellinie, die „Preußen“ hinter dem „König Wilhelm“ und 400 Meter, der „Große Kurfürst“ an Steuerbordseite des letzteren, 100 Meter von ihm entfernt, eine zwar befohlene, aber viel zu geringe Distanz.

Zwei Kauffahrteischiffe kreuzten hintereinander segelnd den Kurs des Geschwaders. Sie kamen von rechts von der englischen Küste, und unsere Schiffe waren verpflichtet, ihnen auszubiegen sowie hinter ihnen herum zu gehen.

Der ihnen zunächst befindliche „Große Kurfürst“ führte das Manöver aus und unmittelbar danach bog auch „König Wilhelm“ ab.

Durch ein unglückliches und auch bis jetzt noch nicht völlig aufgeklärtes Verhängnis wurden aber auf „König Wilhelm“ die betreffenden Befehle des Offiziers der Wache teilweise falsch verstanden, infolgedessen von den Leuten am Ruder letzteres verkehrt gedreht, und die unselige Folge dieses Fehlers war ein Zusammenstoß zwischen ihm und „Großer Kurfürst“.

Als man auf beiden Schiffen das drohende Unheil erkannte, geschah sofort alles mögliche, um es abzuwenden oder wenigstens abzuschwächen. „Großer Kurfürst“ suchte, soviel dies angängig war, nach rechts auszuweichen und mit voller Maschinenkraft zu entfliehen, während „König Wilhelm“ die Maschine mit voller Macht rückwärts schlagen ließ, um die Fahrt zu hemmen. Aber die Anstrengungen waren vergebens. Die Schiffe waren einander zu nahe, und die Kollision erfolgte.

Der Sporn des „König Wilhelm“ traf seinen Kameraden etwa 2,6 Meter unter Wasser in etwas schräger Richtung von hinten zwischen Groß- und Besanmast tödlich, und in dem kurzen Zeitraum von zwölf bis fünfzehn Minuten war das Schicksal des „Großen Kurfürst“ besiegelt.

Sehr bald nach dem Stoß, der in die äußere Schiffshaut eine Öffnung von ungefähr einem Quadratmeter Fläche riß, durch welche das Wasser unaufhaltsam in den doppelten Boden einströmte, neigte sich das Schiff bedeutend auf die verwundete Seite. Es wurde sofort der Befehl zum Schließen der sämtlichen wasserdichten Abteilungen erteilt und versucht, das Schiff mit Hilfe der Pumpen flott zu halten, aber ohne Erfolg. Auch der Versuch, das Schiff mit voller Maschinenkraft gegen die englische Küste gehen zu lassen und es auf Grund zu setzen, mißlang, weil die Entfernung bis zum flachen Wasser zu groß war.

Mehr und mehr legte es sich über; der Kommandant sah, daß das Schiff unbedingt verloren war und es sich nur noch um wenige Minuten handelte. Er nahm demgemäß auf die Rettung der Besatzung Bedacht und ließ die Boote klar machen.

Trotz der drohenden Gefahr benahm sich die Mannschaft musterhaft. Die Befehle wurden in Ruhe und prompt ausgeführt. Obwohl der größte Teil der Mannschaft aus Rekruten von kaum dreimonatlicher Dienstzeit bestand, wurde die Disciplin nicht einen Augenblick gelockert. Die Braven sahen dem Tode mutig und unerschrocken in das Auge.

Die Boote wurden ausgesetzt, aber nur auf einer Seite gelang es; auf der andern ließen sie sich nicht mehr von dem Bord des immer schiefer gefallenen Schiffes frei machen.

Bereits tauchte das Oberdeck am Backbord in das Wasser und dieses bespülte die Türme. Jeden Augenblick konnte das Schiff in die Tiefe sinken, es stand nicht mehr in menschlicher Macht, etwas dagegen zu thun. Deshalb erteilte jetzt der Kommandant, Kapitän zur See Graf Monts, den Befehl: „Rette sich, wer kann!“

Alles lief von der hochliegenden Backbordseite über den Schiffsboden in das Wasser oder sprang vom Bug und Heck in das letztere. Vielleicht waren noch nicht sämtliche Mannschaften aus dem Schiffe, da trat die Katastrophe ein.

Das eingedrungene Wasser überwand die letzte Tragkraft des Schiffskörpers, mit Gewalt fiel er nach Backbord über, ein unheimliches Zischen und Brausen von entweichender Luft und Dampf war sein Todesseufzer, dann sank der Koloß in die Tiefe, und das Meer hatte sein Opfer gefordert.

Der „König Wilhelm“, Kommandant Kapitän zur See Kühne, war ebenfalls stark beschädigt. Sein Vordersteven war gebrochen, die Eisenbekleidung des Bugs durchstoßen, und die vorderste Abteilung füllte sich mit Wasser. Da diese aber nur sehr klein und durch eine feste eiserne Querwand von dem übrigen Schiffe abgeschlossen ist, so tauchte letzteres wohl vorn etwas tiefer ein, war aber sonst nicht unmittelbar gefährdet. Immerhin war seine Lage, ehe man genau den Schaden kannte, drohend genug, und es war deshalb doppelt anerkennenswert, wenn trotz der eigenen Gefahr von seiten des „König Wilhelm“ alles geschah, um dem „Großen Kurfürst“ Hilfe zu leisten und von dessen Mannschaft soviel Menschenleben zu retten wie möglich.

Obwohl zwischen Stoß und Untersinken kaum fünfzehn Minuten vergangen sein konnten, wurden auf dem „König Wilhelm“ in der kurzen Zeit zehn Boote ausgesetzt. Gleichzeitig folgte er dem verunglückten Schiffe, blieb in seiner unmittelbaren Nähe und lief nach dessen Sinken zwischen die im Wasser mit dem Tode ringende Mannschaft. Alle möglichen schwimmfähigen Gegenstände wurden über Bord geworfen, Taue über die Seite gehängt, und so gelang es mit all diesen Hilfsmitteln hundertvierzig Menschen aus dem Wasser zu retten, unter ihnen auch den Kapitän zur See Grafen von Monts, der, als letzter sein Schiff verlassend, noch einen Seesoldaten vor dem Ertrinken bewahrt, dadurch aber sich selbst so erschöpft hatte, daß man ihn halb besinnungslos mit dem Manne ins Boot zog, der ihm sein Leben verdankte.

Englische Fischerboote, welche sich in der Nähe der Unglücksstätte befanden, eilten ebenfalls schnell zur Hilfe herbei, und durch sie wurden etwa sechzig der Verunglückten geborgen.

Durch das dritte Schiff des Geschwaders, die unverletzte Panzerfregatte „Preußen“, Kommandant Kapitän zur See von Blanc, wurden, obwohl sich das Schiff im Augenblicke des Zusammenstoßes nur 400 Meter von der Unglücksstätte befand, unbegreiflicherweise nur zwei Menschen gerettet. Anstatt wie „König Wilhelm“ zwischen die Schiffbrüchigen zu laufen, was bei dem spiegelglatten Wasser keinerlei Gefahr bot, entfernte es sich von der Unglücksstätte sehr weit, um dann zu Anker zu gehen und nur zwei Boote zur Hilfeleistung zu senden.

Zweihundertsiebzig Mann, darunter drei Offiziere, der Maschinen-Oberingenieur und der Zahlmeister, hatten ihren Tod in den Wellen gefunden.

Der „König Wilhelm“ wurde so gut wie es ging in England ausgebessert und dann nach Wilhelmshaven übergeführt, um einen neuen Steven zu erhalten.

Von unseren Panzerfahrzeugen ist noch der „Arminius“ zu erwähnen. Er wurde in den Jahren 1863—65 aus den damals vom deutschen Volke gesammelten Flottengeldern (zwei Millionen Mark) bei Samuda in Poplar gebaut, war unser erstes gepanzertes Schiff und ein sogenannter Monitor, wie die Amerikaner derartige Fahrzeuge zuerst benannten, d. h. ein nur wenige Fuß über Wasser sich erhebender Schiffsrumpf, um geringe Zielfläche zu bilden, auf dem sich zwei drehbare Türme mit je zwei 21 Centimeter Geschützen befanden. Vorn und hinten spitz geformt und mit einem Sporn versehen, hatte das Schiff eine Länge von 64, eine Breite von 11 und einen Tiefgang von 4,4 Meter. Ein Panzergürtel von 12 Centimeter umschloß das ganze Schiff, während die Türme 20 Centimeter stark gepanzert waren. Dabei lief er nur zehn Knoten und hatte wenig Kohlen. Er wurde als kriegsunbrauchbar 1893 aus den Schiffslisten gestrichen.

Der „Arminius“ hat an dem Kriege von 1866 teilgenommen. Wenngleich er selbst keinen Schuß gefeuert, hat er durch die bloße moralische Wirkung seines Erscheinens auf Elbe und Weser die Landarmee im Norden Hannovers wesentlich unterstützt und erleichtert.

Als Anfang Juni die preußischen Truppen in Holstein einrückten und die Österreicher sich auf Altona und Umgegend zurückzogen, erhielt ich als Kommandant des damals in Kiel liegenden Fahrzeuges die Ordre, mich nach der Elbe zu begeben, mich mit den bereits dort befindlichen Kanonenbooten „Cyklop“ und „Tiger“ zu vereinigen und das Geschwader, zu dem noch später der Aviso „Loreley“ und das Kanonenboot „Wolf“ stießen, unter den Befehl des Generallieutenants von Manteuffel zu stellen. Es handelte sich darum, die Österreicher von Hannover abzuschneiden, falls sie die Absicht hatten, bis zur bevorstehenden Kriegserklärung nicht aus Holstein abzuziehen.

Der „Arminius“ ging am 9. Juni von Kiel in See, traf glücklicherweise sehr schönes Wetter, das gerade so lange anhielt, bis er die Elbe erreicht hatte, und langte wohlbehalten mittags am 12. Juni vor Altona an. Die beiden Kanonenboote hatten sich vor die Durchfahrt nach Harburg gelegt, und das Panzerschiff ankerte in ihrer Nähe. Obwohl der berühmte Bundesbeschluß noch nicht gefaßt war, lagen die Sachen so, daß jeden Augenblick eine Kriegserklärung erfolgen konnte, und die Schiffe machten deshalb klar zum Gefecht. Sei es, daß General von der Gablenz einsah, in welch unhaltbare Stellung er geraten war,

sei es, daß er Befehle von Wien erhalten hatte, genug, abends 10 Uhr am selben Tage hatte die Brigade Kalik Holstein geräumt und war über Wilhelmsburg auf Hannover abmarschiert.

Die Abstimmung Hannovers am Bundestage am 14. Juni veranlaßte die Besetzung des Landes durch die Preußen an den beiden folgenden Tagen, und das Geschwader leistete dabei insofern gute Dienste, als mit seiner Hilfe in zehn Stunden 13500 Mann über die dort $1^1/_2$ Meilen breite Elbe gesetzt wurden, während Kavallerie, Artillerie und der Rest der Infanterie vom Manteuffelschen Corps inzwischen über Wilhelmsburg auf Harburg marschierten.

Als alle Truppen übergesetzt waren, dampfte der „Arminius" auf Befehl des Generallieutenants von Manteuffel abends am 16. mit dem „Cyklop" die Elbe hinunter, vernagelte früh morgens die hannoversche Strandbatterie bei Brunshausen, welche aus sechs Achtundsechzigpfündern bestand, entsandte den „Cyklop" nach Grauerort, um mit der dortigen Batterie in gleicher Weise zu verfahren, und beide Fahrzeuge kehrten nach Ausführung ihres Vorhabens, welches von hannoverscher Seite keinen Widerstand fand, nach Hamburg zurück.

Am selben Abend ging jedoch der „Arminius" schon wieder die Elbe hinunter. Ich hatte Befehl erhalten, die Batterien an der Weser zu nehmen. „Loreley" und „Cyklop". sollten nach der Weser folgen, sobald die Erstürmung von Stade, welche auf die Nacht vom 17. festgesetzt war und zu der sie das Bataillon Kranach vom 25. Regiment nach Twielenfleth transportieren mußten, vor sich gegangen sei.

Ein heftiger Sturm zwang mich jedoch bei Kuxhaven zu ankern. Erst am andern Tage, am 19., ließ der Wind soweit nach, daß ich mit „Loreley" und „Cyklop" nach der Weser abgehen konnte. Trotzdem rollte das Schiff in der aufgeregten See noch so heftig, daß eines der Geschütze in dem vordern Turme seine Befestigungen brach und die 7500 Kilogramm schwere Eisenmasse in ihrem Behälter hin- und herzufliegen begann. Nur mit größter Mühe gelang es, die entstehende Gefahr dadurch zu beseitigen, daß durch die Öffnungen des Turmdeckels Hängematten in das Innere geworfen und damit das Geschütz allmählich festgeklemmt wurde. In den Turm selbst konnte sich natürlich so lange niemand wagen, und dieser Umstand zeigt die Gefahr, welche der Gefechtsgebrauch so schwerer Geschütze in bewegter See, selbst bei den sichersten Befestigungen und Hemmvorrichtungen, mit sich führt.

Bei Ankunft auf der Weser brachte die zur Rekognoscierung vorausgesandte „Loreley" bald die Nachricht, daß die drei hannoverschen Weserforts am Tage vorher von ihren Besatzungen verlassen seien. Letztere hatten das Erscheinen des „Arminius" nicht abgewartet, dessen gewaltigen Geschützen die veraltete und verwahrloste Artillerie der Batterien durchaus nicht gewachsen war. Die drei Forts wurden von den Seeleuten des Geschwaders besetzt und dabei einundvierzig Belagerungsgeschütze nebst der zugehörigen Munition erbeutet.

Bei der Einnahme der Emsbatterien, die am 22. Juni durch die „Loreley" und den „Tiger" erfolgte, war der „Arminius" nicht zugegen, jedoch bewirkte

die Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft die Übergabe der Emsbefestigungen mit zweiundzwanzig Geschützen und dem dazu gehörigen Kriegsmaterial.

Damit war die Aufgabe der preußischen Kriegsschiffe in dem Feldzuge erfüllt. Die Mannschaften des Geschwaders, zu dem Anfang Juli noch die Dampfkorvette „Nymphe", sowie die Kanonenboote „Blitz" und „Basilisk" und später das Panzerfahrzeug „Prinz Adalbert" stießen, hielten die Nordküste Hannovers besetzt, bis sie beim Friedensschlusse durch Landtruppen abgelöst wurden.

Während des französischen Krieges befand sich der „Arminius" in der Jade. Kurz nach Ausbruch desselben wurde er in Kiel in Dienst gestellt und unternahm das Wagnis, von dort nach Wilhelmshaven abzugehen, als sich die französische Flotte schon im Kattegatt befand. Er passierte dieselbe abends, wurde auch von ihr gesehen und von zwei Schiffen verfolgt, entging ihnen aber unter dem Schutze der Dunkelheit und gelangte glücklich nach dem Orte seiner Bestimmung.

Er wurde dort hauptsächlich zu Rekognoscierungen verwandt, bot auch einzelnen französischen Schiffen, die sich auf einige Meilen unseren Flußmündungen näherten, ein Gefecht an, jedoch ließen sich diese nicht darauf ein, ebensowenig als zwei derselben, eine Panzer- und eine Holzfregatte, dem „Kronprinz" standhielten, als dieser sie von der Mündung der Weser bis Helgoland auf das Gros ihrer Flotte jagte.

Das früher erwähnte Panzerfahrzeug „Prinz Adalbert" war in Bordeaux gebaut, ursprünglich für die amerikanischen Südstaaten bestimmt und wurde 1864 von uns gekauft. Er hatte die ungefähre Größe, aber etwas schwächere Bewaffnung wie der „Arminius", war aber von Holz und so schlecht gebaut, daß er schon vor 12 Jahren aus den Schiffslisten gestrichen wurde.

Es bleiben nun noch die Panzerkanonenboote zu erwähnen. Elf von ihnen sind in den Jahren 1876—1883 und zwei 1884 bei der Aktiengesellschaft „Weser" in Bremen erbaut und besonders für die Verteidigung der Jade-, Weser- und Elbmündungen bestimmt. Zu diesem Zwecke haben sie einen geringen Tiefgang, eine möglichst große Manövrierfähigkeit, einen für ihre Größe verhältnismäßig starken Panzer und eine sehr schwere Bewaffnung. Da sie bei ihrer Kleinheit selbst nur eine geringe Zielfläche bieten, so können sie mit ihren sonstigen Eigenschaften für jeden Angreifer gefährliche Feinde werden.

Die Länge der ersteren elf beträgt 43,5, ihre Breite 10,65 bei einem Tiefgange von nur 3,12 Meter, der sie befähigt, über die meisten Untiefen der Ströme fortzugehen.

Sie haben 1100 Tonnen Wasserverdrängung, eine Maschine von siebenhundert indizierten Pferdekräften, welche ihnen eine Geschwindigkeit von 9 Knoten verleiht, zwei Schrauben, keine Takelage, sondern nur einen Signalmast.

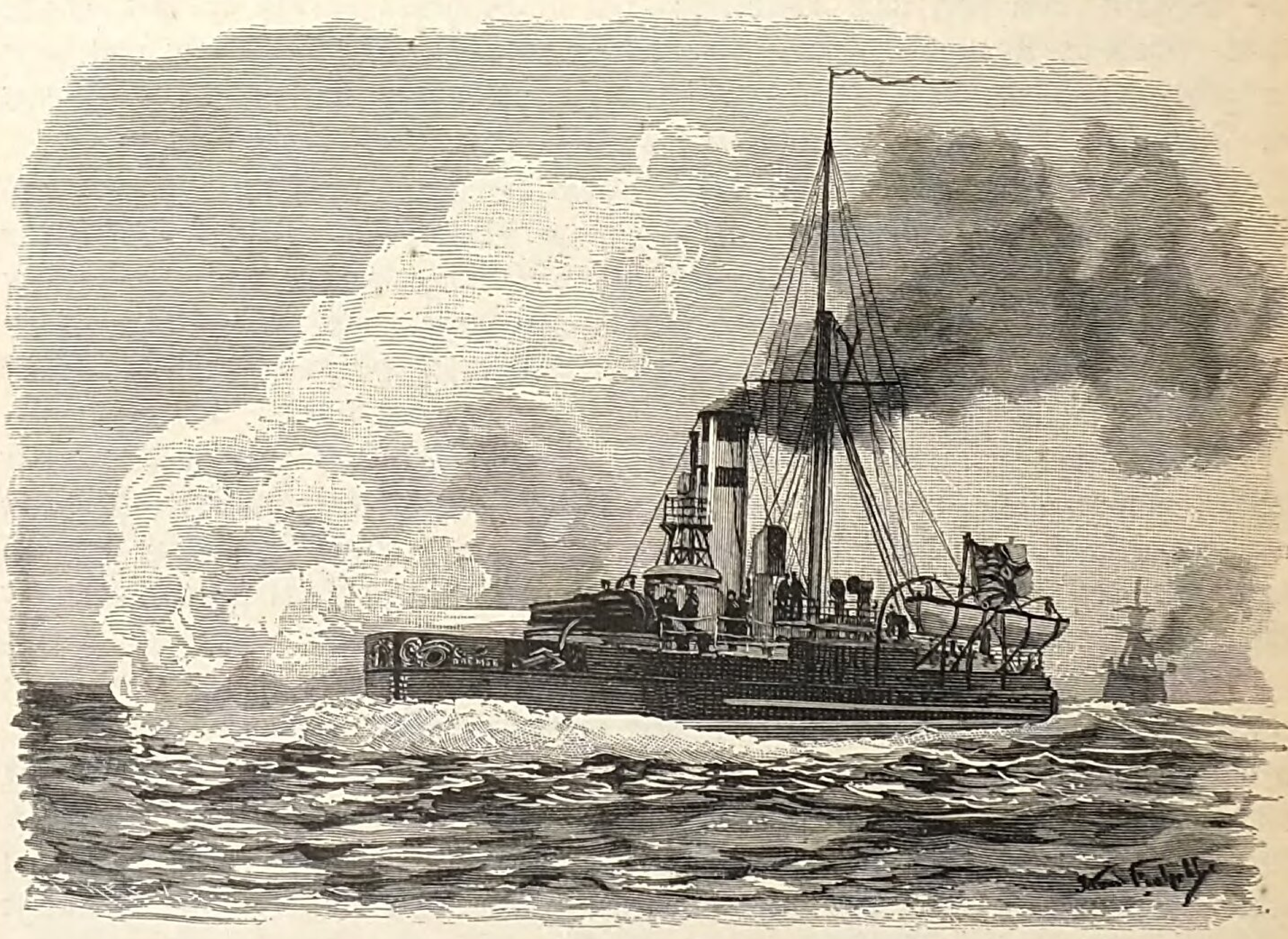
Ihre Bewaffnung besteht nur aus einem Geschütz, einer $30^1/_2$ Centimeter Mantel-Ringkanone, deren nähere Beschreibung bereits unter dem Kapitel „Bewaffnung" gegeben ist.

Die Panzerung bildet ein Gürtel von 20,3 Centimeter Dicke, der sich hinten bis 10 Centimeter verjüngt, ebenso ist das Verdeck mit 5 Centimeter

gepanzert. Vorn tragen sie als Deckung des dahinter stehenden Geschützes einen ebenfalls 20,3 Centimeter stark gepanzerten Halbturm.

Kohlen können dieselben auf vierzig Stunden volle Fahrt einnehmen.

Der kriegerische Wert dieser Panzerboote hat indessen den in sie gesetzten Erwartungen nicht entsprochen, namentlich den neuen Erfindungen gegenüber. Sie sind einmal zu langsam und ihre Bewegungen im Seegang so heftig, daß die Treffsicherheit ihrer Geschütze dadurch sehr beeinträchtigt und ihre Thätigkeit vor unseren Strommündungen, auf welche doch ebenfalls gerechnet werden muß, wesentlich eingeschränkt wird.



Panzerkanonenboot.

Man ging 1884 deshalb zu dem Bau von verbesserten Panzerkanonenbooten über, von denen zwei, „Brummer“ und „Bremse“, hergestellt wurden. Sie sind die ersten unserer Kriegsschiffe, welche ganz aus Stahl hergestellt sind, zu dem man jetzt allgemein übergegangen ist, da er leichter und stärker als Eisen ist.

Man hat sie bedeutend länger gemacht als die übrigen, 62 Meter statt 43,5, dagegen ist mit Rücksicht auf größere Geschwindigkeit die Breite von 10,65 Meter auf 8,5 vermindert und ihnen mehr als die doppelte Maschinenkraft — 1500 gegen 700 Pferdekräfte — gegeben, wodurch eine Schnelligkeit von 15 Knoten erzielt worden ist. Ebenso weichen sie in Panzer und Bewaffnung von den andern ab. Statt des fortgefallenen Gürtels haben sie nur einen stark gewölbten

Deckpanzer von Stahl und 5 Centimeter Stärke, der die Maschine schützt, und zu dem man jetzt auch allgemein bei unseren Kriegsschiffen übergegangen ist.

Statt des älteren 30,5 Geschützes führen „Brummer" und „Bremse" eine 35 Kaliber lange 21 Centimeter Ringkanone, welche leichter als jenes ist, aber seiner Leistungsfähigkeit wenigstens gleichkommt.

Die Namen der übrigen elf Boote sind „Wespe", „Viper", „Biene", „Mücke", „Skorpion", „Kamäleon", „Krokodill", „Salamander", „Natter", „Hummel", und alle dreizehn haben eine Besatzung von je 76 Köpfen. Ebenso führt jedes einige Revolverkanonen.

Die Kreuzer.

Für den Auslandsdienst hatten wir früher ungepanzerte Kreuzerfregatten, Kreuzerkorvetten, kleine Kreuzer und Kanonenboote, welche letztere beide sich jedoch wenig voneinander unterschieden. Außerdem besaßen wir Avisos, besonders schnelle kleine Aufklärungsschiffe für die Schlachtflotte.

Nach dem neuen Flottengesetz unterscheidet man jedoch fernerhin nur zwei Arten Kreuzer, große und kleine, und werden beide Arten sowohl für den Auslandsdienst wie für die Aufklärung und Nachrichten verwendet werden.

Sie sollen mit Rücksicht auf die Fortschritte der Artillerie in Zukunft sämtlich gepanzert sein, die großen außer einem starken Panzerdeck mit so starken Platten außenbords, um die Brisanzgeschosse an ihnen zerschellen zu lassen, die kleinen nur mit einem Panzerdeck, das die Maschinen und sogenannten lebendigen Teile des Schiffsinnern, Munitionskammern, Steuerruder u. s. w. schützt. Alle unsere neueren Kreuzer sind, und die im Bau befindlichen werden deshalb in dieser Weise eingerichtet. Die alten kleineren, welche noch ungeschützt sind, werden wie die Kanonenboote für den Kolonial- und Auslandsdienst aufgebraucht, wo kein Konflikt mit seemächtigen Nationen zu erwarten steht und man es nur mit unzivilisierten Nationen zu thun hat. Die früheren ungeschützten Auslandskreuzer, Fregatten wie Korvetten, welche ihren Kriegswert vollständig verloren haben, werden zur Ausbildung von Kadetten und Schiffsjungen als Schulschiffe verwendet. Sie haben seiner Zeit ihre volle Schuldigkeit gethan, mußten aber den veränderten Verhältnissen weichen.

Von modernen größeren Kreuzern besitzen wir vier, die sich gegenwärtig sämtlich in den chinesischen Gewässern befinden, „Kaiserin Augusta“, „Prinzeß Wilhelm“, „Irene“ und „Gefion“. Außerdem befinden sich in Bau 7 große Kreuzer „Fürst Bismarck“, „Freya“, „Hertha“, „Viktoria Luise“, „Vineta“, der noch ungetaufte große Kreuzer N und ein kleiner Kreuzer S, die sämtlich in ein bis zwei Jahren fertig sein werden.

Außerdem sind noch zwei Ersatzbauten für Kanonenboote „Hyäne“ und „Iltis“ in Angriff genommen, die ebenfalls bis Anfang 1899 beendet sein sollen.

„Prinzeß Wilhelm“ und „Irene“ sind Schwesterschiffe und stammen aus dem Jahre 1888. Bei 4400 Tonnen Größe sind sie 94 Meter lang, 14 Meter breit und haben einen Tiefgang von 6,9 Meter. Sie sind aus Stahl gebaut und im Boden mit Gelbmetall beschlagen auf doppelter Holzbeplankung, wie dies schon früher beschrieben ist.

Doppelboden, Zelleneinrichtung, Längs- und Querschotten, Korkdamm, wie bei allen modernen Schiffen. Das gewölbte Panzerdeck hat eine Dicke von 7,6 Centimeter Stahl, der Korkdamm eine Breite von 2,5 Meter. Die Schiffe werden von Zwillingsschrauben getrieben, die Maschinen haben 8000 Pferdekräfte und geben 18 Knoten Fahrt. Bei 750 Tonnen Kohlenvorrat legen die Schiffe 1500 Seemeilen mit voller Fahrt, dagegen 4000 Seemeilen mit 10 Knoten Fahrt zurück, da dann der Feuerungsverbrauch soviel geringer ist.

Die Bewaffnung besteht aus vier 30 Kaliber langen 15 Centimeter, aus acht 35 Kaliber langen 10,5 Centimeter Schnellfeuerkanonen und sechs dergleichen 5 Centimeter von 40 Kaliber Länge. Von den größeren Geschützen sind die vier 15 Centimeter und zwei der 10,5 Centimeter in Schwalbennestern mit großem Bestreichungswinkel aufgestellt.

Es sind zwei Gefechtsmasten vorhanden, die mit 8 Maschinengewehren bewaffnet sind. Beide Schiffe haben ein kleines Torpedoboot auf Deck und außerdem fünf Torpedolancierrohre eingebaut. Die Besatzung beträgt 365 Mann.

Diesen beiden Kreuzern folgte der sehr viel größere, schnellere und leistungsfähigere, die „Kaiserin Augusta“, welche 1894 fertig wurde. Bei 6052 Tonnengehalt ist sie 118 Meter lang, 15 Meter breit und hat einen Tiefgang von 7 Meter. Der Bau ist wie bei den vorgenannten, doch das Panzerdeck doppelt, 7,5 und 2 Centimeter.

„Kaiserin Augusta“ ist unser erstes Schiff mit drei Schrauben, die Maschinen entwickeln bis 15000 Pferdekräfte und gaben bei einer sechsstündigen Dauerfahrt eine Geschwindigkeit von durchschnittlich 22 Knoten, ein Erfolg, auf den Deutschland mit berechtigtem Stolze blicken darf, da es, so weit bis jetzt bekannt, nur einen nordamerikanischen Kriegskreuzer, die „Columbia“, gibt, der es ihr gleich thun kann, während wir alle übrigen Nationen überflügelt haben, gerade so wie mit dem Bremer Lloyd-Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große“, dem größten und schnellsten Handelsdampfer der neuesten Zeit. Mit einem Kohlenvorrate von 860 Tonnen kann das Schiff bei 18 Knoten Fahrt 2260, mit 12½ Knoten 4270 Seemeilen zurücklegen.

Das Schiff hat drei Schornsteine und zwei Gefechtsmasten. Es manövriert und dreht gut. Seine Bewaffnung besteht aus zwölf 30 Kaliber langen 15 Centimeter Schnellladekanonen in Schwalbennestern, acht 30 Kaliber langen 8,8 Centimeter Schnellfeuergeschützen, die am Bug, Heck und an den Breitseiten verteilt sind. Alle Geschütze haben Deckung durch Panzerschilde; in den beiden Gefechtsmasten sind Maschinengewehre montiert.

Die 15 Centimeter Stahlgranaten durchschlagen 30 Centimeter starken Panzer beim direkten Auftreffen. Es sind fünf Torpedorohre, eins im Bug, zwei an jeder Seite vorhanden, sowie zwei Scheinwerfer, ebenso führt das Schiff ein 16 Meter

langes Torpedoboot. Man sieht, Schnelligkeit und Bewaffnung lassen bei „Kaiserin Augusta" nichts zu wünschen übrig, und er kann sich als moderner Kreuzer mindestens ebenbürtig andern Nationen zur Seite stellen. Zu wünschen wäre nur, daß er etwas mehr Feuerungsmaterial nehmen könnte, um seinen Aktionsradius vergrößern zu können. Für Deutschland hat dieser Punkt viel größere Wichtigkeit, als z. B. für England und Frankreich. Diese beiden Mächte haben im Auslande eine ganze Reihe gesicherter Kohlenstationen, in denen sie ihre Feuerung ergänzen können, während wir bis jetzt keine einzige besitzen, wenn Kiautschau es hoffentlich auch in nicht zu ferner Zeit wird; aber das ist immer nur erst eine und in Kriegszeiten ist das eine schlimme Sache. Neutrale Staaten dürfen völkerrechtlich in solchem Falle nur Kohlen bis zum nächsten Hafen abgeben, und ohne Kohlen sind Dampfschiffe tote Körper. Man muß sich dann damit zu behelfen suchen, daß man eigene schnelle Frachtdampfer, wie die Bremer und Hamburger, mit Kohlen an bestimmte Rendezvousplätze im Auslande schickt, um sich von ihnen versorgen zu lassen, obwohl das auch manchen Fährlichkeiten ausgesetzt ist.

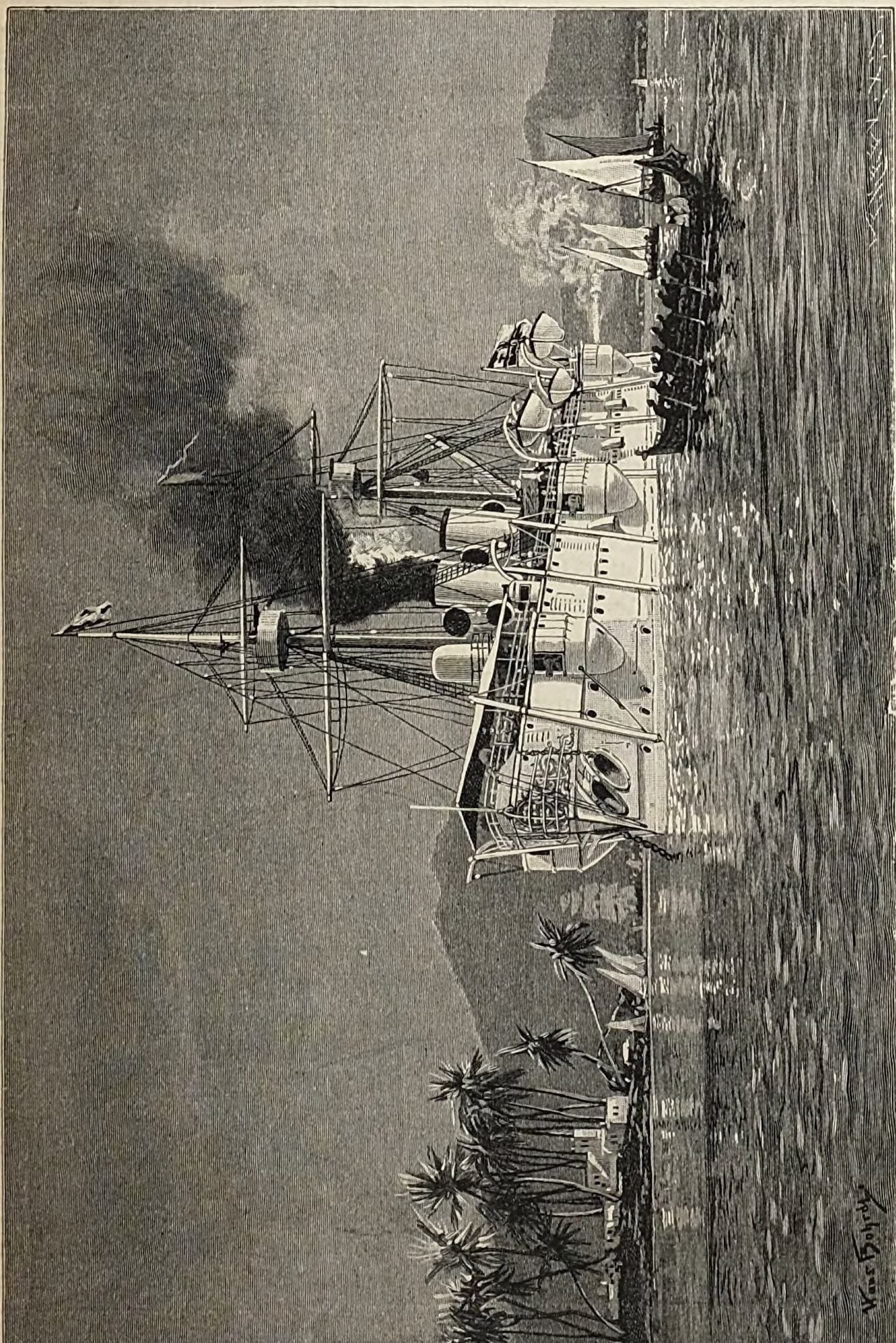
In den letzten Jahren hat man bei uns Versuche mit einem Feuerungsmaterial, dem Masut oder Braunkohlentheeröl, gemacht. Die Kessel des „Siegfried" und einige Torpedoboote sind für diese neue Heizart eingerichtet, und wie es heißt, hat sie sich so bewährt, daß die neueren Schiffe sowohl Masut- wie Kohlenfeuerung haben sollen.

Die Vorteile der ersteren sind: 1. der Heizeffekt verhält sich zu dem von Kohlen wie 4:3; man wird also mit demselben Volumen $^1/_4$mal solange dampfen können als mit letzterer, was schon sehr wesentlich ist; 2. die Bedienung ist soviel einfacher und spart Leute, da der Masut nur durch Öffnung eines Krahnes in die Feuerungen geleitet wird; 3. der Masut verursacht keinen oder sehr geringen Rauch, und 4. es ist möglich, bei seinem Gebrauch ganz bedeutend schneller, als sonst bei stillliegendem Schiff oder aufgebänkten Feuern vollen Dampf zu entwickeln, als bei Kohlen.

Der einzige Nachteil, der gegen eine allgemeine Anwendung spricht, ist, daß man im Auslande keinen Masut erhalten kann, aber immerhin bleibt es eine wichtige Sache für unsere Schiffe in heimischen Gewässern.

Die Besatzung der „Kaiserin Augusta" zählt 418 Mann.

Die „Gefion" stammt ebenfalls aus dem Jahre 1894, ist aber kleiner, wie die drei vorhergehenden und nur 4200 Tonnen groß. Sie hat 105 Meter Länge, 13 Meter Breite und 6,2 Meter Tiefgang. Das Panzerdeck ist nur 2,5—3 Centimeter dick, dafür wird die Maschine aber durch eine 10 Centimeter Nickelstahlkuppel gedeckt; die übrige innere Einrichtung ist wie bei allen neuen Schiffen. Die beiden Maschinen mit Zwillingsschrauben entwickeln 9800 Pferdekräfte und geben dem Schiffe eine Geschwindigkeit von $20^1/_2$ Knoten. Mit 770 Tonnen Kohlenvorrat hat der Kreuzer bei 18 Knoten Fahrt einen Aktionsradius von 2500, bei 11 Knoten dagegen einen solchen von 6000 Seemeilen. Man ist bei ihm also damit schon weiter gekommen und sucht in Zukunft nach dieser Richtung immer mehr vorzuschreiten.



Kreuzer „Irene“.

An Geschützen hat „Gefion“ zehn 35 Kaliber lange 10,5 Centimeter, sechs 40 Kaliber lange 5 Centimeter Schnellladekanonen und acht Maschinengewehre. Ebenso hat sie zwei Torpedokanonen auf dem Oberdeck für große Torpedos. Die Geschütze sind sehr zweckmäßig aufgestellt, so daß eine möglichst große artilleristische Wirkung erzielt wird. Am vordern der beiden Gefechtsmasten trägt das Schiff einen Scheinwerfer, ein zweiter steht auf dem hintern Halbdeck. Das Schiff manövriert sehr gut und dreht besonders schnell. Die Besatzung beträgt 302 Mann.

Fünf von den in Bau befindlichen großen Kreuzern werden ganz gleich gemacht. Sie erhalten eine Größe von 5650 Tonnen, sind 105 Meter lang, 17,4 Meter breit und gehen 6,25 Meter tief. Sie können 950 Tonnen Kohlen fassen. Die drei Maschinen bekommen 9000 Pferdekräfte und die Fahrt soll 18½ Knoten betragen.

Die Bewaffnung wird aus zwei 40 Kaliber langen 21 Centimeter, acht 40 Kaliber langen 15 Centimeter, zehn 30 Kaliber langen 8,8 Centimeter — sämtlich Schnellladekanonen —, sowie aus zehn 3,7 Centimeter Maschinenkanonen und vier Maschinengewehren für die beiden Gefechtsmarsen bestehen. Die 21 Centimeter Geschütze befinden sich, eins je hinten und vorn, in einem Panzerdrehturm.

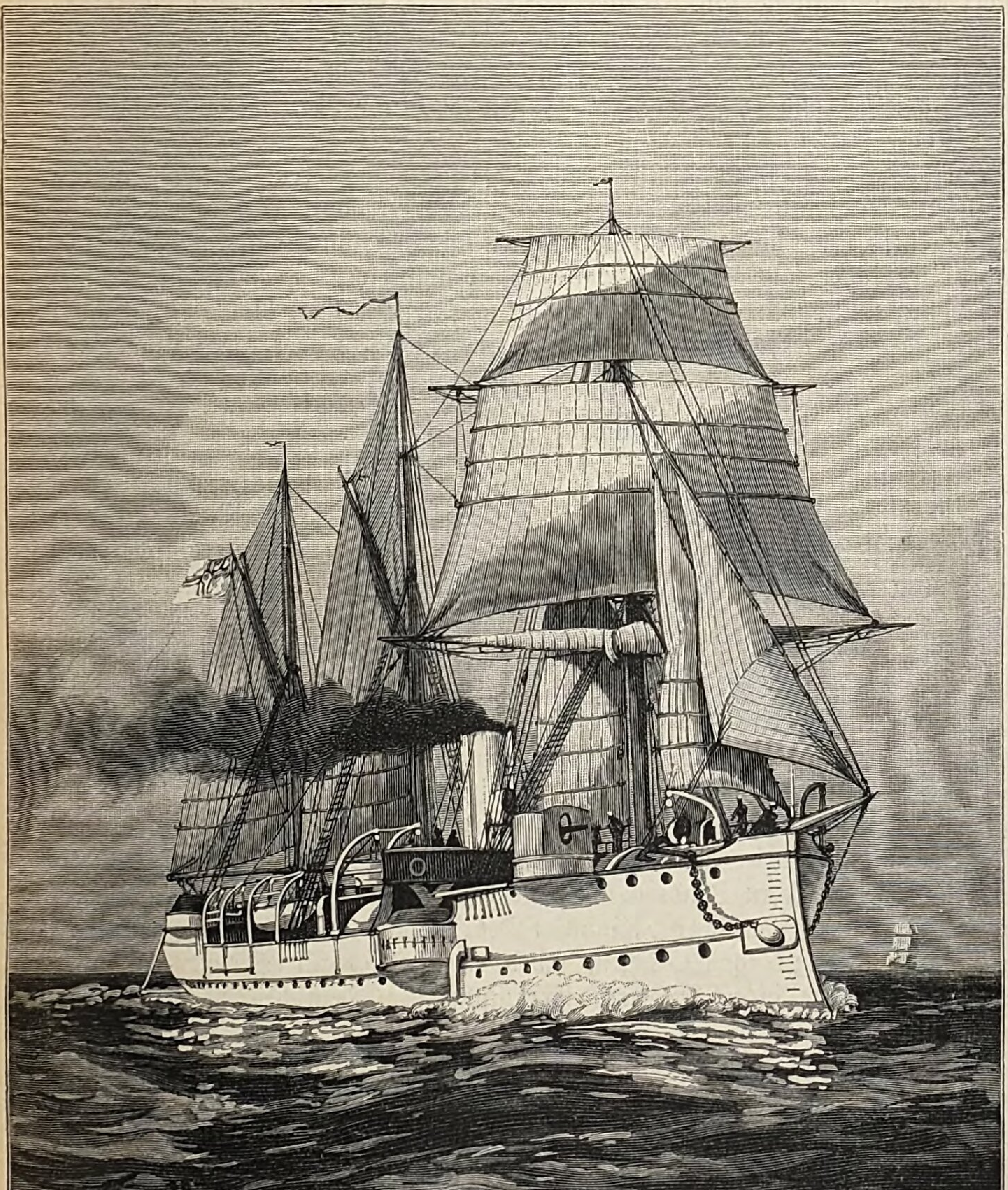
Von den acht 15 Centimeter Kanonen stehen vier in Panzerdrehtürmen und vier in gepanzerten Einzelkasematten, die 8,8 Centimeter Geschütze hinter Schutzschilden.

Die Stahlgranaten der 21 Centimeter Kanonen wiegen 108 Kilogramm, die Pulverladung 62 Kilogramm, und die Aufstellung der Geschütze ist wieder so gewählt, daß sie die ausgiebigste Verwertung der artilleristischen Kraft gewährleistet. Die Besatzung wird 439 Mann stark. Torpedorohre sind natürlich auch vorhanden.

Die Schiffe versprechen deshalb mit ihren Neuerungen an Panzerung und Artillerie ein bedeutender Machtzuwachs unserer Marine zu werden.

Der wichtigste unserer großen Kreuzer und der auch sobald nicht von andern Nationen überholt werden dürfte, wird „Fürst Bismarck“, der im Kapitel „Schiffbau“ zu Grunde gelegt ist. Er ist 10650 Tonnen groß, also größer als die Brandenburgklasse und steht nur wenig hinter „Kaiser Friedrich III.“ zurück. Seine Länge beträgt 120 Meter, die Breite 20,4 Meter und sein Tiefgang 7,9 Meter. Er bekommt ebenfalls drei Schrauben, die Maschinen werden 13500 Pferdekräfte entwickeln und seine Geschwindigkeit 19 Knoten betragen. Sein Kohlenvorrat beläuft sich auf 1000 Tonnen und je nach seiner Fahrt wird er einen Aktionsradius von 7—8000 Seemeilen erhalten.

Seine Bewaffnung ist eine sehr schwere, nur Schnellfeuergeschütze, zunächst vier 24 Centimeter von 40 Kaliber Länge in zwei Panzerdrehtürmen, ferner zwölf 40 Kaliber lange 15 Centimeter, von denen sechs je in einem Drehturm, die andern sechs in Einzelkasematten stehen. Sodann führt er noch zehn 30 Kaliber lange 8,8 Centimeter, zehn 3,7 Centimeter Maschinenkanonen und acht 8 Millimeter Maschinengewehre, außer den letzteren mithin 36 Geschütze. Wie schon unter „Schiffbau“ erwähnt, läuft um das ganze Schiff ein Panzergürtel von



Kreuzer „Bussard“.

20 Centimeter gehärtetem Nickelstahl und sind Türme, Kasematten u. s. w. ebenfalls mit 20—10 Centimeter, je nach ihrer Lage feindlichen Geschossen gegenüber, gepanzert. Da das Schiff, wie es auch liegt, stets 16—20 Geschütze auf denselben Punkt richten kann und fremde Marinen bis jetzt noch keine 24 Centimeter Schnellfeuerkanonen besitzen, so wird die artilleristische Kraft des Kreuzers eine

ganz außerordentliche sein. Sechs Torpedorohre, eins je im Bug und Heck, die andern in den beiden Breitseiten, sind eine wesentliche Vermehrung der Kriegstüchtigkeit. Von sechs Scheinwerfern stehen zwei in den Toppen in beiden Gefechtsmasten und je zwei auf Aufbauten an den Seiten. Die Besatzung wird 565 Köpfe stark.

Nachdem ich im Vorstehenden unsere fertigen und ihrer Vollendung entgegensehenden kampfkräftigen größeren Kreuzer geschildert habe, wende ich mich zu den ungeschützten, die bis vor einigen Jahren als Auslandsschiffe den Dienst versahen, jetzt aber nur als Schulschiffe aufgebraucht werden, sofern sie nicht schon als völlig untauglich aus den Schiffslisten gestrichen sind, wobei ich jedoch auch dieser gedenken werde, wenn sich daran bemerkenswerte oder geschichtliche Erinnerungen knüpfen.

Die älteste von ihnen ist oder war vielmehr die „Arkona“, denn sie ist seit zwölf Jahren nach vielen Fährlichkeiten aus der Liste der Schiffe gestrichen, aber die Pietät gegen unsere erste im Lande gebaute Fregatte dürfte es wohl wünschenswert machen, ihre Schicksale zu verfolgen. Sie wurde als unser erstes größeres im Inlande gebautes Kriegsschiff mit ihrem Schwesterschiff „Gazelle“ in Danzig auf Stapel gesetzt und 1859 vollendet. 58 Meter lang, 12,6 Meter breit, machte sie unter Dampf zwar nur bis 10, unter Segel jedoch 12 Knoten.

Die „Arkona“ hat von unseren Schiffen die thatenreichste Geschichte. Sie war das Flaggschiff des in den Jahren 1859 bis 1862 nach den ostasiatischen Gewässern entsandten Geschwaders, mit dem der damalige Gesandte Graf zu Eulenburg (später Minister des Innern) nach Jeddo, Peking und Bangkok ging, um für den Zollverein einen Schiffahrts- und Handelsvertrag mit Japan, China und Siam abzuschließen. Bekanntlich gelang es dem Gesandten, seine schwierige Aufgabe mit ebensoviel diplomatischem Geschick als Thatkraft und zäher Ausdauer in den beiden letzteren Ländern vollständig zu erfüllen. In Japan, wo man sich von den früheren staatlichen Zuständen Deutschlands durchaus keine richtige Vorstellung machen zu können schien, wurde wenigstens für Preußen ein Vertrag abgeschlossen, der inzwischen nach Errichtung des Deutschen Reiches auch auf dieses übertragen ist.

Über die Expedition selbst ist s. Z. so vielfach und genau berichtet worden, daß ich darüber fortgehen kann. Ich will nur hervorheben, daß ihre günstigen Erfolge teuer erkauft wurden. Von den achthundert Menschen, welche mit ihr hinausgingen, haben fast hundert die Heimat nicht wiedergesehen. Sie fielen teils auf dem Felde der Ehre im grausigen Kampf mit den Elementen, teils raffte sie ein giftiges Klima hin, und andere fünfzig kehrten siech und gebrochen zurück.

Eines der Schiffe wurde auch von den tobenden Wellen in den Abgrund gerissen und mit seiner ganzen Besatzung in den Fluten begraben.

Das Geschwader bestand aus vier Schiffen, der Kreuzerfregatte „Arkona“, der Segelfregatte „Thetis“, dem Schuner „Frauenlob“ und dem Transportschiff „Elbe“, und wurde vom Kapitän der „Arkona“, Sundewall, als Geschwaderchef befehligt. Schon der Beginn der Reise war von ernsten Unfällen begleitet. Die „Arkona“ wurde im November 1859 auf ihrer Fahrt von Danzig nach England,



Schulschiff „Moltke“.

wo sich die Schiffe sammeln sollten, in der Nordsee während eines schweren Sturmes so stark beschädigt, daß das neue Schiff in Portsmouth fünf Monate lang ausbessern mußte, und der Abgang der Expedition dadurch sich um ebenso lange verzögerte.

Ein ähnliches Schicksal traf die „Elbe“ am Kap der guten Hoffnung, wo sie in einem Orkan fast verloren ging, während die drei übrigen Schiffe, welche sich in einem Umkreise von einigen zwanzig Meilen in ihrer Nähe, aber ebensoviel weiter vom Mittelpunkte des Sturmes entfernt befanden, mit geringeren Beschädigungen davon kamen.

Der furchtbarste Unfall jedoch, von welchem die Expedition betroffen wurde, wurde durch einen Taifun unweit der Küste von Japan herbeigeführt, in dem der Schuner „Frauenlob“ gänzlich und die „Arkona“ beinahe unterging.

Taifune sind Wirbelstürme, die im Chinesischen Meere bei dem Wechsel der Monsune, wie man die innerhalb der Tropen wehenden halbjährigen Winde nennt, auftreten, und die man in Westindien, sowie im Indischen Ocean mit dem Namen Orkane bezeichnet.

Ihre Entstehung ist noch nicht klar ergründet; da sie jedoch stets von starken elektrischen Erscheinungen begleitet sind, so spielt Elektrizität wahrscheinlich dabei eine hervorragende Rolle.

Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Stürmen nicht allein durch ihre größere Heftigkeit, sondern hauptsächlich durch ihre doppelte Bewegung. Während bei ersteren der Wind in gerader Linie oder in flacher Kurve weht, mithin ein im englischen Kanal wehender und bis Hamburg reichender Sturm hier und dort nahezu dieselbe Windrichtung zeigen würde, bewegt sich der Taifun oder Orkan als ein sich um sich selbst drehender Windkörper in geraden oder gekrümmten Bahnen über die Wasserfläche, wie eine Windhose auf dem Lande, die uns das Bild eines Orkans im kleinen veranschaulicht. Der von ihr aufgewühlte Staub wirbelt im Kreise um den Mittelpunkt der Hose, und diese bewegt sich in ihrer cylindrischen Gestalt zugleich nach irgend einer Richtung vorwärts, wobei sie die umgebenden Luftschichten je nach der Heftigkeit ihrer Drehung mehr oder minder in Bewegung setzt.

Ganz dem entsprechend ist der Vorgang bei einem Taifun. Je heftiger sich sein Mittelpunkt dreht, desto weiter übt er seine Wirkung auf die umgebende Luft, und desto größer wird sein Durchmesser, der öfter 80—100 Meilen beträgt. Aus demselben Grunde weht jedoch der Wind in der räumlichen Ausdehnung eines Taifuns nicht mit gleichmäßiger Stärke, sondern in der Nähe des Mittelpunktes am heftigsten, während seine Kraft nach außen hin allmählich abnimmt. Im eigentlichen Mittelpunkt selbst, um den der Windkörper sich dreht, und der einen Durchmesser von einigen Tausend Schritten haben kann, herrscht verhältnismäßig Windstille.

Die Wut eines solchen Cyklon, wie dergleichen drehende Stürme gemeinschaftlich benannt werden, übersteigt bisweilen alle Vorstellung, und nur derjenige, welcher ihn selbst erlebt hat, vermag sich einen Begriff davon zu machen. Wenn man erfährt, daß auf Barbadoes durch einen Orkan vier Vierundzwanzigpfünder



Frauenlob. Arkona.

„Arkona“ und „Frauenlob“ im Taifun in den Ostindischen Gewässern.

aus einer Batterie aufgenommen und mehrere hundert Schritte weit durch die Luft fortgeführt wurden*), so mag man ermessen, welches Unheil solche schrecklichen Naturerscheinungen anzurichten vermögen.

Es ist jedoch weniger die eigentliche Kraft des Sturmes, als seine Drehung, welche den Schiffen so gefährlich wird und ihnen so häufig den Untergang bereitet, wenn sie in die Nähe seines Mittelpunktes kommen. Ein Schiff kann, wenn es gut gebaut ist, unglaublich viel aushalten. Ein in gerader Richtung wehender Sturm erzeugt auch eine regelmäßige See; bei einer solchen hat ein Schiff mit guten nautischen Eigenschaften und wenn es mit Segeln oder Maschine richtig behandelt wird, wenig zu fürchten, mag der Sturm auch noch so heftig rasen. Es wird unter den Sturmsegeln unter den Wind gebracht, liegt mit dem Kopfe schräg gegen die See und treibt langsam seitwärts ab. Dadurch glättet sein Körper die Wasserfläche an der Windseite, und diese geglättete Fläche sowie sein beständiges Ausweichen bilden einen ausreichenden Schutz gegen die anstürmenden Sturzseen. Diese rollen bisweilen in solcher Höhe und mit so gewaltiger Kraft an, daß man selbst als alter Seemann glaubt, sie werden das Schiff erreichen und begraben, aber sobald ihr steiler Kamm an das breite Kielwasser kommt, scheint sein Fortschreiten wie durch Zauber gebannt, und er bricht ohnmächtig in sich zusammen. Es ist dies eine ganz ähnliche Erscheinung, als wenn man Öl in das Wasser gießt. Bekanntlich wurde dies Verfahren bei den alten Griechen und Römern bei ihren Fahrten über See angewendet. Bei stürmischem Wetter befestigten sie vorn an der Windseite ihrer Schiffe einen Ölschlauch, der beständig tropfte. Ich habe vor vierzig Jahren diesen Versuch öfter gemacht und ihn bereits in der ersten Ausgabe dieses Buches erwähnt. Ein anhaltender Sturm mag zwar viel Öl gekostet haben, aber die Wirkung ist in der That eine überraschende. Ein Tropfen breitet sich so schnell aus, daß er im Augenblick eine Fläche von zehn bis fünfzehn Quadratfuß glättet, an der die See machtlos verläuft. In den letzten Jahren ist dies Beruhigungsmittel vielfach in Aufnahme gekommen und hat oft gefährdeten Schiffen großen Nutzen gebracht. Nur bei Brandung auf flachem Grunde scheint es sich nicht zu bewähren, wie neuere von der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger angestellte Versuche ergeben haben.

Manche Schiffe liegen schlecht bei, d. h. sie bleiben nicht mit dem Kopfe an der See, fallen nach der dem Winde abgekehrten Seite (leewärts) ab, fangen an zu segeln, anstatt seitwärts abzutreiben, und ihr Kielwasser geht demgemäß hinter das Schiff. Dann finden die anstürmenden Wellen keinen Widerstand, sie brechen über das Schiff und können ihm verhängnisvoll werden, während eine kleine Quantität Öl, rechtzeitig auf das Wasser gegossen, diese Gefahr abzuwenden oder wenigstens zu verringern vermag.

Bei Wirbelstürmen gibt es jedoch keine regelmäßige See, weil in ihrem Bereiche der Wind je nach der bezüglichen Lage des Schiffes zum Mittelpunkt aus allen Himmelsgegenden weht.

---

*) Dove, Gesetz der Stürme.

Winde sind die Folgen von gestörtem Gleichgewicht der Atmosphäre. Sie wehen immer dorthin, wo die Luft durch Erwärmung oder Niederschlag der in ihr enthaltenen Feuchtigkeit verdünnt ist. Im Mittelpunkte des Cyklons hat diese Verdünnung ihren Höhepunkt erreicht, wie dies der Barometerstand auch angibt. Deswegen strömen die umgebenden Luftschichten von allen Seiten zur Ausgleichung diesem Mittelpunkte zu, und mathematisch genommen wird ein Schiff mit jedem Schritt, durch den es seine Stellung zum Mittelpunkte ändert, auch andern Wind bekommen müssen.

Die Folge davon ist, daß auch die von den Winden erzeugten Wellen keinen regelmäßigen Gang annehmen können, sondern um so verwirrter werden müssen, je näher sie sich dem Mittelpunkte des Sturmes befinden, und zuletzt nur noch ein furchtbares Durcheinander kochender und schäumender Wasserberge bilden, die im Riesenkampfe gegeneinander toben und jedes Menschenwerk erbarmungslos vernichten.

Bis vor fünfzig Jahren standen die Cyklone als die schlimmsten Feinde der Schiffahrt da. Sie zerstörten ganze Flotten, und in welcher Weise sie gefährlich wurden, mag daraus erhellen, daß noch vor siebzig Jahren die Holländer von den drei Schiffen, welche sie jährlich von Java aus durch das Chinesische Meer nach Japan entsandten, durchschnittlich nur auf die glückliche Rückkunft eines derselben rechneten.

Dem englischen Oberst Reid und unserem Dove haben die Seeleute es zu danken, daß diese unheilvollen Erscheinungen viel von ihrem Schrecken verloren haben. Jene beiden ausgezeichneten Physiker haben entdeckt, daß die Wirbelstürme ganz bestimmten Drehungsgesetzen unterworfen sind, und diese Gesetze geben den Schiffen gleichzeitig die Mittel in die Hand, den Cyklonen in den meisten Fällen entweder ganz auszuweichen oder wenigstens ihren Mittelpunkt zu vermeiden.

Die Drehung erfolgt nämlich ausnahmslos im Norden des Äquators von rechts nach links, gegen den Zeiger einer Uhr, und auf der südlichen Halbkugel von links nach rechts oder mit dem Zeiger der Uhr.

Diese Thatsache, sowie daß die umgebenden Luftschichten stets in der Richtung der Tangente auf den Umkreis des drehenden Windkörpers wehen, ermöglichen es den Seeleuten, die Richtung zu ermitteln, in der sie sich vom Mittelpunkte des Sturmes befinden, und das Maß des Fallens oder Steigens des Barometers, sowie die Stärke des Windes geben ihnen einen Anhalt dafür, welche Bahn der Sturm beschreibt.

Die Bestimmung der Richtung ist sehr einfach. Da im Norden des Äquators die Drehung von rechts nach links stattfindet und die Winde tangential auf den Mittelpunkt wehen, so heißt die Regel: „Drehe dich mit dem Gesicht gegen den Wind, dann liegt der Mittelpunkt nördlich vom Äquator im rechten Winkel rechts, im Süden des Äquators jedoch ebensoweit links von dir.“ Ist der Wind also z. B. Ost, so liegt der Mittelpunkt auf der nördlichen Halbkugel Süd, auf der südlichen Nord von dem betreffenden Schiffe.

Die Bestimmung der Bahn macht mehr Schwierigkeiten; der Wechsel der Windrichtung und der Barometerstand müssen dabei in Betracht gezogen werden.

Die Erfahrung hat ergeben, daß ein bestimmter Barometerfall die ungefähre Entfernung vom Mittelpunkte kennzeichnet. Fällt der Barometer in einer Stunde 4 Millimeter, in der nächstfolgenden aber 8, so nähert sich der Cyklon, während er umgekehrt sich entfernt, und die Windrichtung gibt an, welchen Weg er nimmt.

Nach obigem Beispiele befand sich auf der nördlichen Halbkugel bei Ostwind das Centrum südlich vom Schiffe. Fällt nun der Barometer und ändert sich die Windrichtung nicht, so ist dies ein Zeichen, daß der Cyklon näher kommt, und zwar gerade auf das Schiff zu, dessen Richtung gegen ihn dieselbe bleibt. Geht der Wind jedoch z. B. auf Südost, so liegt der Mittelpunkt in Südwest und marschiert südlich von dem Schiffe vorbei.

Im ersten Falle muß dieses so schnell wie möglich entfliehen und zwar dadurch, daß es im rechten Winkel von der Bahn des Sturmes absegelt; im gegebenen Beispiele also nach Westen; im letzteren Falle darf es dagegen nicht westlich gehen, weil der Sturm dort hinzieht.

Natürlich hat der Seemann bei solcher Gelegenheit noch viele andere Punkte, den Zustand der See und der Witterung ꝛc. in das Auge zu fassen und danach sein Manöver einzurichten, aber jedenfalls hat die Entdeckung des Gesetzes der Stürme ganz unberechenbaren Nutzen gestiftet und bereits viele Hunderte von Schiffen, welche die daraus abgeleiteten Regeln befolgten, vor sicherem Untergange gerettet.

Leider vermochten sie den unglücklichen Schuner „Frauenlob“ vor seinem traurigen Geschicke nicht zu bewahren. Nicht immer hat es der Seemann in der Hand, der drohenden Gefahr zu entrinnen. Bisweilen gebricht es ihm an Seeraum, um den rettenden Kurs einzuschlagen. Untiefen oder Land versperren ihm den Weg; er muß dann willenlos den Sturm über sich hereinbrechen lassen und auf Gottes Hilfe vertrauen. In offenem Wasser kann möglicherweise das Schiff noch gerettet werden; von Land besetzt und ohne den Schutz eines sicheren Hafens ist es bei einem Orkan fast immer unrettbar verloren.



Der Untergang des „Frauenlob“.

In dem ebenerwähnten Falle befanden sich die Schiffe „Arkona“ und „Frauenlob“ am 2. September 1860. Die „Elbe“ war wegen notwendiger Ausbesserungen in Singapore zurückgeblieben, die „Thetis“ hatte den Weg durch die Formosastraße zwischen dieser Insel und China eingeschlagen, die „Arkona“ mit der Gesandtschaft an Bord wählte die Van Diemensstraße im Süden von Formosa und hatte den „Frauenlob“ bei sich, um ihn durch etwaige Windstillen oder Gegenwinde zu schleppen.

Die Schiffe waren bis zum 1. September bereits auf 40 Meilen in die Nähe von Jeddo gekommen. Bei der flauen östlichen Brise hatte die „Arkona“ Dampf gemacht und bugsierte den Schuner. Das Ziel der Reise war bald erreicht; schon hoffte man am folgenden Tage in die Bucht von Jeddo einzulaufen, als das Geschick hemmend dazwischen trat und ein unbarmherziges Halt gebot.

Am Abend frischte die Brise auf, aber ihr Hauch hatte nichts Wohlthuendes, er war schwül und drückend, wie vor einem Gewitter. Der Himmel zeigte sich klar, aber die Sterne funkelten in unheimlichem Glanze, und am südöstlichen Horizonte stand eine dunkle Wolkenbank. Sie verschmolz fast mit dem Wasser, aber oft flammte ein matter Lichtschein, ähnlich wie ein fernes Wetterleuchten aus

ihr auf, und alsdann traten ihre scharfen, schwarzen Ränder hervor. Der Barometer, dieser treue und zuverlässige Freund der Seeleute, begann zu fallen, doch sein Sinken war noch sehr gering, kaum ein viertel Millimeter in der Stunde. Auch die See lief noch regelmäßig und nicht hoch, und wenn ein Taifun im Anzuge war, mußte man, um die nötigen Maßregeln zu treffen, jedenfalls erst deutlichere Anzeichen seiner Richtung und Bahn abwarten. Allmählich wuchs die Brise; um Mitternacht stellte sich unregelmäßige See ein, und der Barometer fiel langsam weiter. Die Fahrt der Schiffe verminderte sich, und die Maschine konnte nur mit Mühe vorwärts kommen. Trotzdem wurde weiter gedampft; man war immer noch nicht gewiß über die Bahn des Taifun, wenngleich es keinem Zweifel mehr unterlag, daß ein solcher heraufzog. Aber es blieb doch die Möglichkeit, vor ihm vorüberzukommen, und man wurde in dieser Annahme bestärkt, als sich der Wind etwas weiter nach Osten drehte. Außerdem war es geboten, möglichst weit von der unter Lee befindlichen Küste Japans abzuarbeiten, um freieren Seeraum zu haben, wenn der Wind sich südlich zog und stürmisch wurde.

Nach Mitternacht trat das letztere ein; die drohende Bank in Südosten rückte höher hinauf, der Flammenschein über ihren gezackten zerrissenen Rändern wurde heller und häufiger; bisweilen zuckten aus ihr grelle Blitze bis zum Zenith empor, und einzelne schwarze Wolken jagten mit rasender Schnelle über die flackernden Sterne.

Gegen vier Uhr morgens wußte jeder an Bord, daß man schweren Stunden entgegenging. Der Wind hatte sich nicht weiter gedreht, und daraus ging hervor, daß der Sturm seinen Weg gerade auf die Schiffe nahm. Der schneller und schneller fallende Barometer, die immer verwirrter auflaufende See und der wachsende Wind ließen auch keinen Zweifel darüber, daß er mit raschen Schritten heraufzog. Die Nähe des Landes gestattete kein Entfliehen, man mußte der Gefahr die Stirn bieten und das weitere erwarten. Alle Maßregeln gegen bevorstehendes schlechtes Wetter wurden zeitig getroffen. Bramraaen und Bramstengen wurden an Deck genommen, um die Toppen zu erleichtern, Boote, Reserverundhölzer und Geschütze auf das sorgfältigste versichert, alle nicht zur Verbindung unumgänglich nötigen Luken gut geschlossen, und man versäumte nichts, was seemännische Erfahrung und Vorsicht für solche Fälle geboten. Gegen drei Uhr morgens war man mit allen Vorbereitungen fertig, aber auch zur höchsten Zeit; denn Wind und See nahmen bedeutend zu, und die Bewegungen des Schiffes wurden schon sehr heftig. Noch immer bugsierte die „Arkona“ den Schuner; zwar vermochte die schwer arbeitende Maschine kaum noch den Widerstand zu überwinden, aber jeder gewonnene Schritt vorwärts war von großem Werte und entfernte die Schiffe mehr von der gefährlichen Küste. Da ertönte plötzlich ein Krachen; das Bugsiertau des Schuners war zerrissen, und als ob dies ein Signal für den Sturm gewesen, brach er auch unmittelbar nachher mit furchtbarer Heftigkeit los. Die drohende schwarze Wolkenbank hatte sich bis zum Zenith ausgebreitet, und ihre von Blitzen flammenden Ränder standen jetzt über dem Schiffe. Heulend brauste der erste Stoß durch die Takelung, legte die Fregatte fast auf die Seite, und einen Augenblick war die ganze See nur eine kochende schäumende Masse.

Dann ließ der Wind etwas nach, die „Arkona“ richtete sich auf, und die niedergewehten Wellen begannen wieder sich zu Bergen aufzutürmen.

Doch man ahnte, daß der Stoß nur ein Vorspiel gewesen, und noch viel Schlimmeres bevorstand. Es galt die Pause zu benutzen, um das Schiff unter Sturmsegel zu bringen und beizulegen, denn die Maschine war bei solchem Wetter machtlos.

Der Ruf: „Alle Mann auf“ hallte durch die Räume des Schiffes und schreckte die Freiwache aus ihrer kurzen Nachtruhe. Halbbekleidet stürzte alles nach oben, denn jeder Seemann weiß, daß, wenn dies Kommando erschallt, die schleunigste Hilfe nötig ist.

Das dichtgereffte Großmarssegel soll gesetzt werden. Die Segelberger entern nach oben, und es gelingt die Schooten vorzuholen. Kaum steht es, so wälzt sich wieder jene schäumende Wassermasse heran, die der zweite Orkanstoß vor sich her peitscht. Nach wenigen Augenblicken fällt er mit furchtbarer Kraft in das Segel; das Schiff legt sich noch weiter über als vorher, der Mast biegt sich wie ein Rohr unter dem gewaltigen Drucke, und die Luvwanten stehen wie Eisenstangen. Es springt das eine Schoot des Marssegels, es peitscht zwei-, dreimal, dann ist es verschwunden, und nur ein paar kleine Fetzen sitzen noch an der Raa. Es war ein Glück, daß es so kam, sonst wäre der Mast gegangen, er stand zum Brechen. Jetzt lag das Schiff nur vor Stengestagsegel und Sturmbesan bei, aber selbst diese beiden kleinen Segel waren fast schon zu viel für den Sturm, der mit anhaltender Wut tobte und immer höhere Wasserberge aufwühlte.

Die Uhr war inzwischen fünf geworden, und der Tag begann zu grauen. Mit Besorgnis spähten die Blicke nach dem Schuner. Etwa eine halbe Meile in Lee wurde er entdeckt; er lag unter dichtgerefftem Großsegel bei. Wenngleich sein Rumpf bisweilen hinter den hohen Wellen gänzlich verschwand, wehrte sich das kleine Fahrzeug offenbar tapfer gegen das furchtbare Wetter. Dichter Regen, der jetzt in Strömen vom Himmel zu gießen begann, entzog ihn dem Auge, aber auf der „Arkona“ war man beruhigt; er hatte sich als ein tüchtiges Seeschiff gezeigt.

Wilder und wilder raste der Sturm, höher und höher türmten sich die Wogen; die Luft war undurchsichtig und mit Wasserdampf gefüllt. Oben in den Lüften hörte man ein unheimliches Tosen, als ob ferner Donner rollte, aus den schwarzen Wolkenmassen sprühten nicht mehr einzelne Blitze, sondern ganze Strahlenbündel. Das Schiff ächzte in allen seinen Teilen, als fühlte es die schreckliche Not des Augenblickes und fürchtete in dem übermenschlichen Kampfe zu unterliegen.

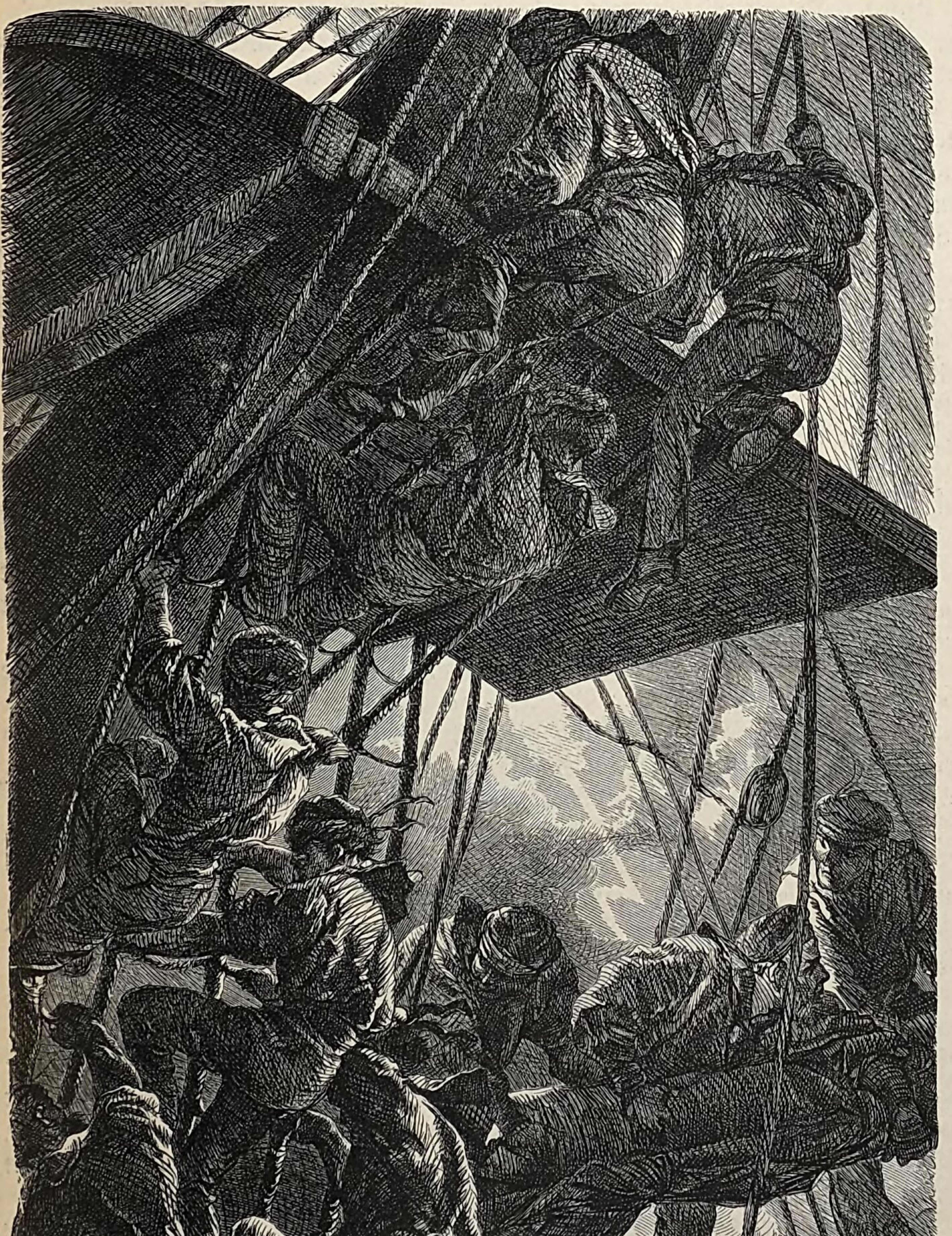
Und doch stand das Schlimmste noch bevor! Der immer schneller fallende Barometer und der feststehende Wind kündeten das baldige Anrücken des vernichtenden Mittelpunktes. Stumm sahen sich Offiziere und Mannschaften an. An Befehle war nicht mehr zu denken; das Heulen des Sturmes, das Brausen der See hätten jedes Wort ungehört verschlungen; aber es wäre auch sonst nutzlos gewesen. Bei solchem Wetter ist der Menschenmacht eine Schranke gesetzt; sie vergeht vor der Gewalt der Elemente und kann nur Gott ihr Geschick anheimstellen.

War es möglich, daß der Sturm noch heftiger toben konnte und, wenn dies der Fall, konnte das Schiff einem solchen Winde widerstehen? Es war nicht denkbar, und dennoch steigerte sich die Wut des Taifuns zu immer größerer Höhe. Die Fregatte lag mit der Leeverschanzung zu Wasser, zwei ihrer Boote wurden fortgerissen, Sturzseen brachen über das Verdeck und schwemmten alles fort, was nicht auf das sicherste befestigt war. Die Mannschaften hatten sich nach hinten geflüchtet und sich mit Tauen festgebunden, um nicht über Bord gespült zu werden; der Regen ließ nach, aber der vom Winde gepeitschte Wasserdampf hüllte das Schiff in einen so dichten Nebel, daß man keine zwanzig Schritt weit sehen konnte.

Dazu das Brüllen des Orkans, das Brausen der See, das unheimliche, immer lauter werdende Tosen in den Lüften, die flammenden Blitze — da mochte wohl dem Mutigsten sich der Gedanke aufdrängen, die letzte Stunde sei gekommen. Niemand glaubte auch mehr an Rettung in einem so beispiellosen Kampf der Elemente, denn niemand von der Besatzung hatte irgend dem Ähnliches je erlebt. Da auf einmal, als die furchtbarsten Kräfte der Natur entfesselt schienen, wurde es still; nicht in der strengsten Bedeutung des Wortes, aber im Verhältnis zu wenigen Minuten vorher. Doch die Stille war grausenerregend; jeder wußte, daß der Mittelpunkt des Taifun jetzt über das Schiff fortging und er nach kurzer Pause mit derselben Kraft von neuem losbrechen würde. Auch gab die Stille dem Schiffe keine Erleichterung, sondern gefährdete es fast noch mehr als der Sturm. Seine gegen die Masten wirkende Kraft hatte es nach einer Seite überliegend gehalten; jetzt fehlte dieser Druck, und die über alle Beschreibung verwirrte und von allen Seiten zu steilen Bergen sich aufwälzende See warf das hilflose Schiff in erschreckender Weise umher, so daß jeden Augenblick die Masten aus dem Schiffe zu fliegen drohten.

Fast zehn Minuten währte dieser entsetzliche Zustand, dann tobte der Orkan wieder in alter Wut, aber fast wurde er mit Freude begrüßt, denn er machte den Bewegungen ein Ende. Gleichzeitig zog sich der Wind auf Ost, ein Zeichen, daß der Mittelpunkt seine Lage gegen das Schiff veränderte. Ein schwacher Hoffnungsschimmer leuchtete der schwergeprüften Besatzung; das Schwerste war überstanden, und wenn auch weder Sturm noch See abgenommen hatten, mußte dies allmählich geschehen. Das Steigen des mit ängstlich harrenden Blicken beobachteten Barometers bestätigte dies. Wie ein Lauffeuer pflanzte sich die frohe Kunde von Mund zu Mund: „Der Barometer steigt!“ und der alte Mut kehrte in die Herzen zurück. Das Schiff hatte sich bis jetzt bewährt, da durfte man wohl auch ferner Hoffnung hegen. Doch plötzlich wurde sie wieder vernichtet. Die Luvwanten des Großmastes gaben nach. Sie zu zerreißen vermochte der Sturm nicht, aber sie zogen sich allmählich unten an den Jungfern aus den Bändseln. Schon hatten sie sich einige Zoll gereckt, und der Mast bog sich gefährlich nach Lee über. Noch ein paar Zoll, dann verlor er seinen Halt, riß die andern mit sich und das Schiff wäre dann in dieser wilden See als Wrack verloren gewesen.

Deshalb mußte es unverzüglich mit der andern Seite gegen den Wind gelegt werden, um die gegenüberliegenden und nicht angestrengten Wanten zum Halten zu bringen. Jeder sah die drohende Gefahr und versuchte mit Einsatz seines Lebens



zu helfen. An Segelsetzen war nicht zu denken; sie wären wie das Großmarssegel zerfetzt, deshalb sollten die Matrosen als solche dienen. Sie wurden in das Luvfockwant hinauf beordert, um durch ihre Körper eine Fläche für den Druck des Windes auf das Vorderteil des Schiffes zu bilden und es auf diese Weise herumzubringen. Vergebens! Den Leuten wehten die Kleider vom Leibe, aber das Schiff blieb wie angemauert in seiner Lage. Das letzte Rettungsmittel war, den Besanmast zu kappen, weil seine Fläche den Winddruck auf das Vorderschiff aufhob. Schon standen die Zimmerleute fertig, um ihre Äxte wirken zu lassen, doch wollte der Kapitän zuvor sehen, ob die Maschine nicht helfen könne. Die zurückgeschobenen Feuer wurden aufgefrischt und der schwarze Kohlendampf mischte sich mit den schwarzen Wolken des Himmels. „In fünf Minuten ist Dampf auf!“ ließ der Maschinist melden. O, wie unendlich lang waren diese fünf Minuten, mit welcher Spannung hingen die Augen an den Wanten, die mit jedem Windstoß, jedem Überholen weiter reckten!

„Das Schiff fällt!“ rief es plötzlich aus aller Munde, und Freude strahlte auf allen Gesichtern. Ja, es fiel wirklich ab, sein Kopf drehte sich allmählich leewärts. Der Maschinist hatte Öl und Terpentin auf die Flammen gießen lassen, um sie anzufachen; noch vor der angegebenen Zeit war so viel Dampfdruck erzeugt, um die Schraube in Bewegung zu setzen, die Fregatte bekam etwas Fahrt und gehorchte dem Ruder.

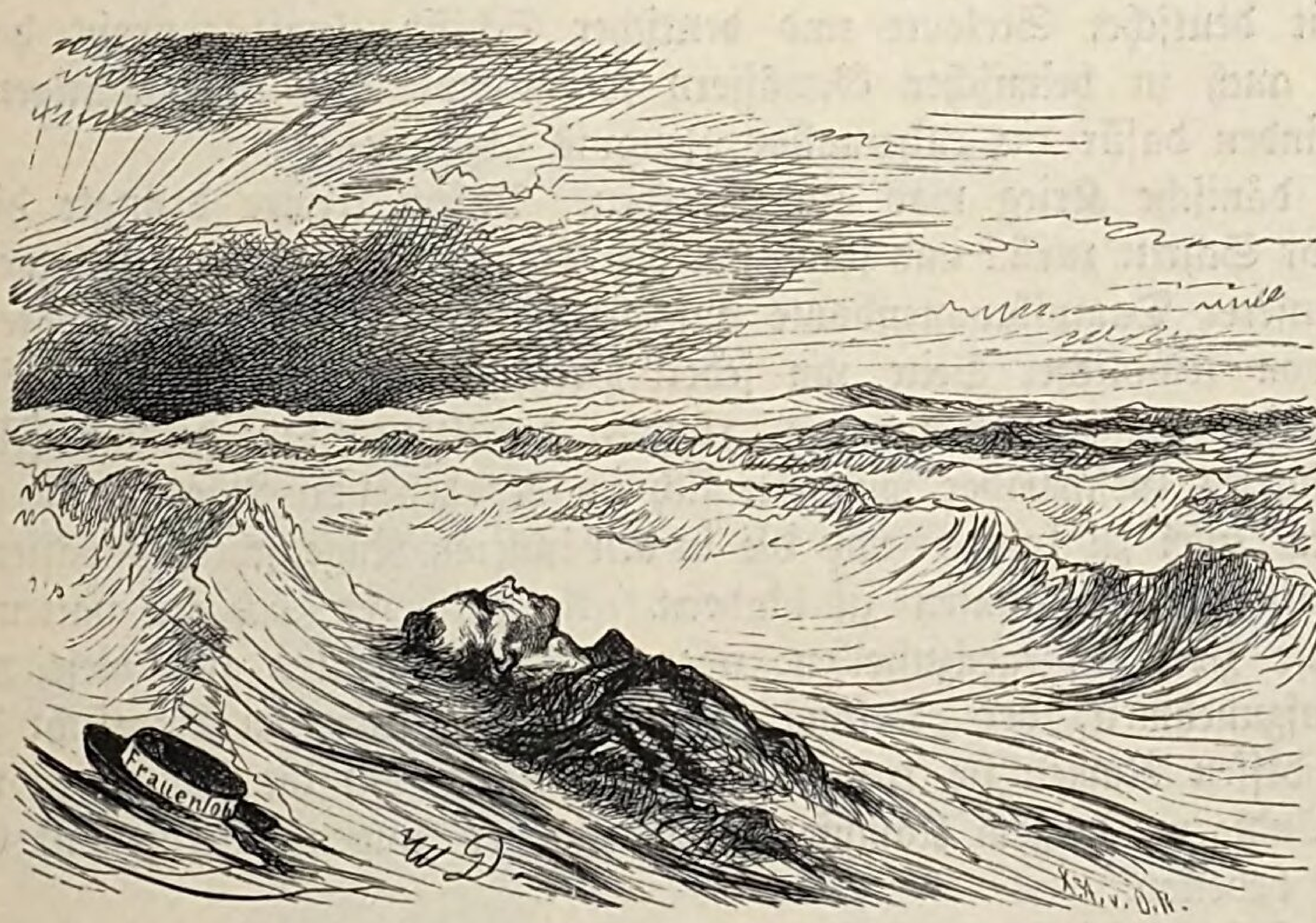
Eine Centnerlast fiel jedem vom Herzen, als das Schiff glücklich und ohne bei dem gefährlichen Manöver schwere Sturzseen überzunehmen, über den andern Bug gelegt war. Man fühlte sich gerettet, und offenbar hatte der Wind auch schon etwas abgenommen. Das Schiff lag zwar jetzt mit dem Kopfe nach Land zu, aber das Schlimmste war überwunden. Der furchtbare Mittelpunkt befand sich hinter ihm, der Barometer stieg und der Wind zog sich allmählich südlicher, so daß man sich wieder vom Lande entfernen konnte. Auch andere Zeichen deuteten auf eine Wendung zum Besseren. Der Wasserdampf war weniger dicht, die starre schwarze Wolkenmasse zerriß und zeigte Lichtstellen, der Gesichtskreis erweiterte sich und die See lief nicht mehr so hoch.

Die eigene Gefahr wurde nun vergessen, aber aller Augen waren auf den Horizont gerichtet, um den Schuner zu suchen. Um fünf Uhr hatte man ihn zuletzt gesehen, jetzt hatte es zehn geschlagen. War es denkbar, daß das kleine Fahrzeug fünf Stunden lang diesen Kampf aushalten, solchem Wind und solcher See Trotz bieten konnte? Der Verstand antwortete: „Nein“, aber das Herz wollte an die Möglichkeit nicht glauben, und deshalb strengte jeder die Augen an, um seine Mastspitzen zu entdecken.

Es war vergebens. Der Taifun hatte sein Opfer gefordert; der Schuner war in der Tiefe begraben. Vier Offiziere, ein Arzt, ein Verwalter und fünfzig Matrosen waren mit ihm versunken.

Gegen Mittag hatte sich das Unwetter verzogen, der Himmel lachte blau auf die sich beruhigende See nieder; alle Mann waren beschäftigt, die Zerstörungen des schrecklichen Morgens wieder auszubessern, und abends steuerte die „Arkona“ unter schwellenden Segeln ihrem Ziele zu.

Am 4. September lief sie in die Bucht von Jeddo ein. Die japanische Regierung schickte sofort ein Dampfschiff aus, um den „Frauenlob" aufzusuchen, aber nach mehrtägigem Forschen kehrte jenes mit der traurigen Kunde heim, daß keine Spur des unglücklichen Fahrzeuges zu entdecken sei. Mit ihm zusammen war die englische Kriegsbrigg „Camilla" mit hundertzwanzig Mann Besatzung in dem Taifun verloren, der seinen verheerenden Weg nach der Küste von China nahm und dort am 3. September über hundert chinesische Dschonken an den Klippen zerschmetterte.



Bis vor kurzem nahm man an, daß diese gefährlichen Wirbelstürme auf die Gegend der Tropen beschränkt seien, und glaubte sich deshalb außerhalb der Wendekreise gegen sie gesichert. Die Meteorologie, welche auf Anregung Maurys und Doves in den letzten Jahrzehnten einen so hohen Aufschwung genommen, hat jedoch nachgewiesen, daß die Cyklone im Indischen Ocean bis südlich vom Kap der Guten Hoffnung hinunterreichen und die westindischen Orkane aus dem Golf von Mexiko nicht selten mit verheerender Wut in die Nordsee vordringen. Ein anderes Schiff der preußischen Marine, die vielbeklagte Korvette „Amazone", fand ein Jahr später, im November 1861, in dem Ausläufer eines solchen Orkans unweit der holländischen Küste ihren Untergang, und Beobachtungen vier anderer preußischer Schiffe, welche sich während jenes Sturmes auf verschiedenen Punkten der Nordsee befanden, haben ergeben, daß der Mittelpunkt in unmittelbarer Nähe des unglücklichen Schiffes vorübergegangen sein mußte. Sechs Offiziere und zweiundzwanzig hoffnungsvolle Kadetten wurden mit ihr begraben; auch nicht ein einziger Mann der Besatzung wurde gerettet, und von dem unglücklichen Schiffe trieb nur der Großmast und eine Flagge an die holländische Küste.

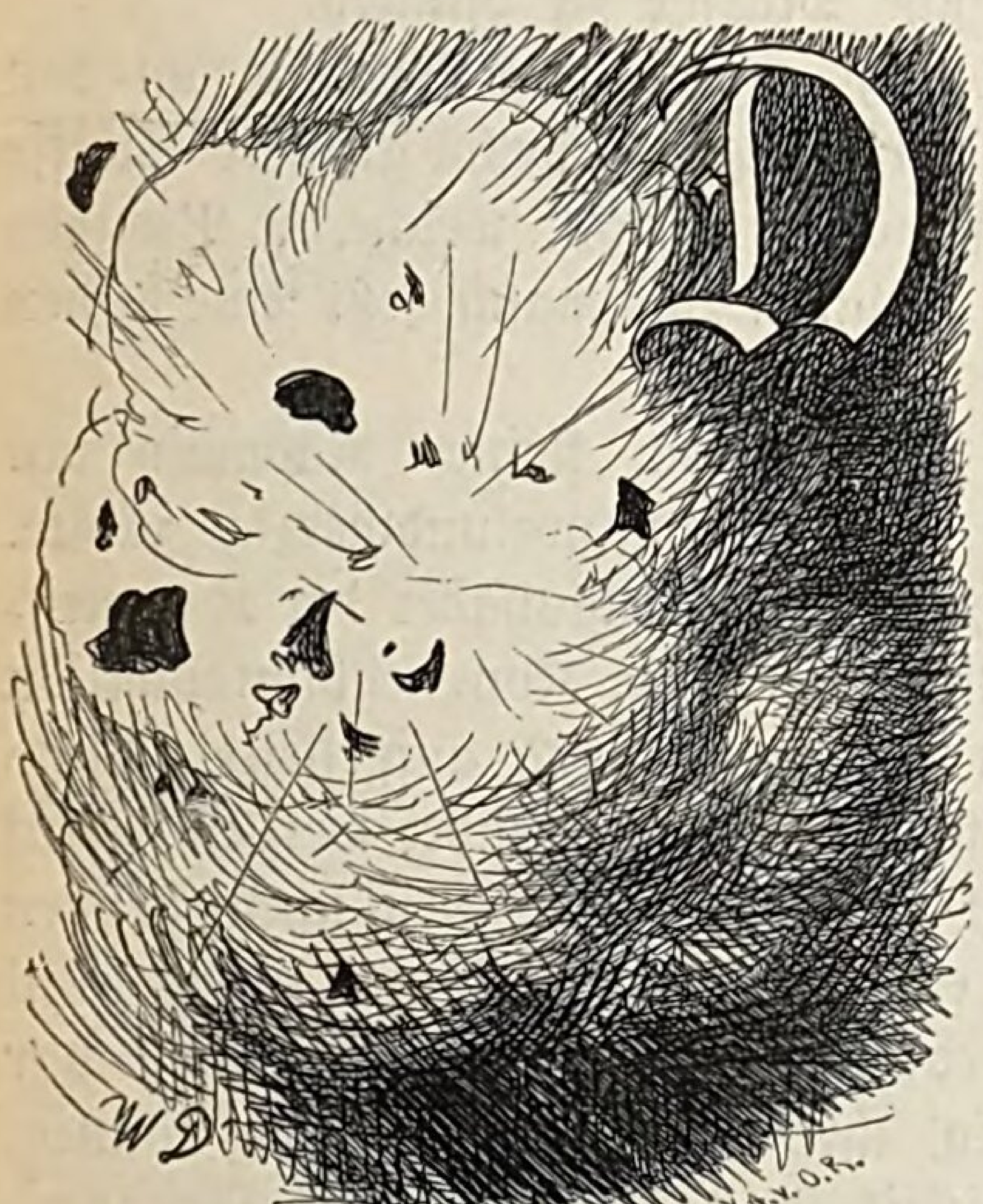
Die fernere Dauer der Expedition der „Arkona“ verlief ohne weitere ernstliche Unfälle für das Schiff, wenn auch die Besatzung durch giftige klimatische Einflüsse und sonstiges Unglück fast ein Zehntel ihrer Zahl verlor.

Nach ihrer Rückkunft zu Ende des Jahres 1862 wurde die „Arkona“ außer Dienst gestellt. Das Frühjahr 1864 rief sie jedoch wieder in Thätigkeit, und das Schiff, welches in fernen Oceanen auf friedlicher Sendung die preußische Flagge in Ehren hoch getragen und in schwerem Kampfe mit den Elementen die Tüchtigkeit deutscher Seeleute und deutscher Schiffbaukunst erprobt hatte, war bestimmt, auch in heimischen Gewässern im Kampfe mit übermächtigen menschlichen Feinden dafür ein ruhmvolles Zeugnis abzulegen.

Der dänische Krieg war ausgebrochen. Unsere Armee drängte die Dänen Schritt vor Schritt zurück und stand vor den Düppelhöhen. Ein etwaiger Flankenangriff unserer Dampfkanonenboote auf die dänische Stellung bedrohte diese so, daß er von feindlicher Seite um jeden Preis verhindert werden mußte. Ehe deshalb unsere Häfen eisfrei waren, rüsteten die Dänen ihre gesamte Flotte aus, und ein starkes Geschwader sammelte sich im Norden von Rügen, um an beiden Seiten der Insel zu kreuzen und die in den inneren Rügenschen Gewässern befindliche Flottille am Auslaufen zu hindern. An größeren Schiffen hatten wir den Dänen nur zwei entgegenzustellen; aber trotzdem scheuten sich diese nicht, den Kampf aufzunehmen; der „Arkona“ war es vorbehalten, im Angesicht des Vorgebirges, dessen Namen sie trug, den ersten Schuß auf die Dänen zu thun und in mehrstündigem, heißem Kampfe die Flagge der jungen Marine mit Ehre und Ruhm zu bedecken.

Das Gefecht bei Jasmund war die erste Kriegsthat der preußischen Flotte, und sie entsprach vollständig den Hoffnungen, welche das deutsche Volk auf sie gesetzt.

Das Gefecht bei Jasmund.



Der 17. März 1864 brach als ein herrlicher Frühlingstag an. Klar und goldig tauchte die Sonne aus der Ostsee empor und küßte die smaragdenen Fluten. Wie ein endloser Spiegel breitete sich die von keinem Windhauche getrübte Wasserfläche vor dem Beschauer aus, und nur leise rauschten die Wellen an den Strand.

Ein weißlicher Nebelstreif, der Vorbote dauernd schönen Wetters, lagerte wie ein Schleier über dem Seestrande und dem Hafen von Swinemünde. Anfänglich ragten aus ihm nur die Mastspitzen der Schiffe und der riesige Feuerturm hervor, dessen Glaskuppe wie ein Diamant im Lichte der Frühlingssonne strahlte. Als diese jedoch höher stieg, zerteilte er sich und enthüllte dem Auge den Anblick des ganzen Hafens.

Am Ausgange des letzteren lagen am Bollwerk befestigt zwei größere Dampfschiffe, die beide sich zum Abgange vorbereiteten. Aus ihren Schornsteinen wirbelten dunkle Rauchsäulen in die Lüfte, Boote waren beschäftigt, die Festmacheketten von den Pfählen zu lösen und das weiße Wölkchen, welches über den Dampfrohren spielte, zeigte, daß die bewegende Kraft bald stark genug sei, um die Maschine in Thätigkeit zu setzen.

Trotz der frühen Morgenstunde waren Hunderte von Menschen auf dem Bollwerk versammelt. Nicht bloße Neugierde hatte sie so zeitig hinausgelockt, ein ernsteres Gefühl zog sie in die Nähe der beiden Schiffe.

Auf dem größeren stiegen jetzt im Kreuztop vier kleine Bälle auf und entfalteten sich oben zu bunten Flaggen. „Den Bewegungen des Admirals folgen!“ bedeutete das Signal, und auf dem kleineren Schiffe flog schnell die blaue Antwortsflagge unter die Bagienraa.

Die letzten Taue lösten sich von den Pfählen, die Schiffsschrauben setzten sich langsam in Bewegung, und majestätisch aus dem Hafen gleitend dampften die beiden Schiffe seewärts.

An Top und Gaffel wehten Wimpel und Flagge aus. Der preußische Aar flatterte hoch in den Lüften und richtete seinen Flug nach Norden: dorthin, wo er am gestrigen Tage den Feind erspäht.

Die Zuschauer am Lande sahen schweigend den Schiffen nach; sie wußten, wohin sie gingen, und deshalb durchzog ein banges Gefühl ihre Brust.

Auf der Höhe von Jasmund kreuzte das dänische Geschwader; Kapitän Jachmann hatte es am 16. rekognosciert, heute am 17. ging er mit „Arkona“ und „Nymphe“, letztere unter meinem Befehl hinaus, um den Feind anzugreifen und die ersten Lorbeeren für die junge preußische Marine zu pflücken.

Es war ein kühnes Unternehmen, und wohl mochte der Gedanke an den möglichen Ausgang das Herz der Zurückbleibenden bewegen. Sechs größere Schiffe mit über hundertsiebzig Geschützen bildeten die feindliche Macht, welche die Preußen gestern bei Jasmund gesehen, und gegen welche Kapitän Jachmann jetzt seine beiden Korvetten führte.

Bei Thiessow stieß noch die „Loreley“ zu ihm, ein kleiner Radaviso mit zwei Geschützen, deren das Geschwader nun im ganzen zweiundvierzig zählte. Auf der „Loreley“ war Kapitän Kuhn eingeschifft, der Befehlshaber der Kanonenbootsflottille. Er hatte die bei Thiessow stationierte dritte Kononenbootsdivision unter Kapitänlieutenant Kinderling vorgezogen und unter Land aufgestellt. Zum Aufsuchen und zum Angriff des Feindes konnte sie nicht verwendet werden. Auf flachem Wasser werden die Kanonenboote mit ihren schweren Geschützen großen Schiffen gefährlich, während sie selbst nur eine geringe Zielfläche bieten, auf offener See können sie sich jedoch mit Hochbordschiffen nicht messen, da diese vor ihnen die größere Geschwindigkeit voraus haben, ihre Entfernung wählen können, und mit einer aus der Nähe abgegebenen Breitseite das Schicksal eines Kanonenbootes besiegeln würden.

Die Division konnte deshalb nur zur Unterstützung dienen, wenn sich das bevorstehende Gefecht unter Land zog, die kleine schnelle „Loreley“ mit ihren beiden gezogenen Zwölfpfündern durfte sich schon eher hinauswagen und schloß sich deshalb den Korvetten an.

Kapitän Kuhn hatte früh morgens nach Norden ausgespäht und die Dänen noch in der gestrigen Stärke auf der Höhe von Stubbenkammer gefunden. Ihr Admiral machte es sich bequem; er blockierte die von ihm erfundene „Bai von Stettin“ von der Nordseite Rügens aus.

Die Preußen mußten ihre Gegner zehn Meilen weit vom Hafen aufsuchen, ein Umstand, der die mutige That noch viel gewagter machte, ja sie erschien eigentlich als eine Tollkühnheit, die sich nur durch das Vertrauen rechtfertigte, welches Kapitän

Jachmann auf die Tüchtigkeit seiner Schiffe, seiner Geschütze und namentlich seiner Mannschaften setzte und setzen durfte.

Seit sechzehn Jahren besaß Preußen eine Marine, wenn auch nur noch klein an Zahl. Es hatte sich bis dahin keine Gelegenheit geboten, sie im Kampfe zu erproben, wenngleich die preußischen Seeleute auf den friedlichen Seezügen in ferne Lande längst gezeigt, daß sie einen Vergleich mit andern Nationen nicht zu scheuen brauchten und die Ehre ihrer Flagge hochzuhalten verstanden.

Jetzt galt es aber auch, dem Vaterlande Vertrauen auf die Kriegstüchtigkeit seiner Flottenmannschaften einzuflößen; es galt zu beweisen, daß in ihren Adern dasselbe echt preußische Blut floß wie bei den Waffenbrüdern von der Armee, die sich auch nie gescheut hatten, einen überlegenen Feind anzugreifen. Wenn heute bei dessen gewaltiger Übermacht auch auf keinen Sieg gehofft werden durfte, so sollte der Kampf wenigstens dem deutschen Volke beweisen, was seine Kinder zur See wert waren, und was es einst von seiner Flotte, wenn diese sich in angemessener Weise vergrößerte, zu erwarten habe.

Dieser Gedanke beseelte jedermann an Bord, und kühner Mut leuchtete aus den wettergebräunten Gesichtern. Der Gedanke, daß man sich nicht nur mit einem überlegenen, sondern auch mit einem Feinde messen wollte, dem von jeher in der Seekriegführung eine ruhmvolle Geschichte zur Seite stand, hob mächtig das Selbstgefühl; das Bewußtsein, ganz Deutschland blicke am heutigen Tage auf die junge Marine, schwellte die Herzen in gerechtfertigtem Stolze und steigerte mächtig die Thatkraft jedes einzelnen. Mit Hingabe und Vertrauen blickten die Matrosen auf ihre Führer, und der Kapitän Jachmann durfte deshalb getrost den Dänen entgegengehen. Er wußte, daß er sich auf jeden seiner Untergebenen verlassen konnte, daß jeder seine Schuldigkeit thun und freudig sein Blut verspritzen würde, und unter solchen Umständen konnte selbst ein Unterliegen nur ehrenvoll sein.

„Arkona“ und „Nymphe“ hatten, ehe sie ihren Kurs auf Thiessow richteten, von Swinemünde aus in weitem Bogen eine Rekognoscierung nach Osten unternommen. Dieselbe ergab, daß nach dieser Seite kein feindliches Schiff entsendet war, ein Punkt, über den man sich jedenfalls zuvor vergewissern mußte, ehe zum Angriff geschritten wurde, um bei dem erfolgenden Rückzuge nach Swinemünde nicht in die Flanke gefaßt zu werden.

Gegen Mittag befand sich das preußische Geschwader unter der Greifswalder Oie. Das Wetter war eben so schön geblieben wie am Morgen, völlige Windstille, ruhige See und heller Sonnenschein.

Um halb zwölf Uhr wurde das Mittagessen befohlen, und die Schiffe lagen währenddem mit stillstehender Maschine treibend auf dem Wasser. Die natürliche Aufregung, welche unter den Besatzungen herrschte, förderte nicht sehr den Appetit, und nur wenige Bissen wurden genossen. Die meisten Leute blieben auf dem Oberdeck, und einer nach dem andern kletterte in die Toppen, um nach dem Feinde auszuschauen, obwohl derselbe noch nicht in Sicht sein konnte.

Endlich war die halbe Stunde der Essenszeit vorüber. Die Schläge der Glocke hallten über das Wasser, der Mittagswimpel ging nieder, und an seiner

Statt entfalteten sich im Großtop der „Arkona“ zwei Signale! „Voll Dampf voraus!“ und „Im Kielwasser des Admirals folgen!“ Wie ein Zauber berührten diese Befehle die Schiffe und ihre Besatzungen.

Dichte Rauchwolken quollen aus den Schornsteinen, die Fahrzeuge stellten sich auf eine Kabellänge (200 Meter) Abstand hintereinander in Linie; die Schrauben wühlten ein breites Kielwasser auf, und der scharfe Bug schnitt Schaum werfend durch die Fluten. Der Kurs zeigte nordwärts nach der Richtung, wo der Königsstuhl und die Stubbenkammer in bläulichen Tinten auf dem Horizonte schwammen.

Mit Jubelruf wurden die Signale auf den Schiffen begrüßt. Jetzt ging es wirklich vorwärts gegen den Feind, und in kurzer Zeit mußte man mit ihm zusammentreffen. Die Spannung der Gemüter wuchs von Minute zu Minute, und die Fernrohre waren suchend auf den Horizont gerichtet. „Segler rechts voraus!“ ertönte es von dem Ausguck im Großtop der „Arkona“; er stand am höchsten und hatte das weiteste Gesichtsfeld. Hui! wie enterten die Matrosen die Wanten hinauf! Ein jeder wollte den „Segler“ mit eigenen Augen sehen. Mit fliegender Fahrt rauschten die Schiffe dahin, und die Masten des Fremden wuchsen zusehends aus dem Wasser. Neben ihm tauchten jetzt noch mehrere auf, — drei, vier, sechs, ja dort ganz im Norden noch ein siebentes.

Sieben gegen drei! Wollt ihr nicht umkehren, Preußen? Die Übermacht ist zu groß, niemand wird euch darum tadeln.

Die schwarzen Wolken der Schornsteine geben die Antwort. Es werden frische Kohlen aufgeworfen, um noch mehr Glut und Dampf zu erzeugen. Obwohl die Schiffe elf Knoten machen, geht es den Führern noch nicht schnell genug. Ein neues Signal weht von der „Arkona“: „Den Feind in offener Ordnung angreifen, Nymphe an Backbord!“

Die „Arkona“ mäßigt etwas ihre Fahrt; die schlanke „Nymphe“ verläßt ihre bisherige Kiellinie und schießt mit voller Dampfkraft nach Backbord aus; die „Loreley“ folgt und plaziert sich zwischen die beiden größeren Schiffe. In wenigen Minuten ist die Angriffslinie hergestellt; die Fahrzeuge laufen auf Kabellänge Abstand nebeneinander, „Arkona“ auf dem rechten, „Nymphe“ auf dem linken Flügel, „Loreley“ in der Mitte und alle drei wieder vorwärts mit vollem Dampf, während die Kanonenboote langsam unter Land folgen.

Die Rumpfe der feindlichen Schiffe treten über den Horizont, aber aus ihren Schornsteinen wirbelt kein Rauch. Sie müssen die Preußen gesehen haben, aber offenbar halten sie einen Angriff der winzigen Macht für unmöglich, setzen nur eine Rekognoscierung voraus und bleiben mit zurückgeschobenen Feuern treibend liegen.

Vorwärts, vorwärts, preußischer Aar! schlage deine Fänge in den Danebrog, der deiner so gering achtet, und zeige, daß deine Schwingen auch zur See erstarkt sind.

„Soviel Dampf wie möglich!“ hallt es von der Kommandobrücke durch das Sprachrohr in den Maschinenraum, und die schwarzen Gestalten der Heizer fachen die Glut der Kesselfeuer, soviel sie können.

Hurra! noch eine halbe Stunde, dann wird „Arkona“ mit „Själland“, „Nymphe“ mit „Skiold“ den Tanz beginnen, den Tanz auf Leben und Tod; der Donner der Geschütze und sein Echo an den Kreidefelsen Rügens wird den Takt schlagen, und die „Loreley“ wird dazu den Totengesang anstimmen, wie ihre Schwester auf dem Fels im Rhein.

Da rasseln die Trommeln den Generalmarsch, und gellend schmettert das Horn seinen Ruf dazwischen: „Klar zum Gefecht!“

Wie fliegen die preußischen Blaujacken auf ihre Posten, wie wogt es plötzlich von Hunderten von Menschen auf den Verdecken, scheinbar in dichtem Gewirr ohne Ordnung, ohne Kommando, und doch weiß ein jeder genau, was er zu thun hat! Nur die notwendigen Bewegungen so vieler Menschen auf beschränktem Raume zur Ausführung des gegebenen Befehles täuschen das Auge.

Die Geschützbedienungen holen ihre Handwaffen, Zündnadelbüchse, Säbel, Revolver für den Fall einer Enterung. Dann eilen sie an ihre Kanonen, um



die Befestigungen zu lösen, sie zu laden und kampfbereit zu machen. Pulver- und Bombenkammern werden geöffnet; Schiffsjungen stehen an den Luken, um in ledernen Tragen die Kartuschen zu empfangen, die zum Geschoßtragen abgeteilten Leute bilden Ketten, um die todbringenden Granaten den Geschützen zuzuführen.

Alle Feuer im Schiffe, mit Ausnahme der Maschine werden gelöscht, Pumpen und Spritzen zum Gebrauch fertig gestellt. Die Verdecke werden mit Sand bestreut, um den Füßen Halt zu geben, wenn Blut die Planken schlüpfrig macht, und im untersten Raum unter der Wasserlinie bereiten die Ärzte mit ihren Gehilfen den Verbandplatz vor.

Wer wird der erste sein, dessen zerschossenen Leib man hinunterträgt? Fort mit den unheimlichen Bildern! Dort ist der Feind, wer denkt an die blutigen Folgen des Kampfes.

Allmählich klärt sich der Wirrwarr; nach wenigen Minuten kehren Ruhe und Ordnung wieder, das Wogen auf den Verdecken hört auf, jedermann steht schweigend und ernst auf seinem Posten und harrt der Befehle von der Kommandobrücke. Die Schiffe sind fertig zum Gefecht.

Doch auch die Dänen sind inzwischen nicht müßig geblieben. Das schnelle Herankommen der Preußen scheint ihnen endlich verdächtig, und sie bereiten sich schleunigst zu ihrem Empfange vor. Sie lassen aufheizen und bilden zwei Kolonnen; die Fregatte „Själland“ von vierundvierzig Kanonen, mit der Flagge des Kontreadmirals von Dockum im Top, führt die östliche, das Linienschiff „Skiold“ von sechsundsechzig Geschützen die westliche. Hinter der „Själland“ liegen eine Korvette von vierzehn und ein gepanzerter Schuner von drei, hinter dem „Skiold“ die Fregatte „Tordenskiöld“ von vierunddreißig und noch eine Korvette von zwölf Geschützen. Das siebente Schiff, ein Radaviso, steuert nordwärts, wahrscheinlich, um die auf der andern Seite Rügens kreuzende Fregatte „Jylland“ zu benachrichtigen.

Noch scheinen die Dänen zu zweifeln, daß die Preußen wirklich ernstlich den Kampf wollen, denn sie kommen ihnen nicht entgegen. Da blitzt es in der Bugpforte der „Arkona“ auf. Eine weiße Dampfwolke verhüllt einen Augenblick das Vorderschiff, der Donner eines Schusses rollt über die Wogen, die Kugel saust pfeifend durch die Lüfte, peitscht beim Aufschlag einigemale das Wasser und versinkt einige hundert Schritt vor dem feindlichen Admiralschiffe in die Tiefe. Der schwere Sechsunddreißigpfünder auf dem Oberdeck „Arkona“ hat gesprochen; Kapitän Jachmann entsendet dem dänischen Admiral einen ehernen Gruß.

Noch immer schweigen die Dänen, doch man sieht sie fertig an ihren Geschützen stehen. Sie erwarten das Näherkommen der übermütigen Preußen, um sie mit einigen Breitseiten zu vernichten.

Der erste Schuß der „Arkona“ fiel auf 2500 Meter; er war nicht darauf berechnet zu treffen, sondern sollte mehr eine Herausforderung sein, doch bei der schnellen Fahrt verminderte sich in wenigen Minuten die Distanz bis auf 1800 Meter.

Abermals blitzt es auf dem Oberdeck der „Arkona“, doch diesmal ist es auf das Treffen abgesehen. Eine Granate nimmt zischend ihren Flug auf die „Själland“; der Geschützkommandeur hat brav gezielt, und das Geschoß schlägt platzend in den Bug der Fregatte.

Der wirkliche Kampf beginnt, und nun nehmen auch die Dänen ihn ernsthaft auf. „Själland“ und „Skiold“ fallen nach Backbord ab; die fünfundfünfzig schweren Geschütze ihrer Breitseiten entladen sich fast gleichzeitig und schleudern unter betäubendem Krachen einen Eisenhagel auf den kühnen Angreifer. Doch dieser hat das Manöver vorausgesehen und ist gleichzeitig ostwärts abgefallen, um von dem Massenfeuer nicht der Länge nach bestrichen zu werden. Dadurch kommen auch seine Breitseitgeschütze zur Geltung und er bleibt die Antwort nicht schuldig, wenngleich er nur vierzehn Kanonen den fünfundfünfzig des Feindes entgegenzustellen hat.

Jetzt treten auch „Loreley“ und „Nymphe“ mit in das Gefecht ein. Beide folgen den Bewegungen der „Arkona“, die sich durch den Bogen ihres Abschwenkens den ebenfalls vorwärts kommenden Dänen bis auf 1200 Meter genähert. Die „Loreley“ hält ungefähr dieselbe Entfernung, die später abschwenkende „Nymphe“ ist jedoch nur 1000 Meter entfernt. Beide unterstützen ihr Flaggschiff auf das

kräftigste und feuern mit ihm nur auf die „Själland“, die das nächste und auch das schnellste feindliche Schiff ist.

Anfänglich scheint diese die beiden kleineren Fahrzeuge gar nicht zu beachten; sie sowohl wie der „Skiold“ beschäftigen sich nur mit der „Arkona“. Wahrscheinlich hofft Admiral von Dockum, zuerst diese durch seine Breitseiten kampfunfähig zu machen und danach mit „Nymphe“ und „Loreley“ leichtes Spiel zu haben. Doch es gelingt ihm nicht; den kühnen Preußen ist heute das Glück besonders hold. Die Dänen feuern glänzend, ihre artilleristischen Manöver werden mit einer Sicherheit und Genauigkeit ausgeführt wie auf dem Exerzierplatze, Salve auf Salve erkracht, Wolken von dichtem Pulverdampf verhüllen die Sonne, Granaten und Vollkugeln zischen um die „Arkona“, daß beständig Fontänen um ihren Rumpf aufspritzen, aber die meisten gehen zu hoch. Sie zerfetzen das Tauwerk und die Bemastung, einige schlagen auch in den Rumpf, aber ohne weiteren Schaden. Lachend begrüßen schon die Matrosen die dänischen Kugeln, die harmlos über ihren Köpfen dahinschwirren. Sie feuern langsamer, um besser zu treffen, mit scharfem Auge verfolgen sie die fliegenden Geschosse und jubelnd verkünden sie sich, wenn der Schuß gesessen. Da saust eine Granate heran. Sie fährt durch die Gig, zerplatzt über der Kommandobrücke in unmittelbarer Nähe des Kapitäns Jachmann und sprüht Verderben um sich her. Der Steuermann und einer von den Ruderleuten liegen zerschmettert auf dem Verdeck, der erste Offizier des Schiffes, Kapitänlieutenant Berger, gerade im Begriff, dem Kapitän eine Meldung zu machen und vor ihm stehend, stürzt, an Nacken und Arm schwer verwundet, besinnungslos von der Kommandobrücke, und in der Batterie töten die durch das Deck schlagenden Sprengstücke einen Matrosen und blessieren zwei andere schwer.

Die ersten Opfer sind gefallen, die „Arkona“ hat ihre Bluttaufe empfangen. Über die Leichen wird eine Flagge gedeckt, die Verwundeten übergibt man den Ärzten, und über die Blutlachen wird Sand geschüttet. Die Matrosen feuern weiter, das Lachen hat aufgehört, aber sie nehmen noch genauer Ziel, um ihre Kameraden zu rächen.

Der dänische Admiral sieht jetzt, daß sein Plan nicht in der gehofften Weise gelingt. In der Batterie der „Arkona“ schweigt noch kein einziges Geschütz, und die gezogenen Kanonen der „Loreley“ und „Nymphe“ wirken mit einer fatalen Genauigkeit. Er läßt deshalb mit „Skiold“ von der „Arkona“ ab, und beide werfen sich auf die „Nymphe“. Arme kleine „Nymphe“, wie wird es dir ergehen; dreizehn Kanonen gegen hundertzehn!

Da kommt die erste Breitseite der „Själland“ herangesaust. Gut gerichtet, Dänen! fast keins der zweiundzwanzig Geschosse trifft fehl. Vier gehen in den Rumpf, eine sechzigpfündige Granate reißt gewaltige Löcher aus dem Schornstein, das Dampfrohr wird zweimal durchbohrt, und die übrigen zerfetzen die Takelage. Die platzende Granate verwundet fünf Mann, glücklicherweise nicht schwer.

Das ist eine schlimme Begrüßung, aber sie wird dadurch noch gefährlicher, daß die großen Löcher im Schornstein den Zug der Kesselfeuer vermindern. Der Dampf fällt, das Schiff verliert an Geschwindigkeit und die Dänen beginnen auf-

zulaufen. Sie bemerken ihren Vorteil und suchen die „Nymphe“ abzuschneiden, Lage um Lage schmettert auf das kleine Schiffchen ein. Das Steuerbordboot wird fortgeschossen, eine Granate platzt in der Großmars, schlägt Stenge und Eselshoofd in Stücke und setzt das Großsegel in Brand, Stagen und Pardunen kommen von oben gestürzt. Aber auch der „Nymphe“ will das Glück wohl, und sie bleibt unter diesem Höllenfeuer ziemlich unversehrt. Nur zwei Mann werden noch tot hingestreckt, merkwürdigerweise gehen die meisten Vollkugeln zu kurz und die Granaten zu hoch.

„Arkona“ und „Loreley“ helfen so viel sie vermögen. „Själland“ muß sehr von deren Geschützen leiden, denn jetzt schwenkt sie abwechselnd rechts und links, um „Arkona“ und „Loreley“ mit ihren Steuerbord- und „Nymphe“ mit ihren Backbordgeschützen zu beschießen, jedoch begeht sie damit einen großen Fehler. Durch ihr Hin- und Herkreuzen verliert sie an Entfernung, und da die „Nymphe“ inzwischen durch umgelegte Kupferplatten ihren Schornstein ausgebessert und durch Teer die Kesselglut frisch angefacht hat, erreicht sie wieder ihre frühere Schnelligkeit. Sie benutzt dies, um zuerst ihre Entfernung vom Feinde bis auf 1400 Meter zu vergrößern und dann aufzuluven, um ihr vorderes Pivotgeschütz, eine gezogene 15 Centimeter Kanone, zur Geltung zu bringen, die seit einiger Zeit hatte schweigen müssen.

In diesem Augenblick hat die „Själland“ vom Backbord die „Arkona“ beschossen und dreht wieder, um „Nymphe“ und „Loreley“ die Steuerbordlage zu geben. Als sie spitz liegt, entladet sich die 15 Centimeter Kanone, deren Geschützführer — es war der Bootsmannsmaat Heinrich — auf diesen Moment gewartet.

Hunderte von Augen folgen mit Spannung dem Geschosse, und mit Hurra wird sein Treffen begrüßt. Es schlägt in den Bug der Fregatte und nimmt seinen verheerenden Weg durch die ganze Länge des Schiffes. Zwar luvt die „Själland“ noch weiter auf und gibt noch eine Breitseite auf „Nymphe“ und „Loreley“ ab, die auf letzterer ein Boot fortnimmt und den neben Kapitän Kuhn auf der Kommandobrücke stehenden Lotsen tödlich verwundet, dann jedoch schweigt sie plötzlich und bleibt 3—4000 Meter weiter zurück. Auf der „Nymphe“ atmet man auf, der gefährliche Feind ist wenigstens augenblicklich kampfunfähig gemacht — die 15 Centimeter Granate hat ihre Schuldigkeit gethan.

Jetzt übernimmt der „Skiold“ die Führung des dänischen Geschwaders, er thut sein möglichstes, um die Preußen zu schädigen, aber ist langsamer als diese. Die Entfernung vergrößert sich allmählich auf 2000 Meter, und die dänischen Kugeln erreichen die preußischen Schiffe nicht mehr, während der hohe Rumpf des „Skiold“ ihren gezogenen Geschützen als prachtvolle Scheibe dient. Als sich das Gefecht in die Nähe von Thiessow zieht, greifen auch die Kanonenboote mit ein, wenn auch wegen der großen Entfernung von 3500 Meter ohne sichtbaren Erfolg. Die Fregatte „Tordenskiold“ antwortet ihnen; jedoch ebenfalls ohne Folgen.

Immer größer wird die Entfernung zwischen den beiden Geschwadern, die „Själland“ sucht noch wieder aufzukommen, aber es gelingt ihr nicht. Das



Loreley. Nymphe. Skiold. Arkona. Själland.

Das Gefecht bei Jasmund am 17. März 1864.

Feuer wird von beiden Seiten schwächer, nur die Bugkanonen der Dänen und die Heckgeschütze der Preußen sind noch in Thätigkeit. Endlich schweigen auch sie, die „Nymphe“ feuert um 5 Uhr den letzten Schuß, nachdem der Kampf $2^1/_2$ Stunden gewährt hat.

Die Kanonenboote laufen mit der „Loreley“ nach dem Landtief ein, „Arkona“ und „Nymphe“ dampfen nach Swinemünde zu. Die Dänen folgen ihnen langsam bis etwa zwei Meilen vor dem Hafen; dann kehren sie um und richten ihren Kurs nordwärts.

Als die Sonne sich zum Untergange neigte, lagerte sich wieder wie am Morgen eine weiße Nebelbank über die Küste. Der Kanonendonner des Gefechtes



war in Swinemünde gehört worden. In bangem Vorgefühl hatten viele Bewohner der Stadt den Feuerturm erstiegen und durch Fernrohre den Gang des Gefechtes mit klopfendem Herzen beobachtet. Sie sahen, wie die Preußen so hart im Gedränge waren, dann aber entzog der Nebel den weiteren Verlauf ihren Blicken. Viele Hunderte von Menschen standen auf den Molenköpfen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, doch die meisten fürchteten das Schlimmste.

Da tauchte endlich der schwarze Rumpf der „Arkona“ aus dem Dunkel auf, ihr folgte die „Nymphe“, und ein tausendstimmiges Hurra begrüßte die beiden Schiffe, als sie in den Hafen liefen.

Die Marine darf fortan sich mit Stolz jenes 17. März erinnern.

Sie hatte sich ihres Vaterlandes würdig gezeigt, und dieses weiß seitdem, was es von seinen Söhnen zur See zu erwarten hat.

Kapitän Jachmann, der mutige Führer des Geschwaders, wurde zum Contreadmiral ernannt, und das Gefecht bei Jasmund bildet das erste Blatt in der Geschichte unserer jungen Flotte.

Nach Beendigung des dänischen Krieges und einer gründlichen Ausbesserung wurde die „Arkona“, jetzt wieder ein vollständig see- und kriegsbereites Schiff, im Herbst 1869 in Dienst gestellt, um zunächst der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen und dann eine längere Station in den Westindischen Gewässern zu nehmen.

Die Nachricht vom Ausbruche des französischen Krieges überraschte sie in Nordamerika. Sie erhielt Befehl nach Europa zurückzukehren und im Biskayischen Meerbusen auf französische transatlantische Postdampfer (Regierungsschiffe) zu passen. Sie lief die Azoren an und ankerte auf der Reede von Fayal, teils um erlittene Schäden auszubessern und Kohlen einzunehmen, teils um Nachrichten vom Kriegsschauplatze zu erhalten.

Bald darauf lief die Panzerkorvette „Malkolm“ ein und blockierte monatelang die „Arkona“, die in keiner Beziehung dem Feinde gewachsen war und sich ohne Aussicht auf Vernichtung in keinen Kampf einlassen durfte. Der „Malkolm“ war nicht nur gepanzert, sondern ein ganz neues Schiff von großer Schnelligkeit, während die „Arkona“ mit ihrer durch das häufige Sturmwetter auf der Reise beschädigten Maschine kaum noch 6—7 Knoten machen konnte. Außerdem war das französische Schiff mit dem schweren Kaliber von 19 und 21 Centimeter armiert, während die „Arkona“ nur zwei 15 Centimeter Ringgeschütze und sonst über die Hälfte glatte Dreißigpfünder führte.

Im November benutzte letztere jedoch eine passende Gelegenheit, die Blockade zu brechen und ihrer Ordre gemäß im Biskayischen Meerbusen zu kreuzen. Sie that dies vierzehn Tage lang bei dem furchtbarsten Winterwetter, litt aber so sehr dadurch, daß sie nach Lissabon einlaufen mußte. Der Telegraph meldete natürlich sofort ihre Ankunft nach Frankreich und drei Tage darauf erschienen zwei französische Panzerfregatten im Hafen von Lissabon, um sie zu bewachen. Solchen Gegnern gegenüber, zu denen sich noch ein drittes vor dem Tajo kreuzendes Panzerschiff gesellte, war natürlich an ein Auslaufen nicht zu denken, und so verblieb die „Arkona“ bis zum Abschluß des Waffenstillstandes in gezwungener Unthätigkeit.

Von Oktober 1873 bis zum Schlusse des Jahres 1875 machte die „Arkona“ als Seekadettenschulschiff noch eine Reise nach China, Japan und der Südsee, indem sie um das Kap der Guten Hoffnung hinging und um das Kap Horn zurückkehrte, mithin die Reise um die Erde vollendete.

Dies ist jedoch ihre letzte Kreuzfahrt gewesen. Schiff und Maschine hatten durch die sechzehnjährigen schweren Anstrengungen so gelitten, daß sie dem Kampfe mit den Elementen nicht mehr gewachsen waren, und da eine abermalige gründliche

Reparatur zuviel Kosten für ein so altes Schiff verursacht haben würde, so setzte man sie in den wohlverdienten Ruhestand.

Sie lag noch eine Reihe von Jahren als Wacht- und Flaggschiff des Stationschefs im Kieler Hafen. Zugleich diente sie zur ersten seemännischen Ausbildung für die aus der Landbevölkerung ausgehobenen vierjährigen freiwilligen Matrosen sowie zur Ausbildung des neu eingestellten Maschinenpersonals im Heizen und Bedienen von Schiffsdampfmaschinen. Im Jahre 1883 wurde sie noch zuletzt als Hospitalschiff dem Übungsgeschwader beigegeben, dann aber bald darauf aus der Liste der Schiffe gestrichen.

Ihr Schwesterschiff war die „Gazelle“. Ihre Maschine war die erste im Inland gebaute große Schiffsmaschine. Sie wurde von einer deutschen Eisenbaugesellschaft geliefert, zeigte jedoch, daß damals unsere heimische Industrie den Anforderungen, welche man an sie machen zu können glaubte, noch nicht gewachsen war. Die Marine sah sich deshalb gezwungen, vorläufig wieder ihre Zuflucht zu ausländischen, namentlich zu englischen bewährten Maschinenfabriken zu nehmen.

Erst seit 1870 ist unsere heimische Industrie im stande gewesen, auch für unsere größten Schiffe brauchbare Maschinen zu liefern, hat dann aber einen so gewaltigen Aufschwung genommen, daß sie nicht nur die übrigen Länder, England nicht ausgenommen, nicht nur erreicht, sondern überflügelt hat, und die deutschen Maschinen zu den besten gehören. Ebenso walzen die Dillinger Hütte und Krupp vorzügliche Panzerplatten, und die Marine ist deshalb vom Auslande unabhängig.

Die „Gazelle“ hat nur eine friedliche Geschichte, machte verschiedene große Übungsreisen, auf denen sich nichts Bemerkenswertes ereignete.

Nur ihre letzte zweijährige Reise von 1874—1876 bietet allgemeines Interesse, und sei deshalb hier näher erwähnt. Sie diente nur wissenschaftlichem Zwecke und erstreckte sich unter Führung des damaligen Kapitäns zur See Freiherrn v. Schleinitz auf den Atlantischen Ocean und die Südsee.

Diese Expedition hat bedeutende Erfolge erzielt, die seiner Zeit von öffentlichen Blättern und wissenschaftlichen Zeitschriften eingehend besprochen sind, deren wiederholte kurze Aufzählung hier jedoch nicht ohne Interesse sein dürfte.

Die der „Gazelle“ gestellten Aufgaben waren ebenso vielseitiger wie umfassender Natur, und daß sie in der Zeit von noch nicht zwei Jahren in solcher Weise gelöst sind, wie es geschehen, gereicht allen dabei Beteiligten zur Ehre. Es gibt dies Zeugnis nicht nur für die hohe wissenschaftliche Begabung, sondern auch für die hingebende Pflichttreue, die von keinen Schwierigkeiten und Strapazen gebeugte Ausdauer und den unermüdlichen Fleiß des Kommandanten wie eines jeden seiner Offiziere und der zeitweise an den Untersuchungen teilnehmenden deutschen Gelehrten.

So vieles auch in den letzten vier Jahrzehnten, hauptsächlich auf Anregung des Amerikaners Maury, zur Erforschung und Nachweisung kürzerer und sicherer Seewege durch unzählbare Beobachtungen in meteorologischer und hydrographischer Richtung, an denen sich gebildete Seeleute aller Nationen beteiligten, geschehen, und so bedeutender Nutzen dadurch der Schiffahrt erwachsen ist, so fehlt doch

noch manches wichtige verbindende Glied, um aus den gesammelten Thatsachen ein getreues Bild von der physikalischen Beschaffenheit der Oceane und damit der ganzen Erde zu schaffen und daraus richtige Schlüsse zu ziehen.

Um diese Lücken nach Kräften auszufüllen, sandte die englische Regierung 1872 die Fregatte „Challenger“ auf eine dreijährige Reise aus. Das Schiff war in reichster Weise mit allen möglichen Hilfsmitteln ausgerüstet, um die ihm gestellten Hauptaufgaben: Erforschung der Tiefen und Strömungen der verschiedenen Oceane, Untersuchung des Meeresgrundes, Vermessung von geographisch noch nicht bestimmt festgelegten Küsten &c. gründlich zu lösen.

Die Sendung war von großen Erfolgen gekrönt, immerhin aber das einzelne Schiff nicht im stande, viele der von ihm unternommenen Untersuchungen bei der gewaltigen Größe seines Arbeitsfeldes zum völligen Abschlusse zu bringen.

Da konnte nun die „Gazelle“ ergänzend eintreten, indem sie in gleicher Weise wie der „Challenger“ forschend und beobachtend, die von letzterem offen gelassenen Wege aufsuchte und an besonderen Punkten dessen Wege kreuzte, um die beiderseitig erlangten Erfolge vergleichend zu prüfen.

Eine andere Hauptaufgabe des Schiffes war die Beobachtung des Venusdurchganges auf einer Station im südlichen Indischen Ocean, die ebenfalls vollständig gelungen ist.

Bekanntlich war vom Deutschen Reiche beschlossen worden, den Venusdurchgang an fünf verschiedenen Stellen von deutschen Gelehrten beobachten zu lassen: auf einer der Kergueleninseln, den Aucklandsinseln, in Tschifu (Nord-China), Mauritius und Ispahan.

An den drei ersten Punkten war die Marine beteiligt, auf Kerguelen die „Gazelle“, auf den Aucklands beobachteten zwei dahin entsandte Marineoffiziere, und in Tschifu war die „Arkona“ behilflich.

Die „Gazelle“ nahm die für Kerguelen bestimmte astronomische Expedition in Kiel an Bord, ging zunächst über Madeira nach den Kapverdischen Inseln und von dort über Montevideo auf einen Punkt im südatlantischen Ocean, der zwischen Afrika und dem von „Challenger“ genommenen Wege liegt, um dessen Beobachtungen über die Gestaltung des Bodens des südatlantischen Oceans zu ergänzen.

Nach Ausführung dieser Aufgabe begab sie sich unter Anlaufen der Insel Ascension wieder zurück zur afrikanischen Küste und zwar nach Banana in der Mündung des Congo, einesteils um dort sich mit der deutschen afrikanischen Expedition in Verbindung zu setzen, andrerseits um die Äquatorial- und Guinea-Strömung an der dortigen Küste und die dort eigentümlichen magnetischen Erscheinungen näher zu erforschen.

Von Banana aus wurde nach der Kapstadt gesteuert, um auf der dortigen Sternwarte noch einmal sämtliche Instrumente zu vergleichen und danach den Agulhasstrom genauer zu untersuchen.

Nach Anlaufen der Crozet- und Pinguin-Inseln, die geographisch richtiger bestimmt wurden, ankerte die „Gazelle“ am 26. Oktober in Betsy Cove, einer kleinen Bucht der auf Kerguelen liegenden Accessible-Bay. Es wurde für die

Mitglieder der Venusexpedition hier ein Wohnhaus errichtet und alle mögliche Sorge getragen, um wenigstens nach menschlichem Vermögen die Erreichung des vorgesteckten hohen Zieles zu sichern.

Der Aufenthalt des Schiffes bei und in der Nähe von Kerguelen dauerte drei und einen halben Monat, und diese Zeit wurde nach allen Richtungen auf das eifrigste benutzt, um sowohl die Insel zu vermessen, als sie auch in naturwissenschaftlicher Beziehung genau zu erforschen.

Das beständig schlechte Wetter und namentlich dichte Nebel ließen leider befürchten, daß die Expedition scheitern würde, indessen wurde es gerade am Tage des Venusdurchganges klar, und so gelangen die Beobachtungen in vollständigster Weise am 9. Dezember 1874. Dies Gelingen bedingte jedoch gleichzeitig ein längeres Verbleiben der Expedition zur genauesten Bestimmung des Beobachtungsortes, und so verließ die „Gazelle“ erst am 5. Februar 1875 die ungastlichen Ufer dieser Inselgruppe.

Inzwischen hatte sie, um die Nachricht von dem Gelingen möglichst bald nach Deutschland gelangen zu lassen, Ende Dezember eine Reise nach Norden angetreten, um irgend ein Kauffahrteischiff zu treffen, das die Meldung mitnehmen könnte.

Dies gelang am 3. Januar; man sah auf vierzig Grad südl. Breite und zweiundsiebzig Grad östl. Länge das nach Akyab in Bengalen bestimmte Bremer Schiff „Gabain“, welches die Nachricht mitnahm, so daß dieselbe am 15. Februar in Berlin eintreffen konnte.

Von Kerguelen segelte das Schiff nach Mauritius, wo es am 26. Februar eintraf, setzte dort die Mitglieder der Venusexpedition an Land, verweilte bis zum 15. März, ging dann unter beständigen wissenschaftlichen Beobachtungen aller Art nach der Westküste von Australien, von dort nach Timor (Sundainseln) und weiter nach Amboina auf Ceram.

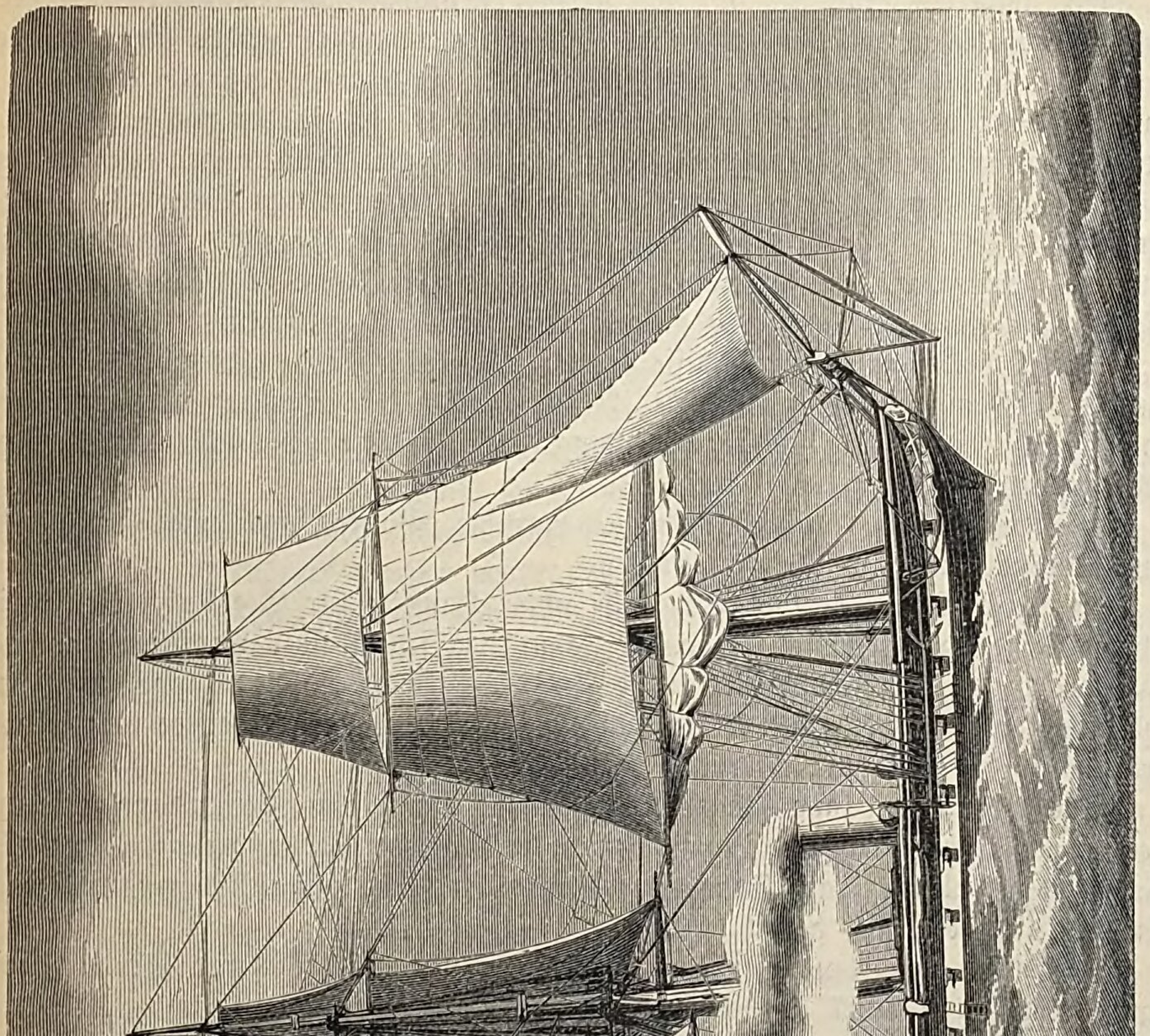
Von hier erstreckte sich die Reise weiter nach Neu-Guinea und über die Anachoreten-Inseln, Neu-Hannover, Neu-Irland, Neu-Britannien und Bougainville-Insel nach Brisbane an der Ostküste Australiens (29. September).

Hier verblieb die „Gazelle“ drei Wochen, ging dann nach Auckland in Neuseeland und trat über die Fidji- und Samoa-Inseln die Heimreise durch die Magelhaensstraße an.

Die letztere wurde am 1. Februar 1876 bei sehr stürmischem Wetter, das bei Kap Horn fast ausnahmslos herrscht, erreicht. Merkwürdigerweise begegnete das Schiff hier der deutschen Korvette „Vineta“, welche auf dem Wege nach Ostasien und erst drei und einen halben Monat von Deutschland abwesend war.

Die beiderseitige Freude über ein so unverhofftes Wiedersehen, Tausende Meilen von der Heimat entfernt, war natürlich eine sehr große. Leider gestatteten die Witterungsverhältnisse keinen längeren Aufenthalt, und schon in der Nacht trennten sich die Schiffe wieder.

Die „Gazelle“ lief Montevideo an, traf dort mit dem oben erwähnten und gleichfalls auf der Rückreise begriffenen „Challenger“ zusammen und langte am 28. April nach dreiundzwanzigmonatlicher Abwesenheit wieder in Kiel an.



„Elisabeth", Kreuzerfregatte.

Ein näheres Eingehen auf die großen Leistungen des Offiziercorps des Schiffes auf dieser zwar interessanten, aber ungemein anstrengenden Reise würde dem Zweck dieses Buches nicht entsprechen, und ich verweise deshalb den Leser, der sich näher damit bekannt zu machen wünscht, auf die in den von der Kaiserl. Admiralität in Berlin herausgegebenen hydrographischen Mitteilungen erschienenen eingehenden Reiseberichte des Kapitäns zur See Freiherrn von Schleinitz (Jahrgang 1874, 1875, 1876). Mit dieser Reise beschloß die „Gazelle" ihre Laufbahn zur See. Sie war aufgebraucht, diente noch einige Jahre als Schulschiff für Maschinisten im Hafen und wurde dann aus der Liste gestrichen.

Unsere beiden nächsten Schiffe waren „Vineta" und „Hertha". Beide wurden 1860 auf Stapel gesetzt, die „Vineta" 1864, die „Hertha" aber erst drei Jahre später vollständig seeklar, da Mangel an Fonds einen beschleunigten Bau nicht gestatteten.

Bei Ausbruch des dänischen Krieges war die „Vineta" noch nicht fertig und konnte deshalb nicht an ihm teilnehmen.

Im darauffolgenden Jahre trat sie unter Kapitän zur See Kuhn eine dreijährige Reise nach Ostasien an, nahm ihren Weg jedoch über Brasilien um das Kap Horn, um auch an der Westküste Amerikas die preußische Flagge zu zeigen und später um das Kap der Guten Hoffnung zurückkommend als erstes preußisches Kriegsschiff die Reise um die Erde zu machen.

Fast zwei Jahre lang schwamm das schöne Schiff ohne Gefährdung auf dem Ocean; es hatte China und Japan besucht und bereits Jeddo verlassen, um allmählich den Rückweg nach Europa anzutreten, als ein unglücklicher Zufall fast seinem Dasein ein Ziel gesetzt hätte.

Die Küste von Japan ist reich an blinden Klippen. Bis zur Öffnung des Landes im Jahre 1857 durften Europäer sich ihr nicht nähern, und es konnte deshalb auch keine genaue Aufnahme der Küste stattfinden. Seitdem ist zwar von verschiedenen Nationen viel in dieser Richtung geschehen, allein noch viele Gefahren sind unentdeckt geblieben. Bei Küstenaufnahmen wird die Tiefe und Beschaffenheit des Meeresgrundes durch das Lot (Senkblei) erforscht, in dessen unterem Ende sich eine mit Talg ausgefüllte Höhlung befindet. In das Talg drücken sich Bestandteile des Bodens ein und werden mit heraufgebracht. Es ist natürlich unmöglich, auf diese Weise den Grund ganz genau zu untersuchen; man muß sich vielmehr darauf beschränken, das Lot in bestimmten Zwischenräumen zu werfen, deren Größe sich nach der Wassertiefe richtet, und die dazwischen liegenden nicht ausgeloteten Teile als wahrscheinlich in die Karte aufzunehmen. Findet man z. B. bei einem Lotwurf 15 Meter Wasser und beim zweiten auf 150 Meter Entfernung dasselbe, so nimmt man an, daß die ganze Strecke zwischen den beiden Lotwürfen dieselbe gleichmäßige Tiefe habe. Bei weichem Boden, wie Sand oder Morast, darf man dies sogar als gewiß voraussetzen, bei Felsgrund ist es jedoch weniger sicher, und hier können sich selbst bei den sorgsamsten Aufnahmen gefährliche blinde Klippen der Wahrnehmung entziehen, bis unglücklicherweise ein Schiff dadurch Schaden erleidet. Während die „Vineta" in Japan war, erging es dem englischen Postdampfer „Singapur" so. Er lief auf eine solche unbekannte blinde

Klippe und sank so schnell, daß Mannschaft und Passagiere sich nur mit Mühe an die Küste retten konnten, wo sie von der „Vineta“ aufgenommen, mit dem Nötigsten versehen und glücklich nach Jokohama gebracht wurden.

Nur wenige Tage darauf sollte es leider der „Vineta“ fast ebenso ergehen. Sie verließ am 26. Oktober 1867 die Bucht von Jeddo, um nach Nangasaki zu dampfen, und beabsichtigte, ihren Weg durch die Hirадostraße zwischen Nipon und Kiusiu zu nehmen. Am 27. nachmittags vier Uhr langte sie vor dem Eingange der Straße an; der Wind war sehr stürmisch, und das Schiff lief 10 Knoten Fahrt. Ein mit dem Fahrwasser genau vertrauter japanesischer Lotse befand sich an Bord, und es wurde seinen Anweisungen gemäß gesteuert. Bisweilen fuhr das Schiff ganz nahe an den über Wasser befindlichen Klippen dahin, die wie dunkle Gespenster ihre Arme nach ihm auszustrecken schienen, und der Besatzung wurde unheimlich, aber der Lotse kannte seinen Weg. Bereits war der eigentliche Eingang erreicht, die drohenden Klippen verschwanden in der Ferne, und jeder glaubte sich im ruhigen Wasser geborgen, da erfolgte plötzlich ein heftiger Stoß, der das ganze Schiff in seinen innersten Fugen erzittern ließ und die Mannschaft zu Boden schleuderte. Man war auf eine blinde Klippe gefahren.

Im ersten Augenblicke bannte natürlich jeden der Schreck, indessen bald rief der Befehl des Kapitäns die Besatzung auf ihre Posten, und sie that ihr möglichstes, um das Schiff zu retten. Zunächst wurden alle Boote ausgesetzt, denn durch einen so gewaltigen Stoß mußte das Schiff schwer leck geworden sein, und es konnte jeden Augenblick sinken. In fünfzehn Minuten war das Manöver gemacht. Alsdann ging es an die Versuche, das Schiff von der Klippe wieder abzubringen. Das Lot ergab keinen Aufschluß darüber, wo es festgefahren sei, ob vorn oder hinten, denn es zeigte rund um die Fregatte mehr als 10 Meter Tiefe. Der Felsen mußte ein Kegel sein, auf dessen scharfe Spitze man unglücklicherweise geraten war. Man glaubte, das Schiff sitze hinten fest und brachte sämtliche Geschütze nach vorn, um es hinten zu erleichtern. Die Maschine arbeitete mit aller Kraft, aber vergebens. Das Schiff saß fest, wenn es auch auf der Klippe schwebte und schwer hin und her arbeitete. Es ächzte und wand sich in seinen Fesseln; die Verdecke krachten und ihre eisernen Stützen bogen sich krumm; in den Masten heulte der Wind, die See rauschte unheimlich gegen die Bordwände, und die Brandung stieß die schwachbemannten Boote wütend gegen- und durcheinander. Sie schöpften Wasser, wurden beschädigt und aus dem einen wurden sieben Mann hinausgespült, jedoch glücklicherweise noch gerettet.

Um halb fünf Uhr lief das Schiff auf, und drei Stunden wurden alle Kräfte umsonst aufgeboten, um es flott zu machen. Es hatte sich auf dem Felsen so gedreht, daß der Wind von vorn kam, und da man jetzt annehmen konnte, daß es vorn festsaß, wurden Kanonen und alle schweren Gewichte nach hinten gebracht, die Segel gesetzt und die Maschine begann mit äußerster Kraft rückwärts zu arbeiten. Wenn ein Abkommen möglich, so mußte es jetzt sein, wo der auf die ganze Segelfläche ausgeübte Winddruck und die Maschinenkraft in derselben Richtung wirkten.

In ängstlicher Spannung hafteten alle Augen an dem nahen Lande. „Hurra!“ ertönte es plötzlich aus hundert Kehlen, „sie ist los, sie kommt, sie kommt!“ Ja,

sie kam wirklich, und das schöne Schiff glitt zuerst langsam, dann schneller und schneller von der heimtückischen Klippe in tiefes Wasser, um mit schwacher Fahrt in die Hiradostraße einzulaufen. Trotzdem war die Schnelligkeit noch so groß, daß die Boote loswerfen mußten, um unter Rudern nach dem ihnen angezeigten Ankerplatze, wo das Schiff sicher lag, nachzukommen.

Das war aber eine schwierige Aufgabe bei der schweren See und gelang nur drei derselben nach angestrengtester Arbeit. Das erste kam nach drei Stunden bei der „Vineta“ an; die beiden andern erst in der Nacht, die Mannschaft vollständig erschöpft. Die beiden letzten Boote waren verschwunden; die zuletzt gekommene Pinasse war an ihnen vor mehreren Stunden vorbeigerudert und von ihnen um Hilfe angerufen worden, vermochte aber bei der hohen See keine zu leisten.

Wenn man an Bord auch hoffte, daß die Vermißten sich an die Küste des Festlandes gerettet haben würden, welche sie mit halbem Winde erreichen konnten, so herrschte doch große Besorgnis wegen ihres Schicksals, und es wurden sofort die zurückgekehrten Boote vollständig mit frischer Mannschaft versehen zur Hilfe ausgeschickt. Nach einigen Stunden kamen sie unverrichteter Sache zurück; die hohe See und die Dunkelheit hatten sie verhindert, weit vorwärts zu kommen oder eine Spur der Verschwundenen aufzufinden.

Am andern Morgen sah man zwei Boote aus verschiedenen Richtungen von der Küste auf die „Vineta“ zusteuern. In dem ersten erkannte man bald einen der vermißten Kutter, der sich, wie man vermutete, unter Land gerettet hatte und wohlbehalten anlangte. Das zweite, ein japanesisches mit einigen Offizieren besetztes Boot brachte jedoch traurige Kunde. Der letzte Kutter war bei einem Dorfe an den Strand gekommen, doch an einer ungeschützten Stelle. Die Brandung war darüber fortgegangen und hatte die aus sieben Mann bestehende Besatzung fortgespült. Vier hatten sich gerettet, drei waren ertrunken.

Die Geretteten waren von den Japanern sehr freundlich aufgenommen, mit Kleidern versehen und gut verpflegt. Sie wurden an Bord der „Vineta“ zurückgeholt und die Leiche des einen am Strand gefundenen Matrosen mitgenommen, um sie in Nangasaki zu begraben.

Das Schiff zeigte sich wunderbarerweise trotz des furchtbaren Stoßes und dreistündigen Arbeitens auf der Klippe nur in geringem Maße leck. Es machte nur stündlich einen Fuß Wasser, das sich mit den Dampfpumpen bequem fortschaffen ließ. Kapitän Kuhn ging nach Nangasaki, wo er am 29. Oktober einlief. Man fand dort das Leck unter der vorderen Pulverkammer. Es ließ sich soweit dicht machen, daß die „Vineta“ bald darauf es wagen konnte, nach Schanghai in China zu dampfen, um dort gedockt und ausgebessert zu werden.

Als sie trocken stand und man sah, wie sie mitgenommen war, mußte man noch mehr bewundern, daß sie soviel ausgehalten hatte, ohne auseinander zu brechen. Ein 3 Meter langes Stück des ganzen vorderen Kieles nebst Teilen des Totholzes und der Beplankung war vollständig fortgerissen, und nur die vorzüglich feste Bauart sowie der ausgezeichnete Verband hatten das schöne Schiff vor dem Untergange gerettet. So beklagenswert der Unfall selbst war, so hatte er andererseits doch sein Gutes. Er zeigte, daß unsere deutsche Schiffsbaukunst in jeder

Beziehung ihrer Aufgabe gewachsen ist und man sich auf ihre Leistungen verlassen kann.

Nach der Ausbesserung wurde das Schiff, das fast drei Jahre in schwerem Seezuge von der Heimat entfernt, und dessen Besatzung durch Krankheit und Überanstrengung sehr gelitten hatte, zurückberufen und langte Ende September 1868 auf dem Wege um das Kap der Guten Hoffnung in der Ostsee an.

Während des französischen Krieges wurde die „Vineta" nicht in Dienst gestellt. Im Juli 1871 ging sie jedoch mit der „Gazelle" als Kadettenschiff auf eine längere Reise, zuerst nach dem Mittelmeer und dann nach Südamerika, von wo sie 1872 zurückkehrte.

Auf dieser Fahrt schritten in Port au Prince auf Hayti beide Schiffe zu einer kriegerischen Handlung, die, wenn sie auch glücklicherweise unblutig verlief, doch einmal vollständig ihren Zweck erreichte und auch nicht wenig dazu beitrug, im Auslande die Achtung vor der deutschen Flagge zu erhöhen.

Es war ein deutsches Handlungshaus bei einer Revolte geschädigt und die Behörden verweigerten die Zahlung der dafür verlangten Forderung von 20000 Thalern. Der Kapitän zur See Batsch, Befehlshaber der „Vineta" und des Geschwaders machte aber kurzen Prozeß. Er sandte ein Ultimatum, und als dies wiederum ausweichend beantwortet wurde, ließ er am Abend die beiden Korvetten, welche die gesamte Kriegsseemacht des früheren Kaisertums bildeten, durch Enterung mit den Booten seiner Schiffe nehmen. Die Überrumpelung war eine so vollständige, daß die feindlichen Besatzungen gar keinen Widerstand leisteten. Die deutschen Schiffe hatten gleichzeitig klar zum Gefecht gemacht und sich auf 300 Meter Entfernung gegen das den Hafen beherrschende Festungswerk gelegt. Angesichts der seitens des Kapitän Batsch bewiesenen Thatkraft wagten die Schwarzen jedoch nicht, das Feuer auf die Schiffe zu eröffnen, obwohl der französische Geschäftsträger sein Bestes that, um sie dazu zu veranlassen, sondern zahlten auf die jetzt wiederholte Aufforderung noch nachts 2 Uhr die 20000 Thaler in guten Wechseln.

Am folgenden Tage morgens 8 Uhr wurden die beiden Korvetten zurückgegeben und die haytische Flagge mit 21 Schuß begrüßt. Dadurch war die Angelegenheit kurzer Hand erledigt und die deutschen Schiffe verließen den Hafen.

Später machte die Vineta noch Übungsreisen und wurde 1881 als unbrauchbar aus der Schiffsliste gestrichen.

Die „Hertha" wurde 1867 seeklar und in Dienst gestellt. Sie ging zunächst auf ein Jahr nach dem Mittelmeere, dann 1869 unter Kommando des Kapitän zur See Köhler statt der zurückgekehrten „Vineta" auf drei Jahre nach den ostasiatischen Gewässern, um vorher aber noch einige Häfen im Mittelmeere zu besuchen und der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen. Am 2. Dezember 1869 lief die Hertha in letzteren ein und sie war das erste größere Kriegsschiff, welches ihn passierte, wenngleich sie elf Tage dazu gebrauchte, da damals der Kanal an einzelnen Stellen nur 5,5 Meter Tiefe hatte und die „Hertha" deswegen zuvor sehr erleichtert werden mußte.

Sie ging darauf nach Ostasien und befand sich, als die ersten dunklen Gerüchte von dem Ausbruche des Krieges dorthin gelangten, gleichzeitig mit einem französischen Geschwader auf der Reede von Tschifu, wohin sie sich nach dem Gemetzel in dem benachbarten Tientsin zum Schutze der Deutschen und Europäer begeben hatte.

Die so gänzlich unerwartete Nachricht versetzte die „Hertha" natürlich in eine höchst fatale Lage. Sie befand sich einer großen Übermacht gegenüber, war von der ebenfalls in Ostasien befindlichen Kreuzerkorvette „Medusa", die in Jokohama ihre Kessel ausbesserte, um Hunderte von Meilen getrennt, ohne sichere Nachricht über den Gang der Ereignisse in der Heimat und ohne irgend einen Hafen in der Nähe, in dem sie bei einem Unfalle Zuflucht und Hilfe gefunden hätte.

Der französische Admiral Dupré dagegen hatte zwei solche Häfen zur Verfügung: Saigon und die französische Niederlassung in Jokohama. Bei Tschifu allein standen der „Hertha" drei Schiffe, die Dampffregatte „Venus", die Korvette „Dupleix" und der Aviso „Linois" entgegen, die sämtlich schneller als erstere und mit zusammen vierzig gez. 14 und 16 Centimeter Geschützen bewaffnet waren, während die „Hertha" nur dreizehn gez. 15 Centimeter, zwei 12 Centimeter und zehn glatte Sechsunddreißigpfünder führte.

Außerdem lagen bei dem 5 Meilen von Tschifu entfernten Tientsin vier französische Kanonenboote, und der französische Admiral mußte deshalb etwa über Kiachta eintreffende Kriegsdepeschen mindestens vierundzwanzig Stunden früher haben als der Kommandant der „Hertha".

Dann war es aber sehr zweifelhaft, ob die Franzosen die Neutralität Chinas respektieren würden.

Die „Hertha" hielt es daher für das angemessenste, Tschifu zu verlassen und nach Nangasaki zu gehen. Am 9. August nachts verließ sie Tschifu und traf am 12. an letzterem Orte an. Am 14. August folgte ihr die Korvette Dupleix dorthin, allein nur, um dem Kommandanten der „Hertha" einen Vorschlag zur Neutralisierung der ostasiatischen Gewässer zu überbringen, wo die europäischen Interessen der asiatischen Barbarei gegenüber gemeinschaftlich waren, und erstere nur auf das empfindlichste und nachhaltigste geschädigt sein würden, wenn die Europäer sich gegenseitig vernichteten.

Der Kommandant der „Hertha" ging auf diesen sehr vernünftigen Vorschlag ein, und bald darauf wurde derselbe, sowohl von französischen als deutschen Vertretern in Japan lebhaft unterstützt, den heimischen Regierungen zur Bestätigung unterbreitet.

Anfang September dampfte inzwischen die „Hertha" nach Jokohama, um sich mit der fertig gewordenen „Medusa" zu vereinigen und dort die Erfolge der schwebenden Verhandlungen abzuwarten. Ende September erschien auch der französische Admiral mit seinen drei Schiffen aus Tschifu vor Jokohama, und beide Teile lagen sich beobachtend gegenüber.

Am 25. November traf die Bestätigung des Vertrages seitens der deutschen Regierung ein, vier Wochen darauf aber auch die offizielle Nachricht von der Ablehnung seitens Frankreichs. Inzwischen hatte die verstrichene Zeit doch das Gute

gehabt, unseren sämtlichen in Ostasien befindlichen Kauffahrteischiffen Gelegenheit zum frühen Rückzug in neutrale Häfen zu geben, und es ist dort während des Krieges kein einziges deutsches Schiff aufgebracht worden.

Mitte Dezember langte zur Verstärkung der Franzosen noch die Panzerkorvette „Alma“ mit zwölf gezogenen 19 Centimeter Geschützen an und unsere beiden Schiffe wurden nun in Jokohama blockiert, bis die Nachricht vom Abschlusse des Waffenstillstandes sie aus ihrer unangenehmen Lage befreite. Die Verhältnisse waren leider so ungünstig und die feindliche Übermacht so groß gewesen, daß auch sie nicht aktiv in den Kampf eingreifen konnten, der nur zu ihrer nutzlosen und deutschen Interessen in Ostasien schädlichen Vernichtung führen mußte.

Gegen Ende des Jahres 1872 kehrte die „Hertha“ nach Kiel zurück, nahm im folgenden Jahre am Sommerübungsgeschwader teil und trat 1874 im Oktober als Seekadettenschulschiff die Reise nach China und Japan an. Die sonst auf zwei Jahre festgesetzte Dauer dieser eine regelmäßige Abwechslung innehaltenden Reisen verlängerte sich aber um fast dreiviertel Jahre, da die „Hertha“ verschiedene Inselgruppen der Südsee zu besuchen hatte, wo der deutsche Handel kräftig emporzublühen begann. Bei dieser Gelegenheit schloß auch der Kommandant der „Hertha“, Kapitän zur See Knorr, den im Jahre 1877 vom Reichstage genehmigten Freundschaftsvertrag mit dem Beherrscher der Tonga-Inseln. Sie kehrte dann durch den Suez-Kanal zurück. Wenige Monate nach ihrer Rückkunft im Frühjahr 1877 konnte sie eine längere Reise nach dem Mittelmeere zum Schutze der Deutschen im Orient antreten. Im Herbst 1880 ging sie als Seekadettenschulschiff um die Erde, züchtigte an der Westküste von Afrika einige Negerstämme, welche ein deutsches Schiff beraubt hatten, und kehrte Ende 1882 in die Heimat zurück. Seitdem ist sie aus der Liste der Schiffe gestrichen und dient im Frieden zu Hafenzwecken, während sie für den Krieg zum Lazarettschiff bestimmt ist.

Die fünfte unserer hölzernen, seit 1891 aber auch als unbrauchbar gestrichenen Kreuzerfregatten war die „Elisabeth“. Sie wurde 1866 in Danzig auf Stapel gesetzt und lief am 18. Oktober 1868 ab.

Sie war von allen älteren Holzschiffen das beste und schnellste, da sie 13 Knoten unter Dampf machte und sich gleichzeitig als ein vorzüglicher Segler und als sehr gutes Seeschiff erwies.

1869 machte sie eine Reise nach dem Mittelmeere zur Eröffnung des Suezkanals, bewährte sich auf derselben trefflich und kehrte im Frühjahr 1870 nach Kiel zurück. Während des Krieges war sie im Dienst zuerst in Kiel, dann seit Oktober in Wilhelmshaven. Sie war in Begleitung der „Grille“ nach Abzug der französischen Flotte aus der Ostsee nach der Jade gegangen. Die Franzosen mußten wohl durch dänische Freunde telegraphisch davon unterrichtet sein, denn sie schickten sofort wieder von Dünkirchen aus ein starkes Panzergeschwader vor die Jade, um die beiden Schiffe abzufangen. Unzweifelhaft hätten sie ihnen auch den Weg verlegt, wenn nicht ein starker Nebel ihren ungehinderten Einlauf vermittelte.

Die „Elisabeth" ging dann nach der Elbe, blieb dort bis November und kehrte nach der Jade zurück, um zu docken.

Sie weihte als erstes Schiff die Docks von Wilhelmshaven ein, die endlich fertig geworden waren.

Der harte Winter mit dem heftigen Eisgange auf der Jade hielt alsdann zwei Monate alle unsere Schiffe im Hafen fest. Als die Fahrt Mitte Februar wieder frei wurde, erhielt die „Elisabeth" Befehl nach Westindien zu gehen und dem „Meteor" zu Hilfe zu kommen, der dort ebenfalls von französischer Übermacht blockiert war, nachdem er bei Havanna ein so rühmliches und siegreiches Gefecht gegen den „Bouvet" bestanden hatte.

Der „Kronprinz" sollte sie bis zum Norden von England begleiten und dann nach Vigo in Spanien gehen, um die dort blockierte „Augusta" heraus zu holen.

Der Marine war jedoch in dem ganzen Kriege das Glück entschieden nicht hold! Am Tage vorher, als die Schiffe auslaufen sollten, traf die Nachricht von den Verhandlungen zum Waffenstillstande ein, der den Frieden zur Folge hatte.

Nach Abschluß des Friedens wurde die „Elisabeth" außer Dienst gestellt. Im Oktober 1872 ging sie mit einem unter meinem Befehle stehenden Geschwader nach Westindien und später während der spanischen Unruhen nach dem Mittelmeer. Dort blieb sie bis zu Ende 1873, trat dann eine Reise nach China und Japan an und kehrte 1875 nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit heim.

Ende 1877 erhielt ihr Befehlshaber, Kapitän zur See von Wickede in Yokohama den Befehl, sich mit dem Schiffe nach Nicaragua zu begeben, wohin bereits die Kreuzerfregatte „Leipzig" und die Korvette „Ariadne" von Deutschland ausgesandt waren. Es handelte sich um einen ähnlichen Fall wie in Hayti. Unser Konsul hatte eine Forderung an die Regierung von Nicaragua, diese wurde verweigert, und ersterer außerdem noch gewaltthätig behandelt. Das verlangte eine besondere Genugthuung und sie sollte durch das Geschwader herbeigeführt werden.

Dasselbe kam 18. März vor Corinto zu Anker. Tags darauf wurden zwei Offiziere mit einem Ultimatum nach der Hauptstadt Managua gesandt. Es lautete: Salutieren der deutschen Flagge in Corinto, Zahlung von 30000 Dollars und Bestrafung der schuldigen Beamten, die sich Gewaltmaßregeln gegen den Konsul hatten zu Schulden kommen lassen.

Das deutsche Landungscorps in Stärke von 400 Mann stand bereit, um gegen die Hauptstadt zu marschieren. Diese thatkräftigen Maßregeln erfüllten ihren Zweck. Die Behörden fügten sich, das Geld wurde bezahlt, die Flagge salutiert und die Bestrafung der Schuldigen versprochen.

Ohne Blutvergießen hatte die Entwickelung der deutschen Macht und ihre kräftige Handhabung jenen halbcivilisierten Völkerschaften die erforderliche Achtung abgezwungen.

Das Geschwader wurde aufgelöst, und die Schiffe nahmen ihre verschiedenen Segelordres wieder auf.

Die vorgenannten fünf gedeckten Korvetten bildeten unsere älteren größeren Kreuzer. Nach ihnen trat eine neue Bauart auf. Die alte genügte nicht mehr, weder an Geschwindigkeit, noch an Bewaffnung. Die neueren seit dem Jahre 1875 gebauten zerfallen in zwei verschiedene Klassen. Zur ersteren gehören die Schwesterschiffe „Leipzig“ und „Prinz Adalbert“.

Ihre Schnelligkeit mit Volldampf betrug 15 Knoten und das war alles, was man vor zwanzig Jahren von so großen für transatlantische Reisen bestimmten Kriegsschiffen verlangen konnte.

Die „Leipzig“ wurde im Sommer 1877 seefertig und trat im Oktober desselben Jahres als Seekadettenschulschiff ihre erste Reise nach Ostasien an, ging aber zunächst um Kap Horn nach Nicaragua, um dort, wie bereits bemerkt, mit der „Elisabeth“ die Konsulangelegenheit zu regeln. Sie hatte sich auf dieser Reise als ein vorzügliches Seeschiff bewährt und seitdem allen Anforderungen an einen schnellen, kriegstüchtigen und starken Kreuzer voll entsprochen.

Der „Prinz Adalbert“ war ein Jahr später fertig geworden und hatte im Oktober 1878 ebenfalls als Seekadettenschulschiff seine erste Reise angetreten. Auf ihm machte Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder unseres Kaisers, seine erstere größere Reise und zwar um die Erde. Der Prinz war im April 1877 in die Marine eingetreten, hatte sechs Monate auf dem Schulschiff, der Segelfregatte „Niobe“, Reisen in Ost- und Nordsee gemacht und dann die Marineschule in Kiel besucht. Da es der Wunsch seiner hohen Eltern war, daß der zukünftige Oberbefehlshaber der deutschen Flotte sein Fach auf das gründlichste kennen lernen sollte, so genügte der junge Prinz in derselben Weise allen Anforderungen, wie sie an jeden Seeoffizier gestellt werden, und genoß mit den gleichzeitig eingetretenen Kadetten eine gemeinsame theoretische und praktische Erziehung. Nach Beendigung des sechsmonatlichen Kursus auf der Marineschule und bestandener Prüfung wurde er zum Seekadetten befördert und dann ein halbes Jahr lang auf das Artillerieschulschiff „Renown“ kommandiert, um gründlich artilleristisch ausgebildet zu werden.

Dann schiffte er sich auf dem „Prinz Adalbert“ ein, der vom Kapitän zur See Maclean befehligt wurde, und kehrte nach zweijähriger Abwesenheit heim, um zum Unterlieutenant befördert zu werden und verschiedenen Dienst an Bord und an Land zu thun. Bei der großen Vorliebe für sein Fach und dem regen Diensteifer und Pflichtgefühl, das alle Hohenzollern in so hohem Grade auszeichnet, hatte der Prinz im Seewesen solche Fortschritte gemacht, daß er zum Lieutenant zur See befördert, im Herbst 1882 die verantwortungsvolle Stellung als wachthabender Offizier an Bord der Kreuzerkorvette „Olga“, Befehlshaber Korvettenkapitän Freiherr von Seckendorff, antreten konnte. Die Reise dauerte 18 Monate und ging nach Südamerika und Westindien. Es wurden 18 verschiedene Häfen angelaufen, aber die Reise verlief durchaus nicht glatt; im Gegenteil hatte die „Olga“ zu verschiedenen Malen außerordentlich schweres Wetter durchzumachen, bei dem sie sehr in Gefahr kam, ohne indessen glücklicherweise Schaden zu leiden. Jedenfalls waren die 18 Monate aber eine treffliche seemännische Schule für den jungen Prinzen, die ihm großen Nutzen brachte.

Nach seiner Rückkehr nahm letzterer sechs Monate lang an den Vorlesungen auf der Marineakademie teil, that 1885 während des Sommers noch einmal 5 Monate Dienst als wachthabender Offizier auf der Kreuzerfregatte „Stein“ in Ost- und Nordsee und besuchte während des Winters abermals die Marineakademie.

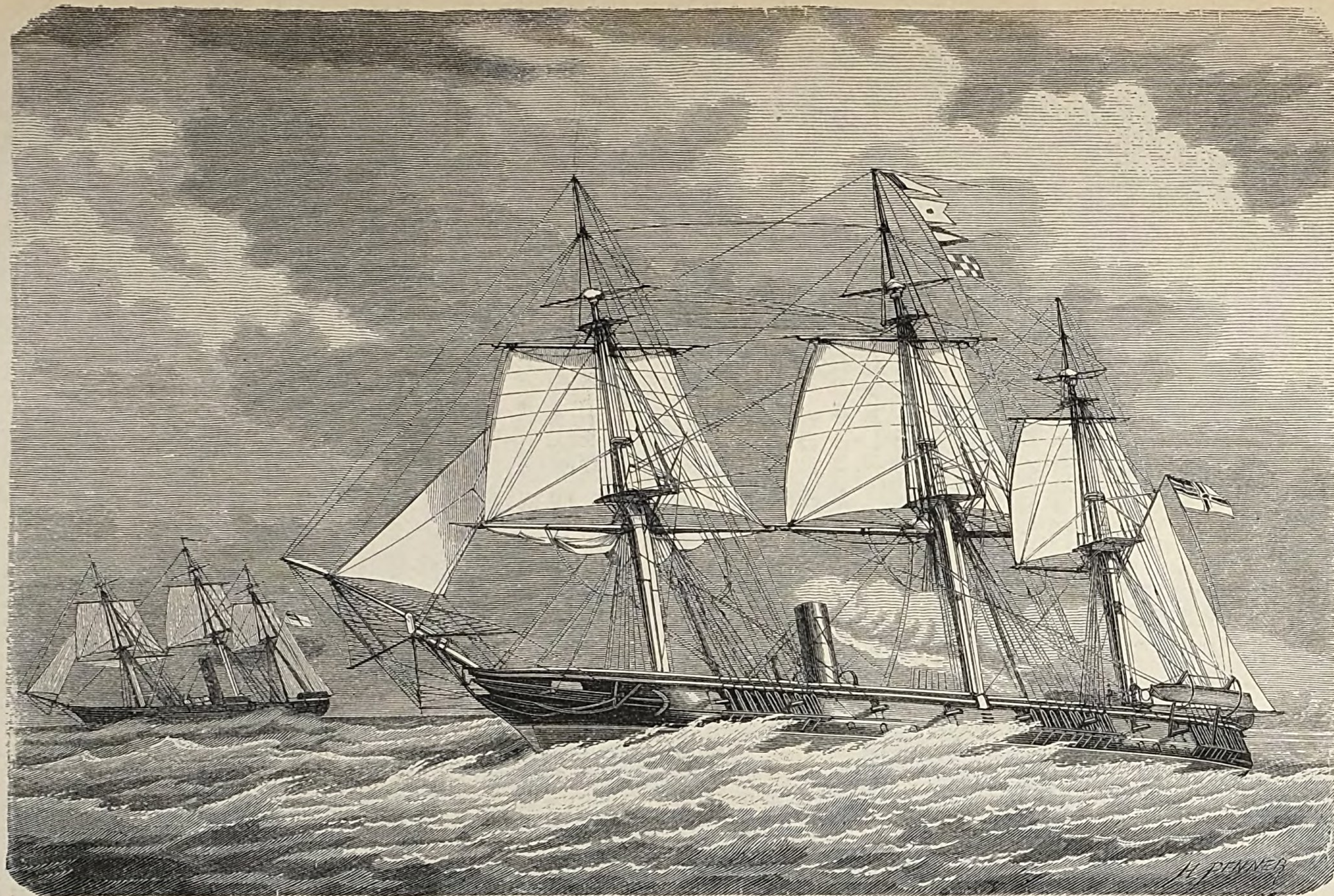
Im folgenden Jahre konnte der Prinz nach seiner Ernennung zum Kapitänlieutenant schon zum ersten Offizier der „Oldenburg“ ernannt werden, welche die großen Geschwaderübungen in Ost- und Nordsee mitmachte.

Während des Winters 1886/87 führte er die zweite Compagnie der ersten Matrosendivision, befehligte während des Sommers 1887 die aus 6 Booten bestehende erste Torpedodivision, während er selbst auf einem Divisionsboote eingeschifft war und jene bekannte Reise nach England machte, auf der ihn Se. Majestät unser jetziger Kaiser begleitete und auf der sich unsere Torpedoboote zum Staunen der Engländer und Franzosen in stürmischem Wetter so glänzend bewährten, während ihre eigenen, namentlich aber die französischen Boote, sich vollständig als Fehlschläge im offenen Meere erwiesen hatten.

Im Frühjahr 1888 wurde der Prinz zum Korvettenkapitän befördert, eine Zeitlang zur Dienstleistung in der Kaiserlichen Admiralität kommandiert und dann zum Kommandanten der Kaiserlichen Jacht „Hohenzollern“ ernannt, mit der er bekanntlich Se. Majestät den Kaiser an die nordischen Höfe führte. 1890 zum Kapitän zur See befördert, wurde er Befehlshaber des geschützten Kreuzers „Irene“, 1891 Kommandeur der I. Matrosendivision und erhielt 1892 den Befehl über das Panzerfahrzeug „Beowulf“. 1894 wurde er Kommandant des Linienschiffes „Wörth“, 1897 zum Admiral befördert und mit „Deutschland“ und „Gefion“ als Befehlshaber der II. Kreuzerdivision nach den chinesischen Gewässern entsandt.

„Leipzig“ und „Prinz Adalbert“, welche beide seit 6 Jahren aus der Schiffsliste gestrichen wurden, waren unsere ersten eisernen ungepanzerten Schiffe. Man hat sich in den Marinen sehr lange gegen Eisen als Baumaterial für ungepanzerte Schiffe gesträubt. Als Haupteinwand dagegen führte man mit Recht an, daß ein einschlagendes Geschoß in Holz ein verhältnismäßig kleines rundes Loch mache, welches, durch die zurückspringenden Fasern schon wieder halb geschlossen, sich leicht durch einen vorbereiteten kegelförmigen Pfropfen dicht machen lasse, während in das Eisen eine unregelmäßige und schwer zu verschließende Öffnung gerissen werde.

Anderseits hat man jedoch die großen Vorzüge des Eisens immer mehr anerkennen müssen und sie endlich so überwiegend gefunden, daß man allgemein zu ihm überging. Diese Vorzüge bestehen hauptsächlich in der bedeutend größeren Haltbarkeit (unter gleichen Umständen hat ein eisernes Schiff die doppelte Lebensdauer eines hölzernen), sodann in der größeren Stärke, namentlich bei so langen Schiffen, ferner in der leichteren Reparaturfähigkeit, in geringerem Gewichte, in Gewinnung von wertvollem Raum, weil man bei gleichen Abmessungen statt 30 Centimeter starker Holzwände nur 3 Centimeter starker Eisenwände (bei dem jetzigen Stahlbau noch weniger) bedarf und endlich in größerer Billigkeit des Materials selbst, da gutes Holz immer seltener und teurer wird. Bei so vielen



Augusta. Nymphe.

„Nymphe“ und „Augusta“ bei steifer Marssegelkühlte.

Vorteilen hat man den oben erwähnten Nachteil in den Kauf nehmen zu müssen geglaubt und die Zeit der Holzschiffe in der Marine ist vorüber, wenigstens für die größeren, wenn man auch die kleineren noch gemischt aus Holz und Stahl baut.

Endlich besitzen wir jetzt noch sechs andere eiserne Kreuzerfregatten, welche ungefähr nach dem Modell der „Elisabeth“ gebaut sind, aber doch eine besondere Klasse für sich bilden. Ihre Namen lauten „Blücher“, „Moltke“, „Stosch“, „Gneisenau“, „Stein“ und „Charlotte“. Sie haben jede 3360 Tonnen Wasserverdrängung, 3000 indizierte Pferdekräfte, achtzehn lange 15 Centimeter Geschütze und 420—450 Mann Besatzung. Sie dienen, wie bereits früher erwähnt, als Schulschiffe.

Von den früheren Kreuzerkorvetten „Alexandrine“, „Arkona“ (diese setzte den Namen der alten Kreuzerfregatte fort) „Carola“, „Olga“, „Sophia“, „Maria“, „Freya“, „Augusta“, „Victoria“, „Nymphe“ und „Medusa“, die seit kürzerer oder längerer Zeit zum größten Teil aus den Listen gestrichen sind, verdienen „Nymphe“ sowie „Augusta“ und „Victoria“ Erwähnung.

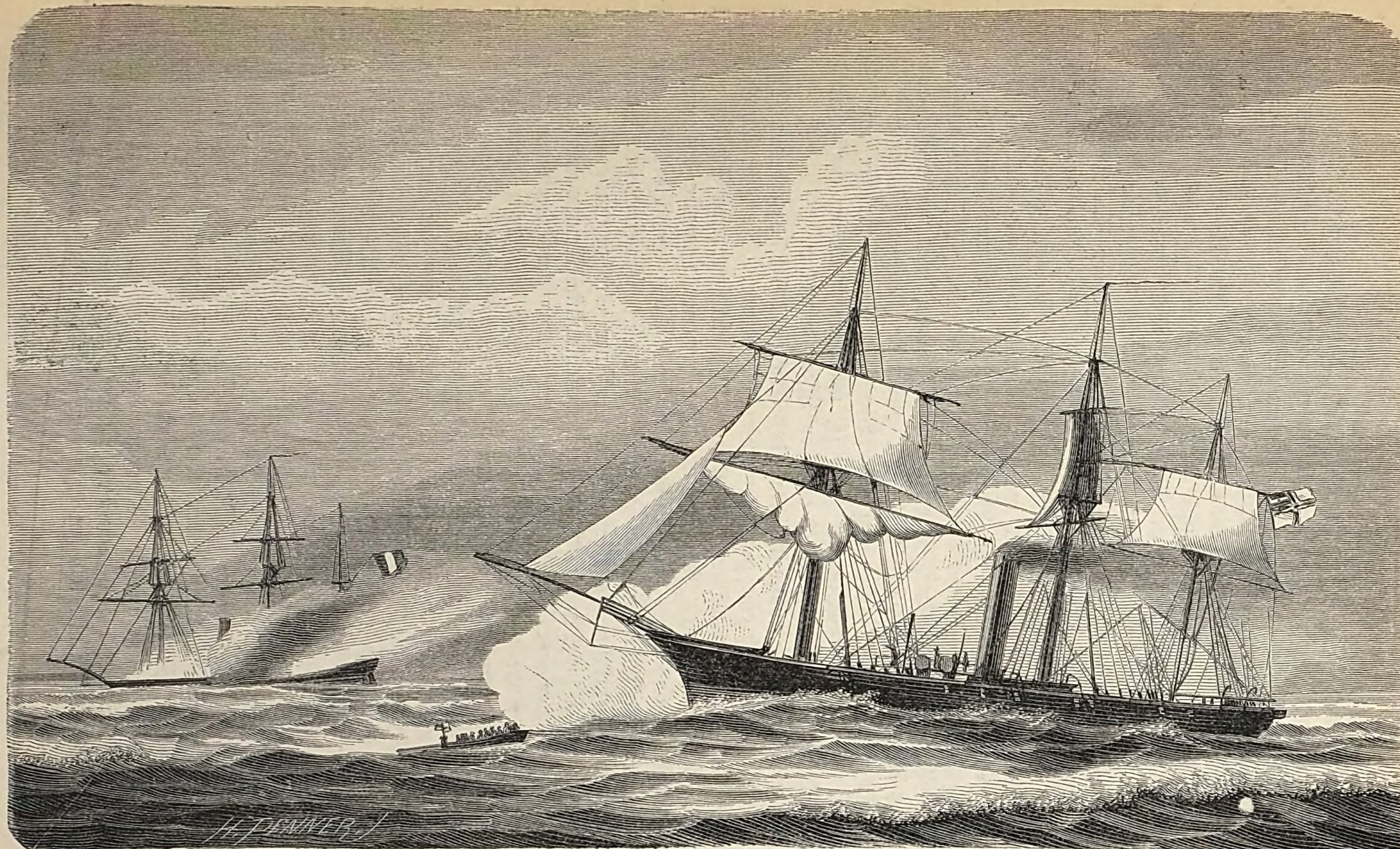
Die Leistungen der „Nymphe“ im dänischen Kriege sind bereits bei der Beschreibung des Gefechts bei Jasmund besprochen. Späterhin ging sie nach dem Mittelmeere, wurde aber bei Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges zurückberufen, und bei ihrer Ankunft Anfang Juli in Bremerhaven unter Korvettenkapitän von Henk Flaggschiff der Nordseeflottille.

Bei Ausbruch des französischen Krieges 1870 wurde sie unter Korvettenkapitän Weickhmann (derselbe, welcher später die „Augusta“ befehligte) in Danzig in Dienst gestellt, und führte gleich am ersten Tage, als sich die französischen Schiffe in der Bucht von Danzig zeigten und sich dort vor Anker legten, einen kühnen Nachtangriff gegen sie aus. Unter dem Schutze der Dunkelheit gelang es in der Nacht des 22. August dem kühnen Schiffchen, sich bis auf 1200 Meter den feindlichen Schiffen ungesehen zu nähern und zwei Breitseiten auf sie abzugeben. Dann lief es nach Neufahrwasser zurück, verfolgt von den Panzern, die unter Dampf gelegen und die Ankerketten geschlippt hatten, aber entging ihnen und den hinterher gefeuerten Riesengeschossen ungefährdet.

Wenn dieser kecke Streich den Franzosen auch keinen ernstlichen Schaden zufügen konnte, so jagte er ihnen doch einen heilsamen Schrecken ein, und sie wagten nicht wieder, in der Nähe unserer Küsten zu ankern.

Im Juli 1871 ging die „Nymphe“ auf drei Jahre nach Ostindien, wurde nach ihrer Rückkunft als Schulschiff für die Schiffsjungen für deren transatlantische Reisen eingestellt und vor 8 Jahren als unbrauchbar aus der Liste gestrichen.

Nachdem die „Victoria“ in den siebziger Jahren verschiedene Male in Westindien auf Station gewesen, nahm sie 1880 an der Flottendemonstration in der Levante teil, welche der Berliner Kongreß in das Werk setzte, um die Abtretung des Hafens Dulcigno seitens der Türkei an Montenegro zu erzwingen. Nach Erreichung dieses Zwecks wurde sie unter Befehl des Korvettenkapitäns Valois nach der Küste von Liberia in Westafrika entsandt, um dort die Ortschaft Nanakou zu züchtigen, deren Bewohner den dort gescheiterten Dampfer „Carlos“ geplündert hatten.



Die deutsche Korvette „Augusta", Kapitän Weickhmann, vor der Garonnemündung einen französischen Dampfer verbrennend.

Der Ort liegt ganz nahe der Meeresküste, aber das Landen ist sehr schwierig und konnte nur mit Hilfe von mitgenommenen sogenannten leichten Brandungsbooten geschehen, wie sie an der afrikanischen Küste gebräuchlich sind. Die Landung wurde am 8. März von achtzig Mann ausgeführt, ohne daß nennenswerter Widerstand geleistet wäre, da die „Victoria“ auf 1000 Meter vom Lande lag und mit ihren Granaten Dorf und Busch von Feinden gesäubert hatte. Einige Scharen mit Flinten bewaffneter Neger wurden leicht durch die Bootsgeschütze und das Schnellfeuer der Landungstruppen zerstreut, so daß auf deutscher Seite kein Verlust war. Bei Durchsuchung der Häuser wurden eine Masse der vom Dampfer gestohlenen Sachen gefunden und darauf der ganze aus etwa sechzig Häusern bestehende Ort durch Feuer zerstört. Ebenso wurden die in der Nähe befindlichen Kokospalmen gefällt und die Maniokpflanzungen (aus der Maniokwurzel bereiten die Neger ihr Brot) vernichtet. Nach vier Stunden war die Strafe, welche wohl ferneren derartigen Räubereien ein Ziel setzen dürfte, vollzogen. Bei der Einschiffung feuerten die Schwarzen noch mehrmals aus dem Busche, aber einige Granaten trieben sie wieder in schleunige Flucht.

In den letzten Jahren hat die „Victoria“ in der Nordsee zum Schutze unserer deutschen Hochseefischerei gekreuzt, um Übergriffen der englischen Fischer ein Ziel zu setzen, ist aber 1891 aus den Listen gestrichen.

Die „Augusta“ machte während des Krieges 1870/71 viel von sich reden und rief in Frankreich eine gewaltige Aufregung hervor. Sie und die „Victoria“ würden den Franzosen während des Krieges noch viel schwereren Schaden zugefügt haben, wenn nicht Fürst Bismarck in seiner humanen Langmut bis unmittelbar vor Schluß des Krieges das Aufbringen französischer Handelsschiffe untersagt hätte. Als jedoch die Franzosen in ganz völkerrechtswidriger Weise die von ihnen genommenen deutschen Handelsschiffe auf offener See verbrannten, wurde im Dezember 1870 die „Augusta“ unter Korvettenkapitän Weickhmann zur Wiedervergeltung ausgesandt. Sie ging nach dem Biscayischen Meerbusen, nahm in unmittelbarer Nähe von Bordeaux zwei Segelschiffe und einen Dampfer, welche mit Militärvorräten beladen waren, und schickte die beiden ersteren als Prisen nach Deutschland, während der Dampfer zerstört wurde.

Die Nachricht rief in Frankreich einen solchen Sturm der Entrüstung hervor, daß der Marineminister nicht weniger als sechs Panzerschiffe aussandte, um den frechen Deutschen zu fangen. Glücklicherweise gelang das nicht, aber als das Schiff nach mehrwöchentlichem Kreuzen bei dem schweren Winterwetter endlich seine Kohlenvorräte erschöpft hatte und nach Vigo zu deren Ergänzung eingelaufen war, gesellte sich, durch den Telegraph herbeigerufen, auch eine französische Panzerfregatte zu ihm, zwei andere Kriegsschiffe kreuzten vor dem Hafeneingange, und die „Augusta“ war dadurch für die letzten sechs Wochen der Kriegsdauer lahm gelegt. Immerhin hatte sie aber dem Feinde empfindlichen Schaden zugefügt und sechs seiner Panzerschiffe in Atem gehalten.

Nach dem Kriege machte sie verschiedene Reisen nach Ost- und Westindien. Im Jahre 1885 wurde sie in Dienst gestellt, um unter Befehl des Korvettenkapitäns von Glöden nach Australien zu gehen, unseren dort auf Station befindlichen

Schiffen Vorräte zuzuführen und die Ablösung für deren ausgediente Mannschaften hinzubringen.

Sie gelangte glücklich bis Perim im Roten Meere, das sie am 1. Juni verließ, um ihre Weiterreise anzutreten. Seitdem ist jedoch nie wieder ein Wort von ihr gehört worden, und über ihr trauriges Geschick hat man nur Mutmaßungen, da alle Nachforschungen über ihren Verbleib ohne jeden Erfolg geblieben sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Schiff in einem Wirbelsturme, der um jene Zeit im Golf von Aden wütete, untergegangen; — der französische Aviso „Rénard“ verschwand in derselben Gegend und zu gleicher Zeit ebenso spurlos, und beide Schiffe sind wohl von demselben Geschick ereilt. Neun Offiziere und zweihundertundvierzehn Mann der „Augusta“ fanden mit ihr ein Grab in unbekannter Tiefe.

Seitdem unsere Marine besteht, war dies das dritte Schiff, welches mit allem Lebenden darauf den Stürmen zum Opfer fiel. Von der „Amazone“, die ungefähr gleichzeitig mit dem „Frauenlob“, wenn auch am entgegengesetzten Ende der Erde unterging, trieben wenigstens noch der Großmast und eine Flagge an die Küste — von „Frauenlob“ und „Augusta“ ist kein sichtbares Erinnerungszeichen geblieben. Leider sollten wir wenige Jahre später noch schwere Verluste durch das Scheitern der Kreuzer „Adler“ und „Eber“ vor Apia, sowie 1896 des Kanonenbootes „Iltis“ bei Kap Shantung erleiden, worüber weiterhin das Nähere gesagt werden wird.

Zu den nach dem neuen Flottengesetze als „kleine Kreuzer“ bezeichneten Schiffen gehören auch die bis jetzt im Gegensatz zu Kreuzerfregatten und Korvetten, „Kreuzer“ benannten Fahrzeuge, die mit leichterer Bewaffnung und geringerer Mannschaft zum Schutze des Handels auf entfernte Stationen und namentlich dorthin entsandt werden, wo es sich um ganz oder halbwilde Völkerschaften handelt, gegen welche die Entwickelung größerer Streitkräfte nicht notwendig ist.

Wir besitzen neun von ihnen, von denen acht nach dem Kompositsystem, d. h. mit eisernen (in neuester Zeit stählernen) Spanten und Balken, hölzerner Beplankung und Kupferboden gebaut sind und die Takelage eines dreimastigen Schuners, am Fockmast Raaen, an den beiden hinteren Masten Gaffelsegel haben.

Diese Bauart ist gewählt, weil bei kleineren Schiffen und deren engen Räumlichkeiten Eisen in tropischen Gegenden als guter Wärmeleiter die Sonnenhitze zu leicht durchläßt und den Aufenthalt für Menschen unleidlich und gesundheitsgefährlich machen würde.

Sie heißen „Schwalbe“, „Sperber“, „Bussard“, „Falke“, „Condor“, „Seeadler“, „Cormoran“, „Geier“, der neunte befindet sich noch im Bau und hat noch keinen Namen. Während die ersten acht ungeschützt sind, erhält der neue ein Panzerdeck und wird ganz von Stahl gebaut, wie dies fortan bei allen Kreuzern geschehen wird.

„Schwalbe“ und „Sperber“ sind die ältesten, stammen aus den Jahren 1888 und 1890, sind 1120 Tonnen groß, haben Zwillingsschrauben, 1500 Pferde-

kräfte und laufen 14 Knoten. Bei 12 Knoten Fahrt haben sie für 3000 Seemeilen Kohlen.

Ihre Bewaffnung besteht aus acht 35 Kaliber langen 10,5 Centimeter Schnellladekanonen, fünf 3,7 Centimeter Maschinenkanonen und einer Breitseit-Torpedokanone. Die Besatzung zählt 116 Mann.

Zwei Jahre jünger sind die etwas größeren Schwesterschiffe „Falke“ und „Bussard“ von 1580 Tonnen, Zwillingsschrauben, 2800 Pferdekräften und 16 Knoten Geschwindigkeit. Bei 10 Knoten Fahrt haben sie einen Aktionsradius von 4400 Seemeilen. Die Geschützausrüstung ist dieselbe, wie bei den beiden vorhergehenden, nur haben sie zwei Torpedokanonen. Für ihre Art sind sie in jeder Beziehung gute und ungemein leistungsfähige Schiffe.

Von den darauf folgenden vier ist „Geier“ der jüngste und stammt aus dem Jahre 1895. Sie sind ebenso gebaut wie Bussard, Schwesterschiffe und nur um 60 Tonnen größer. Die Besatzung der letzten sechs beläuft sich auf je 159 Köpfe.

Diese Kreuzer wechseln sich nach 3—5 Jahren als Stationsschiffe in unseren Kolonien ab, während die Besatzungen zur Hälfte alle Jahre gewechselt werden.

Als letzte Klasse der den „Kreuzern“ jetzt zugezählten Schiffe sind die bisher „Avisos“ genannten anzuführen. Von diesen zum Aufklärungs- und Nachrichtendienst bestimmten Schiffen besitzen wir zehn. Die Namen der ersteren sind „Grille“, „Zieten“, „Blitz“, „Pfeil“, „Greif“, „Jagd“, „Wacht“, „Meteor“, „Komet“ und „Hela“.

Für diese Klasse ist natürlich Schnelligkeit die Haupteigenschaft, und es wird deshalb von den Marinen mit allen Kräften dahin gestrebt, diese zu erreichen. Um sehr große Geschwindigkeit zu erreichen, muß ein Schiff möglichst leicht gebaut sein, und damit verträgt sich nicht für kleinere Kreuzer eine schwere Bewaffnung, die mit irgend welchem Erfolg gegen gepanzerte Schiffe verwendet werden könnte. Dieselben haben überhaupt nicht die Aufgabe sich zu schlagen, wenigstens nicht mit größeren Schiffen, sondern sie sollen vorzugsweise den Feind beobachten. Nur wo sie mit ihresgleichen zusammenkommen, sollen sie sich wirksam verteidigen und auch angreifen können, besonders aber sind sie auch bestimmt, gegen Torpedoboote vorzugehen. Zu diesem Zwecke sind sie mit einigen weittragenden Geschützen, einer Zahl Revolverkanonen bewaffnet und die neueren auch mit Torpedovorrichtungen versehen. In letzter Zeit gibt man ihnen ein gewölbtes Panzerdeck, um die Maschine zu schützen.

Unser ältester Aviso ist die „Grille“. Sie wurde im Jahre 1858 in Havre erbaut, ist mithin jetzt 40 Jahre alt, aber immer noch ein schönes, festes Fahrzeug, wenn auch ihre Geschwindigkeit den jetzigen Anforderungen nicht mehr entspricht, sie als Nachrichtenschiff unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr genügt und für andere Zwecke verwertet werden wird.

Ursprünglich war sie zur Königlichen Jacht bestimmt, ein Meisterwerk der Schiffsbaukunst und entwickelte eine Geschwindigkeit von 15 Knoten, welche damals staunende Bewunderung erregte. Ihre Bauart wich von der sonst üblichen bedeutend ab. Sie bekam nur so viel Inhölzer, um die Form des Schiffes zu bestimmen, wurde im übrigen aber aus Mahagoniplanken gebaut, die man in

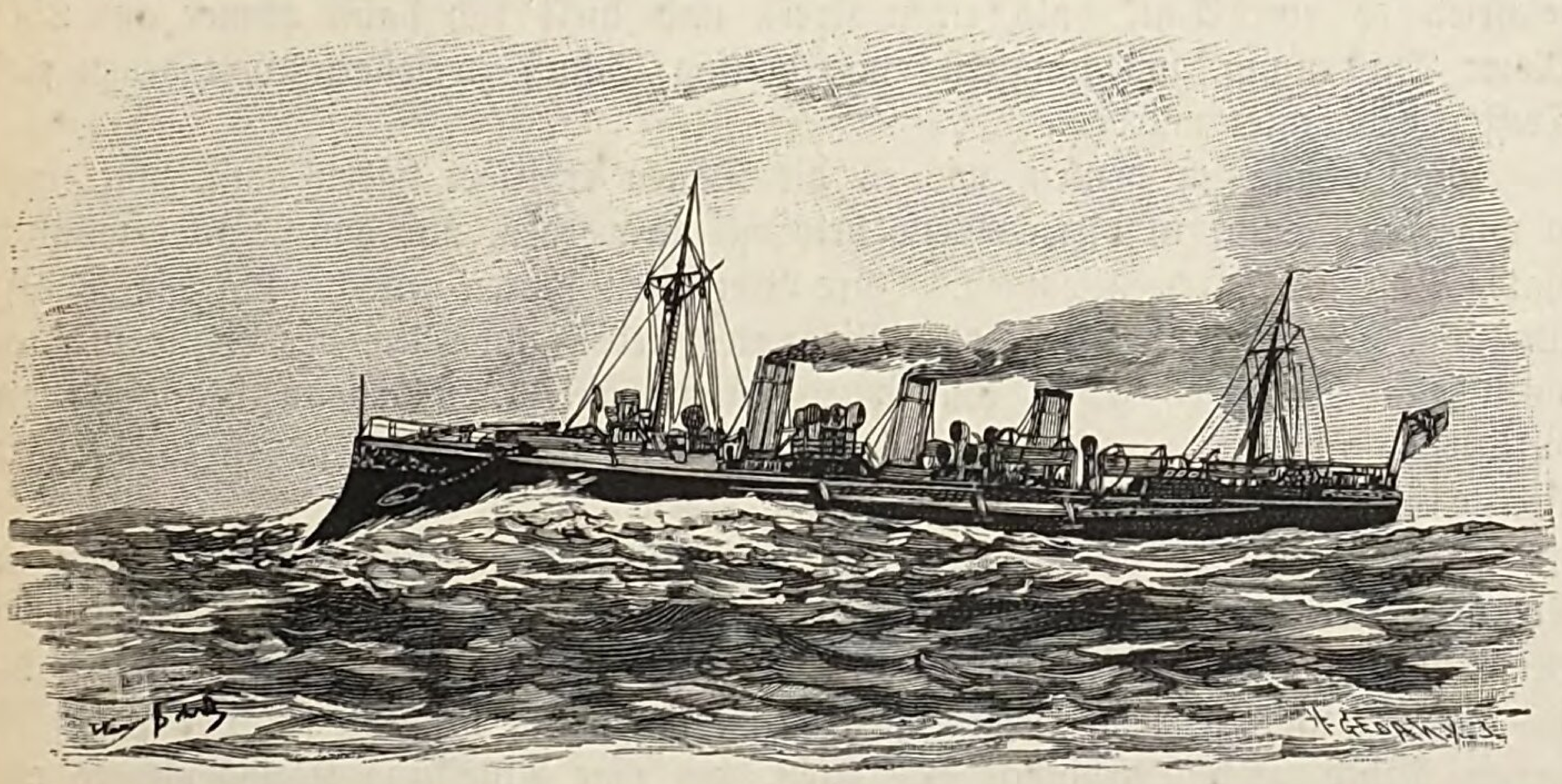


Sr. M. Kreuzer II. Kl. „Hansa“ (Herthaklasse).
Nach einem Aquarell von Hans Bohrdt.

zwei Lagen diagonal übereinander legte, wie es noch vielfach bei unseren Schiffsbooten geschieht. Dadurch war es möglich, dem Fahrzeuge bei möglichster Leichtigkeit und Elasticität die erforderliche Stärke und Widerstandsfähigkeit zu geben, und es hat sich auch gut bewährt.

Das Schiffchen ist sehr viel in Dienst gewesen, hat allerlei Fährlichkeiten bestanden, ist verschiedene Male mit Heftigkeit auf den Grund gestoßen, mit zwei schweren gezogenen 12 Centimeter Geschützen bewaffnet, wofür es gar nicht bestimmt war, und hat weder darunter gelitten, noch mehr als einen halben Knoten von seiner Schnelligkeit eingebüßt.

Bei 52 Meter Länge, 7,4 Meter Breite, einem Tiefgang von 2,9 hat sie eine Wasserverdrängung von 350 Tonnen und 680 Pferdekräfte bei 73 Mann Besatzung.



Aviso „Greif".

Kaiser Wilhelm I. hat das Fahrzeug wenig benutzt, desto mehr aber Kaiser Friedrich als Kronprinz und seine Familie. Außerdem hat es sich vielfach in Ost- und Nordsee, ja selbst im Mittelmeere umhergetummelt, keinen Sturm gescheut und sich als gutes Seeschiff bewährt, im deutsch-dänischen Kriege aber sich einen historischen Namen gemacht und unter Führung des Prinzen Adalbert von Preußen sich stundenlang mit einem dänischen Linienschiffe und einer Fregatte geschlagen.

Es war am 14. April 1864, als der Prinz, welcher seit kurzem den persönlichen Oberbefehl über das preußische Ostseegeschwader übernommen hatte, mit der „Grille", „Arkona", „Nymphe" und fünf Kanonenbooten von Swinemünde aus zur Rekognoscierung in See ging. Während die letztgenannten Fahrzeuge vor der Swinemünder Bucht kreuzten und die „Nymphe" bei dieser Gelegenheit einen dänischen Dampfer jagte, den sie auf der Oderbank auf Beobachtungsposten fand, steuerte die Grille allein nordwärts. Bei Jasmund fand sie das Linienschiff „Skiold" und die Fregatte „Själland", mit welchen sie sofort anband.

Es ist wohl noch nicht in der Geschichte dagewesen, daß eine mit zwei Geschützen bewaffnete Lustjacht den Feind zehn Meilen weit vom Hafen aufgesucht und zwei so schwere Schiffe von zusammen 110 Kanonen angegriffen hat. Wenn auch der Prinz wußte, daß sein Schiffchen an Geschwindigkeit den Dänen überlegen war, so vollführte er doch ein kühnes Wagestück, das mit Recht allgemeine Bewunderung erregte. Wie leicht konnte eins der feindlichen Geschosse das schwache Fahrzeug treffen und dessen teilweise über Wasser liegende Maschine unbrauchbar machen, wenn dieselbe auch mit Ketten und Hängematten so gut wie möglich gepanzert war.

Die Dänen kanonierten mit Breitseiten nach Herzenslust und gaben viele Hunderte von Schüssen auf das kleine verwegene Ding ab, das mit halber Kraft gehend, dennoch leichtfüßig vor den beiden riesigen Gegnern hertänzelte. Bald beschrieb es eine Acht, bald einen Kreis und hielt sich dabei immer auf 2500 Meter Entfernung, um langsam etwa dreißig Schuß zu feuern, von denen zwei Treffer beobachtet wurden.

Man kann sich denken, wie es die Dänen erbittert haben muß, von einem so winzigen Feinde in dieser Weise belästigt zu werden, und daß sie alles mögliche thaten, sich seiner zu entledigen. Ihre Breitseiten hatten jedoch nicht die gehoffte Wirkung. Wenngleich verschiedene Granaten neben und über der Grille platzten, schien das Schiffchen gefeit und wurde nicht verletzt. Alsdann brach sie das Gefecht ab und lief vor den verfolgenden Dänen her, die sich jedoch zurückzogen, als sie unsere Schiffe und Kanonenboote sahen.

Wenige Wochen darauf hatte die „Grille“ eine ähnliche Begegnung mit der Fregatte „Tordenskiold“ an der Ostseite Rügens, wobei sie wiederum ungefährdet blieb, während sie selbst drei Treffer zählte. Diese letzteren mußten jedoch den Dänen sehr unangenehm gewesen sein, denn vergeblich bemühte sich der Prinz, sie weiter östlich nach Dornbusch zu locken, wo eine Abteilung Kanonenboote aufgestellt war. Der Feind zog es diesmal vor, seinerseits das Gefecht abzubrechen und westwärts abzusteuern.

Wenn diese Begegnungen auch keine ernsteren Folgen hatten, zeigten sie doch deutlich, welche großen Vorteile Schnelligkeit und weittragende Geschütze den Schiffen im Einzelkampfe verleihen. Das schnellere Schiff hat immer schon den halben Sieg, weil es den Feind nach Belieben aufsuchen, ihn auf selbst gewählte Entfernung und unter den günstigsten Umständen angreifen oder im andern Falle sich ihm entziehen kann.

Diese Thatsachen haben denn auch in den letzten Jahrzehnten dem Schiffbau einen mächtigen Sporn gegeben. Vor 30 Jahren wurde die „Grille“ noch als ein Wunder von Schnelligkeit angestaunt, heute baut man Panzerschiffe, die einen Eisengürtel von einer Million Kilogramm auf ihrem Körper tragen, wozu dann noch das gewaltige Gewicht der Artillerie tritt, und mit drei bis vier Knoten mehr Fahrt durch das Wasser fliegen, als damals eine auf das Leichteste gebaute und die feinsten Linien aufweisende Jacht.

Im Herbst 1869 ging die „Grille“ nach dem Mittelmeere, um der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen und unserem damaligen Kronprinzen zur Verfügung

zu stehen, und kehrte im Frühjahr 1870 zurück. Während des französischen Krieges war sie zuerst Leitschiff einer Kanonenbootsabteilung bei Rügen, ging dann im Herbst mit der „Elisabeth" nach der Jade und diente bis zum Friedensschlusse als Aviso, um bis zur Fertigstellung der neuen Jacht „Hohenzollern" (jetzt „Kaiseradler") ihrer eigentlichen Bestimmung zurückgegeben und danach in die Zahl der Avisos eingereiht zu werden.

Das nächstälteste dieser Klasse ist der 1877 in England, aber nach deutschen Plänen gebaute „Zieten" von 975 Tons Wasserverdrängung und 2350 Pferdekraft mit Doppelschrauben. Er hat eine Länge von 60, eine Breite von 8,5 und einen Tiefgang von 3,5 Meter bei 113 Mann Besatzung, zwei 12 Centimeter, zwei 8,7 Centimeter Geschütze und vier Revolverkanonen. Er macht 16 Knoten und besitzt im Bug und Heck Unterwasserröhren für Ausstoßen von Torpedos. Ursprünglich war er als Torpedoschiff in Aussicht genommen, erwies sich aber für diese Zwecke zu groß und nicht drehfähig genug, weshalb er unter die Avisos eingestellt wurde, obwohl er als Nachrichtenschiff jetzt viel zu langsam ist und demnächst ersetzt werden wird. „Zieten" war das letzte im Auslande erbaute Schiff unserer Marine. Seitdem hat sich dieselbe in jeder Beziehung von jenem unabhängig gemacht.

„Blitz" und „Pfeil" sind unsere ersten aus Stahl gebauten Schiffe. Sie sind Schwesterschiffe, 74,7 Meter lang, 9,9 Meter breit, haben 1382 Tonnen Wasserverdrängung bei 2700 Pferdekraft, sind also größer als der „Zieten", aber laufen auch nur 16 Knoten. Ihr Bug ist vorstreckend (Rammbug) und unter ihm befindet sich ein Torpedounterwasserrohr. Ihre Bewaffnung besteht aus sechs 8,7 Centimeter Geschützen hinter Stahlschilden, und die Besatzung beträgt 134 Köpfe. Ihre Geschwindigkeit reicht auch nicht mehr für Spähschiffe und sie werden bei den Manövern als Signalwiederholer verwandt.

Der nächste, „Greif", von 1887, weist in Bezug auf Schnelligkeit einen ganz bedeutenden Fortschritt auf und macht neunzehn Knoten Fahrt. Er ist auf der Germaniawerft in Kiel gebaut, hat 2000 Tons Wasserverdrängung, 5400 Pferdekraft bei Zwillingsschrauben eine Länge von 96,8 bei 9,75 Breite, 4 Meter Tiefgang und hundertfünfundfünfzig Mann Besatzung. Er besitzt Torpedovorrichtung, führt im Bug und am Heck je ein 10,5 Centimeter Schnellladegeschütz und an jeder Seite fünf Revolverkanonen. Wegen seiner großen Schnelligkeit wird er im Kriegsfalle auch besonders zum Jagen und Vernichten feindlicher Torpedoboote verwandt werden. Er besitzt jedoch noch kein Panzerschutzdeck, wie die später erbauten Schiffe seiner Art.

Die beiden 1888 gebauten Avisos „Wacht" und „Jagd" erreichen zwar die Geschwindigkeit des „Greif" nicht ganz und sind auch nicht so groß, laufen aber immerhin noch fast 19 Knoten und haben vor den übrigen einen Schutz der Maschine und des ganzen Rumpfes von einigen Fuß oberhalb der Wasserlinie nach unten zu durch ein aus Stahlplatten bestehendes Panzerdeck voraus. Dasselbe ist gewölbt und reicht an den Seiten bis vier Fuß unter die Wasserlinie. Die etwa einschlagenden Geschosse treffen unter ganz spitzem Winkel auf das Deck und gleiten davon ab. Das Oberwerk des Schiffes ist so dünn und so wenig

widerstandsfähig, daß feindliche Granaten quer durchgehen und erst jenseits springen werden. Wenigstens erwartet man das; wenn sie aber auch im Oberschiff große Havarie anrichten sollten, so ist es eben Krieg und man muß es hinnehmen. So lange jedoch die Maschine nicht gefährdet wird und das Schiff schwimmt, ist nicht zu viel verloren. Eine große Zahl wasserdichter Zellen, aus denen der Rumpf besteht, sichert außerdem so viel wie möglich die Schwimmfähigkeit auch bei Unterwasserschüssen.

„Wacht" und „Jagd" sind Schwesterschiffe, bei der Aktiengesellschaft „Weser" in Bremen gebaut. Sie haben 85 Meter Länge, 9,6 Meter Breite, 4,2 Meter Tiefgang, eine Wasserverdrängung von 1250 Tonnen, 4000 Pferdekraft mit Zwillingsschraube und einen Rammbug. Die Bewaffnung besteht aus vier 30 Kaliber langen 8,8 Centimeter Schnellladekanonen hinter Schutzschilden, die nach allen Richtungen feuern können und zehn Revolverkanonen; ebenso führen sie Torpedovorrichtung. Ihre Besatzung ist hundertvierzig Mann. Sie haben nur einen Signalmast. Natürlich sind alle neuen Erfindungen auf den Schiffen vertreten, und nicht weniger als fünfundzwanzig selbständige Dampfmaschinen zu allen möglichen Zwecken arbeiten auf ihnen. Auf dem gepanzerten Kommandoturme steht ein elektrisches Bogenlicht mit Scheinwerfer von 20000 Kerzen Lichtstärke zum Beobachten des Horizonts.

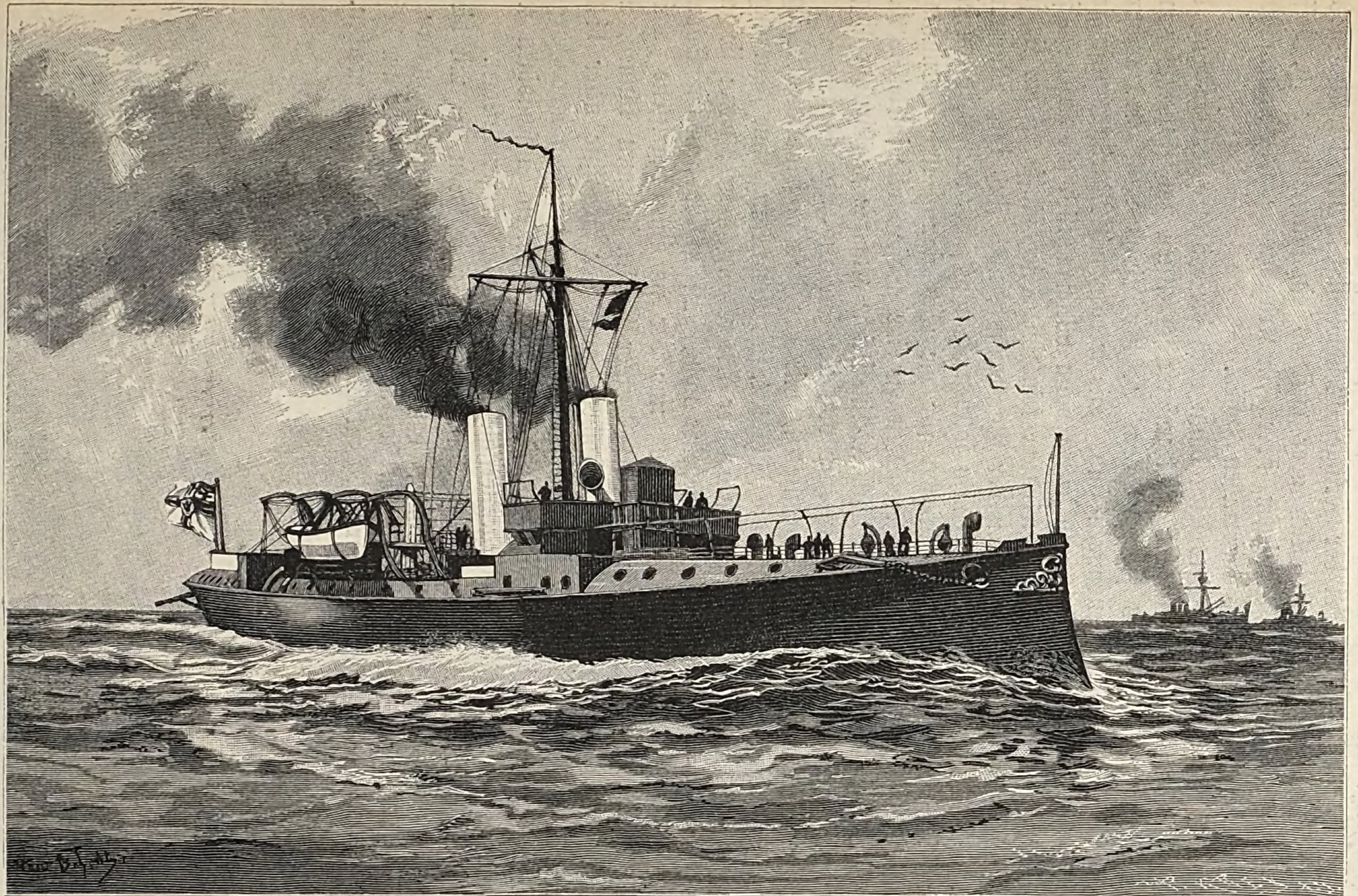
Diese beiden Schiffe entsprechen mithin so ziemlich den Anforderungen, die man in der Neuzeit an ihre Klasse stellen kann.

Von den neueren Nachrichtenschiffen stammen die Schwesterschiffe „Meteor" und „Komet" aus den Jahren 1891 und 1893, der jüngste „Hela" dagegen aus 1896.

Erstere beiden sind kleiner als „Jagd", 968 Tonnen groß, 80 Meter lang, 9,6 Meter breit und mit 4 Meter Tiefgang. Ein Schutzdeck von 2,5 Centimeter Stahl, Korkdamm und Zelleneinteilung sind vorhanden, ebenso drei Torpedorohre. Der Kommandoturm, in dem zugleich Maschinentelegraphen und Dampfruder stehen, ist gepanzert. Vor ihm befindet sich ein Wellenbrecher, um das über den Bug stürzende Wasser vom Deck abzuhalten.

Mit Doppelschrauben und 1800 Pferdekraft machen die Schiffe 22 Knoten, und ihre Bewaffnung besteht aus je vier 8,8 Centimeter Schnellfeuerkanonen in Ausbauten. Sie haben 115 Mann Besatzung. Es sind vortreffliche und für ihre Zwecke, Nachrichtendienst und Torpedobootzerstörung, durchaus geeignete Schiffe.

Die „Hela" entspricht ihrer Bestimmung am besten und ist bedeutend größer als ihre Vorgänger; 105 Meter lang, 11 Meter breit, liegt auch weit höher aus dem Wasser und geht 4,7 Meter tief. Bei 6000 Pferdekraft verleihen ihr die Zwillingsmaschinen 23 Knoten Geschwindigkeit, und sie ist mithin das schnellste Schiff unserer ganzen Flotte. Sie hat ein 3 Centimeter Panzerdeck, Korkdamm und ein sehr entwickeltes Zellensystem, wie überhaupt bei ihrer Einrichtung und in ihrem Ausbau allen wichtigen Erfindungen der Neuzeit vollauf Rechnung getragen ist. Ihre Bewaffnung besteht aus vier 30 Kaliber langen 8,8 Centimeter und sechs 40 Kaliber langen 5 Centimeter Schnellladekanonen, sowie aus vier Torpedoablaßrohren. Die Besatzung zählt 168 Mann.



Aviso „Meteor“.

Zu den Avisos sollte auch noch der „Kaiseradler" — die frühere kaiserliche Jacht „Hohenzollern" — gerechnet werden, die seit einigen Jahren durch die neue „Hohenzollern" ersetzt ist. Bei der geringen Geschwindigkeit von 16 Knoten des 20 Jahre alten Schiffes, namentlich aber weil es ein Raddampfer ist, dessen Maschinen teilweise über Wasser liegen, ist es für Kriegszwecke aber unbrauchbar und bleibt zur Verfügung des kaiserlichen Hofes.

Zum Schlusse dieses Artikels seien dann noch die Hilfskreuzer erwähnt, die für den Fall eines Krieges aus der Zahl unserer schnellsten Handelsdampfer entnommen und von denen bis jetzt 10 vom Bremer Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie in Aussicht genommen sind. Sie werden mit Marinemannschaften und Schnellfeuergeschützen besetzt und gelten dann völkerrechtlich als Kriegsschiffe. Auf eigentliche Kriegführung gegen wirkliche feindliche Kriegsschiffe dürfen sie sich freilich nicht einlassen. Sie haben weder Panzerschutz, noch sind ihre Maschinen gedeckt, und sie würden deshalb in einem solchen Kampfe sicher bald verloren sein, dagegen sind sie von großer Wichtigkeit für die Schädigung und Vernichtung feindlicher Handelsschiffe, die in späteren Kriegen eine große Rolle spielen werden, weil diesen aller Wahrscheinlichkeit nach wirtschaftliche Kämpfe zu Grunde liegen werden, die darauf ausgehen, den Gegner von der See zu verdrängen.

Ihre Hauptwaffe ist ihre Schnelligkeit, mit der sie sich feindlichen Kriegskreuzern zu entziehen vermögen und die Fähigkeit, sich monatelang ohne Feuerungsergänzung an den verschiedensten Punkten der Meere aufzuhalten, wenn sie statt Ladung Kohlen an Bord nehmen. Bedenkt man, daß unsere neuesten Schnelldampfer, wie „Kaiser Wilhelm der Große" und der im Bau begriffene „Kaiser Friedrich", 20000 Tonnen oder 400000 Zentner Kohlen nehmen können, und daß ersterer nicht allein der größte, sondern auch der schnellste aller bisher existierenden Handelsdampfer ist, so wird sich für derartige Schiffe immer Gelegenheit bieten, sowohl den feindlichen Handel, wie seine Kolonieen zu schädigen resp. zu brandschatzen und dadurch die gegnerische Kreuzermacht zu zersplittern.

Die Gegner haben ja auch solche Hilfskreuzer, und wenn sie mit diesen zusammentreffen, dann wird derjenige siegen bezw. sich retten, der entweder die weittragendsten Geschütze und die geübtesten Kanoniere hat, oder der am besten läuft. Auf beides dürfen wir aber in Deutschland bis jetzt Anspruch machen.

Die Kanonenboote.



Während der Napoleonischen Kriege zu Ende des vorigen und anfangs dieses Jahrhunderts hatte der große Kaiser auf dem Meere entschieden ebensoviel Unglück, wie Erfolg auf dem Lande. Die französischen Flotten wurden von den Engländern geschlagen, wo sie sich sehen ließen, und diese steten Niederlagen ließen einen Stachel im Herzen Napoleons zurück, dessen Schmerzen keine gewonnene Schlacht zu lindern vermochte.

Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, dem verhaßten Albion einen tödlichen Streich zu versetzen und Rache für dessen furchtbare und unveränderte Feindschaft durch eine Landung zu nehmen.

Mit einer Flotte war das Unternehmen unausführbar. Die Engländer waren den Franzosen an Seetüchtigkeit und Artillerie zu sehr überlegen; sie bewachten die französische Küste auf ihren Geschwadern mit Argusaugen, hatten in Frankreich überall ihre Spione und zeigten sich von etwaigen Rüstungen stets unterrichtet.

Fulton bot Napoleon seine neue Erfindung der Dampfschiffe an, aber des Kaisers böses Geschick ließ ihn die Wichtigkeit derselben nicht erkennen, und er nannte Fulton einen Narren.

Dagegen suchte seine eiserne Thatkraft nach andern Mitteln zur Ausführung seines Landungsplanes. Die englische Flotte war machtlos, wenn ihr der Wind fehlte. Es galt, windstille Tage der guten Jahreszeit zu benutzen, um das Landungsheer über den an seiner schmalsten Stelle fünf Meilen breiten englischen Kanal zu schaffen. Dazu bedurfte es nur flachgehender Fahrzeuge ohne besondere Seetüchtigkeit, die aber im stande waren, Truppen und Geschütze aufzunehmen

und sich gleichzeitig durch Ruder fortbewegen ließen. Auf diese Weise entstanden die Kanonenboote.

Sie waren 25—28 Meter lang, so stark gebaut, um hinten und vorn ein Geschütz zu tragen, gingen nur 0,7—1 Meter tief und wurden durch dreißig bis vierzig Ruderer mit ziemlicher Geschwindigkeit durch das Wasser getrieben. Sie waren als Begleitung für die eigentlichen Transportboote bestimmt, welche die Landungstruppen aufnahmen und ebenfalls gerudert wurden.

Wie furchtbar ernst es Napoleon mit seinem Vorhaben meinte, ging daraus hervor, daß er während des Jahres 1805 nicht weniger als 80000 Mann bei Boulogne zusammenzog und die notwendigen Vorbereitungen traf, um diese ganze Armee an einem günstigen Tage überzusetzen. Die Engländer verhehlten sich auch nicht die Besorgnis, welche ihnen die Absicht des Kaisers einflößte, und wer weiß, ob dieselbe nicht vollständig gerechtfertigt gewesen wäre, wenn nicht der ausbrechende Krieg mit Österreich Napoleon gezwungen hätte, die Truppen nach Deutschland zu werfen und die Invasion vorläufig aufzugeben. Späterhin hielten andere Ereignisse ihn von der Ausführung ab, und die Engländer kamen diesmal mit dem Schrecken davon.

Die Kanonenboote traten jedoch nun auch bei andern Völkern in die Reihe der Kriegsfahrzeuge ein, um namentlich zur Verteidigung der eigenen Küsten zu dienen und an windstillen Tagen auch große feindliche Kriegsschiffe weiter in See anzugreifen.

Man verbesserte sie mannigfach und gab ihnen namentlich die schwersten und weittragendsten Geschütze, welche vorhanden waren. Dadurch, sowie durch ihre Bewegungskraft in Windstillen wurden sie gefürchtete Gegner blockierender Flotten, und diese mußten sehr auf ihrer Hut sein. Durch ihre Kleinheit boten sie dem Feinde selbst nur eine sehr geringe Zielfläche, und wurden sie zu hart gedrängt, so konnten sie sich bei ihrem geringen Tiefgange auf flaches Wasser zurückziehen, wohin ihnen die großen Schiffe nicht zu folgen vermochten.

Seitdem spielten Kanonenboote in den Kriegen öfter eine hervorragende Rolle, namentlich 1830 während der Losreißung Belgiens von den Niederlanden. Als im Jahre 1848 die Blockade der deutschen Häfen durch dänische Schiffe uns zum erstenmale unsere Ohnmacht zur See zum beschämenden Bewußtsein brachte und im ganzen Lande der Ruf nach einer Flotte erschallte, wurden auch von uns Kanonenboote gebaut, weil ihre Herstellung nur wenige Monate dauerte und man durch sie am frühesten in den Besitz von Verteidigungsmitteln gelangte.

Preußen baute deren sechsunddreißig, Schleswig-Holstein zwölf, und für die ehemalige deutsche Flotte wurden etwa dreißig angeschafft. Ihre Zeit war jedoch bereits vorüber; der Dampf wurde in den Marinen eingeführt und ihm gegenüber verloren Ruderboote ihren größten Wert.

Die Schleswig-Holsteiner erkannten dies bald; sie sahen, daß nur Dampfkraft und zwar die Schraube den Kanonenbooten ihre frühere Stärke wiedergeben konnte, und sie erbauten im Jahre 1849 das erste Schraubenkanonenboot, das nach dem bekannten kühnen Freischarenführer „von der Tann“ benannt wurde.

Der Versuch gelang vollständig und hat seitdem überall Nachahmung gefunden. Leider nahm der „von der Tann" ein frühzeitiges Ende. Nachdem er mutig die größten dänischen Schiffe angegriffen und ihnen verschiedene Gefechte geliefert hatte, wurde er in der Neustädter Bucht von dänischer Übermacht abgeschnitten. Lübeck verweigerte ihm den Einlauf in den Hafen von Travemünde, jedenfalls das beschämendste Beispiel unserer damaligen deutschen Zustände, und so sah sich der Kommandant gezwungen, das Fahrzeug, um es nicht in die Hände der Dänen fallen zu lassen, auf den Strand zu setzen und in Brand zu stecken.

Die deutschen Ruderkanonenboote kamen nicht mehr in Thätigkeit. Nach Auflösung der deutschen Flotte wurden die zu ihr gehörigen als Lastfahrzeuge für Handelszwecke verkauft. Es ging ihnen, wie so manchem edlen Schlachtroß, das als abgetriebener Mietgaul sein Ende findet. Sie waren aus freiwilligen Beiträgen des begeisterten Volkes erbaut, um nach wenigen Jahren als Kohlenfahrzeuge Lasten zu schleppen.

Die preußischen sind nicht mehr vorhanden; 1864 wurden sie noch einmal in Dienst gestellt, um in den Rügenschen Innengewässern als schwimmende Batterien etwaige Landungsversuche der Dänen zu verhindern. Damit war aber auch ihre kriegerische Laufbahn für immer beschlossen, und allmählich verwandelten sie sich in Lastfahrzeuge für den Dienst in unsern Kriegshäfen, bis sie auch dazu unbrauchbar und als Brennholz verkauft wurden. Von Dampfkanonenbooten schuf England während des Krimkrieges eine Flotte von einigen Hundert zum Angriff auf die von seichtem Wasser umgebenen russischen Festungswerke von Bomarsund, Sweaborg und den Alandsinseln. Sie thaten ihre Schuldigkeit, und die Plätze mußten kapitulieren.

Preußen folgte dem Beispiele in den Jahren 1859—1861, wenn auch nicht in so großartiger Weise, aber immerhin mit dreiundzwanzig, deren letzte beide jedoch mehrere Jahre auf Stapel blieben und erst 1865 vollendet wurden. Acht davon, die Kanonenboote erster Klasse: „Basilisk", „Blitz", „Kamäleon", „Komet", „Cyklop", „Delphin", „Drache", „Meteor", wurden auf der Danziger Werft gebaut; die übrigen fünfzehn: „Fuchs", „Hai", „Habicht", „Hyäne", „Jäger", „Natter", „Pfeil", „Salamander", „Schwalbe", „Skorpion", „Sperber", „Tiger", „Wespe", „Wolf" auf Privatwerften.

Erstere von 38 Meter Länge, 7 Meter Breite, 2,5 Meter Tiefgang und 242 Tonnengehalt, erhielten eine Niederdruckmaschine von 250 Pferdekräften und eine Bewaffnung von drei Geschützen, je eine gezogene 15 Centimeter Kanone vorn und hinten und ein glattes achtundsechzigpfündiges Bombengeschütz in der Mitte, alle drei auf Rahmenlafetten.

Die zweite Klasse von 33 Meter Länge, 6,7 Meter Breite, 2 Meter Tiefgang und 162 Tonnengehalt, hatte eine Hochdruckmaschine von 220 Pferdekräften und eine Bewaffnung von einer 12 Centimeter Kanone.

Um so kleinen Fahrzeugen die nötige Tragkraft für Maschine und Geschütze zu geben, mußten sie sehr stark gebaut und die feinen Linien, welche gute Seeeigenschaft bedingen, teilweise geopfert werden. Der Tiefgang gestattete nur einen kleinen Durchmesser der Schraube, von dem die Geschwindigkeit abhängig ist,

und sie wurden deshalb keine Schnellläufer. Immerhin brachten es die großen in ruhigem Wasser bis 9 und die kleinen bis zu 8½ Knoten. Vor 36 Jahren war dies nun noch ansehnlich und genügte für die Zwecke der Küstenverteidigung, aber für eine Kriegführung auf hoher See, wie man anfangs gehofft, zeigten sie sich doch vollständig ungeeignet. Infolge ihres flachen Bodens rollten sie bei etwas bewegter See schon so heftig, daß sie ihre Geschütze gar nicht gebrauchen konnten und, von großen Schiffen verfolgt, unrettbar verloren gewesen wären.

Dies war auch die Hauptursache, weswegen unsere Kanonenboote während des letzten dänischen Krieges eine verhältnismäßig unthätige Rolle spielten. Sie durften sich nicht auf die hohe See wagen, weil die großen feindlichen Schiffe ihnen an Schnelligkeit überlegen waren und die bei etwas rauher See verteidigungslosen Fahrzeuge mit einer Breitseite in den Grund gebohrt hätten. Die Dänen ihrerseits hielten sich aber klugerweise fern von der Küste.

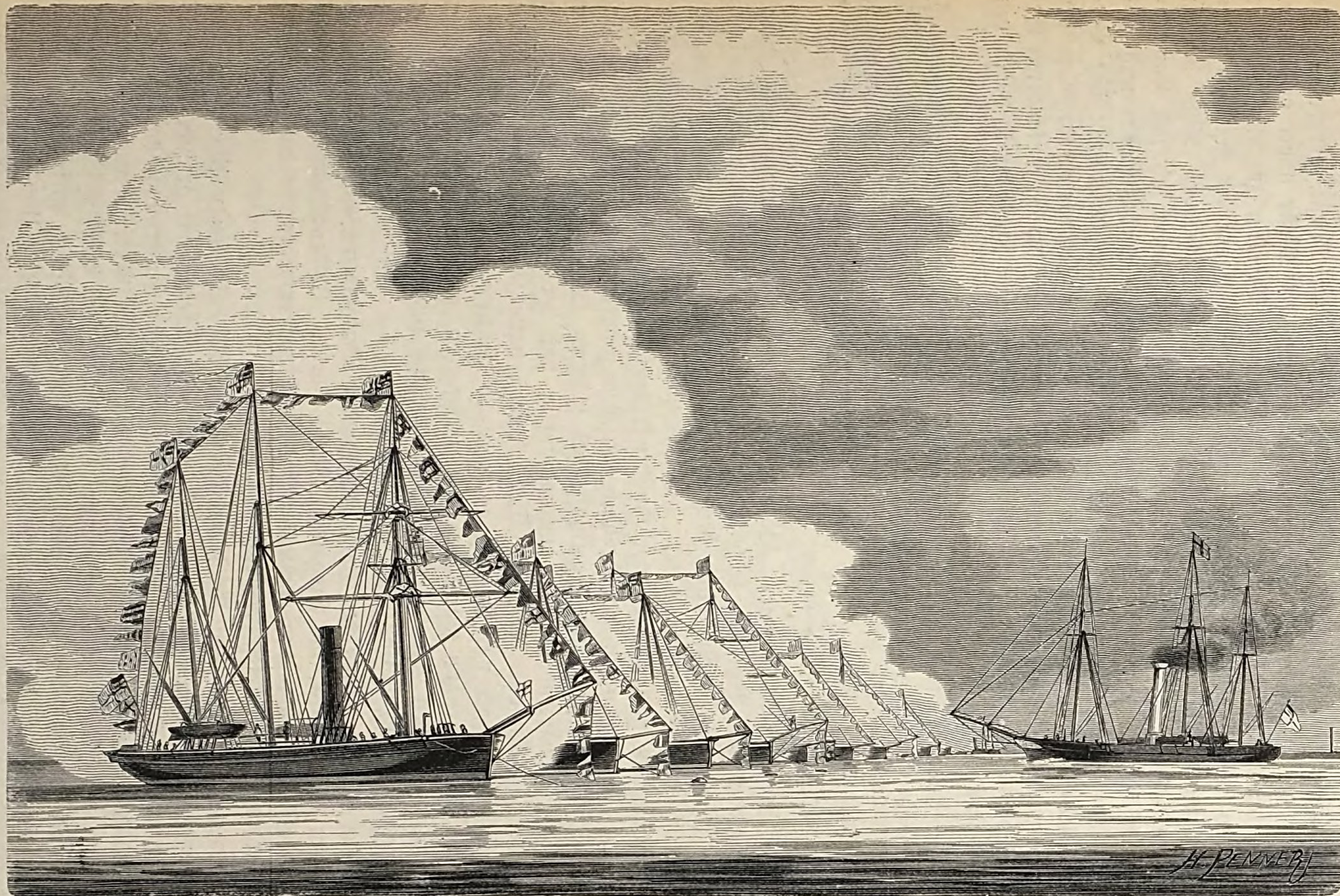
Dazu kam noch, daß auf den kleinen Booten alle Augenblicke etwas an den Maschinen in Unordnung und gar kein Verlaß auf dieselben war. Teilweise lag dies an den Maschinen selbst, teilweise aber auch an ihrer unrichtigen Behandlung seitens der Maschinisten, welche beim plötzlichen Ausbruche des Krieges in der Marine in der nötigen Zahl noch nicht vorhanden waren und deshalb angeworben werden mußten, ohne daß die Mittel gegeben waren, ihre Fähigkeiten eingehend zu prüfen. Angesichts dieser Thatsachen und der scharfen Bewachung seitens der Dänen, welche ihre schnellsten Fregatten auf der Westseite Rügens hielten, mußte auch davon Abstand genommen werden, die Kanonenboote nach Holstein oder Schleswig zu senden, wo sie allerdings von entscheidender Bedeutung gewesen wären.

Trotzdem leisteten sie im Kriege soviel sie irgend vermochten. Sie waren in vier Divisionen geteilt, deren jede aus einem Kanonenboote erster Klasse und vier resp. drei zweiter Klasse bestand. „Basilisk" und „Blitz" befanden sich nicht in der Ostsee; sie waren mit dem Aviso „Adler" im Mittelmeere gewesen, als der Krieg ausbrach, und hatten sich in der Nordsee mit dem österreichischen Geschwader vereinigt; „Drache" und „Meteor" waren damals noch nicht fertig.

Die Thätigkeit der ersten Division in dem Gefecht bei Jasmund ist bereits bei der Beschreibung des letzteren erwähnt.

Die dritte Division unter Kapitänlieutenant Arendt hatte am 2. Juli ein dreiviertelstündiges Gefecht gegen die dänische Schraubenfregatte „Tordenskiold" von vierunddreißig und gegen den Raddampfer „Hekla" von sechs Geschützen. Die vier großen Kanonenboote waren inzwischen zu einer besonderen Division zusammengezogen, und die drei andern aus je fünf kleinen Booten gebildet.

Die dritte Division war bei Dornbusch an der Westseite Rügens aufgestellt, als die Dänen an jenem Tage in Sicht kamen. Es war ruhige Witterung, Kapitänlieutenant Arendt beschloß den Angriff und dampfte auf die feindlichen Schiffe zu. Anfänglich kamen sie ihm entgegen, bald jedoch drehten sie bei, und die Division war dadurch gezwungen, wenn sie sich schlagen wollte, sich fast drei Meilen von der Küste zu entfernen. Der Divisionskommandeur ließ sich dadurch nicht irre machen, setzte seinen Kurs fort und eröffnete das Feuer auf 2000 Meter



Grille.

Die Kanonenbootflottille in Parade vor S. M. dem Kaiser Wilhelm I.

gegen die Dänen. Diese erwiderten dasselbe teils mit Breitseiten, teils mit Einzelschüssen und machten etwa zehn Minuten darauf Miene, gerade auf die Kanonenboote loszugehen. Sie waren jedoch kaum 300 Meter näher gekommen, als sie sich wieder quer legten. Ihre Absicht, die Preußen zu schrecken, war mißlungen, die Division erwartete sie ruhig, und dies sowie die Wirkung ihrer 15 Centimeter Geschütze mochte den Dänen bedenklich erscheinen. Man beschoß sich von beiden Seiten noch eine halbe Stunde lang, dann sah sich Kapitänlieutenant Arendt gezwungen, sich langsam unter Land zurückzuziehen und das Gefecht abzubrechen, weil fünf seiner zehn Geschütze durch Springen der Verschlußthüren unbrauchbar geworden waren. Die 15 Centimeter Kanonen der Marine waren damals mit Kolbenverschluß versehen und die ersten schweren Geschütze nach diesem Modell, das sich nicht bewährte und jetzt überall durch den Keilverschluß ersetzt ist.

Die Dänen folgten den Kanonenbooten nicht, sondern hielten nordwärts ab, und besondere Erfolge scheint das Gefecht nicht gehabt zu haben, obwohl zehn bis zwölf Treffer auf preußischer Seite beobachtet wurden. Die Kanonenboote hatten gar nicht gelitten; nur war die Schanzkleidung des „Sperber" durch Granatstücke etwas mitgenommen.

In der Nordsee nahmen „Basilisk" (Korvettenkapitän Schau) und „Blitz" (Kapitänlieutenant Maclean) lebhaften Anteil an dem Seegefecht bei Helgoland am 9. Mai 1864. Wie schon bemerkt, befanden sie sich unmittelbar vor dem Kriege mit dem Radaviso „Adler" unter Kommando des Korvettenkapitäns Klatt im Mittelmeere und konnten vor Ausbruch desselben die Ostsee nicht mehr erreichen. Sie vereinigten sich deshalb mit dem österreichischen Geschwader, das unter Befehl des Kapitäns Tegetthoff, des späteren Siegers von Lissa, aus der Fregatte „Schwarzenberg" von zweiundfünfzig, und der Fregatte „Radetzky" von achtunddreißig Kanonen bestand. Der „Adler" hatte sechs Geschütze, die beiden Kanonenboote jedoch nur je zwei gezogene 15 Centimeter. Das achtundsechzigpfündige Bombengeschütz war ihnen nicht mitgegeben, weil es auf einer so weiten Reise in der hohen See des Atlantischen Oceans als zu schwer für die kleinen Fahrzeuge erachtet wurde.

Die Dänen stellten den fünf Schiffen der Verbündeten mit sechsundneunzig Kanonen drei Schiffe, die Fregatten „Niels Juel", „Jylland" und die Korvette „Heimdal" von zusammen einhundertvier Geschützen entgegen, so daß die Macht auf beiden Seiten ungefähr gleich war.

Tegetthoff suchte den Feind bei Helgoland auf, und um 2 Uhr begann der Kampf, der zwei Stunden dauerte und von beiden Seiten mit größter Tapferkeit geführt wurde. Das Feuern begann auf 2000 Meter Entfernung, die sich jedoch allmählich verringerte und schließlich nur noch 2—300 Meter betrug. Tegetthoff versuchte den „Niels Juel" zu entern, aber dieser wich durch geschickte Manöver aus, und es blieb bei dem Feuergefecht. Eine unglücklich springende Granate steckte den Vortop des „Schwarzenberg" bereits um 2¾ Uhr in Brand, und obwohl die brennende Fregatte mit ungeschwächtem Mute noch dreiviertel Stunden

den Kampf fortsetzte, mußte sie um 3 Uhr 30 Minuten sich zurückziehen. Die Dänen folgten und versuchten dabei das Kanonenboot „Basilisk“ abzuschneiden. Die führende Fregatte „Niels Juel“ hatte sich ihm schon bis auf 700 Meter genähert, und jeder glaubte, daß das Boot verloren sei, als erstere plötzlich ihre Fahrt hemmte. Einige wohlgezielte 15 Centimeter Granaten, von denen eine anscheinend das Ruder zerschmetterte, hatten sie kampfunfähig gemacht. Die Dänen hielten mit der Verfolgung inne, und kurz darauf sah man den „Niels Juel“, von der „Jylland“ ins Schlepptau genommen, sich entfernen.

Während das feindliche Geschwader nordwärts steuerte, konnten die Österreicher unbehelligt unter Helgoland laufen, dort den Brand des „Schwarzenberg“ löschen und noch in derselben Nacht nach Kuxhaven zurückgehen.

Wie hartnäckig in der zweiten Stunde gekämpft wurde, erhellt aus den Verlusten, von denen namentlich der „Schwarzenberg“ betroffen war. Sein Rumpf hatte 190 Kugellöcher, ein Offizier und dreißig Mann tot, fünfzig Mann waren schwer und dreiundzwanzig leicht verwundet. Auf dem „Radetzky“ waren ein Kadett und zwei Mann tot und zweiundzwanzig Mann verwundet. Die preußischen Fahrzeuge hatten weder Tote noch Verwundete. Dies erklärt sich daraus, daß die Dänen vollauf zu thun hatten, um den kühnen Tegetthoff von sich abzuhalten, und deshalb ihr Feuer fast auf ihn allein richteten, ohne sich um die Preußen viel zu kümmern, mit denen sie nach Überwältigung des „Schwarzenberg“ leichtes Spiel gehabt hätten. Indessen war diese Ansicht doch eine irrige, denn der „Basilisk“ machte ihnen einen unangenehmen Strich durch die Rechnung und zwang sie zur Umkehr.

Sie gaben ihre Verluste auf vierzehn Tote und dreißig Verwundete an, es ist jedoch wahrscheinlich, daß sie mehr gelitten, denn der „Niels Juel“, das führende Schiff, auf das wieder die Verbündeten hauptsächlich ihre Feuer gerichtet, war ebenso arg mitgenommen wie der „Schwarzenberg“.

Unmittelbar vor Abschluß des Friedens spielte das Kanonenboot „Blitz“ noch bei Einnahme der friesischen Inseln Sylt, Föhr und Amrum eine sehr thätige Rolle. In den dortigen Binnengewässern befand sich der während des Krieges vielgenannte Kapitänlieutenant Hammer mit einer dänischen Flottille von zwei kleinen Dampfern, sechs Ruderkanonenjollen mit je einem Sechzigpfünder armiert, 12 Zollkuttern, einigen Transportfahrzeugen und mehreren, von Hammer gemachten Prisenschiffen.

Es waren bereits Gerüchte vom Waffenstillstand im Umlauf, und die österreichische Flotte wollte vorher das letzte Stück schleswigscher Lande, wo noch die dänische Herrschaft galt, in deutsche Hände bringen.

Vom 12. bis 18. Juli wurden die friesischen Inseln ohne Blutvergießen von österreichischen Seeleuten und von Landtruppen, welche auf Booten von der schleswigschen Küste herüberkamen, besetzt. Hammer, welcher sich mit seinen Fahrzeugen in die flachen Gewässer nordwärts von Wyk auf Föhr zurückzog, war zwar vollständig eingeschlossen, konnte aber von den Geschützen der verbündeten Flottille, die einen zu großen Tiefgang hatte, nicht erreicht werden und wies daher jede Aufforderung, sich zu ergeben, zurück. Die Zeit drängte, da der Waffenstillstand

vor der Thür war, und deshalb versuchte der „Blitz“ am 19. abends sein möglichstes, um den Dänen, welche ebenfalls wegen des flachen Wassers nicht weiter nordwärts zurück konnten, näher zu kommen.

Dank der starken Bauart des Kanonenbootes, dessen Boden es nicht schadete, wenn es einmal mit voller Fahrt auf den Grund lief und sich ein paar hundert Fuß weit mit voller Maschinenkraft mehrere Zoll durch den Sand wühlen mußte, gelang es Kapitänlieutenant Maclean, sich während der Nacht 700 Meter weiter nördlich zu arbeiten, so daß er nur noch 2600 Meter von den Dänen entfernt war und am anderen Morgen diese mit seinen gezogenen 15 Centimeter Kanonen beschießen konnte.

Es kam jedoch nicht dazu. Hammer sah selbst ein, daß er verloren war, ging noch in der Nacht des 19. Juli auf einem seiner kleinen Dampfer an Bord des „Blitz“ und ergab sich mit allen seinen Fahrzeugen an den Befehlshaber desselben.

Am 20. begann endlich die erwartete Waffenruhe, welche dem Frieden vorherging, für Hammer einen Tag zu spät. Jedenfalls war es aber dem „Blitz“ zu danken, daß die Flottille genommen wurde, und unsere Kanonenboote haben deshalb im Kriege von 1864 nach allen Richtungen hin wesentliche Dienste geleistet und ihre Schuldigkeit gethan.

Seit jener Zeit haben sie ihre militärische Wichtigkeit eingebüßt, obwohl sie während des letzten Krieges doch sehr nützlich waren und eines derselben, der nach den westindischen Gewässern entsandte „Meteor“, sich durch seinen siegreichen Kampf gegen den bedeutend größeren und schnelleren Aviso „Bouvet“ einen hellklingenden Namen in Deutschland erwarb. Sowohl dieses Gefecht wie der nächtliche Angriff der „Nymphe“, der kühne Kreuzzug der „Augusta“ und der Angriff der „Grille“ zeigte, daß es den deutschen Seeleuten und ihren Führern nicht an Mut fehlt, ohne Zögern gegen Übermacht zu kämpfen, wenn dabei nur ihre eigenen Schiffe in das Spiel kommen und durch den eventuellen Untergang nicht höhere Zwecke geschädigt werden können.

Das Kanonenboot „Meteor“ unter Führung des Kapitänlieutenants Knorr war im Herbst 1869 nach Westindien als Stationsschiff entsandt. Seine Bewaffnung bestand aus drei Geschützen (ein 15 Centimeter, zwei 12 Centimeter), und seine Besatzung zählte fünfundsechzig Köpfe.

Trotz dieser geringfügigen Stärke leistete der „Meteor“ dort die ersprießlichsten Dienste, und die Umsicht und Thatkraft seines Kommandanten flößten den Regierungen der halbcivilisierten Staaten in Centralamerika und Westindien einen solchen Respekt ein, daß bei den dortigen häuslichen Wirren, die beständig zu sein scheinen, die Deutschen unbehelligt blieben und die ihnen früher zugefügten Beleidigungen ausgeglichen wurden.

Die Nachricht von dem Ausbruche des Krieges fand den „Meteor“ in Venezuela, von wo er nach Havana abging. Dort gesellte sich der französische Aviso „Bouvet“ zu ihm.

Dies Fahrzeug hatte eine ungefähre gleiche Bewaffnung wie der „Meteor“, war ihm aber an Schnelligkeit, Größe und Besatzung weit überlegen. Es führte ein 16 Centimeter und zwei 12 Centimeter Geschütze, hatte eine Maschine von

hundertdreißig Pferdekraft und fünfundachtzig Mann Bemannung gegen achtzig Pferdekraft und fünfundsechzig Mann des „Meteor". Trotz dieser Überlegenheit beschloß Kapitänlieutenant Knorr den „Bouvet" anzugreifen, sobald sich Gelegenheit dazu bieten würde.

Am 8. November 1870 verließ letzterer den Hafen, und der „Meteor" folgte ihm nach Ablauf der von den Neutralitätsgesetzen vorgeschriebenen vierundzwanzig Stunden, um ihn aufzusuchen. Gegen Mittag fand er das feindliche Fahrzeug und ging mit vollem Dampf auf dasselbe los. Das Gefecht begann gegen zwei Uhr und wurde von dem „Bouvet" eröffnet. Der „Meteor" erwiderte das Feuer erst auf 800 Meter Entfernung. Die beiden Fahrzeuge näherten sich dann mit entgegengesetztem Kurse schnell bis auf 2—300 Meter; dann kam der „Bouvet" mit vollem Dampf gerade auf den „Meteor" los.

Seine Absicht war unzweifelhaft eine kühne, er wollte, weil er so bedeutend größer war, das Kanonenboot in den Grund laufen. Dieses erkannte jedoch noch rechtzeitig die drohende Gefahr und vereitelte durch ein geschicktes Manöver die Absicht des Feindes, wenngleich ein Zusammenstoß doch nicht gänzlich zu vermeiden war und dieser dem „Meteor" argen Schaden zufügte.

Der Vordersteven des „Bouvet" fuhr hart an der Schiffsseite des „Meteor" entlang, faßte dabei die Mündungen der beiden fertig zum Feuer und ausgerannt stehenden Geschütze, schob sie vor sich her und machte sie für den Augenblick gefechtsunfähig. Kranbalken und die stärkere Bemastung des Franzosen rissen die Fockraa des „Meteor" wie seine Boote herunter und brachen ihm den Groß- und Basanmast. Gleichzeitig erhielt das Kanonenboot aus den Toppen und dem Deck des so viel höheren „Bouvet" Gewehrfeuer, das zwei Mann tötete und einen schwer verwundete, und von den Deutschen nur unvollkommen erwidert werden konnte, weil die feindlichen Schützen, welche soviel höher und versteckt waren, in dem kurzen Augenblick des Zusammenstoßes schwer zu sehen waren.

Der Besan- wie der Großmast fielen beide nach Steuerbord über Bord; letzterer schwankte eingeknickt eine Zeitlang hin und her und wurde durch ein absichtliches Manöver des Kapitänlieutenants Knorr zum Fallen nach dieser Seite gebracht, um nicht auf die beiden an Backbord ausgerannten hinteren Geschütze zu fallen und sie gefechtsunfähig zu machen, da auf diesen jetzt die Rettung des „Meteor" beruhte, namentlich wenn, wie zu befürchten stand, durch das über Bord hängende Tauwerk die Schraube unklar werden sollte.

Der Augenblick war für den „Meteor", der in der ziemlich hohen See und nach Verlust der sonst ein Gegengewicht bildenden Masten noch viel schlimmer als sonst schlingerte, während der so viel größere und anders gebaute „Bouvet" fast ruhig lag, ein höchst verhängnisvoller.

Glück und Geschicklichkeit beseitigten jedoch die Gefahr, der „Bouvet" ließ den Moment ungenützt vorübergehen, der „Meteor" konnte, ehe die Schraube unklar wurde, noch so weit drehen, daß seine fertigen Backbordgeschütze Richtung auf den Feind bekamen und feuern konnten, und dieser Umstand verschaffte dem Kanonenboote den Sieg.

Eine seiner Granaten traf einen Kessel des „Bouvet", was man an dem ausströmenden Dampf sehen konnte, und machte ihn dadurch gefechtsunfähig. Der „Meteor" suchte nun sich dem Feinde zu nähern, um ihn zu nehmen, als leider durch die über Bord hängende Takelage die Schraube unklar wurde und die Maschine stoppen mußte.

Den durch das Klaren entstehenden halbstündigen Aufenthalt benutzte der „Bouvet", um Segel zu setzen und nach dem Hafen von Havana zu fliehen. Wegen Verlustes seiner Takelage mußte der „Meteor" leider warten, bis die Maschine wieder in Thätigkeit treten konnte. Als er dann die Verfolgung mit vollem Dampf wieder aufnahm und sich so weit genähert hatte, daß seine Geschütze den „Bouvet" fast erreichten, zeigte ein zwischen ihm und dem „Bouvet" abgefeuerter Schuß der spanischen Dampfkorvette „Hernando Cortez" dem Kanonenboote an, daß der Feind sich innerhalb der Neutralitätsgrenze befinde, und so entging der letztere leider dem Genommenwerden.

Immerhin aber war das Gefecht für die deutsche Marine ein sehr ruhmreiches und zeigte das Wollen und Können unserer Seeleute, wenn die Verhältnisse nicht gar zu ungünstig gegen sie sprechen.

Die Ausbesserung des „Meteor" dauerte ziemlich lange, weil, wahrscheinlich auf französischen Betrieb, die Beschaffung der Masten und Boote auf jede Weise erschwert wurde. Inzwischen erhielten die Franzosen auch bedeutende Verstärkung, und so blieb der „Meteor", der gewiß das Mögliche geleistet, bis zum Frieden in Havana liegen.

Nach Abschluß desselben kehrte er in die Heimat zurück.

Er stationierte noch zwei Jahre im Mittelmeere, war dann aber aufgebraucht und wurde durch einen neuen eisernen „Meteor" ersetzt, ebenso wie der „Blitz" und „Cyklop". Die Ersatzboote wurden jedoch größer gemacht. Sie waren 4,3 Meter länger und 0,65 Meter breiter als die alten, hatten infolge dessen 62 Tonnen mehr Gehalt, und die Maschine war um hundert indizierte Pferdekräfte stärker als bei den alten, um sie sicherer nach dem Mittelmeere oder Ostasien zu schicken, wo beständig je eins derselben stationierte.

Da eine Reise nach China für ein so kleines Fahrzeug aber immerhin gefährlich ist, so blieb das betreffende Kanonenboot dort, bis es aufgebraucht war, und nur die Besatzung wechselte alle zwei Jahre.

Von den Kanonenbooten erster Klasse sind nur noch zwei im Dienst, aber ebenfalls bald aufgebraucht: „Wolf" und „Hyäne". Ein drittes, der „Iltis", ging am 23. Juli 1897 in einem Wirbelsturme, von dem es auf ein Felsenriff in der Nähe von Kap Shantung an der chinesischen Küste geschleudert wurde, verloren, und von seiner 85 Köpfe betragenden Besatzung wurden nur 11 Mann gerettet.

Der „Iltis" stammte aus dem Jahre 1878 und war ein Ersatzbau für ein aufgebrauchtes Dampfkanonenboot, aus Eisen hergestellt, 42 Meter lang, 7,7 Meter breit, 3 Meter tiefgehend und mit Backtakelage versehen (die beiden vorderen Masten mit Raaen, der hintere mit Gaffelsegeln) so daß er eben so gut segeln wie dampfen konnte.

Das Schiff war zwar schon 6 Jahre in den ostasiatischen Gewässern gewesen, aber noch vollkommen seetüchtig, konnte jedoch mit seiner verhältnismäßig schwachen Maschine nur 9 Knoten Fahrt machen.

In dem Kapitel „Untergang des Frauenlob" ist ein solcher Wirbelsturm, wie er öfter in den chinesischen Gewässern unter dem Namen „Taifun" auftritt, und wie durch solche Cyklone schon früher vier von unseren Kriegsschiffen, „Frauenlob", „Augusta", „Adler" und „Eber" vernichtet wurden, näher beschrieben. Wenn er schnell herannaht und Nähe von Land oder Untiefen ein Vermeiden seines Mittelpunktes mit dessen unbeschreiblicher Sturmesgewalt verbieten, dann vermag sehr selten ein Schiff, mag es noch so gut und stark gebaut sein, der letzteren zu widerstehen.

Der „Iltis" befand sich in der Nähe der chinesischen Küste, als der Cyklon heranbrauste. Für seine schwache Maschine waren Sturm und See zu schwer, er wurde landwärts auf die Felsen getrieben und zerschmettert. Fünf Offiziere und 69 Mann von der Besatzung fanden mit ihm ihr Grab in der Tiefe, aber so schmerzlich auch der Unglücksfall war, darf nicht nur die Marine, sondern ganz Deutschland mit Stolz auf ihn blicken, weil er ein hochehrendes Zeugnis für den Charakter unserer deutschen Seeleute aufwies. Sie wußten alle im Augenblicke der Strandung, daß sie dem Tode ins Angesicht schauten und die nächste Brandungswelle ihr Schicksal besiegeln würde. Aber keinen Moment verleugneten sie ihren hohen Mut und die Treue, die sie dem Kaiser geschworen. Unter dreifachem Hurra auf ihren Kriegsherrn nahmen sie Abschied von ihm, von den Ihrigen daheim und vom Leben. Dann stimmten sie das Flaggenlied an, doch kaum hatten sich seine ersten Töne mit dem Brausen des Sturmes gemischt, da rollte donnernd eine See heran und begrub sie in ihrem Schoße. Wahrlich, so lange solche Gefühle unsere Truppen zu Lande und zu Wasser beseelen, darf unser Vaterland ruhig sein, kein Feind wird ihm schaden. Das Andenken an das kleine Schiff wird aber in der Marine nicht erlöschen und in ihrer Geschichte für immer einen ruhmvollen Platz einnehmen.

Von den Kanonenbooten zweiter Klasse dient allein der „Hai" als Tender des Artillerieschulschiffes, alle übrigen sind zu Fahrzeugen für Werft- und Hafendienst umgewandelt.

Die Kaiserlichen Jachten „Kaiseradler“ und „Hohenzollern“.

Es ist bereits unter dem Kapitel „Kreuzer“ erwähnt worden, daß die erste kaiserliche Jacht „Hohenzollern“, als 1893 die neue gleichen Namens fertig geworden war, in „Kaiseradler“ umgetauft wurde, und weil sie sowohl wegen ihrer geringeren Schnelligkeit wie auch als Raddampfer sich zur Einreihung in die aktiven Kriegsschiffe zum Spähdienst nicht eignete, zur Verfügung des Kaiserlichen Hofes für besondere Fälle als zweite Dampfjacht geblieben ist.

Da sich jedoch an sie eine wichtige historische Begebenheit knüpft, verdient sie näherer Erwähnung, bevor auf die Beschreibung der neuen „Hohenzollern“ eingegangen wird.

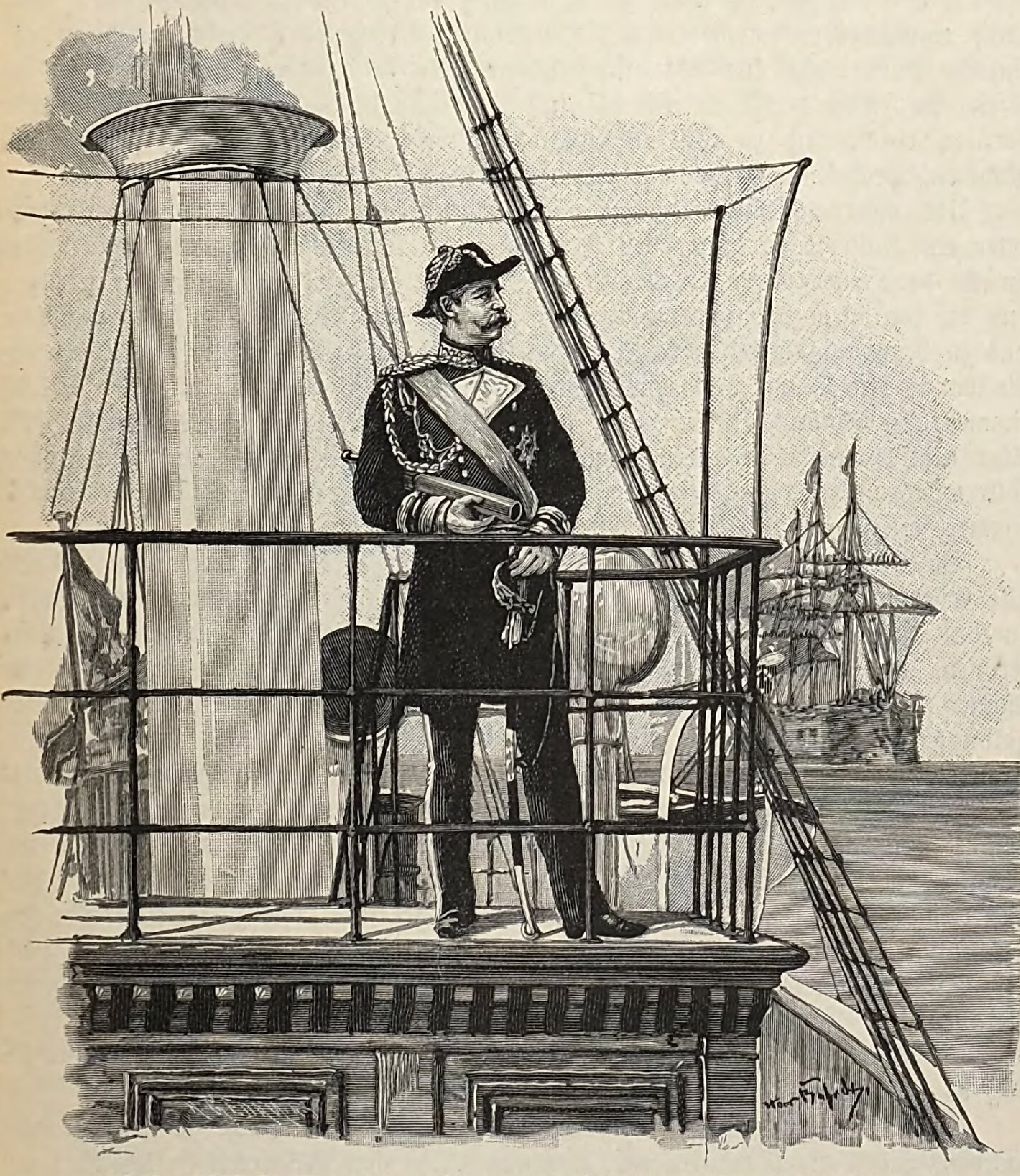
Sie ist 1877/1878 gebaut und zwar auf der Germaniawerft in Kiel, an Stelle der kleinen „Grille“.

Bei 81 Meter Länge, 10 Meter Breite und 4,2 Meter Tiefgang, hat sie mehr als den vierfachen Raumgehalt der Grille, d. h. 1500 Tonnen statt 350 wie jene, und eine Maschine von dreitausend Pferdekräften verleiht ihr eine Geschwindigkeit von sechzehn Knoten, welche vor zwanzig Jahren eine außerordentliche war.

Sie ist mit zwei schlanken Pfahlmasten ohne Raaen getakelt, die nur Gaffelsegel führen und deren ziemlich schräg nach hinten geneigte Stellung dem Fahrzeuge ein schneidiges, elegantes Aussehen geben. Die Bemannung beträgt 133 Köpfe, welche natürlich nur aus ausgesuchten Leuten, sowohl dem Aussehen, als der Tüchtigkeit nach bestehen, wie es sich für eine Kaiserliche Jacht geziemt. Dieselbe durfte als ein Meisterstück deutscher Schiffsbaukunst angesehen werden, die damit alle Ehre eingelegt hat. Vom besten Holz, stark und verläßlich gebaut, verbindet sie damit feine und gefällige Linien, und ihre äußere Erscheinung besticht nicht nur das Auge des Seemannes, sondern berührt auch das des Landbewohners angenehm.

Dem Äußeren entspricht die innere Einrichtung. Bei Vermeidung aller Überladung und Bewahrung preußischer Einfachheit ist sie dennoch fürstlich, geschmackvoll gediegen, und überall im Renaissancestil gehalten. Auf dem Oberdeck ist für die Benutzung der Allerhöchsten Herrschaften zunächst ein Pavillon vor-

behalten, der drei Räume, einen großen Salon, ein Rauch- und ein Spielzimmer enthält. Die Täfelung dieser Räumlichkeiten besteht aus Nußbaumholz mit figürlichen Darstellungen, die sich auf das Meer beziehen; die mit Seidenstoff



Kaiser Wilhelm II. auf der Kommandobrücke der Jacht „Kaiseradler“.

bezogenen Möbel sind ebenfalls aus Nußbaumholz geschnitzt, und die drei Zimmer empfangen ihr Licht seitwärts durch Fenster.

Zu den Kaiserlichen Gemächern führt hinter dem Pavillon eine bequeme Treppe in das Zwischendeck, zunächst auf einen Vorplatz, auf den fünf Thüren

münden. Geradeaus nach hinten gelangt man in den Speisesaal, rechts und links in die Empfangzimmer des Kaisers und der Kaiserin und durch die beiden letzten Thüren weiter nach vorn in die zugehörigen Schlafzimmer.

Der Speisesaal von acht Fuß Höhe ist sehr geräumig, nimmt die ganze Breite des Schiffes ein und gewährt Platz für vierundzwanzig Gedecke. Sein Licht empfängt er durch ein mit Glaskuppel versehenes Oberlicht, in dem eine einfache Kaiserkrone aus Altmessing hängt. Er ist durchweg mit Eichenholz getäfelt, die Felder der Decke sind bläulich grün gemalt, die Wände mit Schnitzereien verziert, ebenso die zu ihm führenden Thüren. Der Oberteil der Wände hat Rahmen, welche mit golddurchwirktem Seidenstoff bekleidet sind.

Über einem großen Spiegel mit Konsole zeigt sich eine von Meerestieren getragene Kaiserkrone, unter den Fenstern sind altdeutsche Inschriften und Wahlsprüche der Hohenzollern angebracht. Der Speisetisch wird von Sphinxen getragen, und die sonstigen Schnitzereien beziehen sich auf das Meer. Die Empfangzimmer sind in Nußbaum mit gelbem Ahorn getäfelt, die Decken gemalt, die Möbel aus Nußbaum mit Bezug aus gepreßtem Leder, während die Täfelung der Schlafzimmer aus Rotbuche besteht, und die Möbel aus demselben Holze gefertigt sind. Über dem Kopfende der reichgeschnitzten Bettstellen befindet sich über dem Hohenzollernwappen die von Meeresungeheuern getragene Kaiserkrone. An die Schlafzimmer schließt sich dann noch das Badezimmer.

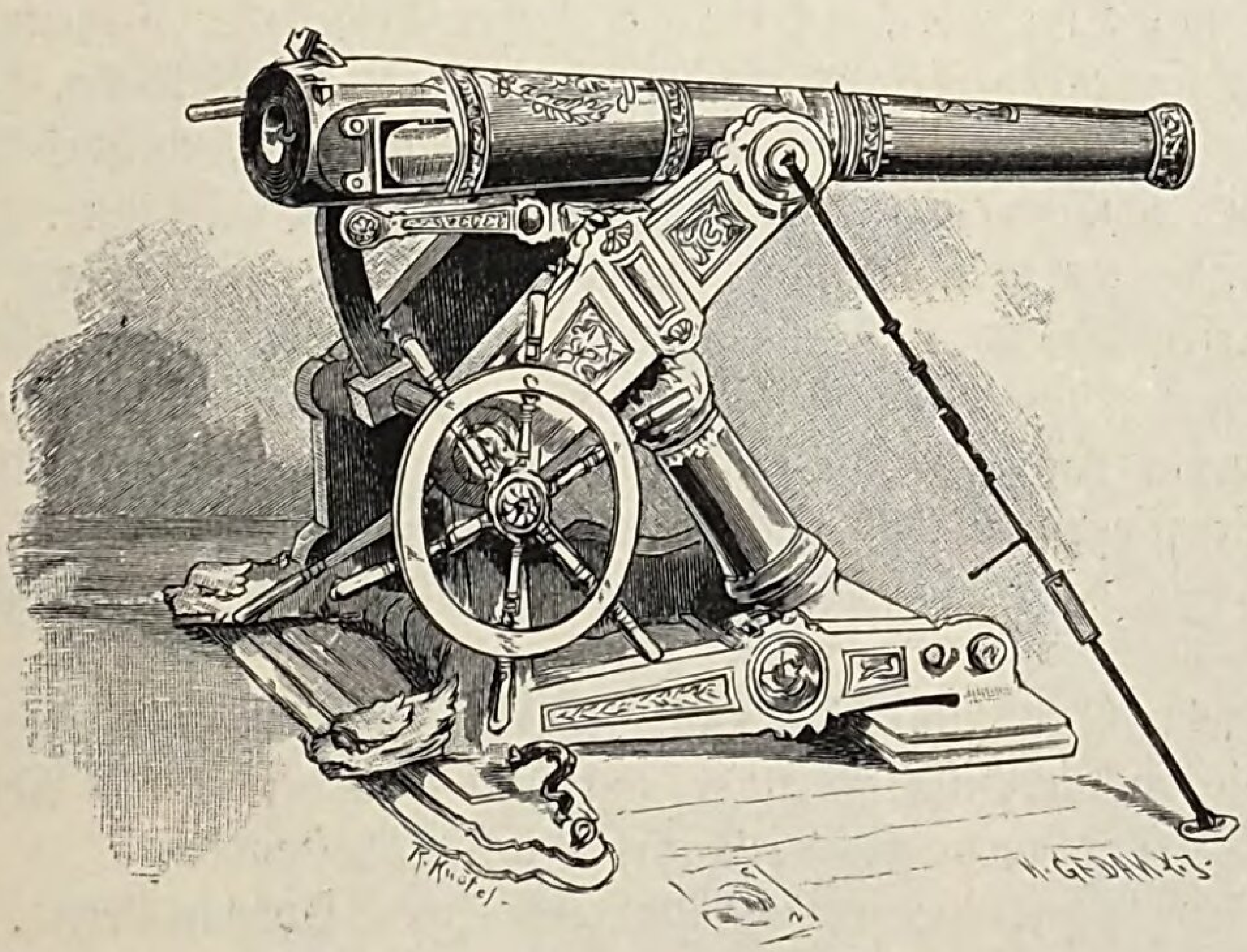
Die Verschanzung auf dem Deck ist mit Teakholz in Naturfarbe getäfelt; alle Eisenteile sind, wo irgend angängig, durch Messing ersetzt, was nicht wenig zu dem guten Aussehen des Decks beiträgt; die Mastspitzen tragen vergoldete Kronen, und ähnliche reiche Verzierungen schmücken auch die Außenseite des schönen Schiffes. Die Gallionsfigur bildet ein fliegender Adler in reicher Vergoldung, am Heck erscheint das Hohenzollernwappen, und auf dem Radkasten prangen ebenfalls mächtige vergoldete Kaiserkronen in Lorbeerzweigen. Endlich sind noch die beiden Geschütze zu erwähnen, 12 Centimeter Kanonen, ein Geschenk von Krupp in Essen für das Schiff, mit prachtvoll verzierten Rohren und Lafetten, die nach einem besondern Plane gebaut, keinen Rücklauf haben. Daß auf dem Schiffe sämtliche Neuerungen eingeführt sind, wie z. B. elektrische Beleuchtung und dgl., ist selbstverständlich, und ebenso ist für den Fall eines Lecks der Sicherheit durch sechs eiserne wasserdichte Schotten im Raum Rechnung getragen.

So kann sich denn das Schiff überall sehen lassen, ohne fürchten zu müssen, daß es abfälligen Urteilen ausgesetzt ist.

Selten aber wohl ist der Name einer fürstlichen Jacht so viel genannt worden, haben die Gedanken und Segenswünsche von Millionen sie begleitet, wie dies in der letzten Hälfte des Monats Juli 1888 bei der ersten „Hohenzollern" geschehen, als Kaiser Wilhelm II. auf ihr seine Meerfahrt an die nordischen Höfe unternahm. Das war keine gewöhnliche Seefahrt, sondern ein geschichtliches Ereignis von höchster Bedeutung sowohl für Deutschland, wie für die civilisierte Welt. Eingedenk des Vermächtnisses seines Kaiserlichen Großvaters begab sich unser jugendlicher Herrscher auf die Reise, um dem Zar die Hand zu reichen und

seine Regierung mit einem Friedenswerke zu beginnen, dessen Gelingen nicht nur sein Haupt mit dem köstlichsten Ruhmeskranze zu schmücken, sondern auch ganz Europa Segen zu spenden geeignet ist. Er nahte sich aber nicht als Bittender oder wie jemand, der etwas gut zu machen hat — nein, er erschien in Begleitung eines großartigen Geschwaders, er kam als der mächtige Kaiser des geeinten Deutschlands, der niemand zu fürchten hat und nur aus freiem Entschlusse eines edlen Herzens Friede und Freundschaft anzubahnen und zu erhalten bestrebt ist, um deren Segnungen Europa zu teil werden zu lassen, wie es zwei Jahrzehnte lang das stete Streben Kaiser Wilhelm I. gewesen ist.

Es war ein großartiges und prachtvolles, wie für jeden Vaterlandsfreund erhebendes Schauspiel, das am Morgen des 14. Juli der Hafen von Kiel bot.



Eins der von Krupp in Essen dem Kaiser Wilhelm I. für die „Hohenzollern" geschenkten Prachtgeschütze.

Nicht weniger als vierzig deutsche Kriegsschiffe aller Klassen ließen dort zur Begrüßung des Kaisers ihre Flaggen im Winde flattern, und wohl durfte es die Herzen der aus allen Teilen Deutschlands zu vielen Tausenden herbeigeströmten Zuschauer mit freudigem Stolze erfüllen, unsere Flotte bei dieser Gelegenheit in so unerwartet großer Zahl auftreten und Deutschlands schnell gewachsene Macht zur See sich entfalten zu sehen.

Zehn der Schiffe waren zur Begleitung der Kaiserlichen Jacht auf der Meerfahrt ausersehen, die vier Panzer „Baden", „Bayern", „Kaiser" und „Friedrich der Große" — vier Kreuzerfregatten „Stein", „Gneisenau", „Moltke" und „Prinz Adalbert" und die beiden Avisos „Blitz" und „Zieten". In langer Linie und gleichen Abständen lagen sie an den Bojen und unter Dampf im Hafen, die „Hohenzollern" am weitesten nach außen, in den Toppen die Kriegsflaggen führend, während die übrigen Schiffe über die Toppen geflaggt und sich damit

in bunten heiteren Schmuck gekleidet hatten und Hunderte von Booten, Fahrzeugen und kleinen Dampfern dem schönen Bilde die lebhafteste Färbung gaben.

Als der Kaiser an der Landungsbrücke der Kriegsschiffe das seiner harrende zwölfruderige Boot der „Hohenzollern“ bestieg, und an dessen Bug die Kaiserliche Standarte sich entfaltete, da entboten die Geschütze der Schiffe dem Herrscher ihren ehernen Gruß, und ihr Donner mischte sich mit dem Jubel der vieltausendköpfigen Menge an Land und auf den Booten und mit dem Hurra der auf den Raaen paradierenden Mannschaften, während das Boot an der Linie entlang fuhr.

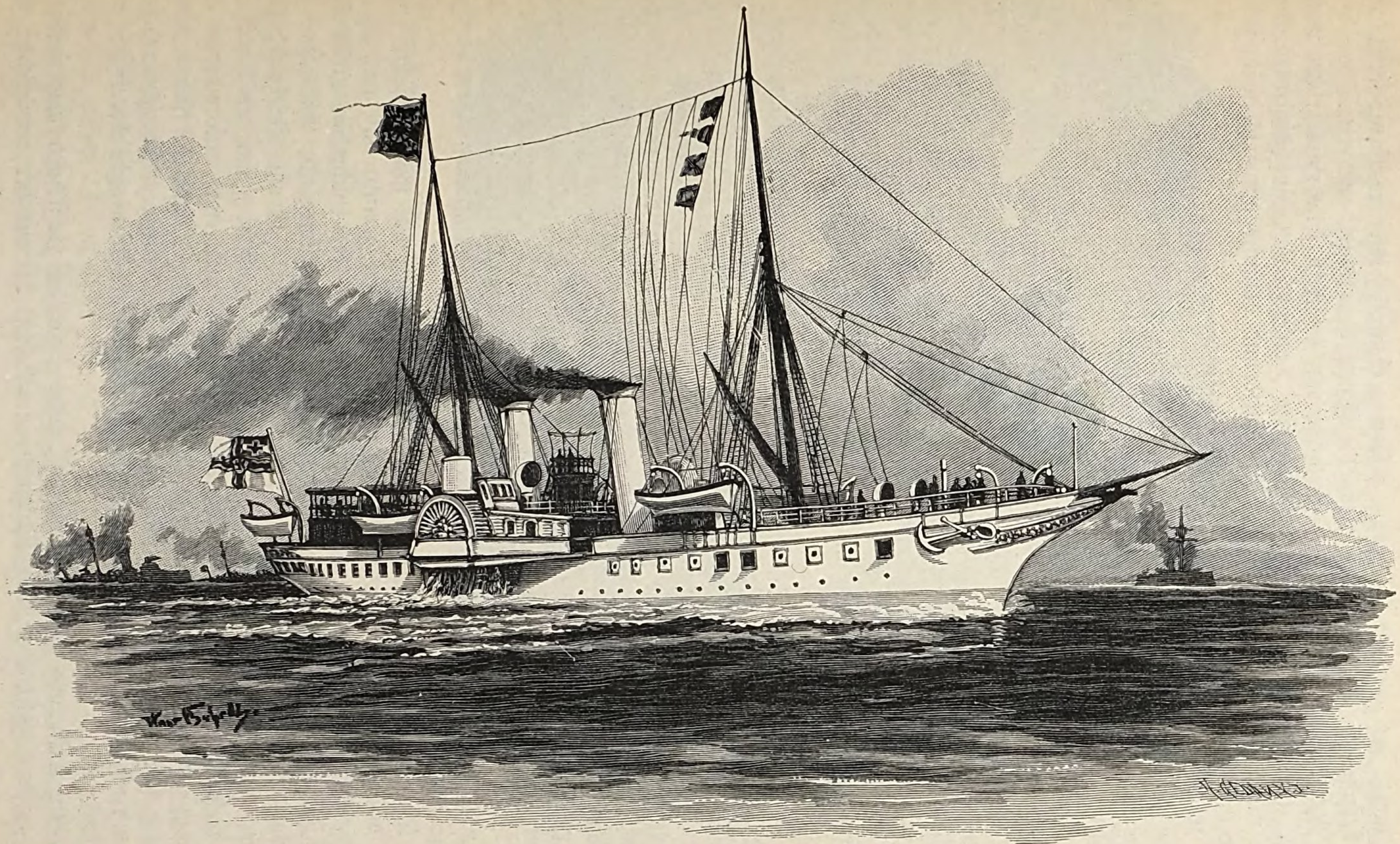
Um 10½ Uhr hatte dasselbe die „Hohenzollern“ erreicht, und der Kaiser wurde von seinem Bruder Prinz Heinrich, dem Kommandanten der kaiserlichen Jacht, empfangen. Es war ein einzig dastehendes Schauspiel, ein Kaiser zu einer langen Meerfahrt sich rüstend und das Schiff von dem Bruder geführt. Freilich, es war nicht das erste Mal, daß er sich dessen bewährter Führung anvertraute; bereits im Frühjahr des Jahres zuvor, noch als Prinz Wilhelm, hatte er sich mit seinem Bruder auf dem kleinen Torpedo-Divisionsschiffe, welches Prinz Heinrich nebst einer Division von sechs winzigen Torpedobooten befehligte, zur Jubiläumsfeier der Großmutter nach England begeben. Es war eine kühne Fahrt, Sturm und See warfen sich den Königskindern unwirsch entgegen, aber unter ihrer geschickten Leitung boten die Blitzboote den grollenden Elementen furchtlos die Stirn, und wenn auch der schäumende Gischt in hohem Bogen über sie sprühte, teilten sie mit fliegender Fahrt die dunkelgrünen Fluten, um wohlbehalten auf der Themse anzulangen, und einige Wochen später ebenso den Rückweg zurück zu machen.

Ebenso gebrechlich und leicht, wie jene drei Ciulen, mit denen einst Hengist und Horsa die britannischen Gestade aufsuchten, um dort ein Reich zu erobern, hatten auch die Torpedoboote die Fahrt glücklich bestanden.

Der Kaiser betrat die Kommandobrücke der „Hohenzollern“. Er trug der Marine zu Ehren die Admiralsuniform, und alsdann flatterte ein Signal vom Vortop der Jacht — der Befehl für das Begleitgeschwader, in See zu gehen. Die Ankerketten wurden von den Bojen gelöst, und die stolzen Schiffe setzten sich in Bewegung, um mit gedippten Flaggen und dem Hurra der Besatzungen vor ihrem Kaiserlichen Herrn vorbei, dann mit beschleunigter Fahrt in See zu dampfen und dort die „Hohenzollern“ zu erwarten.

Die „Baden“ mit der Flagge des Kontreadmirals Knorr begann. Nach dem Panzergeschwader folgte die Kreuzerfregatte „Stein“ mit der Flagge des Kontreadmiral von Kall als Chef des Schulgeschwaders, während die Avisos zur Seite der Flaggenschiffe fuhren. Mit Wohlgefallen schaute der Kaiser auf die Schiffe, die in genau geregelten Abständen wie im Paradeschritt an ihm vorbeizogen und erwiderte freundlich dankend ihre Grüße.

Um 11½ Uhr machte auch die „Hohenzollern“ von der Boje los und wandte sich seewärts, doch kaum war sie in Bewegung, da schossen aus der Bucht von Wyk zwei bis dahin dort verborgen gelegene Divisionen von je sechs Torpedobooten mit ihren Divisionsbooten wie Pfeile hervor; in weitem Bogen den dampfenden Gischt vor ihrem messerscharfen Bug von sich werfend, umkreisten sie



Kaiserliche Jacht „Kaiseradler".

die Jacht, um in zwei Kolonnen geformt, ebenfalls wie im Paradeschritt diese bis draußen in See zu geleiten, wo die Flotte den Kaiser erwartete.

Noch einmal donnerten die Geschütze von der Feste Friedrichsort den Kaisergruß, noch einmal jubelten dem Herrscher Tausende von Zuschauern zu, dann setzte sich die Jacht an die Spitze der Flotte und dampfte ostwärts, während die Torpedoboote in den Hafen zurückkehrten.

Glücklich kehrte Kaiser Wilhelm II. von seiner Friedensfahrt zurück, der Name der „Hohenzollern" ist aber damit ein geschichtlicher geworden und ebenso durfte unsere Flotte an diese Reise frohe Hoffnungen für ihre Weiterentwickelung knüpfen.

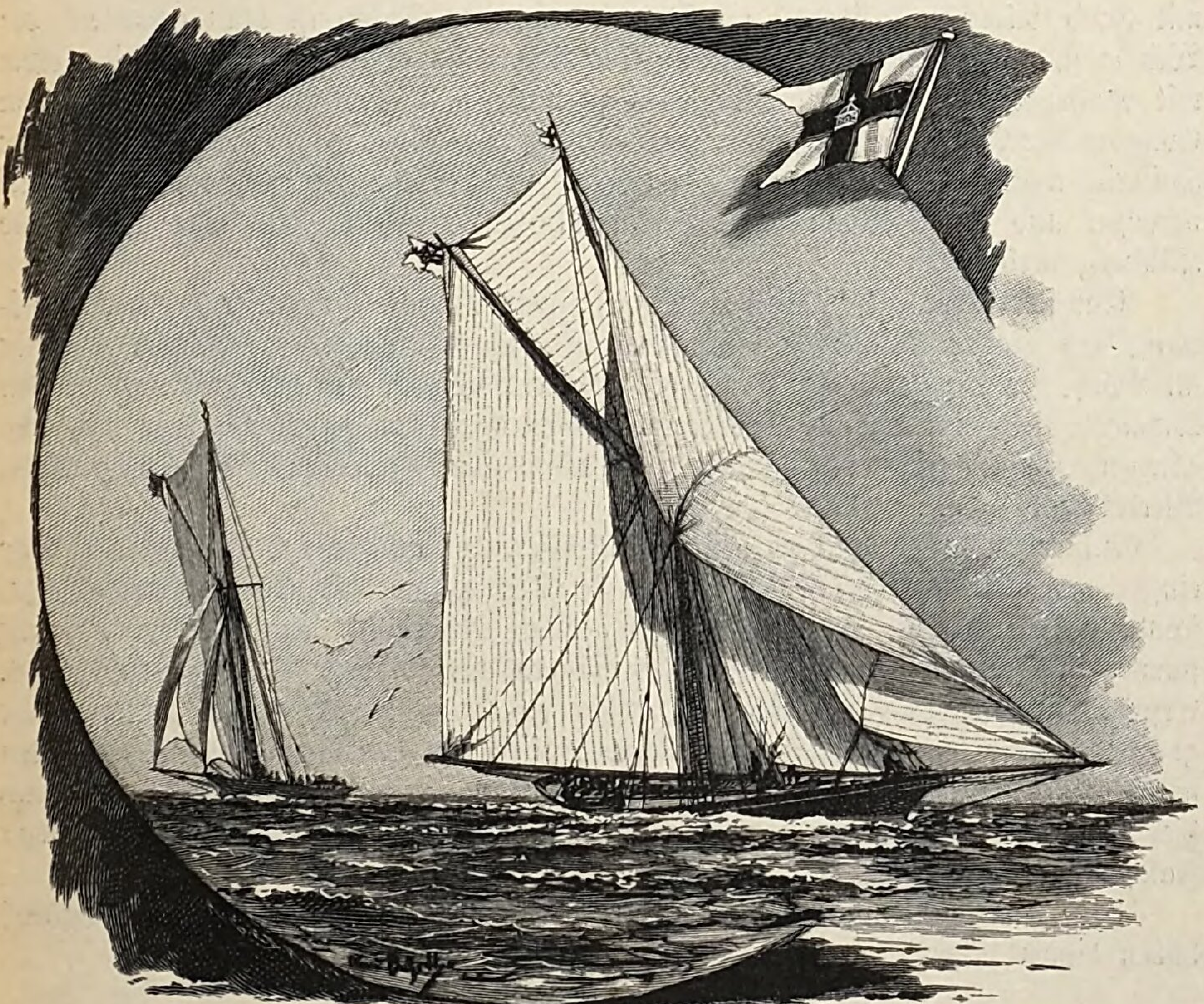
Sie hatte tagelang unter den Augen des Kaisers in See manövriert und durch ihre Leistungen dessen volle Zufriedenheit sich erworben, ebenso wie sie in den nordischen Häfen durch die vortreffliche Manneszucht ihrer Besatzungen, die Ordnung und Sauberkeit auf den Schiffen und ihre militärische Tüchtigkeit den fremden Nationen Bewunderung abzwang. Sie wissen jetzt, daß sie nicht allein mit dem deutschen Landheere, sondern auch mit unserer Flotte zu rechnen haben. Bei seiner Rückkunft nach Kiel sprach aber der Kaiser ihr nicht nur seine Zufriedenheit und seinen Dank aus, sondern beschenkte auch jeden Offizier derselben mit seinem Bilde.

In der am 15. Juni 1888 an die Marine gerichteten Proklamation des Kaisers heißt es: „Die Marine weiß, daß es Mich nicht nur mit großer Freude erfüllt, ihr durch ein äußeres Band anzugehören, sondern daß Mich seit frühester Jugend, in voller Übereinstimmung mit Meinem lieben Bruder, dem Prinzen Heinrich von Preußen, ein lebhaftes und warmes Interesse mit ihr verbindet." Dies Interesse hat Kaiser Wilhelm II. aber seitdem auf das lebhafteste bekundet; er hat die Marine, welche früher nur als Stiefkind betrachtet wurde und immer in zweiter Reihe stand, ebenbürtig neben die Armee gestellt. Alljährlich macht er im Geschwader oder mit einzelnen Schiffen Seereisen, beweist der Marine stets seine Sympathien und trägt auch dafür Sorge, daß sie allmählich wächst, um auch an äußerer Macht diejenige Stellung einzunehmen, wie sie dem deutschen Reiche gebührt.

Die neue „Hohenzollern", wohl in jeder Beziehung das schönste Schiff seiner Art, das Deutschlands Schiffbaukunst zur höchsten Ehre gereicht und auch überall im Auslande mit Bewunderung betrachtet ist, wurde 1894 nicht nur als Kaiserliche Jacht für Friedenszwecke, sondern auch für den Krieg zur Aufnahme des kommandierenden Admirals mit seinem Stabe erbaut. Große Geschwindigkeit, Zellen- und Schotteneinteilung in ausgedehntestem Maßstabe, um bei Verletzung der Außenhaut die Schwimmfähigkeit zu sichern, und eine entsprechende Bewaffnung waren deshalb mit erste Aufgaben des Baues, und sie sind in bester Weise gelöst worden, während auf der andern Seite die innere Einrichtung zwar echt vornehm und fürstlich, wie auf dem „Kaiseradler", aber nicht überladen oder prunkhaft ist.

Für Aufnahme der kaiserlichen Familie und des Hofstaates war natürlich eine größere Zahl von Räumlichkeiten erforderlich, die mit der gewünschten Be-

quemlichkeit eine freundliche Helligkeit verbanden, und deshalb mußten von vornherein die Abmessungen des Schiffes große sein. Seine Länge beträgt 116 Meter, die Breite 14,6 Meter, der Tiefgang 5,6 Meter und der Tonnengehalt 4200, also fast das dreifache vom „Kaiseradler“. Die Zwillingsschraubenmaschinen entwickeln



S. M. Segeljacht „Meteor“ und S. K. H. des Prinzen Heinrich Jacht „Irene“.

9460 Pferdekräfte, die der Jacht eine Geschwindigkeit von 22 Knoten verleihen, so daß sie mit „Kaiserin Augusta“ und „Hela“ zu den drei schnellsten Schiffen unserer Flotte zählt.

Die Bewaffnung ist eine verhältnismäßig starke, zehn 40 Kaliber lange 5 Centimeter und fünf 35 Kaliber lange 10,5 Centimeter Schnellladekanonen, sämtlich durch Stahlschilde geschützt. Die Besatzung beläuft sich auf 307 Köpfe. Es sind ausgesuchte Leute und das Unterpersonal auch dadurch als zur Königlichen Jacht gehörig kenntlich, daß es an den unteren Ecken des blauen Hemdkragens ein weißes Viereck zeigt.

Drei mit vergoldeter Kaiserkrone als Flaggenknöpfe geschmückte Pfahlmasten neigen etwas nach hinten und vollenden dadurch die gefällige äußere Erscheinung

des Schiffes, das trotz seiner Größe ungemein schlank aber dabei doch stolz erscheint, wozu noch der weiße Anstrich außenbords das Seinige beiträgt.

Das Oberdeck hat einen Aufbau, in dem sich der große Speisesaal befindet. Unter ihm liegen die Gemächer für die kaiserlichen Herrschaften, aus denen man in einen großen Salon tritt. Die Täfelung ist in Naturfarbe hell poliert, weiß mit Gold bildet fast überall die Dekorierung, der Salon ist blau gehalten, die Wände sind mit Gemälden, meistens Seestücken aus alter und neuer Zeit, sowie mit Hohenzollernschen Erinnerungen geschmückt und sämtliche Räume mit dem Comfort der Neuzeit ausgestattet, zu denen in den Zimmern des Kaisers und der Kaiserin auch kleine reizende Ventilatoren gehören, die mit Windmühlenflügeln versehen und auf elektrischem Wege in Bewegung gesetzt, stets eine angenehme Kühlung verbreiten.

Ein feierlicher, geschichtlicher Moment war es, als der Kaiser bei der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals dieselbe dadurch symbolisch vollzog, daß er an Bord der „Hohenzollern" auf der Kommandobrücke stehend und von Westen kommend, das am Ostende des Kanals über denselben gespannte Tau mit dem Steven des Schiffes durchschnitt und damit die Vollendung des großartigen Werkes kund gab.

Außer dieser Dampfjacht besitzt der Kaiser, der auch für den Segelsport sehr eingenommen ist und demselben überall in Deutschland mit großem Erfolg Vorschub zu leisten sucht, eine in England gebaute Rennjacht, den „Meteor", welche sowohl in England wie in deutschen Gewässern vielfach erste Preise gewonnen hat. Ersteres ist das Land des Segelsports par excellence, und obwohl wir im Bau großer Schiffe England überflügelt haben, ist dies mit Bezug auf Rennjachten noch bis jetzt nicht geschehen, wenn auch nicht zu zweifeln ist, daß wir ihm auch hierin in nicht zu langer Zeit ebenbürtig sein werden, da wir im Bau dieser Fahrzeuge stetig Fortschritte machen.

Eine zweite Rennjacht, die „Iduna", soll der Kaiser kürzlich in England haben bauen lassen.

Torpedofahrzeuge und Torpedos.

Von ersteren waren nach dem Flottengründungsplane bis zum Jahre 1882 28 aller Größen vorgesehen, zu letzterer Zeit aber nur fünfzehn vorhanden. Dieses Zurückbleiben hatte seine Ursache darin, daß diese unheimliche Waffe sich noch in der Entwickelung befand, die Versuche mit ihr noch nicht abgeschlossen waren und man sie noch nicht unbedingt kriegstüchtig nennen konnte. Man wollte deshalb nicht schnell eine größere Zahl von Fahrzeugen bauen, die sich möglicherweise später als unpraktisch herausstellen konnten.

Hand in Hand mit diesen Versuchen, die allerdings die Erreichung des angestrebten Zieles in Aussicht stellten, ging die Verbesserung im Bau der Torpedofahrzeuge selbst. Soviel hatte sich bereits herausgestellt, daß letztere, wenn sie lediglich Torpedos als Angriffswaffe führen und damit in den Kampf eingreifen sollten, sehr schnell, sehr beweglich und klein sein müßten. Man begann deshalb von allen Seiten Versuche, um diese Eigenschaften zu erreichen, und Schiffbauer wie Ingenieure aller Länder boten ihren ganzen Scharfsinn auf, um nach diesen Richtungen hin das Mögliche zu leisten.

Welche Erfolge dieser Wettkampf erzielt hat, mag man daraus entnehmen, daß vor fünfzehn Jahren die Geschwindigkeit der etwa 30—40 Meter langen Torpedoboote 16—17 Knoten betrug, während jetzt solche mit 26—28 Knoten Fahrt gebaut werden, wobei man aller Wahrscheinlichkeit nach aber noch nicht an der Grenze des Erreichbaren angekommen ist, obwohl 28 Knoten (7 deutsche Meilen in der Stunde) die Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges darstellen.

Für unser Vaterland hat dieser Wettkampf noch die besondere hocherfreuliche Bedeutung, daß ein deutscher Schiffbauer, Schichau in Elbing, allen andern Völkern darin den Rang abgelaufen hat und nicht nur die schnellsten, sondern auch namentlich die seetüchtigsten Torpedoboote liefert.

Da es ferner den Bestrebungen unserer Marinebehörden gelang, die Torpedos immer mehr zu vervollkommnen und sie seit einer Reihe von Jahren zu kriegsbrauchbaren Kampfmitteln zu machen, welche berufen sein dürften, in zukünftigen Seekriegen eine hervorragende Rolle zu spielen, so sah sich der Chef der Admiralität im Jahre 1885 veranlaßt, dem Reichstage in einer Denkschrift nunmehr die allmähliche Beschaffung von 150 Torpedobooten zu empfehlen, um durch sie

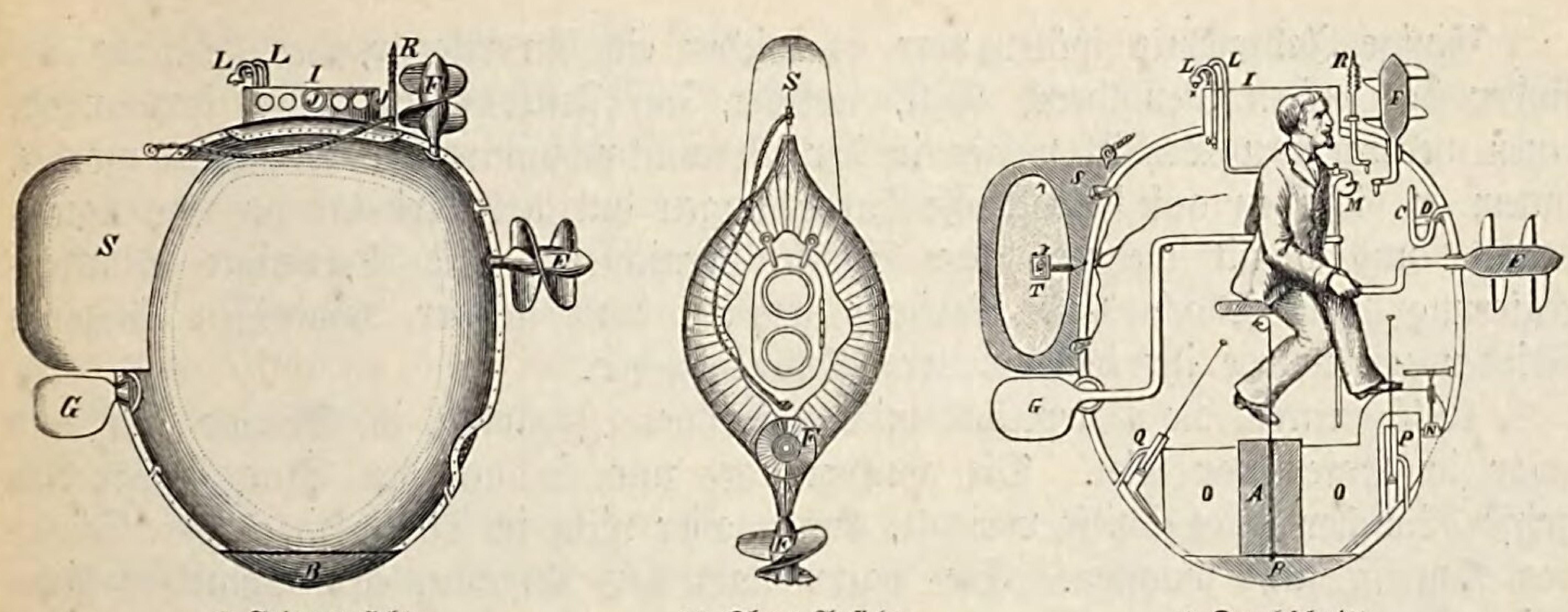
unsere gesamte Küste gegen Angriffe feindlicher Flotten sicher zu stellen, und ebenso forderte er die Gelder für Bewaffnung aller unserer sich dazu eignenden Kriegsschiffe mit Vorrichtungen zum Schießen von Torpedos. Beides wurde vom Reichstage bewilligt, und es ist thatkräftig seitdem mit der Ausführung vorgegangen. Wir besitzen jetzt etwa 100 Torpedoboote und alle unsere größeren Schiffe sind oder werden mit der Waffe ausgerüstet, obwohl die Zahl der Torpedoboote nicht weiter vermehrt zu werden scheint, da angesichts der ungemeinen Vergrößerung aller Flotten die Erkenntnis Platz gegriffen hat, daß auch wir die unsere an Hochseeschlachtschiffen bedeutend vermehren müssen. Unser Seehandel ist in den letzten zwei Jahrzehnten so gewaltig gewachsen, daß er im Weltverkehr nach England die nächste Stufe einnimmt. Um denselben zu schützen, unsere beiden deutschen Meere, Nord- und Ostsee, vom Feinde frei zu halten, um unseren Handelsdampfern den Weg von und zum Ocean zu öffnen und nicht durch den Gegner unsere Ein- und Ausfuhr unterbinden zu lassen, ohne die Deutschland nicht mehr existieren kann, ist es erforderlich geworden, daß wir uns nicht mehr auf Küstenverteidigung beschränken. Wir müssen vielmehr auf eine Schlachtflotte das größte Gewicht legen, mit der wir im stande sind, den Feind auf hoher See anzugreifen und ihn hoffentlich zu schlagen, damit er erst gar nicht in die Nähe unserer Küsten herankommen kann. Deshalb stehen heutzutage die Torpedoboote nicht mehr so im Vordergrunde, wie noch vor 5—6 Jahren. Linienschiffe und Kreuzer sind jetzt die Parole, wie sie das neue Flottengesetz fordert, und zu ihren Gunsten müssen die Torpedoboote zunächst zurückstehen.

Bis vor einigen Jahren war der Torpedo, obwohl er sich in den Händen fast aller seefahrenden Nationen befand, in einen geheimnisvollen Schleier gehüllt, und die Folge ist, daß auch noch jetzt in den Kreisen außerhalb der Marine wenig Verläßliches über diese furchtbare und unheimliche Waffe bekannt ist. Ich werde deshalb versuchen, eine allgemein verständliche Darstellung ihrer Geschichte, Verwendung und ihres Kriegswertes folgen zu lassen.

Die erste Anwendung unterseeischer Sprengkörper, welche geschichtlich beglaubigt ist, fällt in das 16. Jahrhundert, und zwar 1558 bei der Belagerung von Antwerpen durch die Spanier. Es wurde in einem Schiffe ein Behälter gemauert, mit 3000 Kilogramm Pulver gefüllt und kugelsicher eingedeckt, während ein Uhrwerk die Entzündung veranlaßte. Die Holländer ließen es dann gegen eine Brücke der Schelde treiben, welche die Spanier zur Hemmung der Schiffahrt und Lebensmittelversorgung der Stadt auf dem Wasserwege erbaut hatten, und diese wurde dann auch durch das Minenschiff in die Luft gesprengt, wobei die Spanier 1800 Mann an Toten und Verwundeten verloren haben sollen.

Ein ähnliches englisches Minenschiff zerstörte einen großen Teil des Kriegshafens von St. Malo; verschiedene andere versagten jedoch, und aus diesem Grunde nahm man wohl später längere Zeit von ihnen Abstand.

Erst der Amerikaner Bushnell beschäftigte sich 1787 während des Unabhängigkeitskrieges wieder mit den Seeminen, aber in verbesserter Gestalt durch unterseeische Boote, mit Hilfe deren er Sprengkörper am Boden feindlicher, vor Anker liegender Schiffe befestigen wollte. Dies mißlang zwar, aber Bushnell



a) Seitenansicht. b) Obere Ansicht. c) Durchschnitt.

Bushnell's Taucherboot.

C Wasserstandsglas. D Kompaß. (Beide mit Phosphor bestrichen, um sie ablesen zu können.) S Torpedo mit Holzschraube. T Uhrwerk zum Entzünden der Ladung. E Treibmittel für Vor- und Rückwärtsbewegung. F Treibmittel für geringe Auf- und Niederbewegung. I Cylindrischer Aufsatz mit Glaslinsen. G Steuerruder. PQ Pumpen. N Ventil zum Wassereinlassen, wenn das Boot sinken sollte. O Eiserne Kasten für den Wasserballast. A Bleiballast. B Beweglicher Bleiballast, welcher 40 Fuß heruntergelassen werden konnte, um als Anker zu dienen. LL Luftröhren, deren Ventile xx sich selbstthätig öffneten resp. schlossen, sobald sie über oder unter Wasser kamen. M Ventilator.

löste damit wenigstens die bis dahin für unmöglich gehaltene Aufgabe, sich mit einem Fahrzeuge längere Zeit unter Wasser auf einer bestimmten Tiefe zu halten und es nach verschiedenen Richtungen zu bewegen.

Es hatte die ungefähre Form einer Schildkröte, war nur klein und wurde von einem Manne bedient. Oben war ein mit Glaslinsen versehener Aufsatz für den Kopf des Mannes. Einlassen von Wasser brachte es zum Sinken, Auspumpen desselben zum Heben. Schiffsschrauben, von Kurbeln in Bewegung gesetzt, bewegten es vor- und rückwärts, oder gaben ihm kleinere Auf- und Niederbewegungen, während ein Steuerruder die Fahrtrichtung vermittelte. Die Mine hatte 75 Pfund Pulverladung und war außen so am Boote angebracht, daß ein Mann im Boot sie von innen lösen und mit einer scharfen Holzschraube an dem (zu jener Zeit noch ungekupferten) Boden eines feindlichen Schiffes befestigen konnte, um sie sich dann durch ein Uhrwerk entzünden zu lassen. (Siehe Zeichnung.)

1801 trat der Amerikaner Fulton, der Erfinder der Dampfschiffe, sowohl mit unterseeischen Booten wie mit Wasserminen auf, deren Brauchbarkeit er durch Versuche darthat. Er bot seine Erfindungen Napoleon I. an, der aber merkwürdigerweise ihn abwies und ihn einen Narren nannte. Fulton ging darauf nach England, wo der Premierminister Pitt, Napoleons furchtbarster Feind, ihm jede Unterstützung angedeihen ließ.

1804 wurde die französische Flotte mit zwölf solchen Minen angegriffen, die jedoch aus irgend welchen Ursachen nicht rechtzeitig gesprengt wurden und verhältnismäßig wenig Schaden anrichteten. Trotz des Fehlschlags erkannten die Engländer jedoch die Gefährlichkeit solcher Waffen, aber gerade diese Erkenntnis bewog sie auch, Fulton nicht weiter zu unterstützen, da sie fürchteten, daß solche vervollkommnete Minen in feindlicher Hand ihre eigene Herrschaft zur See bedrohen könnten.

Einige Jahrzehnte später war es wieder ein Amerikaner, der bekannte Erfinder des ersten Revolvers, Colt, welcher, auf Fultons Versuchen fortbauend, einen bedeutenden Schritt weiter in der Vervollkommnung der Seeminen machte, indem er dieselben auf sehr große Entfernungen durch Elektricität zur Sprengung brachte und damit mehrere alte Schiffe vernichtete. Die Vereinigte Staatenregierung hielt jedoch diese Versuche geheim, und in der damaligen längeren Friedenszeit wurde ihr keine weitere Folge gegeben.

1848 traten die Torpedos mit elektrischer Zündung in Europa auf und zwar im Hafen von Kiel. Sie wurden dort zum Schutze der Stadt gegen Angriffe dänischer Kriegsschiffe versenkt, kamen aber nicht in Thätigkeit, da die Dänen den Angriff nicht machten. Sie waren nach den Angaben des Physikers Professor Himly gefertigt.

Zu demselben Zwecke erbaute damals auch der seiner Zeit vielbesprochene W. Bauer sein unterseeisches Boot in Kiel. Wie Bushnell wollte er mit dessen Hilfe Wasserminen unter den Boden feindlicher Schiffe bringen und sie dann auf elektrischem Wege entzünden. Bei dem ersten Versuche tauchte das zu schwach erbaute Fahrzeug zwar unter, kam aber nicht wieder herauf, und Bauer wurde nach vierstündigem Unterwassersein mit seinen drei Begleitern nur dadurch gerettet, daß die in dem Fahrzeuge eingeschlossene Luft durch die infolge des Wasserdrucks immer mehr nachgebende eiserne Wandung schließlich so zusammengepreßt wurde, daß sie, als es Bauer gelang, eine der Öffnungen des Bootes zu lösen, die Insassen durch diese an die Oberfläche schleuderte. Nachdem das Boot 39 Jahre auf dem Grunde des Kieler Hafens gelegen, ist es 1887 beim Baggern wiedergefunden und gehoben worden, wobei sich herausstellte, daß seine Eisenwände zu schwach gewesen waren, um dem Wasserdrucke in größerer Tiefe zu widerstehen.

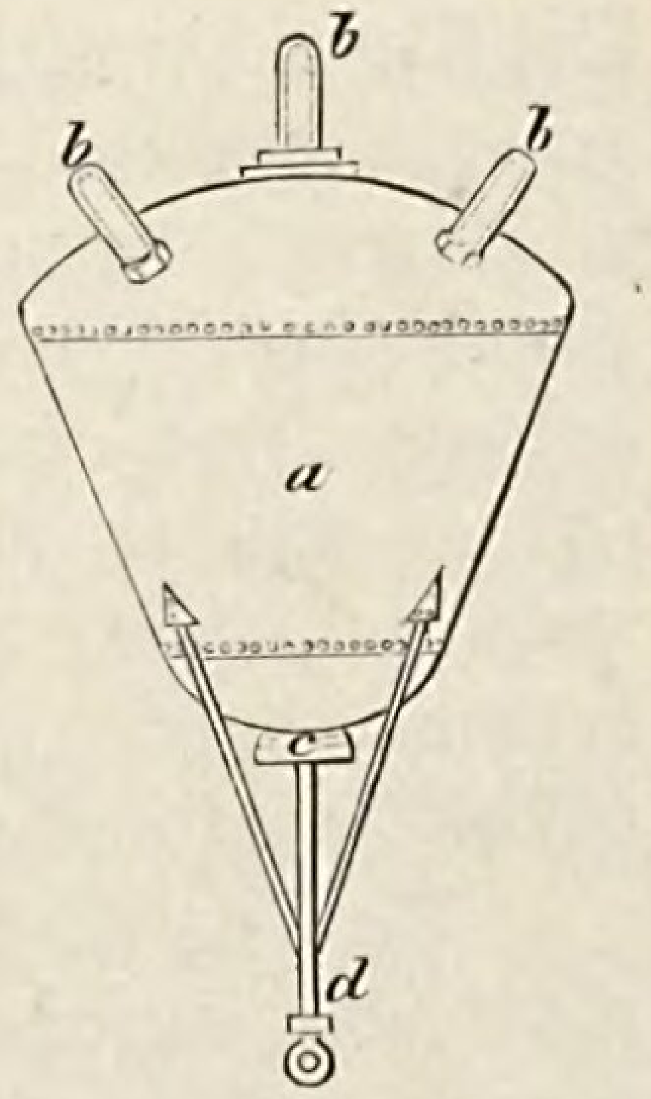
Wieder verging ein Zeitraum von mehreren Jahren, ohne daß man etwas von Torpedos hörte, dann traten sie aber plötzlich während des Krimkrieges wieder auf und seitdem sind sie nicht wieder von der Tagesordnung verschwunden, um allmählich zu einer Waffe ausgebildet zu werden, die im Seekriege eine Rolle zu spielen berufen und von allen seefahrenden Nationen, selbst den Chinesen angenommen ist.

Es waren die Russen, welche die Sache wieder aufnahmen und mit Torpedos die Reede von Kronstadt gegen die Annäherung der französisch-englischen Flotten zu schützen suchten. Zwei englische Avisos wurden durch sie beschädigt und die moralische Wirkung dieses Erfolges war wohl die Ursache, daß die Verbündeten Kronstadt nicht angriffen.

Wie aus der nebenstehenden Zeichnung hervorgeht, bestanden die russischen Minen aus einem Körper von Eisenblech, in Gestalt eines umgestürzten Kegels, in dessen oberem Teile 56 Kilogramm Pulver lagerten, während der untere mit Luft gefüllte Teil dem Gefäße soviel Auftrieb verlieh, daß es verankert sich in einer bestimmten Tiefe schwimmend erhielt. Der obere Deckel war durchbohrt, und in die Öffnungen wurden cylindrische Bleikappen geschraubt, in denen sich gleichgestaltete, mit Schwefelsäure gefüllte Gläser befanden. Unter diesen lagerte, vom Pulver umgeben, eine Mischung von chlorsaurem Kali und Zucker. Stieß

nun ein Schiff gegen eine solche Mine, so verbogen sich die Bleikappen, die Röhren zerbrachen, die Schwefelsäure floß auf die chemische Mischung, und die dadurch entstehende Flamme führte die Entzündung der Ladung herbei.

Um keine unzeitige Sprengung zu veranlassen, waren die Bleikappen mit starken Messinghülsen umgeben, die man erst unmittelbar vor dem Versenken abnahm. Diese Minen hießen Kontaktminen, und ihr Erfinder war ein Deutscher, der Physiker Jakobi, Bruder des bekannten Königsberger Professors.



Ansicht einer russischen Kontaktmine.

a Körper der Mine. b Bleikappen, welche die Zündungsgläser enthalten. c Ladeloch. d Bügel zur Befestigung der Ankerkette.

Die nächste Verwendung der Seeminen fand 1859 im italienischen Kriege seitens der Österreicher zum Schutze des Hafens von Venedig statt, und wenn auch kein Angriff erfolgte, waren die Sprengkörper durch den österreichischen Ingenieuroffizier Baron Ebner doch schon wieder bedeutend verbessert.

Die Kontaktminen waren zwar sehr einfach, aber sie blieben für die eigenen Mannschaften immer doch sehr gefährlich, und eine Hafensperre aus ihnen schloß auch die eigenen Schiffe ein. Ebner kam deshalb auf den Gedanken, Ausfalllücken in der Sperre zu lassen und in diese sogenannte Beobachtungsminen zu legen, welche nur nach dem Willen eines am Lande befindlichen Beobachters zur Zündung gebracht werden sollten. Während dann die eigenen Schiffe nach Belieben durch die Lücke aus- und einlaufen konnten, hatte es ein Beobachter in der Hand, jedes feindliche Schiff in die Luft zu sprengen, sobald es in den Wirkungskreis einer Beobachtungsmine trat. Eine sehr sinnreiche Anordnung der Camera obscura setzte den Beobachter in den Stand, diesen Augenblick festzustellen. Auf seinem Posten befand sich ein verjüngter Plan des Hafens mit der Lage der Minen, und Spiegelvorrichtungen zeigten auf dem Plane alle Bewegungen der Schiffe in der Nähe der Sperre, wodurch der Augenblick angegeben wurde, wann ein Feind über eine Mine fortdampfte.

Bis zu diesem Zeitpunkte hatten die Minen nur moralische Erfolge aufzuweisen, der amerikanische Bürgerkrieg zeigte jedoch ihre vernichtende Kraft in solcher Weise, daß durch sie nicht weniger als achtzehn Kriegsschiffe, darunter acht Panzer und über zwanzig Transportschiffe der Nordstaaten vollständig zerstört, während eine Zahl anderer noch kriegsuntüchtig gemacht wurden. Ebenso wurden die Nordstaaten durch diese Sprengkörper oft wochenlang in ihren kriegerischen Unternehmungen aufgehalten und mehrfach ein geplantes Zusammenwirken von Heer und Flotte vereitelt.

Angesichts solcher Ergebnisse, die es den Südstaaten möglich machten, der nordstaatlichen Flotte so lange Widerstand zu leisten, obwohl sie selbst keine Kriegsschiffe oder wenigstens nur eine geringe Zahl besaßen, war es erklärlich, daß sie die größte Sorgfalt auf die Vervollkommnung der unterseeischen Verteidigungsmittel verwandten. Es wurde eine eigene Torpedobehörde gegründet,

der der bekannte Physiker und Hydrograph Maury vorstand. Er erfand auch ebenso wie Colt, Himly und Ebner elektrische Minen, wenngleich er dafür andere Wege einschlug.

Als Gefäße nahm er, was zur Hand war, Cylinder, Tonnen oder eiserne Schiffsmaschinenkessel mit sehr großer Pulverladung, die auf den Grund der Flüsse versenkt wurden. Zwei elektrische Leitungsdrähte mündeten innerhalb der Mine in kurzer Entfernung voneinander in einer Patrone, welche ungemein leicht entzündlich war und aus einer Mischung von chlorsaurem Kali und Schwefelantimon bestand. Zum Sprengen der Mine wurde der elektrische Strom durch Reibung erzeugt und er übersprang die Unterbrechung der Drähte unter Funkenbildung, wodurch Patrone und Ladung sich entzündeten. Späterhin wurde auch die Unterbrechung durch einen Platindraht überbrückt und derselbe durch magnetisch-elektrische Induktionsapparate zum Glühen gebracht.

Die Unvollkommenheit der elektrischen Kabeln, welche bei der strengen Blockade nicht von Europa bezogen werden konnten, sondern im Lande selbst gefertigt werden mußten, führten allerdings auch öfter zu Fehlschlägen. So z. B. lag 1863 die nordstaatliche Panzerfregatte „New-Ironsides“ fast anderthalb Stunden gerade über einer mächtigen Mine, die mit nicht weniger als 2500 Kilogramm Pulver geladen war, ohne daß es gelingen wollte, sie zur Sprengung zu bringen.

Immerhin aber zogen die von den Südstaaten erreichten Erfolge die Aufmerksamkeit aller Seemächte auf sich, und seit jener Zeit ist man unausgesetzt bemüht gewesen, die kostspieligsten und eingehendsten Versuche zur Verbesserung der neuen Waffe zu machen, wenngleich eine Reihe von Jahren sich nur geringe Fortschritte zeigten.

Unsere zur Sicherung der deutschen Häfen und Strommündungen im französischen Kriege ausgelegten Sperren bestanden zum größten Teile aus Kontaktminen nach russischem Vorbilde, und die Beobachtungsminen ließen noch manches zu wünschen übrig.

Leider machte unsere Marine bezüglich der Gefährlichkeit der Kontaktminen ähnliche Erfahrungen wie Rußland, Österreich und Amerika, und verlor trotz der größten Vorsicht durch unzeitige Sprengung einige sechzig Mann. Diese außerordentliche Gefährlichkeit bewog aber die verschiedenen Staaten, auch für diese Kontakt- oder Stoßminen elektrische Zündung einzuführen, damit sie wenigstens beim Legen und Aufnehmen gefahrlos gehandhabt werden konnten.

Zu diesem Zwecke befindet sich in der Mitte ein Zinkkohlenelement und über demselben ein Glasgefäß mit stark erregender Bunsenscher Flüssigkeit. Vom Elemente laufen zwei elektrische Drähte aus, deren einer direkt und deren anderer durch einen in der Sprengladung selbst befindlichen Platinzünder nach außen führt.

So lange nun die Drähte auseinander gehalten werden, ist jede Gefahr ausgeschlossen. Das Glas kann zerbrechen, die erregende Flüssigkeit sich auf das Element ergießen — so lange nicht eine metallische Verbindung der Drähte durch einen Stromschluß erfolgt, kann auch keine Zündung und Sprengung erfolgen. Ein Handhaben der Minen, ihr Legen und Aufnehmen ist mithin unter Voraussetzung getrennter Drähte völlig harmlos.

Erst nach dem Legen werden die Drähte verbunden. Wenn dann ein Schiff gegen die Mine fährt, so wirkt der Stoß auf ein Puffersystem. Dadurch wird die Flasche zerbrochen, ihre chemische Wirkung erzeugt den elektrischen Strom, bringt den Platinzünder zum Glühen und sprengt die Ladung.

Da nun die Stoßminen in der Sperre für Feind und Freund gleich gefährlich sind, so müssen ebenfalls Ausfallücken und Beobachtungsminen vorhanden sein. Für diese ist die Zündung jedoch eine andere. Die Leitungsdrähte sind an Land zu einer gedeckten Beobachtungsstelle geführt, und dort erfolgt nach dem Willen des Beobachters der Stromschluß und die Sprengung, sobald Feinde eindringen, während nach Unterbrechung des Stromes die eigenen Schiffe ungefährdet darüber hinfahren können.

Um den richtigen Augenblick für die Sprengung zu erkennen, wird ein Entfernungsmesser angewandt, der auf der Ähnlichkeit der Dreiecke beruht. An den Endpunkten einer Standlinie befindet sich je ein Beobachter. Der eine hat einen Meßtisch vor sich, auf dem ein Fernrohr und ein Lineal angebracht ist, das sich mit ersterem gleichzeitig und parallel zu dessen Sehachse bewegt. Ganz nahe über diesem Lineal auf dem Meßtische gleitet ein zweites von Glas, das auf elektrischem Wege mit einem Fernrohre des Beobachtungsortes am anderen Endpunkte der Standlinie so in Verbindung steht, daß es sich mit demselben gleichzeitig und parallel zu ihm dreht. Richten deshalb die beiden Beobachter, welche sich telegraphisch oder telephonisch verständigen können, die Fernrohre auf ein feindliches Schiff, so bezeichnen die Schnittpunkte der beiden Liniale den jeweiligen Ort desselben auf dem Meßtische, auf dem die bezügliche Lage der Minen angegeben ist. Decken sich eine Mine und das Schiff, so steht letzteres über der ersteren, und ein Fingerdruck des ersten Beobachters genügt, um den Strom zu schließen und die Mine zu sprengen.

Obwohl diese Einrichtung sehr sinnreich und für gewöhnlich ziemlich sicher ist, haften ihr doch verschiedene Mängel an, d. h. sie ist bei Nacht, Nebel und Pulverdampf nicht anwendbar, da die Beobachter notwendigerweise sehen müssen. Ebenso kann die an ihrer Ankerkette schwebende Mine durch bedeutendere Strömung, wie in den Mündungen unserer Nordseeflüsse, ihre Stellung ziemlich beträchtlich verändern, und ein geringer Beobachtungsfehler Ursache einer unzeitigen Sprengung werden.

Dem hat man nun durch Einrichtung von sogenannten Stromschließern abgeholfen, welche alle genannten Übelstände beseitigen. Es sind dies kleine, gewöhnlich kegelförmige Holz- oder Metallkörper (Bojen), welche nahe unter der Wasseroberfläche schwimmen und mit der Mine durch einen elektrischen Draht verbunden sind. Der elektrische Strom in den von der Mine nach Land führenden Drähten ist jedoch unterbrochen, und erst wenn ein Schiff an jene Bojen stößt, erfolgt der Stromschluß.

Dieser setzt dann, je nach der Einschaltung in den Strom, ein Läutewerk oder eine Zündstation in Thätigkeit. Ersteres zeigt dem Beobachter, über welcher Mine sich der Feind befindet, und er kann sie sofort sprengen, während bei Ein-

schaltung der Zündstation die Sprengung selbständig erfolgt, so daß auch bei Nacht und Nebel die Sperre für Feinde ungangbar bleibt.

Indem man auf diese Weise die rechtzeitige Wirkung der Minen zuverlässig zu machen bestrebt war und diesen Zweck auch vollständig erreichte, suchte man andererseits nach einem Sprengstoffe, der ungefährlicher als Pulver sei und doch eine größere Sprengkraft besitze, und man fand ihn in der Schießbaumwolle, die viermal größere Sprengkraft als jenes äußert.

Die Schießbaumwolle wird aus trockener und von allen fremden Stoffen sorgsam gereinigter Baumwollenfaser hergestellt, die man in Salpetersäure taucht. Danach wird sie gewaschen, mittels einer Schleudermaschine ziemlich getrocknet, zu einem Brei gemahlen und in bestimmte Formen gepreßt, die cylindrisch, 8 Centimeter dick und 5 Centimeter hoch sind.

Da diese Schießwolle immer noch zwanzig Prozent Wasser enthält, so bezeichnet man sie als nasse. Sie ist völlig ungefährlich; wenn man sie anzündet, so brennt sie langsam ab, aber weder Stoß noch Schlag noch Reibung bringen sie zur Sprengung, wie dies z. B. bei Dynamit möglich ist, den man auch deshalb als Sprengladung hat fallen lassen.

Nur sehr heftige Zündmittel können dies bewirken, und als solches dient trockene, d. h. von allem Wassergehalt befreite Schießbaumwolle, die sowohl durch Stoß wie Schlag und auch schon bei 150 Grad Wärme sich entzündet. Man packt sie in eine Sprengbüchse, die man erst kurz vor dem Versenken der Mine einsetzt und entzündet sie mittels des elektrischen Stromes durch eine in ihr gelagerte Knallquecksilberpatrone.

Dies ist der gegenwärtige Standpunkt unserer unterseeischen Minen, und man darf ihn als einen genügenden bezeichnen, der allen Anforderungen entspricht, die man an eine solche Verteidigungswaffe stellen kann.

Zur Sicherung der Häfen und Strommündungen werden die Minen in schachbrettförmigen Treffen, und zwar in solchen Abständen von einander gelegt, daß ein Schiff nicht über das Treffen fortgleiten kann, ohne eine der Minen zu berühren, während andererseits sie weit genug auseinander liegen, so daß das Sprengen einer derselben die nächsten nicht in Mitleidenschaft ziehen kann.

Das Behandeln, Legen und Aufnehmen der Minen ist Sache unserer Matrosen-Artillerie, von denen Abteilungen in Wilhelmshaven, Kiel, Kuxhaven und Lehe liegen. Die Leute sind so geübt, daß kurze Zeit nach der Kriegserklärung alle erforderlichen Sperren gelegt sind. Man sollte nun denken, daß solche Sperren jedes Eindringen von feindlichen Schiffen unbedingt verhindern müssen und daher hat sich auch vielfach im Lande die irrige Ansicht gebildet, daß unsere Strommündungen 2c. vollständig gesichert sind, allein das ist nur der Fall, wenn die Sperren durch maritime Streitkräfte oder Landbefestigungen verteidigt werden. Sind diese vernichtet oder überhaupt nicht vorhanden, und kann der Feind systematisch vorgehen, dann vermag er auch ohne große Schwierigkeit mit den ihm zu Gebot stehenden Hilfsmitteln der Neuzeit die Sperren zu beseitigen. So z. B. gibt es kleine Anker mit daran befestigten Sprengbüchsen von großer Explosionskraft. Diese lassen sich, sei es mit der Hand oder auf andere mechanische Weise auf

größere Entfernung aus Booten über die Sperre werfen. Sie sind an einem dünnen Drahtseil befestigt, das nahe 100 Meter lang ist. Dies wird ausgerudert, um das Boot außer Gefahr zu bringen, dann der Anker herangezogen und beim Haken hinter einer Mine oder deren Verankerung explodiert die Sprengbüchse und mit ihr die Mine.

Oder man schickt Gegentorpedos mit Eigenbewegung gegen die Sperren und beseitigt letztere auf diese Weise.

Jedenfalls geht daraus hervor, daß man sich nicht zu viel auf Sperren verlassen darf, sondern mit Hilfe einer Schlachtflotte den Feind überhaupt hindern muß, sich unseren Küsten und Flußmündungen zu nähern.

Es ist erklärlich, daß Kriegsmittel mit so gewaltiger Wirkung nicht nur auf die Verteidigung beschränkt blieben, sondern man sie auch für den Angriff nutzbar zu machen suchte. Man begann damit bereits im amerikanischen Bürgerkriege und zwar durch sogenannte Spierentorpedos.

Man versah die Torpedos mit langen Stangen, befestigte diese an kleinen Dampfbooten und griff damit an. Wenngleich meistens die Angreifer selbst dabei zu Grunde gingen, gelang die Zerstörung des feindlichen Schiffes doch in mehreren Fällen. So sank 1864 die nordstaatliche Korvette Hausatonic durch einen solchen Angriff, nahm aber dabei auch das Torpedoboot mit sich in den Abgrund; ferner wurde einige Zeit später die nordstaatliche Fregatte Minnesota schwer beschädigt, während das Torpedoboot glücklich davon kam, und wieder nach einigen Monaten zerstörte Lieutenant Cushing das eben fertig gewordene südstaatliche Panzerschiff Albemarle, wobei von den dreizehn Mann seiner Besatzung elf umkamen, und er selbst mit noch einem Mann nur auf wunderbare Weise gerettet wurde.

Diese Erfolge veranlaßten die Marinen und auch die unsere zur Annahme der Spierentorpedos, wir ließen sie aber wieder fallen, da eingesehen wurde, daß bei nötiger Wachsamkeit ein Gelingen sehr zweifelhaft sei, wie dies auch der letzte russisch-türkische Krieg dargethan hat.

Die Russen machten fünfmal Angriffe mit Spierentorpedos, aber nur einmal mit Erfolg auf den türkischen Donau-Monitor „Duba Saife“ im Mai 1877, und dies konnte auch nur geschehen, weil unbegreiflicherweise das von den Türken ausgelegte Wachtboot die russischen Torpedoboote an sich vorüberfahren ließ, ohne ein Warnungssignal zu geben.

Außerdem war auch der Spierentorpedo für die eigene Bedienung zu gefährlich, da man die Stangen nicht länger als 20—25 Fuß machen konnte. Man suchte deshalb nach ungefährlicheren beweglichen Formen und ein englischer Kapitän Harvey erfand zunächst den Schlepptorpedo. Derselbe stellte ein ungefähr $1^1/_2$ Meter langes, einem Schiffsrumpfe ähnliches Gefäß aus Metallplatten dar, das eine Sprengladung von 25 Kilogramm Schießwolle aufnahm. Auf seiner oberen Fläche war eine Vorrichtung von Hebelarmen angebracht, die gegenseitig so in Verbindung standen, daß jeder bei Berührung eines Schiffes auf irgend einen der Hebel ausgeübte Druck sich auf den Haupthebel und damit auf einen beweglichen Sprengbolzen übertrug, indem dieser in den Torpedo hineingepreßt

wurde und die Ladung entzündete. Um dies nicht zur Unzeit geschehen zu lassen, war der Bolzen mit einem Sicherheitsschlüssel versehen, der sein Hineinpressen verhinderte, bis der Torpedo frei vom Schiffe war. Letzterer wurde an einem Drahttaue geschleppt, und zwar war dasselbe in einem Ringe befestigt, in dem vier von den Ecken des Torpedogefäßes ausgehende dünne Leinen zusammenliefen. Diese Einrichtung zwang den geschleppten Torpedo, nach Art der fliegenden Fähren auf Flüssen mit starker Strömung, bis zu einem Winkel von 45 Grad seitwärts vom Schiffe auszuscheeren und dann je nach der Länge der Schleppleine in 40—60 Meter Entfernung seitwärts ganz nahe unter der Wasseroberfläche mit dem Schiffe parallel zu laufen.

War der Torpedo frei vom Schiffe, so zog man mit Hilfe einer dünnen Leine zunächst den Sicherheitsschlüssel aus und dampfte dann an dem feindlichen Schiffe so vorbei, daß der Torpedo unter dessen Boden gebracht werden konnte. Dies geschah dadurch, daß man die Schleppleine plötzlich etwas nachließ und wenige Sekunden darauf wieder straff hielt. Das Nachlassen der Leine ließ den Torpedo dann durch seine eigene Schwere sinken, während die wieder auf ihn ausgeübte Kraft infolge seiner Form ihn zum Auftauchen zwang, bei dem er gegen den Boden des feindlichen Schiffes schlagen und dadurch zur Sprengung gebracht werden sollte.

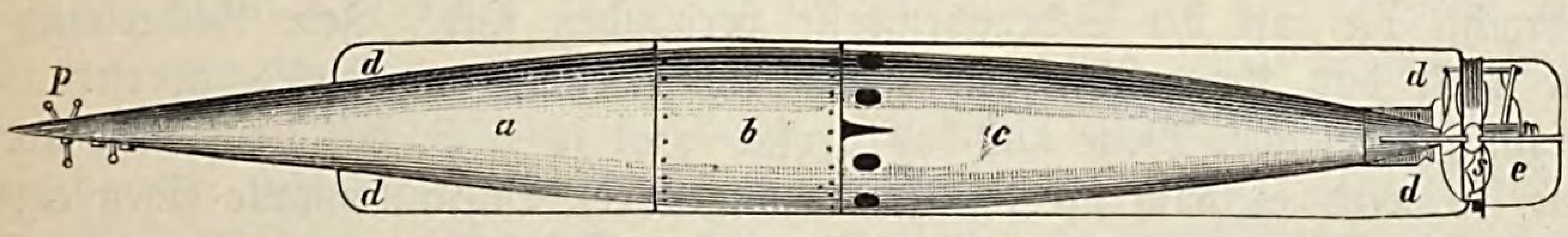
Einige Marinen hatten diesen Torpedo eingeführt, und auch in der unseren sind eingehende Versuche damit angestellt, jedoch zeigten sich zu viele Mängel und er wurde von uns nicht angenommen. Oft versagte das Ausreißen des Sicherheitsschlüssels, sodann konnten die Torpedos beim Manövrieren leicht den eigenen Schiffen gefährlich werden, und endlich mußte man sie beständig im Auge behalten, um sie rechtzeitig tauchen zu lassen, was bei Seegang und Pulverdampf oft nicht möglich war, weshalb man von ihrer Einführung bei uns Abstand nahm.

Dagegen hat eine andere bereits im Jahre 1864 durch den in österreichischen Diensten stehenden Ingenieur Whitehead gemachte Erfindung alle früheren beweglichen Torpedos verdrängt, der sogenannte Fischtorpedo, der aber in unserer Marine den amtlichen Namen „Torpedo“ im Gegensatz zu den festliegenden und nur zur Verteidigung bestimmten unterseeischen Sprengkörpern führt, welche letztere „Minen“ genannt werden.

Anfänglich war derselbe zwar ebenfalls mit vielen Mängeln behaftet, indessen ist es nach jahrelangen Bemühungen gelungen, dieselben größtenteils zu beseitigen und eine ziemlich verläßliche und kriegstüchtige Waffe daraus zu machen, wozu unsere Marine nicht wenig beigetragen hat, und wie auf dem Gebiete der Torpedoboote ist es wiederum eine deutsche Firma, Schwarzkopf in Berlin, welche in der Herstellung der Torpedos allen anderen Nationen den Rang abgelaufen hatte, während seit einigen Jahren unsere Marine die Fabrikation selbst in die Hand genommen und durch große Verbesserungen den kriegerischen Wert der Waffe so bedeutend erhöht hat, daß Deutschland noch gegenwärtig alle anderen Seemächte damit überflügelt.

Ein Whitehead Torpedo, wie sie nur noch vereinzelt in unserer Marine vorhanden sind, hat bei etwa 4,50 Meter Länge und 0,36 Meter größtem Durchmesser das ungefähre Aussehen einer Cigarre, d. h. er ist in der Mitte cylindrisch, läuft nach beiden Enden kegelförmig spitz zu und besitzt sowohl senkrecht wie wagerecht stehende Flossen, die beim Ablassen desselben aus dem betreffenden Rohr als Führungsleisten dienen, damit er in der richtigen Lage in das Wasser kommt. Früher war der Torpedomantel sowohl wie sein Inneres aus Stahl gefertigt, indessen führte dies wegen des Rostens der kleinen empfindlichen Bestandteile große Übelstände mit sich, welche die Kriegsbrauchbarkeit sehr beeinflußten. Schwarzkopf ging deshalb zu Aluminiumbronze über, dieselbe hat sich bewährt und wird auch von der Marine weiter angewandt.

Der Torpedomantel besteht aus drei Hauptteilen: 1) aus der Abteilung, welche die Sprengladung aufnimmt, 2) aus der, in welcher sich der Mechanismus



Whiteheads Fischtorpedo.

a Kopfteil des Torpedos mit Ladungsraum und der Pistole p. b Abteilung mit Apparat für Regulierung des Tiefganges. c Abteilung für Maschine und Luftraum. d Vertikale Flossen. e Vertikales Steuerruder. s Schraubenpropeller.

befindet, durch den die Tiefe reguliert wird, in welcher der Torpedo laufen soll, und 3) aus dem Raume, welcher die Maschine und die zu ihrem Treiben notwendige zusammengepreßte Luft enthält. Am hinteren Ende dieser Abteilung sitzen die kleinen Schiffsschrauben, sowie senkrechte und wagerechte bewegliche Steuerruder.

Die Sprengladung, welche ursprünglich nur für 16 Kilogramm nasse Schießbaumwolle berechnet war, jetzt aber bei uns bis auf 65 und bei den größten durch verbesserte Konstruktion der Waffe auf 95 Kilogramm erhöht ist, besteht ebenfalls aus nasser Schießbaumwolle, in der sich wie bei den Minen eine Sprengbüchse mit trockener Schießbaumwolle befindet, wird aber nicht auf elektrischem, sondern auf mechanischem Wege entzündet und zwar auf ähnliche Weise wie bei unseren Infanteriegewehren durch das Vorschnellen eines Nadelbolzens. Der abnehmbare Kopf des Torpedo, Pistole genannt, ist wie beim Schlepptorpedo mit verschiedenen Hebeln versehen und zwischen ihm und der Sprengbüchse läuft eine Röhre, in welcher der mit der Spitze nach innen weisende Nadelbolzen enthalten ist. Sein äußeres Ende ist in einen beweglichen Rahmen geschraubt, der gegen eine Spirale von starker Federkraft stößt, welche ihn und mit ihm den Nadelbolzen nach innen zu drücken strebt. Die Spirale wird eng zusammengepreßt durch den Rahmen, der hinter eine Nase faßt, festgehalten.

Die „Pistole" ist so mit dem Ladungsraume verbunden, daß ein auf sie oder auf ihr Hebelwerk ausgeübter Stoß sie etwas nach innen hineindrückt. Durch diese Bewegung wird die Nase ausgehoben, die Feder schnellt die Nadel nach innen in eine Patrone, und die Sprengung erfolgt.

Ein Sicherheitsbolzen sorgt dafür, daß dies nicht zur Unzeit geschieht. Derselbe verhindert das Ausheben der Nase, bis der Torpedo sich erst eine Strecke vom Schiffe entfernt hat und für letzteres ungefährlich wird, und zwar wird dies durch eine Vorrichtung an der treibenden Maschine bewerkstelligt. Diese Vorrichtung kann man willkürlich so stellen, daß sie nach so und soviel Umdrehungen den Bolzen zurück, aber auch wieder vorschiebt, wenn der Torpedo z. B. eine gewisse Entfernung durchlaufen hat, ohne sein Ziel zu treffen. Im Gefecht ist letzteres ein wichtiger Punkt, da es die Gefahr ausschließt, daß solche fehlgegangenen Torpedos die eigenen Schiffe in die Luft sprengen.

Eine andere mechanische Vorrichtung steht mit der Schraubenwelle in Verbindung und regelt die Entfernung, welche der Torpedo durchlaufen soll, bevor er gesprengt wird, oder aufschwimmt oder in den Grund geht. Hinten und oben auf dem Whitehead Torpedo sind zwei Zahnräder, ein großes und ein kleines, angebracht, die mit der Schraubenwelle verbunden sind. Jede Umdrehung der Welle rückt das kleine Rad um einen Zahn weiter, und dieses übersetzt seine Bewegung in gleicher Weise auf das große. Hat so z. B. das kleine Rad dreißig Zähne, so wird es nach dreißig Umdrehungen der Schraubenwelle einen eigenen Umgang gemacht und einen Zahn des großen Rades vorgerückt haben, welchen letzteren dann eine Feder in dieser Stellung festhält.

Vor den Rädern befindet sich ein in einer Nute laufender Knopf, der an einer Feder befestigt ist, welche ihn gegen das hintere Ende der Nute zu pressen sucht. Durch ein Gestänge steht dieser Knopf außerdem mit dem Ventil in Verbindung, das die zusammengepreßte Luft zur Maschine zuläßt, und dieses Ventil ist offen, so lange der Knopf im vorderen Teil der Nute ruht. Mit Hilfe eines Hebels wird dann die Feder zusammengedrückt, so daß der Knopf die letztere Stellung einnimmt.

Man weiß nun, welche Entfernung der Torpedo bei so und soviel Umdrehungen der Schrauben im Wasser zurücklegt. Entspricht dieselbe z. B. bei dreißig Umdrehungen der Schrauben oder einer des kleinen Rades 50 Metern, und soll der Torpedo 500 Meter weit laufen, so muß eine Vorkehrung getroffen sein, daß sich jenes Luftventil nach zehn Umgängen des kleinen Rades schließt.

Dies geschieht mit Hilfe des großen Zahnrades, auf dessen Fläche ein Stift befestigt ist. Im vorliegenden Falle würde, wenn der Torpedo 500 Meter weit gelaufen ist, das große Rad um zehn Zähne vorgerückt sein. Man stellt es deshalb vor dem Ablassen des ersteren so, daß der auf ihm befestigte Stift um jene Zahl Zähne oberhalb des Hebels steht, der die Feder in der Nute zusammendrückt.

Dann rückt zu der gewünschten Zeit der Stift den Hebel aus, die gelöste Feder schnellt den Knopf in der Nute nach hinten, das mit ersterem verbundene Gestänge schließt das Ventil für die zusammengepreßte Luft, und die Maschine steht still.

Außerdem trägt die Achse des Rades einen kleinen Metallarm, der durch eine Stange mit dem Sicherheitskolben verbunden ist. Dieser Arm läßt sich in beliebiger Weise so stellen, daß er nach einer bestimmten Zahl von Umdrehungen

der Schraube den Bolzen auszieht und dadurch herbeiführt, daß der Torpedo gesprengt werden kann. Derselbe Bolzen ist aber durch eine zweite Stange noch mit einem andern Hebel verbunden, der im vorderen Teile des Torpedo angebracht ist und zum Ventil für die gepreßte Luft führt.

Soll nun der Torpedo nach vollendetem Lauf nicht mehr sprengfähig sein, so löst sich infolge einer mechanischen Vorrichtung die Stange vom Sicherheitsbolzen, welche ihn herausgezogen hat. Durch den Schluß des Ventils für gepreßte Luft wird der vordere Hebel in Thätigkeit gesetzt und schiebt den Sicherheitsbolzen wieder in seine ursprüngliche Stellung zurück.

Soll der Torpedo nach vollendetem Lauf an die Wasseroberfläche kommen, um ihn wieder fischen zu können, so bedarf dies keiner weiteren Vorkehrung. Die verbrauchte Preßluft macht ihn leichter und läßt ihn von selbst aufschwimmen.

Die sinnreichste Einrichtung jedoch, und welche bis vor nicht langer Zeit besonders geheim gehalten wurde, ist die, vermittels deren der Torpedo während seines Laufes in einer bestimmten Tiefe gehalten wird. Die mittlere Abteilung wird durch Stahlblechwände und einem schmalen Zwischenraum von der vorderen und hinteren geschieden. Eine Reihe kleiner Bohrungen läßt das Wasser gegen diese Scheidewände treten und je nach der Tiefe mit verschiedenem Druck auf sie wirken, während sich innerhalb des Mittelraumes eine Spiralfeder befindet, die durch ein Gestänge mit dem wagerechten Steuerruder in Verbindung steht.

Durch Drehen eines Rades, auf dem die zu wählende Tiefe vermerkt ist, gibt man dann der Feder die der Tiefe entsprechende Spannung. So lange der Torpedo in der gewünschten Tiefe läuft, halten sich Spirale und Wasserdruck das Gleichgewicht, und das wagerechte Ruder wird nicht bewegt. Geht der Torpedo jedoch höher oder tiefer, so ändert sich der Druck des Wassers auf die Scheidewände der Abteilung, dehnt die Feder aus oder preßt sie zusammen und die mit ihr verbundene Stange setzt das wagerechte Ruder in Bewegung, welches dann den Torpedo zwingt, wieder in die vorgeschriebene Tiefe einzulenken. Ein in der mittleren Abteilung befindliches Pendel, das beim Sinken des Torpedo nach vorn, beim Steigen nach hinten schwingt, steht ebenfalls mit dem Ruder in Verbindung und unterstützt dessen regelnde Bewegungen.

Soll der Torpedo nach Ablauf seiner Entfernung sinken, so wird dies durch ein in der Mittelabteilung angebrachtes Ventil bewirkt, das mit dem Preßluftventil in Zusammenhang gebracht werden kann. Sobald sich letzteres schließt, öffnet sich ersteres, läßt Wasser einströmen und der Torpedo sinkt.

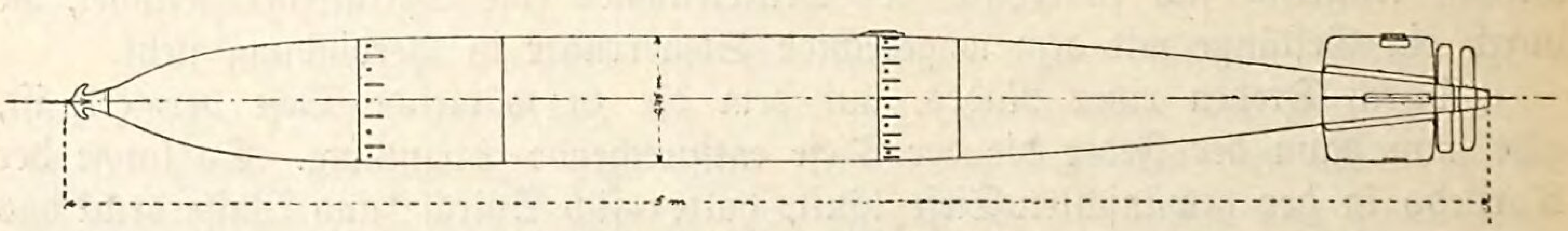
Soll endlich der Torpedo am Ende seines Laufes gesprengt werden, so wird das Gestänge, welches sonst den Sicherheitsbolzen wieder vorschiebt, mit der Feder des Nadelbolzens verbunden und führt dann die Zündung im gewünschten Augenblicke herbei.

Die Preßluft zum Betriebe der Maschine wird mit einem Drucke von 60 bis 70 Atmosphären durch eine Luftpumpe in die hintere Abteilung getrieben. Die Maschine ist eine gewöhnliche Schiffsmaschine, aber in einem so kleinen Maßstabe, daß sie nur 18 Kilogramm wiegt, und man kann aus dem Vorstehenden entnehmen, mit welcher Sorgfalt und aus wie gutem Material nicht allein ihre,

sondern alle die vielen feineren Teile und Teilchen des Torpedo gearbeitet sein müssen, der im ganzen etwa 250 Kilogramm wiegt. Die Maschine treibt zwei gegen einander drehende Schrauben, um durch Drehung nach einer Seite nicht die Bahn des Torpedo zu beeinflussen.

Die Geschwindigkeit des Torpedo richtet sich nach der zu durchlaufenden Entfernung und demgemäß nach dem Verbrauch des Vorrates von Preßluft. Gewöhnlich stellt man ihn auf 700 Meter ein, und dann genügt der Vorrat, um ihn mit 24 und mehr Knoten Fahrt (12 Meter in der Sekunde) vorwärts zu treiben, während sich die Geschwindigkeit bei z. B. 200 Meter Lauf bedeutend erhöht.

Im obigen ist eine allgemein verständliche Beschreibung der älteren Torpedos zu geben versucht, von denen wir in unserer Marine auch noch verschiedene Exemplare besitzen. Wie schon bemerkt, hat man überall viel Mühe darauf verwandt, dieselben nach jeder Richtung zu verbessern und Deutschland ist darin am weitesten gekommen. Die Resultate dieser Versuche sind in nicht weniger als 10 Modellen vorhanden, die sämtlich verwertet werden, aber von denen ein jedes Fortschritte in dieser oder jener Art darstellt. Auch die äußere Form hat sich etwas verändert und sind z. B. die Flossen fortgefallen. Die Beschreibung



Zeichnung des neuen Torpedo.

der inneren Teile entzieht sich natürlich der Öffentlichkeit, aber das Prinzip ist dasselbe, wie ich es oben geschildert und dies wird auch für den Leser genügen, um sich ein Bild von dieser Waffe machen zu können.

Gegen früher ist der Torpedo größer geworden und enthält viel mehr Sprengladung. Unser größter mit 95 Kilogramm Ladung hat bei 45 Centimeter Durchmesser eine Länge von 5 Meter und ein Gesamtgewicht von 600 Kilogramm. Er kostet ungefähr 10000 Mark.

Der Torpedo wird auf verschiedene Art abgelassen, bezw. abgeschossen; durch Röhren, die unter oder über Wasser aus dem Schiff nach außen führen, und aus Torpedokanonen.

Die Ablaßröhren unter Wasser sind hinten, vorn oder an den Seiten des Schiffes angebracht. Erstere Art läßt man jedoch jetzt fallen, weil die Torpedos von dem wirbelnden Kielwasser des Schiffes leicht von ihrem Wege abgelenkt werden. Die Unterwasserröhren werden durch eine Schleuse nach außenbords abgeschlossen und sind innen mit einem wasserdichten Deckel versehen, um den geladenen Torpedo hineinzulegen. Soll dieser abgelassen werden, so öffnet man die Schleuse, gibt mit dem Schiffe die seitliche Richtung und stößt den Torpedo durch Preßluft aus, die sich in der Nähe der Röhre in einem Sammler befindet.

Beim Verlassen des Rohres stößt eine Nase gegen den Kopf eines kleinen, aus dem Torpedo hervorragenden Hebels. Dadurch öffnet sich das Preßluftventil, und die Maschine setzt sich in Gang.

Die meisten unserer größeren Schiffe und sämtliche neuere Torpedoboote sind jedoch mit Röhren versehen, die etwas über Wasser münden, wodurch die Schleusenvorrichtung fortfällt. Der genannte Accumulator oder Preßluftsammler faßt die nötige Menge Luft für ein Schiff. Das Abschießen aus Kanonen, die sehr leicht sind und sich sehr bequem nach allen Seiten richten lassen, geschieht mit Preßluft, indessen geht man aus verschiedenen Gründen auch zu dem Abfeuern mit Pulverladung über. Um den Sammler zu füllen, ist wieder eine Luftpumpe nötig, und bei der Überfüllung der Schiffe mit den verschiedensten Maschinerien ist es sehr wünschenswert, dieselben zu vereinfachen, wo dies nur möglich ist. Für die Torpedoboote hat dies aber noch eine andere Bedeutung. Je größer ihre Schnelligkeit, desto mehr militärischen Wert haben sie, aber diese Schnelligkeit ist bei ihrer Kleinheit nur zu erlangen, wenn sie so leicht wie möglich gebaut sind und geringen Tiefgang haben. Die beiden Röhren, welche sie bis vor kurzem vorn im Bug zum Ablassen der Torpedos führten, sowie die Luftpumpe und der Sammler beschwerten aber das Vorderteil bedeutend und behinderten die Geschwindigkeit. Ein leichtes Torpedogeschütz auf dem Deck vermindert dies Gewicht ganz bedeutend, und deshalb hat man begonnen, mit dieser Einrichtung vorzugehen und den Torpedobooten nur ein Bugausstoßrohr zu lassen.

Während auf den größeren Schiffen sich besondere Luftpumpen befinden, mit welchen die für den Gebrauch fertig zu machenden Torpedos gefüllt werden, geschieht dies für die Torpedoboote, die sich nur auf kurze Zeit aus den Häfen entfernen, in den Torpedodepots der letzteren selbst. Die Torpedos halten diese Preßluft zwar nicht unbedingt fest, aber der Verlust geht doch nur verhältnismäßig langsam vor sich, und sie bleiben drei bis vier Tage gefechtsfähig.

Eine so furchtbare Waffe sie nun aber auch in ihrer jetzigen, ziemlich vollkommenen Entwickelung sind, so wird doch erst ein Ernstkampf entscheiden, ob sie das leisten werden, was man sich von ihnen verspricht. Bei allen ihren Vorzügen besitzen sie doch auch bedeutende Mängel, welche ihre Wirksamkeit einschränken können und werden, und denen sich schwerlich abhelfen lassen wird.

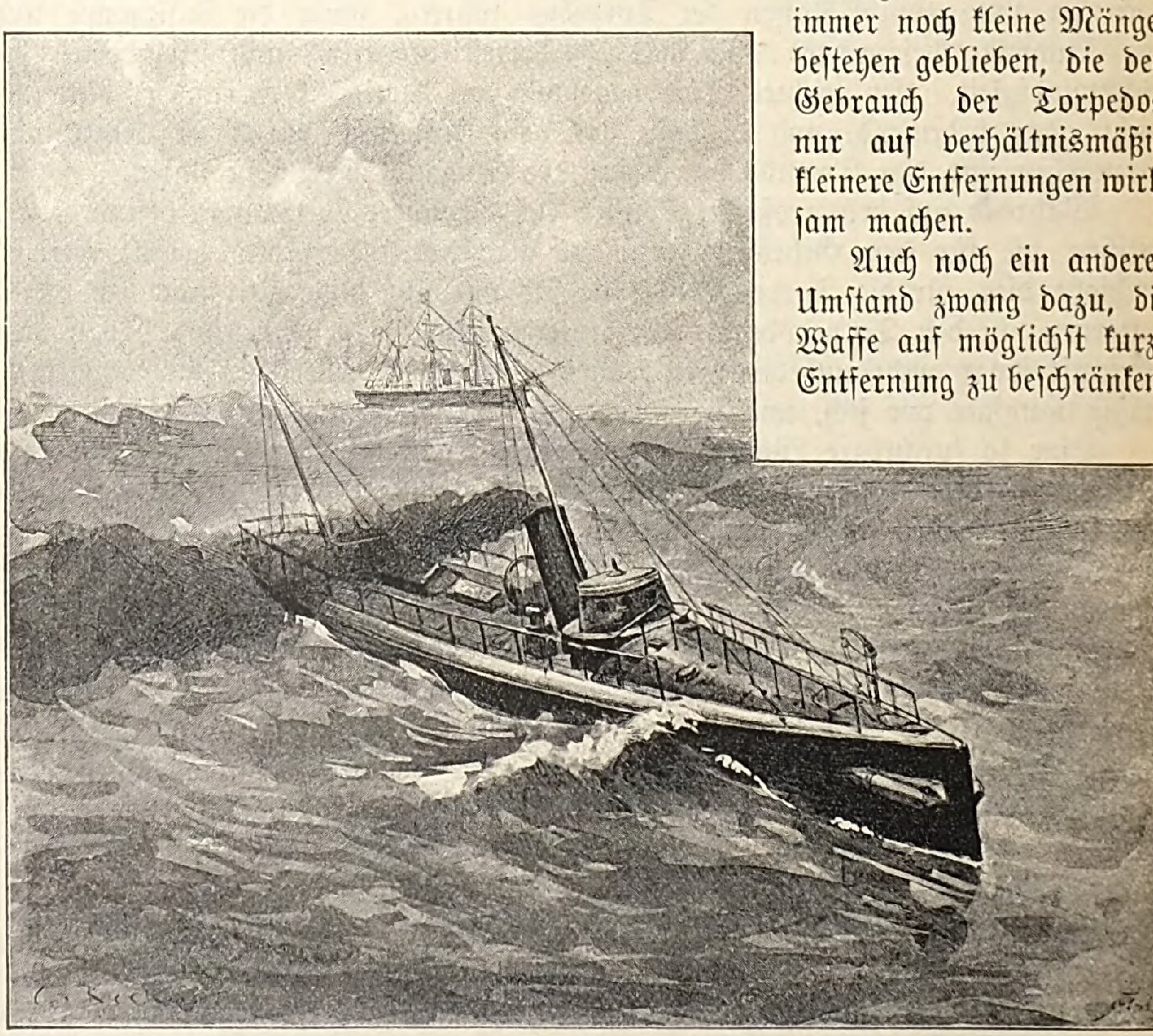
Eine Hauptschwäche liegt in der verhältnismäßig geringen Geschwindigkeit. Wenn man bedenkt, welche Zeit, Mühe und geistige Kraft erforderlich war, um die gegenwärtige Treffsicherheit der gewöhnlichen Geschosse zu erzielen, bei denen alle Verhältnisse soviel günstiger liegen, so wird es einleuchten, daß die Trefffähigkeit der Torpedos nur auf geringe Entfernungen einigermaßen sicher sein kann, wenn es wie in der Seeschlacht, um schnell sich bewegende Ziele handelt.

Ein Geschoß hat die denkbar günstigste Form zur Überwindung des Luftwiderstandes, und es bewegt sich in der dünnen Luft mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 7—800 Meter in der Sekunde und mehr. Die Form des Torpedo ist zwar auch eine günstige, aber er läuft nur mit durchschnittlich 15—16 Meter in der Sekunde durch das viel dichtere Wasser, und Seegang, sowie die vielen

größeren und kleineren, aus seinem Körper hervorstehenden Teile, das Hebelwerk an der Pistole, die Ruder ꝛc. können sehr leicht die Ursache werden, daß er von seiner Richtung abweicht und wohl gar dem eigenen Schiffe gefährlich wird. Dasselbe kann durch einen ganz geringen Fehler in der Thätigkeit der vielen feinen und empfindlichen Teile entstehen, aus denen er zusammengesetzt ist.

Als die älteren Torpedos noch durch eine Schraube bewegt wurden, beschrieben sie alle eine mehr oder minder gekrümmte Bahn. Jeder Torpedo mußte deshalb vor dem Ernstgebrauch eingeschossen, und die Krümmung der Bahn festgestellt werden, um sie im Kampfe in Rechnung zu ziehen. Nach dem Einschießen mußte er aber, um ein Rosten zu verhüten, auseinander genommen und sorgsam gereinigt werden; es fehlte deshalb trotz Einschießens die Sicherheit, ob durch irgend eine kleine Verbiegung oder dergleichen nicht wieder eine andere Bahn entstanden ist. Durch Anwendung der Bronze statt des früher üblichen Stahles sind eine ganze Reihe solcher Übelstände beseitigt, und durch die Einführung der beiden gegeneinander drehenden Schrauben hat sich die Krümmung der Bahn bedeutend verringert, aber es sind immer noch kleine Mängel bestehen geblieben, die den Gebrauch der Torpedos nur auf verhältnismäßig kleinere Entfernungen wirksam machen.

Auch noch ein anderer Umstand zwang dazu, die Waffe auf möglichst kurze Entfernung zu beschränken,



Torpedoboot auf hoher See.

wenn man auf Treffsicherheit rechnen wollte. Beabsichtigte man z. B. ein 700 Meter entferntes und sich bewegendes Schiff zu treffen, das quer vorüberging, so gebrauchte der Torpedo zur Zurücklegung dieses Weges etwa 80 Sekunden. Inzwischen hatte sich aber in dieser Zeit das feindliche Schiff selbst schon 500 Meter voraus bewegt, und man mußte, um die Wahrscheinlichkeit des Treffens zu haben, 400 Meter mindestens vorhalten. Das sind Schwierigkeiten, die nur ein glücklicher Zufall überwinden kann. Die jetzt gegen früher bedeutend vermehrte Geschwindigkeit der Torpedos hat einen Teil der letzteren gehoben, aber wie bemerkt, läßt sich erst ein abschließendes Urteil über alle diese Punkte und den eigentlichen Gefechtswert der Torpedos nach einem Ernstkampfe fällen, und bis dahin hat man bei der vernichtenden Gewalt dieser unheimlichen Waffe, die mit einem Treffer auch das gewaltigste Panzerschiff kampfunfähig machen oder wohl gar in den Abgrund versenken kann, alle Ursache, sie eher zu über- als zu unterschätzen, und alle Marinen sind deshalb auch bestrebt, sich auf jede mögliche Weise gegen Torpedoangriffe zu schützen, die unter allen Umständen sehr zu fürchten sind, namentlich in Gestalt von Torpedobooten. Diese durchschnittlich 40—45 Meter langen, aber nur etwa 3½ Meter breiten und sehr niedrig auf dem Wasser liegenden Fahrzeuge, die mit so rasender Geschwindigkeit herangeschossen kommen, sind namentlich bei Pulverdampf und nachts gefährlich.

Wie sich bei unsern Flottenmanövern herausgestellt hat, entsteht bei dem Abfeuern der jetzigen Riesengeschütze mit 100 und mehr Kilogramm Pulverladung ein so dichter Qualm, daß man namentlich, wenn nicht heftiger Wind weht, minutenlang weder Freund noch Feind unterscheiden kann. Laufen nun die feindlichen Flotten auf 3—400 Meter aneinander feuernd vorüber, so können die an der abgewendeten geschützten Seite der Panzer befindlichen Torpedoboote leicht hervorschießen und verhüllt durch den Rauchschleier ihren Schuß auf 50 Meter und näher abgeben. Kommt es freilich, wie wahrscheinlich, zur Einführung des rauchschwachen Pulvers auch bei den schweren Marinegeschützen, dann verlieren die Torpedoboote wenigstens am Tage diesen Vorteil.

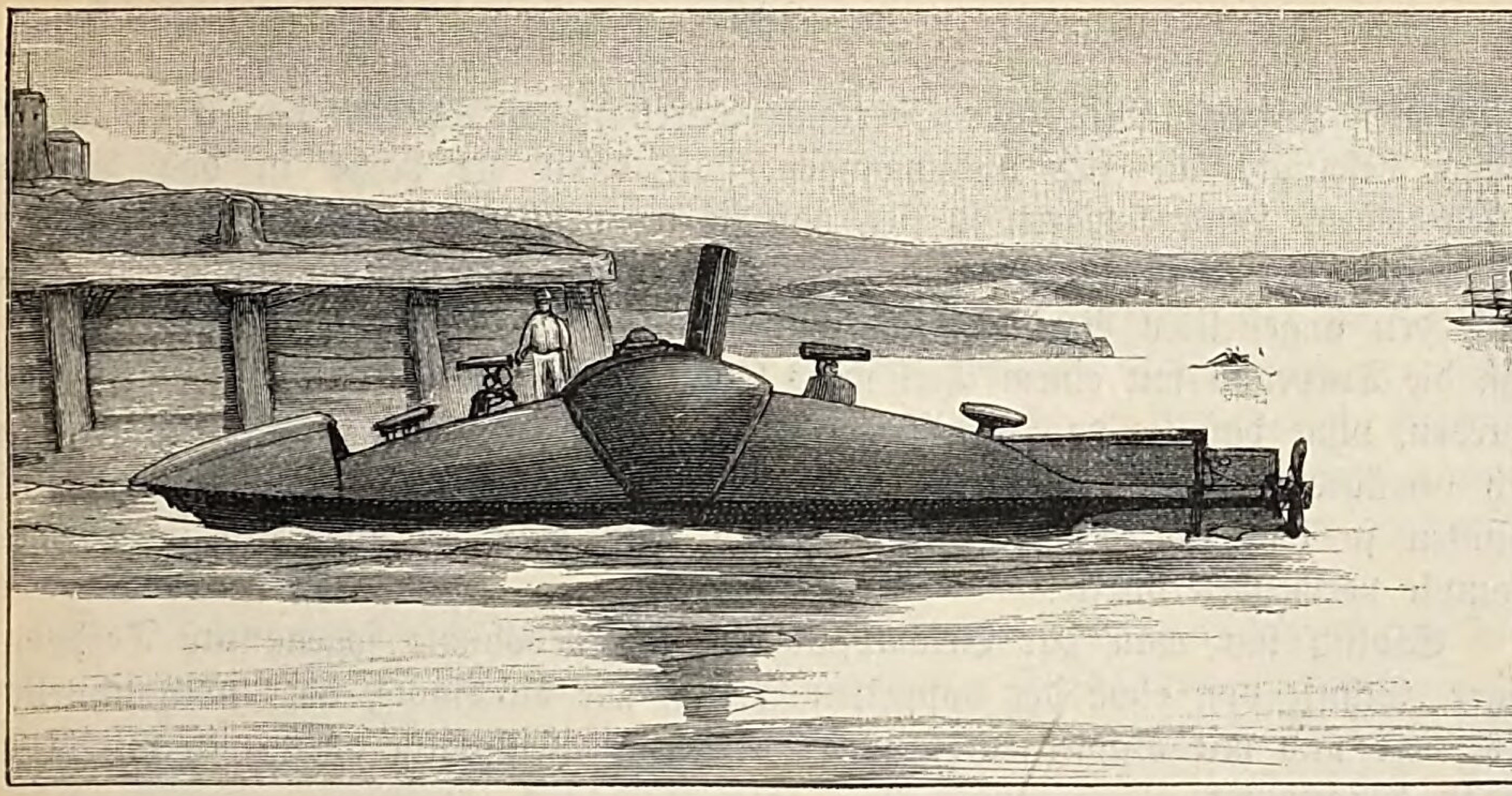
Man hat zwar alle Schiffe jetzt gerade gegen Torpedoboote mit Revolverkanonen, Maschinengeschützen, Maschinengewehren und kleineren Schnellfeuergeschützen bewaffnet, und eine ihrer kleinen Granaten genügt, um ein solches aus möglichst dünnem Stahlblech gebautes Fahrzeug außer Gefecht zu setzen, allein der Pulverdampf, die Blitzesschnelle und Kleinheit des Zieles werden unter solchen Umständen dem Angreifer in den meisten Fällen zu Hilfe kommen und ihm den Sieg verleihen. Selbst aber wenn es gelingt, einen oder den andern abzuschlagen oder zu vernichten, so gehen damit 15—20 Mann Besatzung verloren, aber es sind Dutzende vorhanden, und wenn von zehn zu Grunde gegangenen nur eines ein Panzerschiff zerstört, so ist dasselbe zehnfach aufgewogen. Freilich sind wir es ja nicht allein, die solche Fahrzeuge besitzen. Der Feind hat auch keinen Mangel daran und in einer Schlacht werden wir es mit ebenso vielen oder wohl noch mehr Torpedobooten oder den größeren und womöglich noch schnelleren Torpedobootzerstörern zu thun haben, denn Wehr erzeugt Gegen-

wehr. Am schwierigsten wird es sein, sich der Torpedoboote bei Nacht zu erwehren, wie ebenfalls die Manöver unserer jährlichen Übungsgeschwader ergeben haben. Die betreffenden Schiffe wußten die ungefähre Zeit, in der sie angegriffen werden würden; sie trafen alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, legten Wachtboote aus, ließen das elektrische Licht nach allen Seiten spielen, hatten die Revolvergeschütze fertig, aber trotzdem gelang es den Angreifern, ihren Schuß auf 200 Meter Entfernung, also mit ziemlicher Treffsicherheit, abzugeben.

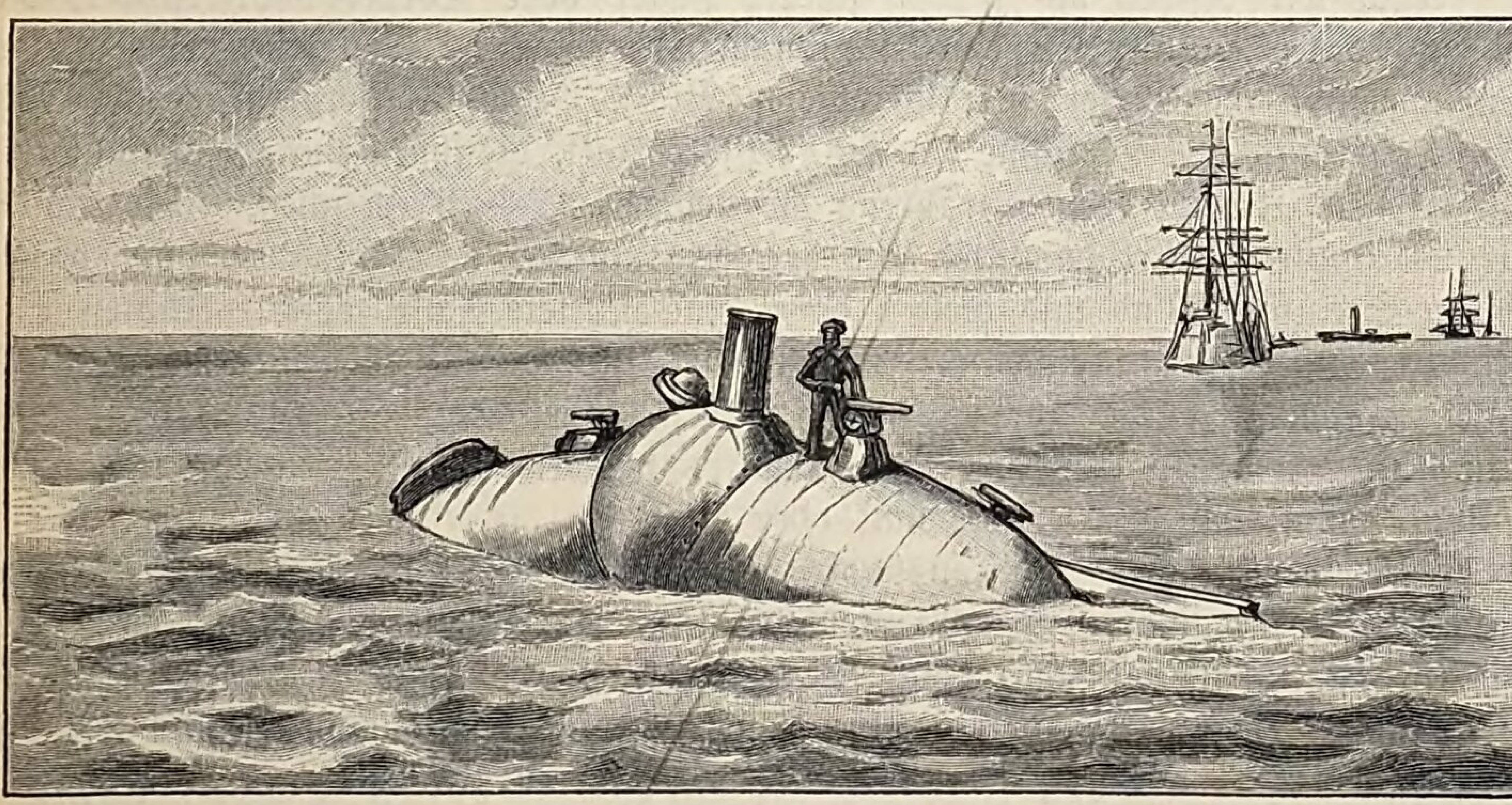
Der militärische Wert der Torpedofahrzeuge beruht aber sowohl in größtmöglicher Schnelligkeit, wie auch in der Leistungsfähigkeit der Torpedos selbst, d. h. in ihrer eigenen Geschwindigkeit und ihrem sicherem gradlinigem Laufe auf größere Entfernungen. Deshalb sind alle Seemächte bemüht gewesen, beide zu verbessern.

Bis vor einigen Jahren war die durchschnittliche Fahrt der Boote 22—24 Knoten ($5^1/_2$—6 deutsche Meilen in der Stunde) jetzt ist man schon bis 28 (7 Meilen) gekommen, und in englischen Zeitungen liest man auch schon von 30 ja 32 Knoten, doch darf man das nicht so genau nehmen, und kann bei solchen Angaben immer ruhig 3—4 Knoten abziehen, weil die dortigen Probefahrten nicht in der gewissenhaften Weise abgehalten werden wie bei uns. Die deutschen Fahrtangaben für unsere Schiffe und Boote sind stets richtig und zuverlässig, die englischen nicht. Wir erproben die Fahrzeuge in stillem Wasser, die Engländer bei Ebbe und Flut an der abgesteckten Meile. Die Lotsen wissen aber genau, wo die heftigste Strömung mit, und die geringste gegen ist und lassen die Schiffe dort laufen, natürlich gegen klingenden Lohn der Erbauer. Ferner hat man in England besonders geschulte Eliteheizer, die nur für solche Probefahrten bestimmt sind, während sie bei uns so genommen werden, wie sie die Besatzung bilden sollen. Weiterhin werden dort nur sorgsam ausgesuchte Kohlen verwandt, bei uns aber wie sie fallen, und endlich gebraucht man dort die leichte Lade-Linie, bei der der Rumpf nicht so tief eintaucht, also weniger Widerstand übt, während bei uns das Fahrzeug so tief liegt, wie es sich beim Inseegehen gehört. Danach wird es also auch dem Laien einleuchten, daß unsere 28 mindestens den englischen 30—32 gleich sind, und ebenso dürfen wir uns dabei beruhigen, daß wir in diesem Punkte nicht etwa hinter andere Nationen zurückstehen, sondern mindestens ihnen die Spitze bieten. Ebenso verhält es sich mit der Schnelligkeit und dem Gradelauf der Torpedos selbst. Vor 5—6 Jahren hatten die Torpedos eine eigene Bewegung von durchschnittlich 24 Knoten; seitdem aber hat deutsche Intelligenz so wesentliche Verbesserungen der Konstruktion vorgenommen, daß jene Schnelligkeit und damit auch der Gradlauf und dem entsprechend die Trefffähigkeit auf weitere Distanzen sich so erhöht hat, daß sie nicht mehr auf 200 Meter und weniger, sondern mit derselben Sicherheit auf 600 Meter abgelassen werden können. Auch in diesem Punkte dürfen wir uns durchaus damit zufrieden geben, von keinem fremden Lande übertroffen zu sein.

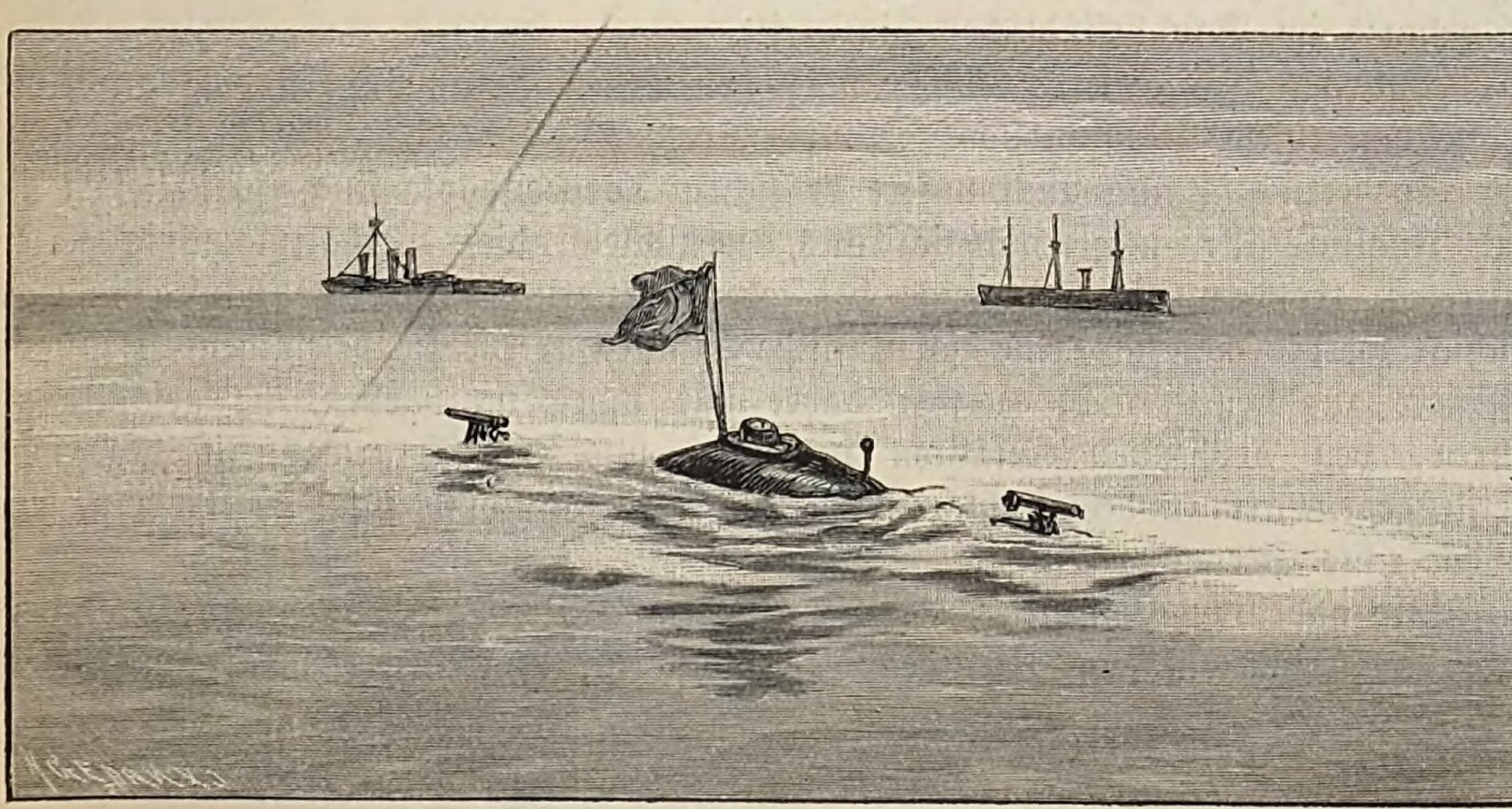
Eine weitere, früher allgemein eingeführte, gegenwärtig aber schon wieder aufgegebene Sicherung gegen Torpedoangriffe waren Drahtnetze. Sie liefen um das ganze Schiff und lagen während des Nichtgebrauchs zusammengefaltet in dazu



Nordenfelts unterseeisches Boot, leer schwimmend.



Dasselbe halb getaucht.



Dasselbe im Begriff unter- oder aufzutauchen.

bestimmten Kästen. Mit ihrer Oberkante waren sie an Spieren von 6—8 Meter Länge befestigt, die sich ausschwingen und dann die Netze in das Wasser fallen ließen. Letztere waren so tief, daß sie 5—6 Meter in das Wasser reichten und ebenso weit vom Schiffe abstanden, wodurch sie eine Schutzwehr bildeten, die nach den angestellten Versuchen ausreichend war. Die Maschen waren so weit, daß die Torpedos mit einem Teil ihres Kopfes hineinliefen und dadurch gesprengt wurden, ohne daß sie das Schiff schädigten. Für verankerte Schiffe mochten sie sich bewähren, aber für dampfende hemmten sie die Fahrt so bedeutend und konnten so leicht in die Schraube geraten, daß man sie schwerlich im offenen Kampfe verwenden durfte.

Endlich hat man zur Bekämpfung der Torpedoboote sogenannte Torpedojäger, Schiffe von etwa der doppelten Größe, wie die Boote, aber noch schneller als diese und mit Schnellfeuerkanonen versehen, gleichzeitig aber auch mit Torpedos ausgerüstet.

Auch wir besitzen bis jetzt 9 solcher Jäger oder Torpedobootzerstörer, die bei uns den Namen „Torpedo-Divisionsboote“ führen. Sie haben eine Länge von ungefähr 55 Meter bei 6,6 Meter Breite, eine Wasserverdrängung von 230 Tons und eine Maschine von 2000 Pferdekraft, die ihnen eine Geschwindigkeit von 21—26 Knoten erteilt, während die neueren 27—28 erreichen. Die Boote mit 21 Knoten Fahrt dampften bei der Sturmprobe acht Stunden lang gegen schwere See und Wind und hielten dabei eine mittlere Fahrt von 18 Knoten ein. Mit 10 Knoten Fahrt reichte ihr Kohlenvorrat für 2500 Seemeilen aus. Wasserdichte Wände, die bis zum Oberdeck reichen, teilen das Schiff in zwölf Abteilungen. Bei der Abnahme des Schiffes wurden die letzteren sämtlich vollgepumpt, ohne daß das erstere sank oder kenterte.

Auf einem solchen Divisionsboote machten im Frühjahr 1887 unser jetziger Kaiser, unter Kommando des Prinzen Heinrich, mit 6 Torpedobooten eine Fahrt bei stürmischem Wetter nach England und zurück, und zwar ohne jeden Unfall, zur staunenden Bewunderung der Engländer, deren Torpedoboote ebenso wie die französischen an Seetüchtigkeit weit hinter den unseren zurückstehen. Wir besitzen gegenwärtig nahe an hundert Torpedoboote, und 9 Divisionsboote, denen nächstens ein zehntes im Bau befindliches hinzutritt.

Acht von den ersteren bilden nach den neuen Bestimmungen eine Division, welche von einem Divisionsboot geführt wird.

So seetüchtig nun auch unsere deutschen Torpedoboote sind, so schließen sie doch Unglücksfälle nicht gänzlich aus, wenngleich diese verhältnismäßig selten auftreten, trotzdem die Fahrzeuge bei jeder Witterung und sehr häufig in See geschickt werden, um als eine vortreffliche Schule für die sie befehligenden jungen Offiziere zu dienen. Sie lernen dabei mit ihnen umzugehen, sie geschickt zu führen, den drohenden Gefahren der See und des Sturmes zu begegnen, Geistesgegenwart zu bewahren und bei aller Vorsicht doch kühn zu handeln, wie es der echte Seemann soll.

Wir haben im Laufe der Zeit von unsern 100 Torpedobooten nur drei verloren, immerhin ein sehr günstiges Verhältnis für so kleine, schwach konstruierte

Boote. Der schmerzlichste Verlust erfolgte im Dezember 1897. Das vom Lieutenant zur See Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin befehligte Torpedoboot S. 26 kenterte bei sehr stürmischem Wetter beim Einlaufen in die Elbe, wobei der ebenso begabte, wie in der Marine allgemein beliebte junge Offizier mit einem Teil der Mannschaft einen jähen Tod fand, während der Rest durch die begleitenden Boote der Division trotz Sturm und See gerettet wurde. Die Ursache war eine schwere unregelmäßige Welle, wie sie in den Mündungen unserer Ströme auf flachem Wasser sich bilden, namentlich wenn Wind und Strom entgegengesetzt sind. Sie warf das Boot aus seinem Kurse und quersees, wodurch das Unglück geschah.

Der Menschengeist ist mit diesen Errungenschaften aber noch keineswegs zufrieden, und es scheint fast, daß er mit fieberhafter Hast immer auf neue Zerstörungsmittel sinnt. Seit einiger Zeit ist man bemüht, unterseeische Boote zu erfinden; Dampf, Preßluft, fest gewordene Kohlensäure, Elektricität, alles wird versucht, um als treibende Kraft dieser Fahrzeuge verwendet zu werden, welche nur militärischen Wert haben können, wenn sie sich mit vollständiger Sicherheit und schnell unter Wasser bewegen.

Die nordamerikanische Marinebehörde hat ein Preisausschreiben für solche Boote erlassen; englische, amerikanische, schwedische und deutsche Erfinder haben dergleichen bereits gebaut, wenn dieselben auch noch nicht den Anforderungen entsprechen. Das beste scheint bisher das des Schweden Nordenfelt zu sein, der auch schon zwei solche für die türkische Marine geliefert hat. Es hat eine Länge von 38 Meter bei einer Breite von 3,6 Meter und einer Wasserverdrängung von 250, bezw. 160 Tonnen (à 1000 Kilogramm), je nachdem es ganz eingetaucht ist, oder schwimmt. Es besitzt eine Schraube, die Maschine entwickelt 1000 Pferdekräfte und wird beim Schwimmen durch Dampf getrieben, wie ihn die gewöhnlichen Schiffskessel erzeugen. Ist das Schiff dagegen getaucht, so gibt man den nötigen Dampf aus einem mächtigen Heißwasserkessel, der eine Betriebsspannung von fast einer Atmosphäre (7,03 Kilogramm) auf den Quadratcentimeter hat und das Boot in den Stand setzen soll, fünf Stunden unter Wasser zu bleiben.

Die im Dezember 1887 in Southampton vorgenommenen Proben ergaben ziemlich befriedigende Erfolge. Das Boot tauchte gut und hielt eine Geschwindigkeit von 5 Knoten ($2^1/_2$ Meter in der Sekunde) unter Wasser. Auch in Konstantinopel in Gegenwart des Sultans angestellte Proben fielen ziemlich gut aus und veranlaßten die türkische Regierung, zwei derselben für die Marine zu beschaffen. Aufgetaucht machen dieselben 13 Knoten. Ihre äußere Erscheinung ähnelt der eines mächtigen Walfisches.

In jüngster Zeit sind sowohl in Frankreich wie in Nordamerika wieder neue Modelle dieser Art aufgetaucht und man rühmt ihre Leistungsfähigkeit sehr, aber es muß abgewartet werden, ob die Sache sich wirklich so verhält.

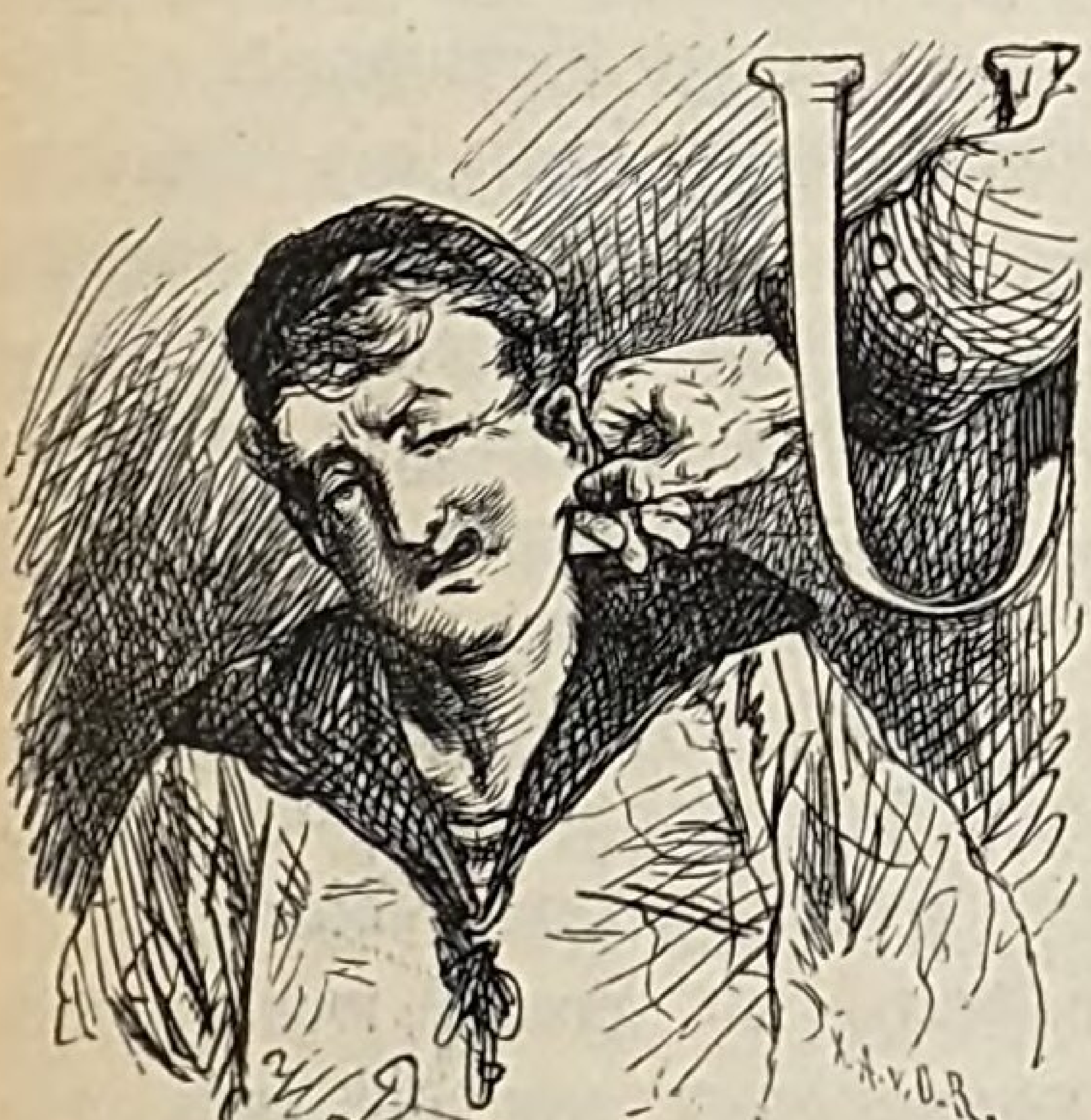
Man sieht, daß die Erfindungen Bushnells und Fultons in dem Nordenfeltschen Boote schon vervollkommnet wiederkehren und bei dem jetzigen Standpunkte der Technik ist es wahrscheinlich, daß sie noch wesentlich verbessert werden. Immerhin wird aber noch eine Reihe von Jahren darüber verfließen, bevor man

dahin gelangt, den unterseeischen Fahrzeugen diejenigen Eigenschaften zu verleihen, welche ihnen volle Kriegsbrauchbarkeit sichern, und bis dahin können wir uns für unseren Küstenschutz auf unsere Schichauschen Blitzboote verlassen, deren bis jetzt keine andere Nation gleiche an die Seite zu stellen vermag.

Tritt jener Zeitpunkt freilich ein, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die allgemeine Anwendung der unterseeischen Boote die jetzige Seekriegführung abermals umwandeln muß. Was wollen die Panzerschiffe dann gegen einen unsichtbaren, mit allen ihren jetzigen und noch kommenden Verteidigungsmitteln unerreichbaren und in seinen Wirkungen so furchtbaren Feind machen, von dem sie gewärtig sein müssen, jeden Augenblick in die Tiefe versenkt zu werden.

Eigentlich sollte man wünschen, daß dies recht bald geschähe. Im Interesse der Menschlichkeit läge es ganz gewiß, und man würde dadurch dem allgemeinen Völkerfrieden einen bedeutenden Schritt näher kommen. Je furchtbarer die Zerstörungsmittel sind, desto abschreckender wird der Gedanke an den Ausbruch eines Krieges wirken, und die Milliarden, welche man jetzt noch auf den Bau und die Erhaltung der Flotten verwenden muß, würden dann einem friedlichen Wettkampfe der Völker zu gute kommen.

Die Schulschiffe.



Unsere Marine besitzt verschiedene Arten von Schulschiffen für die erste Ausbildung von Kadetten, Schiffsjungen in seemännischer und artilleristischer Beziehung, für Torpedo- und Maschinenwesen.

Sie heißen „Stosch“, „Gneisenau“, „Moltke“, „Nixe“, „Charlotte“, „Blücher“, „Ulan“, „Mars“, „Hai“, „Carola“ und „Friedrich Karl“.

Bis 1891 diente die „Niobe“ als Kadettenschiff, und der Umstand, daß sie volle 30 Jahre lang diesen Posten versah und fast das gesamte gegenwärtige Offiziercorps unserer Marine die erste Ausbildung auf ihr empfing, rechtfertigt es, ihrer noch zu erwähnen. Es war eine kleine Segelfregatte, gehörte früher der englischen Marine an, wurde für 28 Geschütze 1848 gebaut und 1860 von Preußen für ihre jetzigen Zwecke erworben. Sie war seitdem für die Aufnahme von einigen vierzig Kadetten eingerichtet, welche sich unmittelbar nach ihrem Eintritt im April jedes Jahr auf ihr einschifften und bis zum 1. Oktober darauf verblieben. Das Schiff kreuzte während dieser Zeit in Ost- und Nordsee, um die jungen Leute auf geeignete Weise in ihr neues Fach einzuführen. Sie erhielten während dieser Zeit nur die erste militärische und praktisch fachliche Bildung.

Mit Ausnahme solcher Verrichtungen, welche nicht eigentlich zum seemännischen Fache gehören, müssen die Kadetten alle Matrosenarbeiten machen. Der Kreuztop gehört ihnen und wird allein von ihnen bedient; sie müssen jeden seemännischen Handgriff erlernen, Segel lösen, festmachen und reffen, den Top auf- und abtakeln, mit einem Worte im Kreuztop alles thun, was sonst den Matrosen obliegt, damit sie später als Offiziere über jede Einzelheit ihres Faches ein richtiges Urteil haben. Es ist dies durchaus notwendig, um sich an Bord als Vorgesetzter

den erforderlichen Respekt zu verschaffen. Es liegt einmal in der Natur des Matrosen, die alleinige theoretische Überlegenheit nicht anzuerkennen, und ein Vorgesetzter, der nicht gleichzeitig ein durch und durch praktischer Seemann ist, wird nie wahre Achtung bei seinen Untergebenen finden. Nur wenn der Offizier dem Matrosen eine Sache, die dieser ungeschickt oder verkehrt anfaßt, erforderlichen Falles aus der Hand nehmen kann, um sie richtig vorzumachen; wenn er in verhängnisvollen Augenblicken selbstthätig anzugreifen versteht und sich auch praktisch überlegen zeigt, alsdann trägt ihm der Matrose Achtung und Gehorsam entgegen und folgt willig den Befehlen des Führers, zu dem er dann mit Vertrauen aufblickt.

Nebenbei wirkt diese Erziehung, bei der sich der Kadett vier bis fünf Stunden täglich körperlich anstrengen muß, wohlthätig auf seine Entwickelung zurück. Seine Kräfte werden geübt, sie macht ihn gewandt und umsichtig, schärft die Sinne und verleiht ihm im Verein mit der regelmäßigen Lebensweise, der schönen, frischen Seeluft und einer einfachen, aber nahrhaften Kost eine kernige Gesundheit.

Die Zahl von 40 jährlich eingestellten Kadetten reichte schon seit längerer Zeit wegen der sich allmählich vergrößernden Marine nicht mehr aus. Seit einigen Jahren mußte sie verdoppelt werden, und nach Genehmigung des neuen Flottengesetzes wird sie, um in der Bauzeit von 6 Jahren die nötigen Offiziere für die neuen Schiffe heranzubilden, auf 100—120 erhöht werden. Schon jetzt haben wir zwei Kadettenschulschiffe, es muß dann noch ein drittes hinzutreten. Die alten Kreuzerfregatten „Stein", „Stosch", „Gneisenau", „Moltke" wechseln dann darin ab und bezw. tritt auch „Blücher" ein, der bisher Torpedoschulschiff war, als das aber neuerdings das ausrangierte Panzerschiff „Friedrich Karl" dient.

Nach vierwöchentlicher infanteristischer Ausbildung am Lande werden die neu eingestellten Kadetten auf die Schulschiffe kommandiert, um die erste seemännische Ausbildung zu erhalten. Die Schiffe machen eine elfmonatliche Reise in unseren und transatlantischen Gewässern, die jungen Leute legen nach Rückkunft ihr Seekadettenexamen ab und werden danach abermals auf ein Jahr eingeschifft. Die nach dieser Zeit brauchbar befundenen gehen 6 Monate zur praktischen Dienstleistung auf die Manöverflotte und, wenn sie sich auch hier bewährt, für 11 Monate auf die Marineschule, um nach Schluß derselben die Seeoffiziersprüfung abzulegen und zum Unterlieutenant zur See befördert zu werden.

Alles Nähere geht aus den im Anhange beigefügten „Bestimmungen über die Ergänzung des Seeoffiziercorps" hervor.

Bis vor einigen Jahren wurden die Schiffsjungen ebenfalls auf Segelschiffen, den Briggs „Musquito", „Rover" und „Undine" ausgebildet. Erstere beiden wurden zugleich mit der „Niobe" von uns aus England angekauft, letzteres von uns in der Mitte der siebziger Jahre selbst gebaut. Der „Rover" wurde 1889 unbrauchbar und von der Liste gestrichen, bald danach auch der „Musquito", die „Undine" dagegen strandete am 27. Oktober 1884 in der sogenannten Jammerbucht an der Westküste Jütlands und in der Nähe von Agger, wo im Laufe der Zeit schon so viele Tausende von Schiffen gescheitert sind. Ein schwerer Weststurm in Verbindung mit Strömung hatte das Schiffchen in diese so übel-

berüchtigte Bucht getrieben, aus der unter solchen Umständen für Segelschiffe ein schweres Entkommen ist.

Gegen 4 Uhr nachmittags stieß die Brigg zuerst auf das äußerste der beiden Riffe, welche das Festland umgeben, kam jedoch darüber fort, um in der etwas tiefern Rinne zwischen den beiden Riffen sofort beide Anker fallen zu lassen. Die Wut des Sturmes war jedoch so groß, daß die Anker nicht hielten. Das Schiff trieb weiter gegen die Küste zu und blieb auf dem innern Riff etwa 300 Schritte vom Strande festsitzen, um nunmehr von der Brandung und den schweren Seen allmählich zerschmettert zu werden, wenn nicht bald Rettung kam. Und sie kam, wenn auch erst spät von seiten der braven dänischen Küstenbevölkerung, der schon so viele Tausende deutscher Seeleute in ähnlicher Lage ihr Leben verdanken.

Mit Rettungsbooten dem gefährdeten Schiffe zu Hilfe zu kommen, daran war freilich kein Gedanke, dazu stand eine zu furchtbare See gerade auf die Küste zu, und das Boot hätte unmöglich gegen sie anrudern können.

Glücklicherweise lag die Brigg jedoch so nahe am Strande, daß sie mit dem Raketenapparat zu erreichen war. Gleich nach sechs Uhr, aber bereits bei Dunkelheit, war derselbe zur Stelle geschafft und die erste Rakete sauste hinüber.

Diese Rettungseinrichtung für nahe an der Küste gestrandete Schiffe besteht darin, mit Hilfe einer besonders hergestellten einpfündigen Rakete von Land, zum Schiffe eine dünne Leine hinüber zu schießen und dadurch eine Verbindung zwischen beiden herzustellen. Auf dem Schiffe wird diese Leine ergriffen, um mit ihr eine daran befestigte dickere Leine, das sogenannte Jolltau, an Bord zu ziehen. Dies Jolltau ist durch einen mit einem langen Tauschwanze versehenen Block so geschoren, daß seine Bucht mit dem Block an Bord gezogen wird, die beiden Enden aber an Land bleiben.

Die Schiffbrüchigen machen dann den Block so hoch an Mast fest, wie sie können, und geben, wenn dies geschehen, tags mit einer Flagge oder sonstigem Gegenstande, nachts mit einer Laterne ein Signal nach Land zu. Alsdann befestigen die Rettungsmannschaften an dem einen Ende des Jolltaues das dicke eigentliche Rettungstau, und ziehen es selbst an Bord, weil dazu den Schiffbrüchigen leicht die Kräfte fehlen könnten, und letztere machen nun das Tau oberhalb des Blockes fest, um dies wiederum durch ein Signal anzuzeigen.

Alsdann setzen die Mannschaften am Lande das Rettungstau an einen eingegrabenen oder eingebohrten Anker (letztere mit einer Erdschraube versehen, sind jetzt gebräuchlich) mittels eines Flaschenzuges so straff wie möglich und schieben einen Bock darunter, um es noch mehr zu erhöhen.

Nachdem diese Brücke zwischen Land und Schiff hergestellt ist, ziehen die Rettungsmannschaften mit Hilfe des Jolltaues die Hosenboje zum Schiff. Dies ist eine unter dem Tau an einer Rolle laufende kreisförmige Korkboje, an der ein kurzes aus starkem Segeltuch gefertigtes Beinkleid befestigt ist, in welche je ein Schiffbrüchiger steigt, um mit dem Jolltau an Land befördert zu werden.

Der erste Schuß des Raketenapparates ging fehl, der zweite erreichte das Schiff und fiel zwischen die Masten. Man glaubte auch am Land, daß die Leine

an Bord ergriffen wurde, aber vergebens warteten die Retter auf ein Signal. Man verstand nicht, was das bedeuten könne, da die Leine sich straff ziehen ließ, also am Schiffe fest sein mußte, und man unmöglich voraussetzen konnte, daß sie auf der „Undine“ nicht wüßten, was sie thun sollten. Die Einrichtung der Rettungsapparate wird sowohl in der Marine, wie in allen deutschen Schiffahrtsschulen gelehrt, und überdem befindet sich sowohl an der dünnen Leine, wie am Schwanzblock ein Blechtäfelchen, auf dem in deutsch, französisch und englisch geschrieben steht, was zu geschehen hat. Trotzdem harrten die braven Dänen bei dem schweren Wetter, in dem sie jeden Augenblick das Aufbrechen des Wracks erwarten mußten, bis zum halben Leibe im Wasser stehend und übersprüht von dem Gischt der Brandung, sechs Stunden lang aus.

Endlich kurz nach Mitternacht erschien das ersehnte Signal, die dünne Leine wurde an Bord eingeholt, und am Jolltaublock ein Rettungstau befestigt, nachdem am Ufer ein hellscheinendes Strandlicht entzündet war, das Küste und Schiff beleuchtete. Ein solches Licht brennt zwölf Minuten, aber da man nur eins zur Stelle und die Rettungsstation stundenweit entfernt war, hatte man es früher nicht anzünden dürfen. Nun ging die Sache schneller vorwärts; die Hosenboje wurde hingeschickt, und um 1 Uhr kam der erste Mann an Land. Es war ein Offizier, der die übrigen Mannschaften überwachen und sie empfangen sollte. Zug um Zug folgten jetzt die übrigen Schiffbrüchigen, um 7 Uhr morgens waren 149 Mann gerettet, und durchschnittlich für jeden Mann $2^2/_5$ Minuten gebraucht. Nur ein Mann von der Besatzung war umgekommen, ein Matrose, er war durch eine See von Bord gespült. Dank der festen Bauart hatte die Brigg aber bis dahin der schweren See widerstanden, bis die letzten gerettet waren, dann fing sie an aufzubrechen.

Das Rätsel der scheinbaren sechsstündigen Unthätigkeit auf der „Undine“ löste sich auch jetzt. Die Raketenleine war so unglücklich gefallen und hatte sich



Die von den Dänen mit Raketenapparaten geretteten Mannschaften der „Undine“ marschieren nach Agger.

zwischen den Masten im Tauwerk so verschlungen, daß man so lange Zeit gebraucht hatte, um sie zu lösen, bis es endlich einem Offizier gelang.

Die Mannschaft wurde in Agger untergebracht und auf das freundlichste von den braven Dänen aufgenommen, die in einem Zeitraum von 12 Stunden mit unsagbarer Anstrengung eine in den Jahrbüchern des Seerettungswesens einzig dastehende Heldenthat vollbracht und so viele Menschen vor dem drohenden Tode bewahrt hatten.

Seine Majestät unser Kaiser belohnte die hochherzigen Retter mit Auszeichnungen und Geldsummen, außerdem erhielten sie für Bergung des Inventars, als andern Tages besseres Wetter eingetreten war, 10 000 Mark Bergelohn. Ebenso dankten die Offiziere ihren Rettern und Gastgebern durch wertvolle Geschenke.

Nach Verbrauch der genannten Segelschiffe werden die Jungen jetzt auch nur auf den mit Dampfmaschinen ausgestatteten alten Kreuzerfregatten und der seitdem gebauten Schiffsjungenkorvette „Nixe“ für die zwei Jahre ihrer Lehrzeit eingeschifft.

Diese Schiffe haben, wie schon früher bemerkt, volle Takelage und sind, wo sich immer Gelegenheit bietet, auf das Segeln angewiesen, sowohl um Kohlen zu sparen, als auch wegen der seemännischen Ausbildung der Jungen.

Als Artillerieschulschiff dient das in Wilhelmshaven stationierte Schraubenschiff „Mars“.

Die Artillerieschulschiffe sind für die Wirksamkeit einer Flotte von größter Wichtigkeit. Wenngleich in der Neuzeit Sporn und Torpedo in Seeschlachten wahrscheinlich eine bedeutende Rolle spielen mögen, so wird die Artillerie nach wie vor sehr mit zur Entscheidung beitragen, und da man annehmen kann, daß in der Neuzeit die Geschütze der verschiedenen Seemächte, wenn sie auch nach verschiedenen Grundsätzen gefertigt sind, ungefähr übereinstimmen, so wird dasjenige Schiff im Vorteil sein, das am besten schießt. Das Treffen bei bewegter See ist aber eine sehr schwierige Sache und fordert nicht allein ein sicheres Auge und eine große Übung, sondern auch einen hohen Grad von Verstand, Überlegung, schneller Auffassung der Umstände — mit einem Worte eine ganz bedeutend größere geistige Selbständigkeit des Geschützführers als bei der Landarmee. Auf dem Lande steht unter allen Umständen das Geschütz auf festem Boden und schießt entweder gegen feste Ziele, deren Entfernung, wenn sie nicht genau bekannt ist, wenige Schüsse schon feststellen, oder die Ziele bewegen sich langsam. Auf See jedoch schwankt zunächst der Boden, auf dem das Geschütz steht, und sodann bewegen sich sowohl das Ziel wie das eigene Schiff mit solcher Schnelligkeit, daß, wenn die kämpfenden Fahrzeuge gegen einander dampfen, ihre Entfernung sich in einer Minute um 800—1000 Meter ändern kann.

Vor allen Dingen ist deshalb eine rasche Benutzung des günstigen Augenblicks zum Abfeuern unerläßlich, aber der Geschützführer hat dabei außerdem noch andere Dinge in das Auge zu fassen. Der Einfluß der Offiziere auf das Treffen ist ein geringer, wenn es sich um einen Kampf von Schiff gegen Schiff handelt. Die Entfernungen werden zwar kommandiert, aber nach wenigen Sekunden, ehe

die Geschütze fertig zum Feuern sind, haben sie sich schon wieder bedeutend geändert; die Änderung muß der Geschützführer je nach dem Kurse der Fahrzeuge schätzen und danach seine Richtung verbessern können. Der Ausgang einer Seeschlacht hängt deshalb vorzugsweise von der Tüchtigkeit der durch Vorgesetzte kaum zu überwachenden Geschützführer ab, und es liegt auf der Hand, daß nicht ein jeder zu einem solchen Posten gebraucht werden kann. Ebenso ist daraus ersichtlich, daß man als Schiffsartilleristen nicht Soldaten, wie vielfach geglaubt wird, verwenden kann, sondern nur Seeleute, die sich auf dem Schiffe wie auf festem Boden bewegen.

Die Aufgabe des Artillerieschulschiffes ist es nun, diejenigen Matrosen und Matrosenunteroffiziere, welche sich zu Geschützführern eignen, in einem regelrechten, fünf bis sechs Monate dauernden Lehrkursus auszubilden, um sie alsdann an die verschiedenen Schiffe abzugeben. Es gehen bei diesem Unterrichte Theorie und Praxis Hand in Hand, jedoch ist die letztere natürlich vorwiegend.

Die auszubildenden Geschützführer werden aus dem Matrosencorps der Marine und zwar aus den geistig vorgeschrittensten Stammmannschaften ausgewählt. Neben den erforderlichen körperlichen Eigenschaften, wie scharfes Auge, große Gewandtheit 2c. werden besonders auch die Charaktereigenschaften in Betracht gezogen: Geistesgegenwart, schnelles und doch besonnenes Handeln in verhängnisvollen Augenblicken sind unerläßliche Bedingungen. Ein Geschützführer darf sich nicht hinreißen lassen, nur seinen Schuß abzugeben, sondern hat lediglich daran zu denken, daß er t r e f f e n muß. Schlägt ein Geschoß am Lande in einen Truppenteil oder in ein Festungswerk, so mag es immer große Verheerungen anrichten können, wird aber nie im stande sein, den einen oder das andere vollständig zu vernichten. Das vermag jedoch ein einziger guter Treffer an Bord eines Schiffes, und deshalb ist es von höchster Wichtigkeit für den Geschützführer, seine Schüsse nur in dem Augenblicke abzugeben, welcher die Sicherheit des Treffens begünstigt. Dazu gehört eine große Ruhe und Selbstbeherrschung, und heftige leidenschaftliche Charaktere sind für solche Posten nicht verwendbar.

Außer diesen Eigenschaften sind aber auch noch ein sicheres Auge und große Übung erforderlich, um den richtigen Zeitpunkt des Abfeuerns erfassen zu können. Da sich beides auf einem in ruhigem Hafen liegenden Schiffe nicht erlangen läßt, so hat man eine besondere Vorrichtung, die schwingenden Scheiben, konstruiert, die sich durch eine Vorrichtung beständig in der wagerechten wie in der senkrechten Richtung bewegen, und an der die Geschützführer an ein schnelles Zielen und sicheres Auge gewöhnt werden.

Auf den Artillerieschulschiffen sind alle verschiedenen Geschützklassen der Marine vertreten und es werden auf ihnen auch sonstige artilleristische Neuerungen erprobt. Ebenso müssen Kadetten und Unterlieutenants mehrere Monate einen praktischen Kursus auf ihnen durchmachen, so daß jeder Seeoffizier auch in der Geschützbedienung der Lehrmeister des Matrosen sein und, sobald es not thut, im Gefecht als Geschützführer eingreifen kann, wenn letzterer z. B. fallen und kein Ersatz sein sollte.

Ein Hauptmanöver auf den Artillerieschulschiffen, und nach altem Herkommen das regelmäßige Freitagsexercitium an Bord jedes Kriegsschiffes, ist das Klarmachen desselben zum Gefecht. Die Schnelligkeit, mit der dies geschieht, ist der Maßstab für die militärische Wirksamkeit des Schiffes, und durch fortgesetzte Übungen ist es gelungen, die Zeit vom Beginn des Trommelschlags bis zum Fallen des ersten Schusses auf ein sehr kurzes Maß herabzudrücken.

In früheren Zeiten war dies auch gewissermaßen notwendig. Bei den immerwährenden Seekämpfen und dem gänzlichen Mangel von regelmäßigen Postverbindungen mit transatlantischen Ländern konnte leicht der Fall eintreten, daß ein Schiff oder eine Flotte ein Jahr lang im Stillen oder Indischen Ocean kreuzte, ohne irgendwelche Nachricht aus der Heimat zu erhalten. Man mußte deshalb an Bord immer darauf gefaßt, in jedem fremden Segel einen Feind zu erblicken und in kürzester Frist bereit sein, es als solchen zu empfangen.

Bei den jetzigen Verkehrseinrichtungen ist dies zwar kaum mehr denkbar, indessen sucht man nach wie vor etwas darin, das Schiff in wenigen Minuten gefechtsklar zu machen, und jedenfalls ist es staunenswert, was eine gut exerzierte Mannschaft in dieser Beziehung zu leisten vermag.

Der Landbewohner, welcher zum erstenmale einem solchen Manöver an Bord der früheren Linienschiffe, Fregatten 2c. beiwohnte, mußte staunen, wenn Trommel und Horn das Signal zum „Klar Schiff“ gaben. Alles stürzte im selben Augenblicke in scheinbar größter Verwirrung wild durcheinander. Es herrschte einige Minuten ein heilloser Skandal im ganzen Schiffe, und vergebens fragte sich der Laie, dem es vor Augen und Ohren schwirrte, was diese Hunderte regellos durcheinander laufenden Menschen eigentlich beginnen wollten. Hier flogen ihm Handspeichen um die Füße, dort sah er Kajütenwände fortbrechen, Treppen verschwinden, Luken zulegen und andere wieder aufmachen. Hier wurde er von einer Geschützmannschaft umgerannt, dort stieß ein Seesoldat ihn mit dem Kolben vor die Brust. Er sah plötzlich ein ganzes Mobiliar vor seinen Augen vorbeirauschen, ohne daß er wußte, woher es kam oder wohin es ging. Es war ebenso plötzlich in einer Zwischendecksluke verschwunden und schien dort in allerlei tödliche Geschosse verwandelt zu sein, denn unmittelbar nachher spie dieselbe Luke Massen von Kugeln, Granaten und Kartätschen in die Batterie aus. Matrosen und Seesoldaten fielen darüber her, um sie in fieberhafter Hast nach allen Richtungen fortzuschleppen, als hätten sie einen kostbaren Schatz gefunden, und fürchteten, daß man ihnen denselben wieder rauben würde.

Oben in der Bemastung kletterten eine Menge Menschen anscheinend ganz unmotiviert umher, aus den Marsen ließen sich dünne Taue nieder, um mit Waffen, Spritzen, Eimern u. s. w. wieder in die Höhe zu gehen, als ob es dort oben brenne. Hier wurde auf dem Deck Wasser gesprengt, dort Sand gestreut, die Kanonen flogen vor und zurück, ihre Stückpforten klappten mit Gewalt hinunter — genug, es war, als ob die ganze Schiffsbesatzung von der Tarantel gestochen wäre.

Allmählich ließ der Taumel nach, das Getöse hörte auf, die Leute sammelten sich in Gruppen um die Geschütze, sie nahmen eine militärische Haltung an, aller Wirrwarr war verschwunden, und im ganzen Schiff herrschte Totenstille.

„Klar zum Gefecht“ meldeten die Offiziere der verschiedenen Divisionen dem Kommandanten, dessen Kajüte man samt ihrem Inhalte vor wenigen Augenblicken spurlos verschwinden sah, und während der nun folgenden Inspektion konnte der betäubte Zuschauer endlich die Ecke verlassen, in die er sich vor dem tobenden Menschensturm mühsam gerettet hatte.

Das Schiff war zum Kampf bereit, die Geschütze geladen, die Geschützführer harrten des Kommandowortes „Feuer!“ und alle Vorbereitungen waren getroffen, um entweder selbst den Feind anzugreifen oder seinen Angriff abzuweisen.

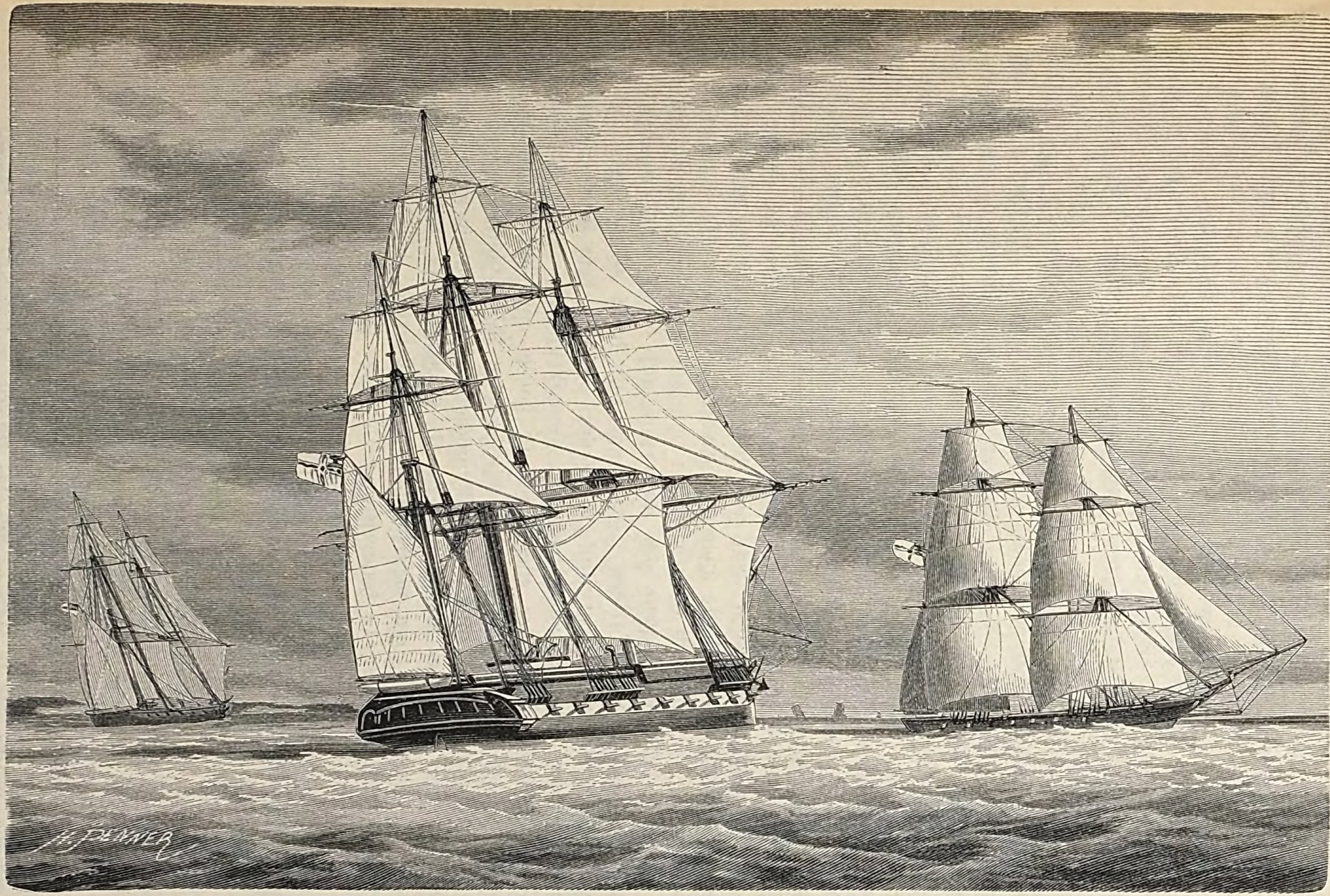
Das ist nun zwar mit Ausnahme der Schulschiffe, wo es noch in ähnlicher Weise geschieht, auf den so verschiedenartig gebauten und bewaffneten modernen Schiffen anders geworden, aber immerhin ist das „Klar zum Gefecht“ ein hochinteressantes Schauspiel und für den Laien ist es ebenso anziehend als belehrend, den einzelnen Manövern zuzuschauen, die mit einer Genauigkeit, Schnelligkeit und Behendigkeit ausgeführt werden, von der man sich am Lande gar keinen Begriff machen kann, und die eben nur seemännische Gewandtheit, hoch entwickelte Muskelkraft, genaues Zusammenarbeiten und geistiges Fassungsvermögen möglich machen.

Ein beliebtes derartiges Kraftmanöver war vor Einführung der gezogenen Geschütze und eisernen Lafetten das Wechseln von zerschossen angenommenen Lafetten. Auf den Kreuzerfregatten wurden dazu gewöhnlich zwei sich gegenüberstehende 68-Pfünder ausgewählt, von je 65 Centner Rohr- und 12 Centner Lafettengewicht.

In einem Augenblicke, wo die betreffenden Geschütze abgefeuert waren, erging der Befehl „Geschütz Nummer so und so wechselt Lafetten.“ Dann wurde es für jeden Zeit, sich aus „den Kinken zu bergen“, wie die Matrosen zu sagen pflegen, wenn ihm seine Gliedmaßen lieb waren.

Die Geschütze wurden straff in die Brooktaue zurückgeholt, auf das höchste gerichtet, der Kopf innenbords an zwei über der Pforte befindliche Bolzen befestigt, und das Hinterende mit einem Flaschenzug aufgeheißt, bis die Lafette darunter fortgefahren werden konnte. Die Mannschaften ergriffen die letztere und rollten sie über Stock und Stein, will sagen über Luken und Ankerketten, unbekümmert um Hindernisse irgendwelcher Art, in sausender Fahrt nach der andern Seite unter das zweite Geschütz, dessen Lafette ihnen unterwegs schon begegnete, um die Stelle der ihrigen einzunehmen.

„Fier weg!“ kommandierte der Zugführer. Der Flaschenzug wurde nachgelassen und das Hinterende des Rohrs senkte sich zwischen die Lafettenwände. Sobald die Schildzapfen über ihren Lagern schwebten, hieß es „Los!“ Das Rohr fiel in seine Lager und, während das Brooktau befestigt wurde, setzten die Lader schon den Schuß ein. Sein Donner ist das Zeichen, daß das befohlene Manöver ausgeführt ist — es hat gerade 1 Minute 10 Sekunden gedauert. Den Leuten strömt der Schweiß von dem Gesicht, aber sie haben es fertig gebracht. Sie blicken triumphierend umher, und in ihrem Blicke liegt die stumme Aufforderung: „Macht es uns nach, wenn ihr könnt.“



Musquito. Niobe. Rover.

Die Schulschiffe „Musquito“, „Niobe“ und „Rover“.

Bei dem Transport über Ketten und Luken ist ein Blockrad der Lafetten zerbrochen — wozu wären Reserveräder an Bord? Der Zugführer kommandiert: „Wechselt linkes Hinterrad!" Die Handspeichen stemmen sich unter die Lafettenwand, acht kräftige Arme heben; das beschädigte Rad wird von der Achse gestreift, das Reserverad ebenso schnell hinauf, und nach fünf Sekunden ist der Schaden repariert. Bei den Riesengeschützen der Jetztzeit sind solche Kraftmanöver natürlich nicht mehr möglich. Wenn an den kunstvollen mit hunderterlei Maschinerien gebauten Eisen- oder Stahllafetten etwas entzwei geht, dann ist es eben zu Ende damit, wenigstens im Gefecht.

Unsere deutschen Matrosen sind jedoch nicht etwa allein so „fixe Kerle"; sie können von andern Nationen sogar noch manches lernen. In Malta sah ich vor Jahren von englischen Matrosen ein artilleristisches Manöver ausgeführt, das seinesgleichen suchte. Sechs Bootsgeschütze auf Landungslafetten manövrierten zu einer Batterie vereinigt am Lande, jedoch nur von Matrosen bedient und von ihnen gezogen. Die Batterie stellte sich vor einem fingierten Feinde auf und gab eine Lage. Als sich der Rauch verzog — nach acht Sekunden — war sie verschwunden. Die auseinander genommenen Lafetten, die Rohre, die Menschen lagen platt auf der Erde. Das Kommando „fertig" schnellte alles wieder in die Höhe; nach achtundzwanzig Sekunden gab die Batterie die zweite Lage ab.

Solche Manöver haben zwar nur einen bedingungsweisen militärischen Wert, aber sie machen die Seeleute ungemein gewandt und flink und spornen zu einem Wetteifer an, der für den ganzen Dienst von den wohlthätigsten Folgen ist.

Dieser Wetteifer bezieht sich nicht nur auf die Besatzungen der eigenen, sondern auch fremder Marinen. So lange ein Schiff allein segelt, ist es sehr schwer, seine Mannschaft so flink zu machen, wie es dem Kommandanten oder ersten Offizier wünschenswert erscheint. Im Geschwader geht es schon besser; das Flaggschiff will immer etwas voraus haben, und die übrigen wollen ihm nichts nachgeben. Trifft man aber mit fremden Kriegsschiffen zusammen, dann haben es die Offiziere leicht. Die Mannschaft leistet aus eigenem Antriebe das Mögliche und wird bei den Manövern oft so wagehalsig, daß die Vorgesetzten genug zu thun haben, um diesen gefährlichen Wetteifer, bei dem es nicht selten gebrochene Glieder gibt, zu hemmen.

Als Artillerieschulschiffe dienten zuerst in den sechziger Jahren die für den Seedienst nicht mehr tauglichen Segelfregatten „Gefion" und „Thetis", welche letztere Preußen mit „Niobe", „Rover" und „Muskito" zusammen von England gekauft hatte.

Dann wuchsen aber die Geschütze an Größe und Gewicht so, daß jene Fregatten nicht mehr dafür ausreichten, und die Marine kaufte zu dem Zwecke ebenfalls von England das Schraubenlinienschiff „Renown", einen Zweidecker von 84 Kanonen, das als hölzernes ungepanzertes Schiff für den Kampf nicht mehr verwendbar war. Wir benutzten dasselbe zehn Jahre bis 1880; dann reichte es aber auch nicht mehr aus, und es wurde in Wilhelmshaven ein neues Artillerieschulschiff, der „Mars" gebaut. der groß und stark genug ist, um die schwersten Geschütze, welche wir in unserer Marine führen, aufnehmen zu können.

Er ist mit Geschützen der verschiedenen bei uns gebräuchlichen Arten besetzt, hat eine Wasserverdrängung von 3330 Tonnen und eine Maschine von 2000 Pferdekraft. Seine Schießübungen hält er auf der Reede von Schillig in der Außenjade ab.

Das alte Kanonenboot II. Klasse „Hai" ist ihm beigegeben, teils um bei den monatelang dauernden Schießübungen die Verbindung mit dem Lande zu vermitteln, teils auch zu Unterrichtszwecken, wie z. B. nächtliches Schießen mit Revolver- und sonstigen Schnellfeuerkanonen gegen schwimmende Scheiben, welche angreifende Torpedoboote vorstellen u. s. w. Auch das Schulschiff „Carola" wird zur Ausbildung an Schnellfeuergeschützen verwandt. Um die Geschützführer zum genauen Schießen anzuspornen, hat der Kaiser wertvolle Preise für die besten Leistungen ausgesetzt. Im letzten Jahre hat das Linienschiff „Baden" den Sieg davon getragen.

Das Hauptschulschiff für Ausbildung im Torpedodienst, und auf welchem gleichzeitig alle Neuerungen in dieser Richtung versucht werden, war bisher die frühere Kreuzerfregatte „Blücher", die zu der „Bismarckklasse" gehört und deshalb keiner weiteren Beschreibung bedarf. Von ihrer innern Einrichtung eine solche zu geben würde auch schwer sein, da über dem Schiffe ein strenges Geheimnis herrscht. Das Betreten desselben war jedem Unbefugten verboten und konnte nur mit Erlaubnis des Stationschefs geschehen, während Fremden überhaupt nicht gestattet wird, den Versuchen beizuwohnen. Jetzt ist, wie schon bemerkt, „Friedrich Karl" Torpedoschulschiff.

Wie der „Hai" dem „Mars", so ist dem „Friedrich Karl" der „Ulan" beigegeben. Er wurde 1875 bei dem „Vulkan" in Stettin gebaut, hat eine Länge von 35 Meter, 8 Meter Breite und 4 Meter Tiefgang, eine Wasserverdrängung von 377 Tons und 800 Pferdekraft, die ihm eine Fahrt von 12 Knoten geben. Ursprünglich war er bestimmt, an einer langen Stange, die an einer vordern Verlängerung des Kiels festgemacht wurde, eine Stoßmine zu tragen und dieselbe durch einen direkten Anprall gegen ein feindliches Schiff zur Sprengung zu bringen. Er hatte nur zwanzig Mann Besatzung, sah überhaupt gar nicht wie ein Kriegsschiff, sondern wie ein gewöhnlicher Handelsdampfer aus, und dies war wohl Absicht, um ihn im Kriege als solchen erscheinen, und ihn unter dieser Maske an feindliche Schiffe gelangen zu lassen.

Indessen ist er sowohl wegen seiner verhältnismäßig geringen Geschwindigkeit als auch, weil man die Stangentorpedos bei uns hat fallen lassen, aus der Liste der seegehenden Kriegsschiffe gestrichen, hat Torpedoröhren bekommen und ist Schulschiff geworden.

Die Vermessungsfahrzeuge, Transportschiffe, Fahrzeuge für besondere Zwecke und den Hafendienst.

Für Vermessungszwecke dienen ältere Kreuzer, Kanonenboote und Avisos, die nicht mehr für weitere Reisen geeignet, bezw. nicht mehr schnell genug sind. Gegenwärtig sind die Kreuzer „Albatroß", „Nautilus" und „Möve" dazu bestimmt. Früher dienten auch das Kanonenboot I. Klasse „Drache", die früheren Avisos „Falke" und „Pomerania" dazu; alle drei sind jedoch als seeunbrauchbar aus den Listen gestrichen.

Von eigentlichen Transportschiffen haben wir jetzt nur noch zwei, von denen die „Eider" keine Mannschaften, sondern nur Sachen zwischen den verschiedenen Kriegshäfen hin- und herschafft. Es ist so kurz gebaut, daß es durch die Schleusen des Eiderkanales gehen konnte. Das zweite ist der 1891 fertig gewordene „Pelikan", auf dem im Winter (1891) S. M. der Kaiser vor der Kieler Bucht die Revue über das Panzerübungsgeschwader abnahm.

Er ist für besondere Zwecke erbaut, hat eine Wasserverdrängung von 2360 Tonnen, eine Maschine von 3000 Pferdekräften und 182 Mann Besatzung. Er hat eine einschraubige Maschine, die ihm 16 Knoten Geschwindigkeit gibt, hat 79 Meter Länge, 12 Meter Breite und 4,5 Meter Tiefgang. Seine Bewaffnung besteht aus vier 8,8 Centimeter Schnellfeuergeschützen und 4 Maschinengewehren.

Als sonstige Transportschiffe für den Kriegsfall sind Handelsdampfer bestimmt, welche im voraus darauf ausgemessen werden, wieviel Truppen, Pferde, Artillerie ꝛc. sie tragen können.

Früher war auch der „Rhein" Transportschiff, ist aber jetzt in ein Minenschiff für die Matrosenartillerie bei Legung der Minensperren umgewandelt.

Für besondere Zwecke dient unter anderen der frühere Handelsdampfer „Loreley", der zur Verfügung des Gesandten in Konstantinopel steht und dort so lange bleibt, bis er aufgebraucht ist.

Außerdem sind noch eine Reihe Fahrzeuge für das Lotsenwesen und den Hafendienst vorhanden, zwölf für den Lotsendienst, sechs Feuerschiffe für Jade und Adlergrund, zwanzig Schleppdampfer für die verschiedenen Kriegshäfen und etwa ein Dutzend aus der Liste gestrichene Fregatten, Korvetten ꝛc. als Kasernenschiffe, Kohlenmagazine und dergleichen, deren frühere Thätigkeit bereits erwähnt ist.

Unter den letzteren verdienen noch drei einiger näheren Worte, der „Barbarossa“, die „Gefion“ und die „Thetis“. Ersterer gehörte früher einer englischen Postdampferlinie an, wurde im Anfang des Jahres 1849 für die deutsche Flotte von der damaligen deutschen Centralgewalt erworben und in Bremerhaven so weit umgebaut, daß er eine Bewaffnung von neun 68-pfündigen Bombenkanonen aufnehmen konnte.

Am 4. Juni 1849 hatte er unweit Helgoland ein kleines Zusammentreffen mit der dänischen Segelkorvette „Valkyrien“ von achtzehn Kanonen. Man beschoß sich jedoch von beiden Seiten sehr vorsichtig, und es kam deshalb zum großen Kummer der Offiziere und Mannschaften nichts dabei heraus.

Der „Barbarossa“ befand sich in Begleitung der Dampfkorvetten „Hamburg“ und „Lübeck“. Es wäre ein leichtes gewesen, die „Valkyrien“ zu nehmen und in die Elbe zu bringen, da sie in Windstille lag, und der anfangs in ihrer Nähe befindliche Kriegsdampfer „Geyser“ das Weite gesucht hatte. Zwei dänische Segelfregatten, welche etwa in drei Meilen Entfernung in Sicht waren, konnten wegen der Stille nicht zu Hilfe kommen — trotzdem geschah von deutscher Seite nichts, und als die „Hamburg“ mit voller Dampfkraft vorwärts ging, um die Korvette zu entern, erhielt sie Befehl, wieder umzukehren. Es ist unaufgeklärt geblieben, weshalb Admiral Brommy sich diese Gelegenheit entgehen ließ, ein feindliches Schiff zu nehmen. Mangel an Mut war nicht anzunehmen, er hatte also wahrscheinlich Befehle von Frankfurt, die seine Handlungsweise bestimmten.

Als die deutsche Flotte unter den Hammer kam, deckte Preußen seine für sie gezahlten Matrikularbeiträge durch Übernahme der „Gefion“ und des „Barbarossa“. Da letzterer ursprünglich doch nur ein Kauffahrteidampfer war, wurde er in ein Kasernenschiff umgewandelt und die Maschine herausgenommen. Früher in Danzig, lag er seit 1865 in Kiel, war jedoch mit der Zeit untauglich geworden und wurde 1880 bei Gelegenheit einer Flottenparade vor dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm durch einen Torpedo in die Luft gesprengt.

Die Geschichte der „Gefion“ ist mit blutigen Lettern verzeichnet. Der 5. April 1849, an dem sie durch deutsche Batterien in der Bucht von Eckernförde zum Streichen der Flagge gezwungen wurde, während das Linienschiff „Christian VIII“ in die Luft flog, wird für deutsche Waffen und deutsche Tapferkeit ein ebenso ruhmreicher Tag bleiben, als er für Dänemark und dessen Flotte schmerzhaft sein muß.

Es war ein Schlag, wie er die letztere kaum härter treffen konnte, und ein gewisser Trost lag für sie nur darin, daß ein seltenes Zusammentreffen von unglücklichen Umständen fast ebensoviel zum Verluste der beiden Schiffe, des Stolzes der Dänen, beitrug, als die Geschosse der deutschen Batterien.

Die Unternehmung des dänischen Geschwaders gegen Eckernförde sollte eine Ablenkung sein, um die der schleswig-holsteinischen Armee zu Hilfe eilenden Reichstruppen, welche bereits in Flensburg standen, zum Rückzuge zu bewegen und gleichzeitig die Schleswig-Holsteiner zur Teilung ihrer Truppen zu veranlassen. Der Besitz von Eckernförde hätte den Dänen eine gefährliche Flankenstellung verschafft, durch welche die Stadt Schleswig bedroht wurde. Sie hofften deshalb

durch diesen Stoß die Kräfte des Generals von Bonin zu teilen und dann von Norden her mit ihrer doppelt so starken Armee die einzelnen Corps der Schleswig-Holsteiner und Reichstruppen zu vernichten.

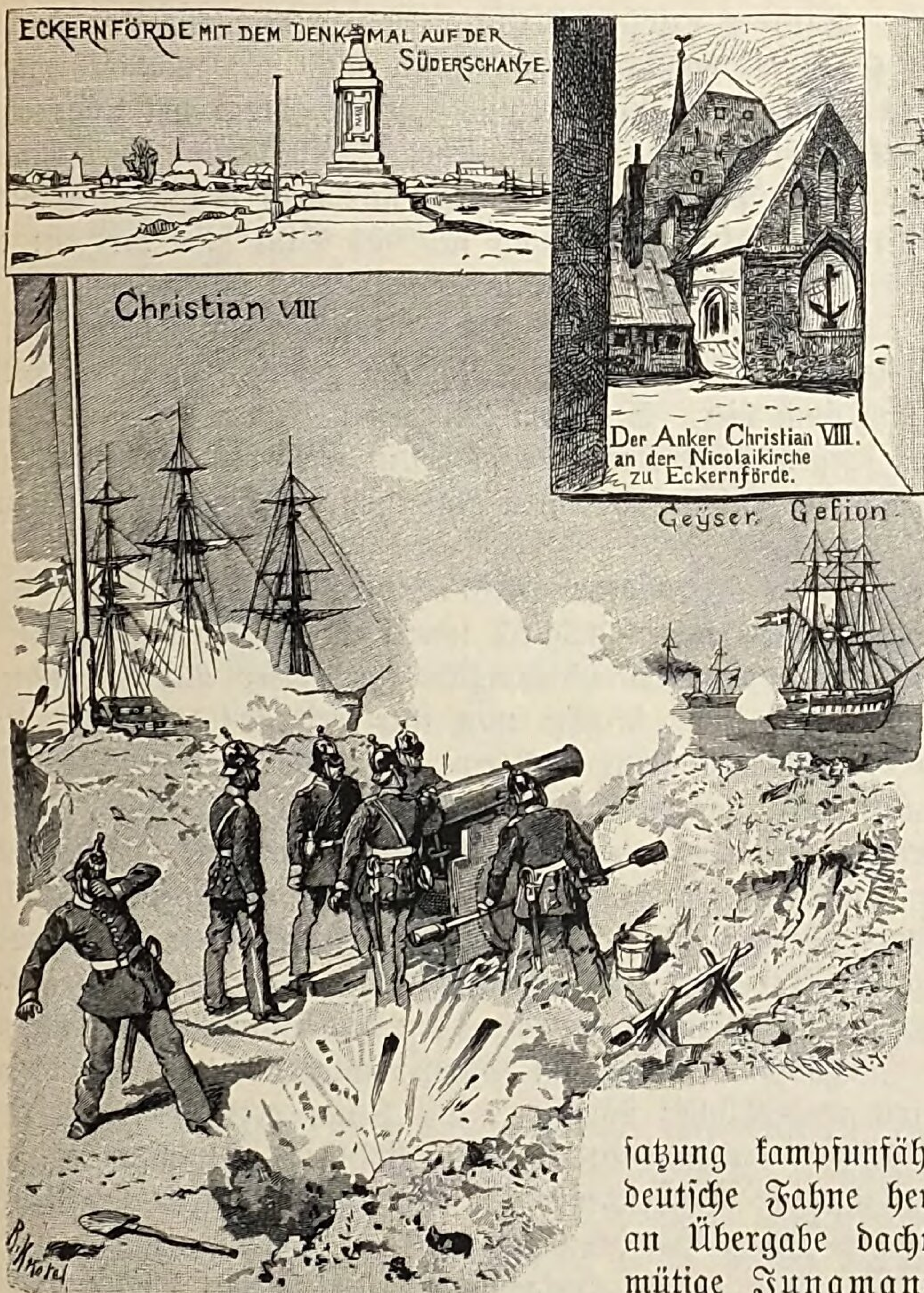
Das Geschwader bestand aus dem Linienschiff „Christian VIII" von vierundachtzig, der Fregatte „Gefion" von sechsundvierzig, den Raddampfern „Hekla" und „Geyser" von je sechs Geschützen und aus drei Transportschiffen, auf denen sich Landungstruppen befanden. Es stand unter dem Befehl des Kapitäns Paludan, Kommandant des „Christian VIII", und zeigte sich am 4. April nachmittags vor der Bucht von Eckernförde. Der heftige Wind verhinderte an diesem Tage zwar das Einlaufen, aber die Erscheinung der gewaltigen Schiffsmacht mit hundertzweiundvierzig schweren Geschützen versetzte die Bewohner Eckernfördes in die lebhafteste Unruhe und Besorgnis. Ihr ganzer Schutz bestand in zwei Strandbatterien. Die am Nordstrande belegene unter dem Befehle des Hauptmanns Jungmann zählte vier Achtzehnpfünder und zwei Achtundsechzigpfünder Bombenkanonen, die Südbatterie unter dem Kommando des Unteroffiziers Preußer vier Achtzehnpfünder. Die artilleristische Besatzung dieser beiden Schanzen betrug etwa neunzig Mann, davon über die Hälfte Rekruten, und zwei Bataillone, von denen eines lediglich aus Rekruten bestand, bildeten die Unterstützung der Batterien.

Das Verhältnis der beiderseitigen Geschützzahl stellte sich wie 1 : 14, und es rechtfertigte gewiß den auf allen Gemütern lastenden Druck. Wie durfte man bei einer solchen Übermacht auf einen siegreichen Ausgang hoffen, umsomehr als die Anlage der Batterien selbst nur eine sehr schwache war!

Das Gefühl der bangen Erwartung scheuchte die Nachtruhe und steigerte sich zur fieberhaften Aufregung, als die Dänen am folgenden Morgen mit Tagesanbruch bei schönem Wetter und leichter östlicher Brise mit schwellenden Segeln in die Bucht einliefen und „Christian VIII" und die „Gefion" sich auf etwa tausend Schritt südöstlich von der Nordbatterie vor Anker legten. Ihre Absicht war, zunächst diese durch ihr Massenfeuer zu vernichten und dann sich auf die Südschanze zu werfen. Hauptmann Jungmann konnte den beiden Breitseiten der Dänen von fünfundsechzig Geschützen nur die vier Achtzehnpfünder entgegenstellen, da die beiden Achtundsechzigpfünder mit ihren Scharten mehr in südwestlicher Richtung nach der Stadt zu zeigten, aber der Tapfere zögerte keinen Augenblick, den ungleichen Kampf mit ebenso beispiellosem Mute als eiserner Ruhe und Umsicht aufzunehmen.

Während die Schiffe an der Schanze vorbeisegelten, eröffneten sie das Feuer, um dann zu ankern und es weiter fortzusetzen. Als die ersten Breitseiten erkrachten, ihr Donner über das Wasser rollte und sich an den Uferhöhen in hundertfachem Echo fortpflanzte, die todbringenden Geschosse wie ein Eisenregen auf die kleine Schanze niederschmetterten und das Erdreich aufwühlten, da erbebte wohl selbst das Herz des Mutigsten unter den Tausenden von Zuschauern, die von den benachbarten Höhen auf das furchtbare Schauspiel herabblickten.

Auch die Besatzung der Schanze selbst schien einen Augenblick wie betäubt von dem Höllenfeuer, das um sie sprühte; doch es war nur ein Augenblick, dann hatte die junge Mannschaft sich wiedergefunden, und angefeuert durch



Der Kampf bei Eckernförde am 5. April 1849:
In den Süderbatterien.

das Beispiel ihres Hauptmanns begann sie nun einen Kampf, der fast einzig in der Geschichte dasteht und jeden einzelnen zum Helden stempelte.

Es war sechs Uhr morgens, als sich das Gefecht entspann, und fünf Stunden lang überschütteten die Dänen ihren winzigen Gegner mit Kugeln und Granaten, ohne ihn zum Schweigen zu bringen. Ein Geschütz nach dem andern wurde außer Gefecht gesetzt oder umgeworfen, die Brustwehren fast der Erde gleich, ein Drittel der Besatzung kampfunfähig gemacht, und die deutsche Fahne heruntergeschossen; aber an Übergabe dachte weder der heldenmütige Jungmann noch seine tapfere Mannschaft.

Mit eisiger Ruhe werden die Geschütze ausgebessert, aufgerichtet und wieder in ihre Stellung gebracht, um Schuß für Schuß mit tödlicher Sicherheit in die Rumpfe der feindlichen Kolosse zu schleudern. Eine Abteilung Rekruten des dritten Reservebataillons ersetzt die fehlende Kraft der toten und verwundeten Bedienungsmannschaft, die herabgeschossene Fahne wird sofort wieder aufgepflanzt und flattert lustig im Winde. Seit acht Uhr läßt Hauptmann Jungmann aus einem der Geschütze nur glühende Kugeln feuern. Keine verfehlt ihr Ziel, die Dänen haben vollauf zu thun, um die entstehenden Brände zu löschen und die gefährlichen Geschosse aus den Schiffsseiten mit Äxten herauszuhauen. Doch müssen eine oder mehrere unerreichbar sein, und ihre glühende Masse pflanzt den Keim des Verderbens in das verfemte Linienschiff. Eine Rauchsäule dringt aus seinen Seiten hervor und verkündet den Zuschauern am Lande, daß im Schiff

Feuer ausgebrochen ist. Wird es gelöscht werden oder als Verbündeter der bedrängten Nordbatterie zu Hilfe kommen? Es scheint nicht so; ununterbrochen speien die Geschütze des „Christian“ ihr entsetzliches Feuer, Lage um Lage entsenden sie auf die Schleswig-Holsteiner, und mit jeder derselben wird die Schanze mehr geschwächt. Ihre beschädigten Geschütze können nur noch in langen Pausen feuern, und den geängstigten Zuschauern drängt sich das Blut zum Herzen; es ist kein Zweifel mehr, in kurzer Zeit muß die tapfere Batterie unterliegen.

Doch auf einmal ändert sich der Gang des Gefechtes, und ein schwerer Stein wälzt sich vom Herzen der Deutschen. Wo die Not am größten, da ist die Hilfe am nächsten, und sie kam auch hier. Seit dem Morgen hatte der Ostwind stetig an Stärke zugenommen; gegen elf Uhr war er so heftig geworden und hatte eine so hohe See erzeugt, daß die Schiffe vor ihren Ankern trieben und um tausend Schritt weiter westlich gerieten.

Diese von den Elementen erzwungene Stellungsveränderung entschied das Schicksal der beiden Schiffe. Sie kamen dadurch soweit in den Bereich der Südbatterie, daß diese jetzt mit furchtbarer Genauigkeit ihr Feuer auf sie richten konnte. Aber auch die Nordbatterie brachte nun ihre beiden 68-Pfünder zur Geltung, und zwischen den Schanzen fuhr noch eine zur Hilfe geeilte Nassauische Feldbatterie am Strande auf, deren Granaten schreckliche Verwüstungen auf den dem Unglück geweihten Fahrzeugen anrichteten. Zwar versuchte das Linienschiff, die Südbatterie durch sein Massenfeuer zu erdrücken, und seine Geschosse brausten mit so furchtbarer Gewalt auf sie ein, daß die Erde erzitterte, allein auch hier fanden die Dänen an Preußer und seinen Mannschaften dieselben todesmutigen tapfern Gegner, denselben zähen ausdauernden Widerstand und die eiserne Ruhe, wie drüben an Jungmann. Schuß auf Schuß erfolgte, wie auf dem Exerzierplatze, aber stets mit verderblicher Wirkung; fast keiner verfehlte sein Ziel. Namentlich litt die „Gefion“ außerordentlich durch Preußers Geschütze und die Nassauer Batterie. Infolge der Windrichtung lag ihre eine Breitseite der Nordschanze, das Heck aber den beiden Batterien zugekehrt. Sie konnte sich deshalb diesen gegenüber nur mit ihren beiden Heckgeschützen verteidigen, während die mörderischen deutschen Geschosse jetzt ihren verheerenden Weg durch die ganze Länge des Schiffes nahmen.

Zweimal wurden durch sie die Besatzungen der Heckgeschütze kampfunfähig gemacht und ganze Reihen niedergestreckt. Die Matrosen, welche bereits die Nutzlosigkeit eines ferneren Widerstandes erkennen mochten, weigerten sich, den gefährlichen Platz wieder zu besetzen, wo sie sicherer Tod oder Verstümmelung erwartete. Da nahmen tapfere Kadetten die verhängnisvolle Stelle ein, aber der kühne Mut der Jünglinge vermochte ebensowenig gegen das Geschick. Das Backbordgeschütz war bereits außer Gefecht gesetzt; nach wenig Minuten machte eine Granate auch das Steuerbordgeschütz unbrauchbar, und die Hälfte der Kadetten lag mit zerschmetterten Gliedern auf dem blutgetränkten Verdeck.

Der Kommandant sah ein, daß sein schönes Schiff unfehlbar dem Verderben geweiht sei, wenn es nicht gelang, dem entsetzlichen Feuer der deutschen Geschütze zu entrinnen. Als letztes Rettungsmittel wird der „Geyser“ zum Bugsieren

heransignalisiert. Er kommt schleunigst; schon ist das Bugsiertau an ihm befestigt, seine Räder setzen sich in Bewegung, um die Fregatte fortzuschleppen — doch es ist ein Unglückstag für die Dänen, eine Kugel schneidet das Tau ab. Abermals wird es befestigt, da schlägt ein zweites Geschoß in den Radkasten des „Geyser“ und zwingt das stark beschädigte Schiff zur Flucht. Auch dem „Hekla“ hatte ein Schuß das Ruder unbrauchbar gemacht, er konnte den bedrängten Kameraden nicht helfen, und vergebens signalisierte das Linienschiff nach seinem Beistande. Die weißliche Rauchwolke, welche aus dem „Christian“ hervorquoll, wurde immer dichter, bisweilen verbarg sie schon das ganze Schiff den Blicken. Offenbar nahm das Feuer überhand. Der wachsende Ostwind trieb die Fahrzeuge immer näher an die Küste und die Batterien; keine Kugel fehlte mehr, alle Tapferkeit der Dänen war umsonst, wo sie hinblickten, schauten sie nur Tod und Verderben. Eine dumpfe Verzweiflung ergriff die braven Seeleute, über die das Unglück von allen Seiten hereinbrach, und Kapitän Paludan mußte diesen Verhältnissen Rechnung tragen.

Nach sechsstündigem furchtbaren Kampfe und einem Verlust von über hundertfünfzig Mann auf beiden Schiffen zog er die Parlamentärflagge auf. Der betäubende Donner der Geschütze schwieg, der Ostwind verwehte die Wolken von Pulverdampf, welche auf dem Wasser lagerten, aber die dem „Christian VIII.“ entsteigende Rauchwolke wich nicht, sie war nur noch dichter geworden.

Ein Boot verließ das Linienschiff, und ein Marineoffizier überbrachte ein Schreiben des dänischen Geschwaderkommandanten. Sein Stolz war noch nicht gebrochen; er sprach nicht von Übergabe, sondern verlangte nur freien Abzug mit seinen Schiffen. Weigerten sich die Deutschen ihn ziehen zu lassen, so drohte er, Eckernförde in Brand zu schießen.

So unmenschlich diese Drohung war, eine wehrlose Stadt einzuäschern, und so sehr man ihre Ausführung für möglich hielt, vermochte sie die Bürger von Eckernförde nicht einzuschüchtern. Sie zwangen ihren dänisch gesinnten Bürgermeister zu einer Antwort an Paludan, in der sie die Entscheidung über die Einstellung oder Fortdauer der Feindseligkeiten den Militärbehörden anheimgaben, und diese schlugen die Forderung der Dänen rund ab.

Noch einmal versuchten diese Unterhandlungen anzuknüpfen, aber das zweite Parlamentärboot wurde zurückgewiesen und gar nicht zur Landung gelassen.

Nach dreistündiger Waffenruhe, nachdem die heldenmütigen Artilleristen ihre Geschütze wieder so gut wie möglich in stand gesetzt und sich mit Speise und Trank erquickt hatten, ließ Hauptmann Jungmann dem Kommandanten des Linienschiffs mitteilen, daß er in zehn Minuten die Feindseligkeiten wieder beginnen werde.

Nach Erneuerung der Feindseligkeiten versuchte Paludan unter Segel zu gehen. Schon waren die Segel vorgeschotet, sie füllten und das Schiff begann zu drehen — da sausten die Granaten der Nassauer Batterie unheilvoll durch die Lüfte und zerplatzten im Takelwerk, die zersplitterten Raaen, die abgeschossenen Taue und zerrissenen Segel machten jedes Manöver unmöglich, und

der Wind trieb das unglückliche Schiff noch näher an das Ufer und auf eine Sandbank.

Vergebens bot es noch einmal alles auf, durch Massenfeuer die ganz ungedeckt am Strande stehenden Nassauer zu vernichten. Das Auge der Geschützkommandeure war unsicher geworden, sie trafen nicht; auch die Drohung, die Stadt zu beschießen, wurde nicht ausgeführt, dagegen schmetterten die Kartätschen der Deutschen an Bord der Schiffe alles nieder.

Die „Gefion“ befand sich in gleich schrecklicher Lage. Ihre Bemannung war so geschwächt, daß sie nicht mehr den Versuch machen konnte, unter Segel zu gehen, während die unbarmherzigen Geschosse der Südbatterie fortwährend in ihr verteidigungsloses Heck schlugen und verheerend durch die Verdecke fuhren.

Endlich nach dreiviertelstündiger Dauer des neuen Kampfes sah Paludan ein, daß eine weitere Fortsetzung desselben ein nutzloses Hinmorden der eigenen Mannschaft sei, und daß die Schiffe unrettbar verloren waren. Mit blutendem Herzen strich er um fünfeinhalb Uhr abends die Flagge, und kurze Zeit nachher senkte sich auch der Danebrog an der Gaffel der „Gefion“, welche in der letzten halben Stunde überhaupt nur noch mit einzelnen Schüssen das Feuer der Nordbatterie erwidert hatte. Die beiden schönsten Schiffe der dänischen Flotte befanden sich in den Händen der Deutschen.

Der Brand auf dem Linienschiffe hatte indessen immer mehr um sich gegriffen, bei seiner Ausdehnung und der demoralisierten Mannschaft war an Löschen nicht mehr zu denken, und die vollständige Zerstörung des Schiffes über kurz oder lang unausbleiblich.

Es galt deshalb, die Mannschaften so schnell wie möglich an Land zu retten, um sie vor der schrecklichen Katastrophe zu bewahren, und hier war es, wo der tapfere Unteroffizier Preußer, nachdem er so viele Stunden in unerschütterlicher Ruhe im heißesten Kugelregen gestanden, mit humanstem Eifer auf die Rettung seiner Feinde bedacht war und für schleunigste Ausschiffung der Mannschaften Sorge trug.

Bereits waren über sechshundert Mann an Land gebracht — da erzitterte die Erde von einem furchtbaren Krachen, eine großartige Feuersäule schoß aus dem Meere empor, umgeben von dunkeln Rauchmassen. Das furchtbare Trauerspiel des Tages hatte ein noch furchtbareres Ende gefunden, das stolze Schiff war in die Luft geflogen. Unter seinen Trümmern lagen zweihundert Dänen und — der brave Preußer begraben. Er hatte als Held gekämpft und war als Held gestorben. Ehre seinem Andenken!

Die Dänen verloren in diesem Kampfe hunderteinunddreißig Tote, achtzig Verwundete und neunhundertdreiundvierzig Gefangene, auf deutscher Seite betrug der Verlust vier Tote und siebzehn Verwundete.

So endete der unvergeßliche Tag von Eckernförde.

Die „Gefion“ war sehr zerschossen, wurde aber schleunigst ausgebessert und dann der deutschen Flotte einverleibt. Sie erhielt den Namen „Eckernförde“ und blieb in dem dortigen Hafen liegen. Ihre Drangsale schienen damit jedoch



Christian VIII. — Gefion.

Übergabe des „Christian VIII." und der „Gefion" bei Eckernförde am 5. April 1849.

noch nicht enden zu wollen, und anderthalb Jahre später, am 12. September 1850, war sie nahe daran, das Schicksal „Christians VIII.“ zu teilen.

Kurz vor der Schlacht von Idstedt sandte König Friedrich Wilhelm IV. eine Abteilung von hundert Soldaten unter Major von Szymborski an Bord des Schiffes und gestattete zugleich, daß auf letzterem die preußische statt der deutschen Kriegsflagge geheißt wurde, um bei etwaigem Vorrücken der Dänen die „Eckernförde“ als neutrales Schiff vor der Wegnahme zu schützen.

Als dann die Stadt nach der Schlacht von Idstedt wirklich von den Dänen besetzt wurde, versuchten sie die Fregatte, die sie offen nicht fortnehmen konnten, zu vernichten, indem sie ein ganz in der Nähe des unmittelbar am Lande liegenden Schiffes befindliches Holzlager in Brand steckten und gleichzeitig von einigen Kanonenbooten über und auf die „Eckernförde“ schossen, um angeblich eine jenseits liegende Schiffsbrücke zu zerstören.

Eine 68-pfündige Bombe sprang im Zwischendeck, die Raaen und Wanten begannen bereits zu brennen, jedoch erschienen noch rechtzeitig schleswig-holsteinische Truppen in der Stadt und vertrieben die Dänen, und ebenso gelang es, den Brand zu löschen und das Schiff zu retten.

Nach dem Frieden wurde es im November 1850 nach Bremerhaven gebracht, heißte wieder die deutsche Flagge und ging bei Auflösung der deutschen Flotte am 1. Mai 1852 in den Besitz von Preußen über, wobei es zugleich seinen früheren Namen „Gefion“ zurückerhielt.

Die Fregatte wurde für eine längere Reise ausgerüstet, ging im Juli nach Vlissingen, um gedockt zu werden, und trat im Oktober 1852 in Gemeinschaft mit der Korvette „Amazone“ und dem Transportschiff „Merkur“ unter dem Befehl des Kommodore Schröder eine Reise an, die zweieinhalb Jahre währte. Das Geschwader berührte Madeira und Teneriffa, begab sich dann nach Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik Liberia an der Westküste Afrikas, von dort nach den La Plata-Staaten, Brasilien, Havana, Neu-Granada und Virginien. Sodann segelte es nach England zurück, um später die verschiedenen Häfen des Mittelmeeres und namentlich der Levante zu besuchen, und kehrte im Juli 1854 nach der Ostsee heim, um einige schwedische Häfen sowie Swinemünde anzulaufen und im Spätherbst desselben Jahres außer Dienst gestellt zu werden. Es war dies das erste Mal, daß Preußen seine neue Kriegsflagge in fremden Ländern zeigte.

Im Jahre 1856 machte die „Gefion“ dann abermals eine Reise nach Brasilien. Dies war jedoch ihre letzte größere Fahrt. Obwohl das von den Dänen 1842 mit größter Sorgfalt und vom besten Holz gebaute Schiff bis zuletzt in seinen Hölzern kerngesund war, hatte es als Segelschiff für die aktive Kriegsmarine keinen Wert mehr und wurde deshalb in ein Artillerieschulschiff umgewandelt, wie dies schon früher bemerkt ist. Seitdem diente die „Gefion“ als Kasernenschiff im Hafen von Kiel, aber die Voraussetzung, daß man die Trophäe eines für deutsche Waffen so ruhmvollen Tages, wie des 5. April 1849, mit derselben Pietät zu erhalten bestrebt sein würde, wie England das Linienschiff

„Victory“, auf dem Nelson, der Held von Trafalgar, fiel, ist nicht eingetroffen. Man hat sie vor einigen Jahren als Ziel von Torpedos in die Luft gesprengt.

Als zweites Artillerieschulschiff diente damals zur Ablösung der „Gefion“ die Segelfregatte „Thetis“. Sie war englischen Ursprungs und wurde im Jahre 1854 während des Krimkrieges von der englischen Regierung gegen zwei kleine aber mit sehr schweren Geschützen bewaffnete eiserne Raddampfer „Nix“ und „Salamander“ eingetauscht, welche die preußische Marine damals besaß. Den Engländern, welche flachgehender Fahrzeuge dringend zu ihrer Kriegführung im Schwarzen und Asowschen Meere bedurften, war mit diesem Tausche sehr gedient, und ebenso kam er der preußischen Marine zu statten. Die Aufgabe der letzteren war damals hauptsächlich die Vor- und Ausbildung von Personal, und für diese Zwecke war eine schöne Fregatte wie die „Thetis“ eine vortreffliche Errungenschaft. Sie führte achtunddreißig Kanonen und eine Besatzung von vierhundert Mann und war bis 1862 fast ununterbrochen auf längeren Reisen nach Westindien, Süd- und Nordamerika, dem Mittelmeer und nach Ostindien in Dienst. Die letztere Expedition, welche sie unter Befehl des damaligen Kapitäns zur See Jachmann in Gemeinschaft mit der „Arkona“, dem Schuner „Frauenlob“ und dem Transportschiff „Elbe“ unternahm, dauerte dreieinhalb Jahre und ist in ihren Hauptzügen schon bei Gelegenheit der „Arkona“ erwähnt worden. Die „Thetis“ kam als das letzte Schiff des Geschwaders im Winter 1863 zurück; sie hatte noch eine Reise nach Brasilien gemacht.

Seitdem verblieb die Fregatte in der Ostsee, da die Dampfkorvetten, die Übungs- und moderne Kriegsschiffe zugleich waren, ihre Dienste zweckmäßiger versahen.

Seit 1872 wurde sie als gänzlich unbrauchbar aus der Liste der Kriegsschiffe gestrichen, um als Kohlenmagazin in Wilhelmshaven Verwendung zu finden.

Die Thätigkeit der deutschen Kriegsschiffe in unseren Kolonialgebieten.



Bekanntlich sind die kolonialen Bestrebungen, welche bereits bald nach der Einigung unseres Vaterlandes sich im Volke zeigten und von Jahr zu Jahr sich lebhafter äußerten, erst mit dem Jahre 1884 in die Wirklichkeit mit dem Erwerb von Angra Pequena übergeführt worden, dem sich alsdann die Besitznahme von Kamerun, Neu-Guinea nebst verschiedenen in der Nähe liegenden Inseln, sowie endlich eines Teils von Ostafrika anschlossen.

In der Südsee, namentlich auf den Samoainseln, hatte die Thatkraft deutscher Kaufleute schon vorgearbeitet, und wir hätten hier schon 1880 mit unseren Kolonien beginnen können, wenn nicht eine kurzsichtige Mehrheit des Reichstags die Forderung der Regierung, die Haftung für eine auf Samoa und den benachbarten Inseln zu gründende Seehandelsgesellschaft zu übernehmen, abgelehnt hätte.

Auf diesen Inseln herrschten schon seit 1870 heftige Kämpfe zwischen zwei Parteien, in denen auch Leben und Eigentum der dort angesiedelten Deutschen, welches letztere sehr bedeutend war, gefährdet wurden. Dies veranlaßte die Reichsregierung zu verschiedenen Zeiten Kriegsschiffe dorthin zu entsenden, um unseren Landsleuten den erforderlichen Schutz angedeihen zu lassen.

1872 ging die „Nymphe“, 1875 die „Gazelle“ dorthin, ohne indessen die Streitigkeiten beenden zu können. 1876 erschien die „Hertha“ unter Befehl des

Kapitäns zur See Knorr in Begleitung des Konsuls Weber auf Samoa, und wenn es auch wiederum nicht gelang, die Kämpfe zu beenden, wurde wenigstens mit beiden feindlichen Parteien ein Übereinkommen getroffen, daß sie das Gebiet der deutschen Niederlassungen als neutral anerkannten.

Im Mai des folgenden Jahres, als die „Hertha" durch die „Augusta" unter Korvettenkapitän Hassenpflug abgelöst wurde, erweiterte man diesen Vertrag dahin, daß die kriegführenden Parteien die Neutralität des deutschen Besitzes und die Rechte Deutschlands auch gegen Beeinträchtigung von anderer Seite zu wahren versprachen. Es lag nämlich die Besorgnis vor, daß England und Nordamerika die Schutzherrschaft der Inseln erstrebten, wogegen unser Konsul die ernsteste Verwahrung einlegte.

Im Juni 1878 wurde die „Augusta" durch die „Ariadne" unter Befehl des Korvettenkapitäns von Werner abgelöst, und in dieser Zeit von Nordamerika mit beiden Parteien ein Vertrag abgeschlossen. Konsul Weber forderte ebenfalls einen Vertrag mit Gleichberechtigung. Als dies abgelehnt wurde, machte die „Ariadne" auf Verlangen des Konsuls kurzen Prozeß, nahm am 16. Juli den Hafen von Saluafata und am nächsten Tage den von Falealili als Pfand in Beschlag. Das wirkte; die Samoaner fanden sich sofort zu Vertragsverhandlungen bereit, dieselben wurden am 24. Januar 1879 abgeschlossen und unterzeichnet, während Kapitän von Werner mit der „Ariadne" inzwischen eine ganze Reihe solcher Verträge mit den Häuptlingen der benachbarten Inselgruppen ohne alle Schwierigkeit gemacht hatte.

Die wichtigsten unter diesen waren die mit den Häuptlingen von Jaluit und den Duke of York-Inseln, infolge deren die Häfen Jaluit, Macada und Mioko von Deutschland als Kohlenstationen für die Marine abgetreten wurden.

In Samoa war trotz aller konsularischen Vermittelungsversuche der Kampf zwischen den beiden Parteien wieder lebhaft entbrannt. Das deutsche neutrale Gebiet wurde nicht geachtet, und die eine Partei hatte sogar Befestigungen auf ihm angelegt. Gerade um diese Zeit hatte unsere Regierung den Kapitän zur See Zembsch zum Generalkonsul für die Südseeinseln ernannt, und derselbe traf mitten in diesem Wirrwarr ein. Er ließ im November die Kreuzerfregatte „Bismarck" kommen, Befehlshaber Kapitän zur See Deinhardt, und dieser entledigte sich seiner Aufgabe so thatkräftig und geschickt, daß nicht nur sofort und zwar ohne Blutvergießen jene Befestigungen geräumt und zerstört wurden, sondern auch ein Friedensschluß zustande kam, und beide Parteien den König Malietoa als König der ganzen Samoa-Inselgruppe anerkannten. Somit war es Deutschland endlich gelungen, nach zehnjährigem Bürgerkriege eine gesetzmäßige Regierung herbeizuführen. Zu diesem Zeitpunkte wäre es ein Leichtes gewesen, den deutschen Einfluß so zu befestigen, daß auch ohne thatsächliche Besitznahme der Inseln derselbe für alle Zeiten maßgebend gewesen wäre, aber wie gesagt, lehnte leider der Reichstag die Mittel dazu ab.

Die Folge dieser falschen Politik war, daß Malietoa sowohl von englischer wie amerikanischer Seite gedrängt wurde, sich unter den Schutz eines dieser Länder zu stellen. Dadurch wurde er so übermütig, daß er ein bereits an die deutsche

Plantagengesellschaft verkauftes Stück Land ohne weiteres wieder ihr fortnahm und sogar sich zu einer Beleidigung Deutschlands hinreißen ließ.

Infolgedessen untersagte der Generalkonsul dem Könige, die Samoaflagge irgendwo auf dem neutralen Boden wehen zu lassen, was aber Malietoa verweigerte. Inzwischen war der Kreuzer „Albatroß" unter Befehl des Korvettenkapitäns Graf Baudissin eingetroffen, und dieser landete auf Aufforderung unseres Konsuls Weber eine Abteilung bewaffneter Mannschaft, um, wenn auch unter dem lebhaften Protest des englischen und amerikanischen Konsuls, welche in dem Vorgange die Einleitung einer deutschen Besitznahme der Inseln zu erblicken glaubten, im Dezember 1885 die Flagge niederzuholen.

Die Sache rührte seiner Zeit viel Staub auf, aber die zielbewußte Politik Fürst Bismarcks beschwichtigte diesen Sturm im Wasserglase, ohne daß Deutschland irgendwie nachgegeben hätte. Freilich dauerte die Hetzerei noch fort, aber sie führte nur zu der Thatsache, daß König Malietoa, welcher sich nochmals unterfing, Deutschland zu beleidigen, seines Thrones verlustig erklärt und als Staatsgefangener vom „Albatroß" nach Jaluit auf den Marschall-Inseln gebracht wurde, um dort über sein Geschick nachzudenken. An seiner Stelle wurde ein anderer Häuptling eingesetzt, und seitdem schienen auf den Inseln geordnete Zustände zurückzukehren, wenngleich dieselben leider nicht von langer Dauer sein sollten.

Kurze Zeit darauf hatte der „Albatroß" noch einen andern Auftrag auszuführen, der jedoch nicht so unblutig verlief. Auf einigen Inseln hatten sich die Bewohner Verbrechen gegen einige Deutsche und Europäer zu Schulden kommen lassen und sollten dafür gezüchtigt werden.

Capfu, auf der Insel Neumecklenburg, war der erste Punkt, wo das 63 Mann starke Landungscorps des Kreuzers landete. Die Einwohner des betreffenden Dorfes waren geflohen, und wurde dasselbe mit den Anpflanzungen und Booten gründlich zerstört. Bei zwei andern Dörfern war dasselbe der Fall, im vierten aber traf man auf Widerstand, und erst nachdem neun Insulaner gefallen waren, flohen die übrigen in die Wälder. Auf der Insel Kolenus nahm ebenfalls die Bevölkerung die Flucht und wurde das Dorf dem Erdboden gleich gemacht.

Dann dampfte der „Albatroß" nach Neupommern, um bei Kabakadar zu landen. Hier wartete der Deutschen aber ein heißer Empfang. Sie wurden mit Sniderbüchsen beschossen, und die Eingeborenen kämpften tapfer und hartnäckig. Das Gefecht dauerte zwei Stunden, und die Insulaner flohen erst, als sie große Verluste erlitten hatten, aber auch die Deutschen hatten Verluste und acht Matrosen waren, teils schwer, verwundet. Die Zerstörung des Dorfes, der Anpflanzungen und Boote beschloß die Züchtigung, die für die nächste Zeit einen heilsamen Einfluß zu üben schien, denn bis jetzt hat man von weiteren Verbrechen gegen Weiße in jener Gegend wenig gehört.

Als der Bremer Lüderitz im Jahre 1883 Angra Pequena erworben und den Schutzbrief des Kaisers dafür erlangt hatte, herrschte große Aufregung in der Kapstadt und in England. Auf Befehl aus London ging eine Korvette von Simonstown dorthin, ihr Befehlshaber war aber nicht wenig verblüfft, als er unsere Kreuzerkorvette „Carola" unter Kapitän zur See Karcher bereits vorfand,

welcher letztere dem Engländer erklärte, daß er sich in deutschen Gewässern befände. Als Lüderitz noch seine Erwerbungen bis zum Oranjefluß ausgedehnt hatte, erhob sich abermals ein Sturm des Unwillens in England, der sich immer mehr zuspitzte, aber auch ihn wußte Fürst Bismarck zu dämpfen. Eine Sendung seines Sohnes Graf Herbert bewirkte Wunderdinge; nach wenigen Tagen schon erkannte die englische Regierung die Schutzherrschaft Deutschlands im Juni 1884 an.

Der Kreuzer „Nautilus", Korvettenkapitän Aschenborn, war schon seit Januar nach Angra Pequena entsandt, um dort die deutschen Interessen wahrzunehmen. Im Juli langte die Fregatte „Leipzig", Kapitän zur See Herbig, und 14 Tage später auch die Fregatte „Elisabeth", Kapitän zur See Schering, dort an. Am 7. August wurde feierlich Besitz ergriffen, auf afrikanischem Boden, auf dem bereits einmal vor 200 Jahren die brandenburgische Flagge geweht, die deutsche Flagge geheißt und mit 21 Kanonenschüssen begrüßt. Damit war die erste deutsche Kolonie gegründet, der dann bald eine Reihe anderer folgen sollten.

Inzwischen hatte das Kanonenboot „Wolf" den Auftrag erhalten, auch die ganze Strecke von Lüderitzland bis zur portugiesischen Grenze, mit Ausnahme der Walfischbai, auf welche England ein Recht hatte, in Besitz zu nehmen, und abermals waren die Engländer unangenehm überrascht, durch die Schnelligkeit der Deutschen auch diesen Küstenstrich sich entgehen zu sehen, fügten sich aber schweigend in die vollendete Thatsache.

Die nächste koloniale Erwerbung war Togoland, wo deutsche Kaufleute bereits seit 1880 Faktoreien angelegt hatten. Auf Ersuchen der ersteren war die Korvette „Sophie", Korvettenkapitän Stubenrauch, dorthin entsandt und erschien im Januar 1884 vor Klein-Popo, wo sich ein Halbblut, Namens Lawson, zum Häuptling aufgeworfen hatte, Zölle von den Deutschen einzutreiben suchte und Unruhen anstiftete, welche die Deutschen bedrohten. Es gelang Kapitän Stubenrauch, die Sachen zu regeln und eine Vereinbarung zum Schutz der Deutschen zu treffen, worauf die „Sophie" weiter nach Groß-Popo dampfte.

Kaum war jedoch das Schiff fort, als die Lawson-Partei die Verträge nicht anerkannte und sich abermals Gewaltthätigkeiten gegen die Deutschen erlaubte. Es gelang einem der letzteren nach Groß-Popo zu reiten und Kapitän Stubenrauch zu benachrichtigen. Dieser erschien mit der „Sophie" schon am folgenden Tage wieder, landete 100 Mann, nahm Lawson und sein sogenanntes Ministerium gefangen und brachte sie an Bord des Schiffes. Danach wurde Lawson sehr zahm, versprach die persönliche Verantwortung für den Schutz der Deutschen zu übernehmen und wurde aus der Gefangenschaft entlassen.

Die drei „Minister" hielt man dagegen als Geiseln zurück und die „Sophie" brachte sie im März 1884 nach Wilhelmshaven. Man behandelte sie nicht nur gut, sondern schickte sie nach Kiel und Berlin, um Deutschlands Macht zu sehen, und sandte sie dann auf dem Kreuzer „Möwe", Korvettenkapitän Hoffmann, auf dem sich auch der Generalkonsul Dr. Nachtigall einschiffte, nach Klein-Popo zurück.

Dort hatten sich inzwischen die Verhältnisse wiederum für die Deutschen sehr bedrohlich gestaltet, und Dr. Nachtigall glaubte sie nur dadurch ordnen zu können, daß er augenblicklich mit den verschiedenen Häuptlingen Verhandlungen einleitete,

um das Land unter deutschen Schutz zu stellen. Diese kamen zum Abschluß; am 5. Juli 1884 wurde die deutsche Flagge in Bageida und tags darauf in Loma geheißt.

Anfang September 1884 besuchte die „Leipzig", Kapitän Herbig, die Sklavenküste in Porto Seguro, schloß mit dem dortigen Häuptling einen Vertrag und heißte auch hier die deutsche Flagge.

Die Sachen verliefen jedoch nicht so glatt, in Loma brachen Unruhen aus und bedrohten die deutsche Schutzherrschaft. Im Februar 1885 traf die Korvette „Olga" hier ein, um durch eine derbe Züchtigung der Rädelsführer alsbald wieder die Ruhe herzustellen.

Im April heißten auch die Franzosen in Groß- und Klein-Popo ihre Flagge; sie wollten dasselbe in Porto Seguro thun, aber die eintreffende Fregatte „Bismarck", Kapitän zur See Knorr, hinderte sie daran. Es wurde ihnen höflich bedeutet, daß der Ort deutsches Gebiet sei. Der Streit wurde auf diplomatischem Wege zum Austrag gebracht, Groß-Popo den Franzosen zugesprochen, Klein-Popo und Porto Seguro verblieben Deutschland.

In Kamerun waren schon seit 1868 deutsche Handelsstationen angelegt und deutscher Einfluß bedeutend gewachsen, so daß unsere Regierung sich entschloß, auch hier, wenn angängig, die Schutzherrschaft zu übernehmen. Es gelang, trotz englischer Gegenbemühungen, 1884 mit fast allen Häuptlingen dahingehende Verträge abzuschließen. Im Juli erschien die „Möwe" mit Dr. Nachtigall an Bord im Kamerunflusse, und am 14. d. M. wurde feierlich von dem Gebiete Besitz genommen. Die Engländer kamen wieder einmal zu spät, legten aber Protest ein. In Bimbia, Klein-Batanga, Plantation, Criby wurde nach wenigen Tagen ebenfalls die deutsche Flagge geheißt.

Nach dem Abgange der „Möwe" machten sich doch an der Küste sehr bald wieder von englischer Seite genährte Feindseligkeiten gegen die neue Schutzherrschaft geltend, und es war nötig, dort die Entfaltung einer größern deutschen Macht den Schwarzen vor Augen zu führen. Es wurde deshalb unter Kontreadmiral Knorr ein Geschwader, bestehend aus den Kreuzerfregatten „Bismarck" und „Gneisenau" sowie den Korvetten „Olga" und „Ariadne" nach dem Kamerunflusse entsandt.

Am 18. Dezember 1884 langten „Bismarck" und „Olga" zuerst dort an. Die Angelegenheiten waren inzwischen schon sehr schlimm geworden. Die für die englische Seite gewonnenen Joss- und Hickoryneger hatten das Dorf des den Deutschen treugebliebenen King Bell niedergebrannt, die Deutschen verhöhnt und ihre Flagge beleidigt. Es war die höchste Zeit, thatkräftig einzuschreiten, das deutsche Ansehen wiederherzustellen und den Deutschen Sicherheit zu verschaffen. Kontreadmiral Knorr ließ deshalb 330 Mann mit 4 Geschützen unter Kapitän Karcher landen, mit dem Befehle, Josstown und Hickorytown zu nehmen und letzteres niederzubrennen, sowie die Häuptlinge der Hickoryneger lebend oder tot einzubringen.

Am 21. Dezember früh morgens ging die Landung vor sich, von der „Bismarck" mit sieben, von der „Olga" mit vier Booten, die je von einem der den deutschen Kaufleuten gehörigen Dampfer „Fan" und „Dualla" in das Schlepptau genommen wurden und den Kamerunfluß hinaufdampften.

In Josstown war eine weiße Flagge aufgezogen; man ließ es deshalb zunächst liegen und fuhr nach Hickorytown. Schon von weitem sah man einen lebhaften Kanoeverkehr, mit dem Neger aus Hickorytown nach dem durch eine sumpfige Niederung davon getrennten Orte Old King Belltown flohen, wo sich eine englische Missionskirche befindet. Hier landeten die „Bismarck“-Boote, während die von der „Olga“ dies bei Hickorytown thaten und einen Kutter nach dem Mungoflüßchen entsandten, um die Einwohner nach dieser Seite am Entfliehen zu hindern. Kapitän-Lieutenant Riedel von der „Olga“ ging nun gegen Hickory vor und wurde mit Flintenschüssen empfangen. Der Widerstand zeigte sich jedoch nur schwach, denn die meisten Bewohner waren geflohen. Der Ort wurde in Brand gesteckt; als er in Flammen stand, kam eilends ein Boot mit einem Agenten der deutschen Faktoreien mit der Meldung, daß ein Deutscher, Namens Pantänius, von den Jossleuten gefangen sei. Da man auch von der „Bismarck“-Abteilung, welche vorher lebhaft gefeuert hatte, nichts mehr hörte, schiffte Kapitän-Lieutenant Riedel seine Leute sofort wieder ein, um sich den „Bismarck“-Mannschaften anzuschließen. Die von ihm vorausgeschickte Dampfpinasse wurde bei Belltown gleich mit heftigem Gewehrfeuer empfangen, brachte dasselbe jedoch mit ihrem Revolvergeschütz sehr schnell zum Schweigen, und die Neger wandten sich zur Flucht. Die „Bismarck“-Abteilung hatte vor der Landung bei der Mission ebenfalls Feuer erhalten, aber nur vereinzelt; einige Granaten aus den Bootsgeschützen hatten den Widerstand bald beseitigt, und die Mannschaften konnten ungestört landen. Sie wurden in drei Züge geteilt, deren einer gegen die Stadt marschierte, während die beiden andern etwaigen Flüchtlingen den Weg abschneiden sollten. Es wurde hier kräftiger Widerstand geleistet, jedoch unsere schnell vorgehenden Truppen trieben die Feinde unaufhaltsam vor sich her und zündeten den Ort an, wenngleich sie Verluste erlitten. Das Feuer des brennenden Ortes griff so schnell um sich, daß die Mannschaften einen andern Weg zum Rückmarsch nehmen mußten, als plötzlich ein großer Haufe bewaffneter Neger sich vor ihnen zeigte. Schon wollte man eine Salve auf sie geben, als man die Leute von König Bell in ihnen erkannte, die den unsrigen zu Hilfe eilten, sich dann aber zunächst an die Plünderung von Belltown machten, was ihnen wichtiger erschien.

Da von Feinden nichts mehr zu sehen war, wurde zum Sammeln geblasen und hierbei stellte es sich heraus, daß die Deutschen einen Toten, vier schwer und drei leicht Verwundete hatten. Zugleich brachte man aber in Erfahrung, daß Herr Pantänius durch Jossleute ermordet war.

Am nächsten Tage wurde abermals eine Landung unternommen, um womöglich der Rädelsführer habhaft zu werden, jedoch gelang es nur einen derselben dingfest zu machen, und ihn auf der „Olga“ in Eisen zu legen. Dabei stellte es sich heraus, daß die Engländer und sogar die Missionare ihre Hand im Spiele gehabt hatten. Bei Durchsuchung der Mission wurde ein Gewehr mit Munition und Blutspuren, sowie unter dem Bett des Missionars ein Schwarzer gefunden, von dem jener nicht wissen wollte, wie er dahin gekommen, und ebenso erfuhr man, daß ein englischer Kaufmann einen der Hauptaufrührer, Lock Preso von Josstown, versteckt gehalten hatte.

Admiral Knorr erließ nun eine Proklamation und sandte sie zur Kenntnis an den englischen Vicekonsul, des Inhalts, daß fortan jeder Ruhestörer, gleichgültig von welcher Nationalität, sofort aus dem deutschen Schutzgebiete ausgewiesen werde, jeder weiße Teilnehmer an den Handlungen der feindlichen Negerstämme dem Kriegsgericht verfalle. Ebenso verbot er den Verkauf von Waffen und Munition und ließ die „Olga" den Fluß herauf bis Aquatown kommen, um den Schwarzen einen heilsamen Schrecken einzujagen.

Das Schiff legte sich vor Hickory und King Belltown, um beide mit schweren Granaten zu beschießen. Hunderte von Schwarzen hatten sich am Ufer versammelt, um die mächtige Korvette anzustaunen, aber nach den ersten Schüssen waren sie wie fortgeblasen, und sowohl diese Beschießung wie die Proklamation erzielten den gewünschten Eindruck. Schwarzen wie Weißen wurde es dadurch klar, daß die Deutschen ihre Rechte zu wahren gesonnen waren.

Am 25. Dezember kam ein englisches Kanonenboot, „Watchful", mit dem Konsul Hewitt an Bord, an, und letzterer trat sehr anspruchsvoll auf. Er verlangte, eine Zusammenkunft aller Häuptlinge zu berufen, was unser Konsul Buchner jedoch ebenso höflich wie entschieden ablehnte, wobei sich der Engländer beruhigen mußte.

Die Anwesenheit des „Watchful" schien die rebellischen Jossleute wieder zu ermutigen. Sie kamen in einigen Kriegskanoes nach Josstown, jedoch genügten einige Schüsse unserer Strandwachen, um sie zur schleunigen Umkehr zu bewegen.

Damit war einigermaßen die Ordnung wieder hergestellt. Auch einer der Mörder von Pantänius, Dumba Joß, wurde ergriffen, standrechtlich erschossen, und die Aufregung legte sich allmählich. Im März traf die „Möwe" ein; die Jossleute erklärten ihre Unterwerfung unter King Bell, dessen Ansehen dadurch sehr stieg. Am 1. April waren die Verhältnisse wieder so friedliche geworden, daß Admiral Knorr mit dem Geschwader segeln, den Belagerungszustand aufheben und die Leitung der Kolonie dem inzwischen eingetroffenen Kaiserlichen Kommissar übergeben konnte. Außerdem langte der Kreuzer „Habicht" an, welcher fortan auf der westafrikanischen Station blieb. England versuchte auch hier wie bei Angra Pequena wegen unserer Besitzergreifung ernste Schwierigkeiten zu bereiten, indessen wurden dieselben durch die bereits erwähnte Reise des Grafen Herbert Bismarck nach London beigelegt.

Nach einigen Jahren der Ruhe wurde dieselbe 1891 wieder durch Empörung einiger Negerstämme unterbrochen, zu deren Dämpfung die Marine viel beitrug. Im Juli d. J. waren auch die Bakokoleute aufsässig geworden. Kapitän-Lieutenant Krause vom „Habicht" fuhr mit 58 Mann seiner Besatzung den Njangafluß hinauf und es gelang ihm ohne Blutvergießen zwei Häuptlinge gefangen zu nehmen und sie zur Bestrafung nach Kamerun zu bringen.

Im Oktober empörten sich die Akoleute. In Verein mit 300 Negersoldaten des Hauptmanns von Gravenreuth ging Kapitän-Lieutenant Krause mit 103 Mann Landungstruppen vom „Habicht" und „Hyäne" gegen den befestigten Ort Miang vor, der von 1000 mit Gewehren bewaffneten Akoleuten besetzt war. Der Ort wurde erstürmt, und wie bei früheren Gelegenheiten zeichneten sich auch hier die Marinemannschaften durch Tapferkeit und unentwegten Mut aus. Namentlich

verdient der Bootsmannsmaat Lack von der „Hyäne" rühmend hervorgehoben zu werden. Trotz drei erhaltener Schüsse drang er noch mit dem Säbel in der Faust gegen die Pallisaden vor, wo er schwer verwundet niederstürzte. Er hatte nicht weniger als 18 Schußwunden erhalten. Außer ihm wurden noch 6 Mann von den Schiffsbesatzungen verwundet.

Seitdem hat in Kamerun Friede geherrscht, die Neger gewöhnen sich an die deutsche Herrschaft, und die Kolonie ist in gedeihlicher Entwickelung begriffen, wenngleich im Hinterlande in den beiden letzten Jahren neue Kämpfe zu bestehen waren und sowohl die Expedition Zintgraff zurückweichen mußte als auch bei der Expedition Gravenreuth zur Züchtigung eines verräterischen Negerstammes der tapfere Führer der Schutztruppe seinen Sieg mit dem Leben bezahlte (Ende 1891). Diese, wie die späteren Kämpfe im Hinterlande wurden jedoch von den Schutztruppen allein, ohne Hilfe der Marine ausgefochten und die letzteren endeten stets siegreich.

Nachdem sich im Mai 1884 in Berlin die Neu-Guinea-Gesellschaft gebildet, erhielten die Kreuzerfregatte „Elisabeth" und das Kanonenboot „Hyäne" den Befehl, sich zunächst nach der Bismarck-Inselgruppe in der Nähe von Neu-Guinea und dann nach letzterem selbst zu begeben, um das dort noch feindliche Gebiet thatsächlich unter deutschen Schutz zu stellen. Beide Schiffe vereinigten sich am 30. November in Matupi, und die deutsche Flagge wurde unter entsprechenden Feierlichkeiten dort geheißt. Dasselbe geschah am folgenden Tage im Hafen von Mioko, und auf einer Rundreise des Kapitäns zur See Schering mit der „Hyäne" durch die Inselgruppen, an allen Punkten, wo dies angängig war. Am 14. November gingen alsdann beide Schiffe nach Neu-Guinea, um dort an der Nordküste die deutsche Flagge in Finschhafen zu heißen und die deutsche Oberhoheit über denjenigen nördlichen Teil Neu-Guineas zu erklären, der nicht thatsächlich im Besitz von England und Holland war, ein Gebiet mit Einschluß der vorhergenannten Inseln von nahezu 6000 □ Meilen.

Im Mai 1885 erteilte Kaiser Wilhelm einen Schutzbrief für die neuen Erwerbungen, und seitdem wird unter dem Schutze von dort stationierten Kriegsschiffen die Kolonisierung dieser gewaltigen Strecken allmählich angebahnt. Auch dort ist es aber schon zu blutigen Zusammenstößen gekommen, wie dies weiter oben bei Besprechung des Kreuzer „Albatroß" erwähnt ist. Bereits im Jahre 1883 hatten die Korvetten „Carola" und die „Hyäne" unter Korvettenkapitän Karcher und Kapitänlieutenant Geiseler den Bewohnern der Hermit-Inseln eine sehr strenge Züchtigung zukommen lassen, weil sie den Vorsteher einer dort gegründeten Handelsstation gemordet und sieben von dessen Arbeitern erschlagen hatten. Die Einwohner flohen bei der Landung zwar in den Busch, aber die Zerstörung ihrer Dörfer, Pflanzungen und einiger zwanzig großen Kanoes, deren einige 50 Fuß Länge besaßen, belehrte sie, daß ihre Verbrechen nicht ungeahndet blieben, und dieses energische Vorgehen, sowie das des „Albatroß", werden unzweifelhaft dazu beitragen, den Eingeborenen die nötige Achtung vor deutschem Gut und Leben beizubringen, wenngleich vereinzelte Ausschreitungen der Eingeborenen und Morde an Weißen, Händlern und Missionaren Bestrafungen der betreffenden Dörfer oder Distrikte noch immer nötig machen. So erzwang 1892 der „Bussard"

schwere Buße wegen eines Mordes; auf der Insel Taputeuea eine solche von 12000 Kokosnüssen für den Angriff auf einen Weißen, während durch Verbrennung der Dörfer, Kanoes und Pflanzungen der Mord zweier Missionare auf einer andern Insel geahndet wurde und der Kreuzer 1893 die Streifzüge der deutschen Polizeitruppe an der Küste von Neu-Mecklenburg unterstützte.

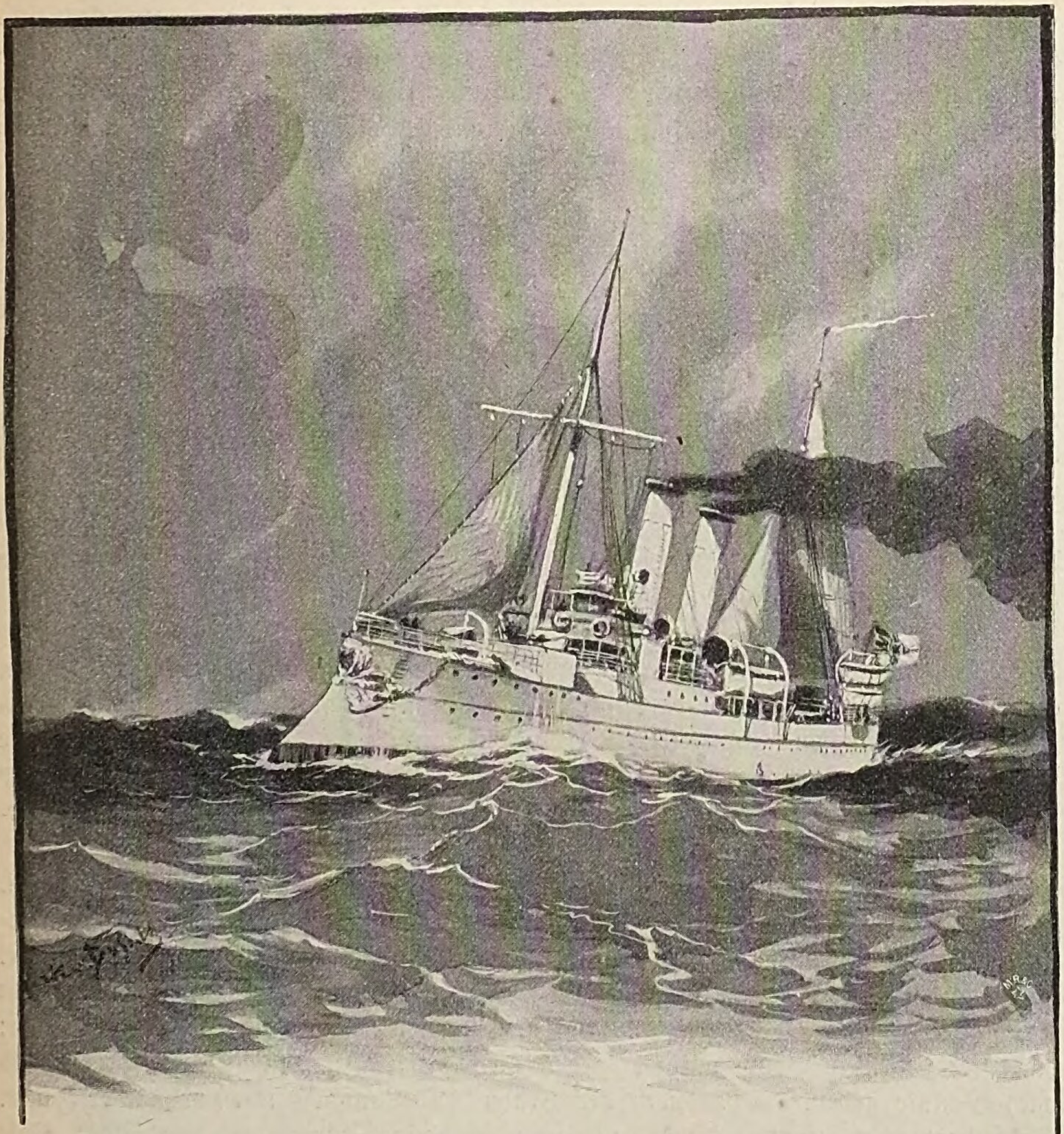
Auf Grund der bereits seit dem Jahre 1859 mit Zanzibar bestehenden Handelsverbindungen Hamburgs, die mit der Zeit sich so erweitert hatten, daß der deutsche Handel das Übergewicht über alle andern Staaten erlangte, bildete sich im April 1884 auf Anregung des Dr. Peters die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, mit der Absicht deutsche Ackerbau- und Handelskolonien zu gründen.

Zu diesem Zwecke begab sich Dr. Peters mit einigen Gefährten im November desselben Jahres nach Zanzibar und von dort nach dem Usagara Hochland, wo er durch rechtsgültige Verträge mit unabhängigen Fürsten ein Gebiet von 2500 Quadratmeilen mit allen Hoheitsrechten erwarb, für welches im Februar 1885 ein Kaiserlicher Schutzbrief erteilt wurde.

Die neuen Erwerbungen hatten jedoch keinen Zugang zur Küste, ohne den sie ziemlich wertlos waren. Der Sultan von Zanzibar, Said Bargasch, beanspruchte die ganze Küste als ihm gehörig und wollte nichts davon abgeben, umsomehr, als auch hier die Engländer alles aufboten, um gegen Deutschland aufzuhetzen. Im Januar 1885 war die Kreuzerfregatte „Gneisenau", Kapitän zur See Valois, mit dem neuen Generalkonsul für Zanzibar, Rohlfs, an Bord eingetroffen, und letzterer mit hohen Ehren empfangen, doch schon als Kapitän Valois im März mit Witu einen Schutz- und Handelsvertrag abschloß, kehrte sich das Wohlwollen des Sultans infolge englischer Einschüchterungen in das Gegenteil. Infolge der Berichte über diese Sinnesänderung erhielt der „Gneisenau" von Berlin aus plötzlich Anfang April Befehl, nach Sidney zu gehen.

Der Sultan machte daraus falsche Schlüsse auf die Macht Deutschlands, erhob Ansprüche auf unsere Schutzgebiete, und schickte sich an, Gewalt zu gebrauchen. Der Protest von Said Bargasch wurde jedoch nicht nur von unserer Regierung ernst zurückgewiesen, sondern diese beschloß auch, den Sultan eines Besseren zu belehren, und ihm zu zeigen, daß Deutschland nicht mit sich scherzen lasse. Anfang August erschien plötzlich aus Sidney das dort versammelte, aus den vier Kreuzerfregatten „Prinz Adalbert", „Stosch", „Elisabeth" und „Gneisenau" bestehende Geschwader unter Kommodore Paschen vor Zanzibar; acht Tage später stießen die Kreuzerfregatte „Bismarck" unter Admiral Knorr und der Kreuzer „Möwe" zu ihm, sowie noch zwei gemietete Kohlendampfer, und die Schiffe legten sich dem Palast des Sultans gegenüber vor Anker.

Die Entwicklung einer solchen Macht übte die gewünschte Wirkung; der Sultan erkannte jetzt völlig die deutsche Schutzherrschaft an, und Admiral Knorr schloß am 20. Dezember 1885 einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Zanzibar, der späteren Verwickelungen vorbeugen wird, umsomehr als im April 1888 es gelungen ist, durch einen Vertrag mit dem Nachfolger von Said Bargasch den Küstenstrich, welcher das deutsche Gebiet vom Meere trennte, mit einer Reihe Häfen unter die deutsche Verwaltung zu bringen.



Kanonenboot „Ersatz Iltis“.

Während diese Sache in Zanzibar spielte, wurde das Kanonenboot „Iltis“, Kapitänlieutenant Hofmeier, entsandt, um auch auf der Gruppe der Karolinen, wo viel deutsche Handelsinteressen in Frage kamen, und die sowohl von England wie Deutschland als herrenlos angesehen wurden, die deutsche Flagge zu heißen. Der „Iltis“ fand vor Yap bereits zwei spanische Kriegsschiffe und einen für die Inseln bestimmten Gouverneur vor, welche Besitz ergreifen wollten, es aber noch nicht gethan hatten, während der „Iltis“ aus dieser Zögerung Nutzen zog und sofort die deutsche Flagge heißte.

Die Aufregung, welche diese Sache in Spanien hervorrief, das frühere Besitzrechte geltend zu machen versuchte, ist bekannt, ebenso daß diese Streitfrage dem

Papst unterbreitet wurde, und dieser die Inseln Spanien zusprach, womit Deutschland sich einverstanden erklärte und seine Flagge wieder herunterholte. Dagegen wurden wir durch die Besitznahme der Marschall-Inseln entschädigt, wo wir bis dahin nur die Kohlenstation Jaluit besessen hatten. Am 13. Oktober 1885 erschien dort der Kreuzer „Nautilus", Korvettenkapitän Röttger; sämtliche Häuptlinge erklärten sich bereit, sich unter den angebotenen deutschen Schutz zu stellen, und zwei Tage später wurden sowohl die Marschall-Inseln, wie die angrenzenden zur Ralickkette gehörenden Brown- und Providence-Inseln durch Kapitän Röttger unter feierlichem Heißen der deutschen Flagge unter die Schutzherrschaft des deutschen Kaisers gestellt.

Hiermit waren unsere kolonialen Erwerbungen zunächst abgeschlossen, indessen war es uns nicht vergönnt, dieselben in so verhältnismäßig leichter Weise zu behaupten, wie sie errungen waren und wurden die Jahre 1888 und 1889 für uns geradezu verhängnisvoll, namentlich auch für die Marine.

Es ist oben erwähnt, daß König Malietoa von Deutschland, welches auf den Samoainseln bedeutende Handelsinteressen besaß, abgesetzt wurde und in seine Stelle der deutschfreundliche Häuptling Tamasese trat. Eine Zeit lang schien alles sich gut entwickeln zu wollen, aber bald bildete sich eine Gegenpartei unter dem Häuptling Mataafa. Andere Nationen, namentlich Amerikaner, schürten aus Handelsneid gegen die einflußreichen Deutschen diese Zwistigkeiten, die dann zu offenen Kämpfen ausarteten. In diesen wurden von der Mataafapartei die deutschen Landbesitzungen nicht mehr respektiert, die Plantagen geplündert, und die Sachen schließlich so arg, daß unser Konsul beschloß, mit Hilfe der Besatzungen unserer drei dort liegenden Kriegsschiffe, der Kreuzerkorvette „Olga" und der Kreuzer „Adler" und „Eber", beide streitenden Parteien zu entwaffnen, es zuerst in Güte zu versuchen, und wenn dies nicht gelang, mit Gewalt. Gefeuert sollte nur dann werden, wenn dies von samoanischer Seite zuerst geschähe. Am 18. Dezember 1888 um zwei Uhr morgens sandte die „Olga" in einem Prahm und zwei Booten 140 Mann an Land, der Prahm fuhr bis Sagalii; die tiefer gehenden Boote mußten wegen niedrigen Wasserstandes weiter aufwärts nach Wailale gehen. Bevor noch der Prahm das Land erreichte, erhielt er Feuer. Dasselbe wurde sofort erwidert, und seine Besatzung stürmte an das Ufer. Fast gleichzeitig wurden die Boote beschossen.

Die hinter Baum und Busch versteckten und in ganz bedeutender Übermacht — wohl zehnfach — angreifenden Samoaner waren schwer zu erreichen. Der die Prahmbesatzung befehligende Lieutenant zur See, Spengler, beschloß daher sich mit den Bootsmannschaften bei den etwa eine halbe Stunde entfernten Wailale zu vereinigen. Unter Führung eines mit der Örtlichkeit bekannten deutschen Ingenieurs Haidlen gelang es durch eine Bananenpflanzung und dann eine steile Anhöhe hinauf im Laufschritt das Ziel zu erreichen, damit aber mußte sich das Landungscorps zwei Stunden lang gegen die Übermacht der Samoaner halten, bis endlich gegen 8 Uhr „Eber" und „Adler" vor Wailale erschienen. Sie beschossen die von den Feinden besetzten Dörfer mit Granaten und schifften ein Landungscorps aus. Mit vereinten Kräften wurde nun unter Kapitänlieutenant



Sr. M. Panzerkreuzer I. Kl. „Bismarck“.
Nach einem Aquarell von Hans Bohrdt.

Jäckel unter Hurra ein allgemeiner Angriff gemacht, aber die Samoaner flohen jetzt und zerstoben in alle Winde.

Der Sieg war jetzt glänzend errungen, aber für unsere Marine mit schweren Verlusten. Die Lieutenants Singer und Spengler sowie 15 Mann waren gefallen, Lieutenant Burchard und 38 Mann verwundet.

Ein Amerikaner, Klein, hatte die Samoaner geführt, als er aber zur Rechenschaft gezogen werden sollte, war er verschwunden. Ein amerikanisches Kriegsschiff, das überhaupt in dieser Angelegenheit eine schlechte Rolle spielte, hatte ihm Zuflucht gewährt und gab ihm eine Überfahrt nach Kalifornien.

Da Mataafa am folgenden Tage der abermaligen Aufforderung, die Waffen niederzulegen, nicht nachkam, wurde seine Residenz, das Dorf Matafapatele, mit Granaten beschossen und niedergebrannt. Das schien zu wirken, denn es kam zu keinen weiteren offenen Feindseligkeiten, nachdem deutsche Wachen die Hauptstadt Apia besetzt und die Polizei einem deutschen Seeoffizier unterstellt war.

Als am 8. Januar 1889 das deutsche Konsulat durch Brandstiftung eingeäschert wurde, stellte der Konsul Knappe Apia und auch alle in ihm wohnenden Fremden unter Kriegsgericht. Dies führte zu heftigen Auseinandersetzungen mit dem englischen und amerikanischen Konsul, wurde jedoch deutscherseits aufrecht erhalten, bis Fürst Bismarck diese Maßnahmen als zu weitgehend erklärte, den Konsul Knappe abberief und an seine Stelle Dr. Stübel setzte.

Da inzwischen aber die Zustände auf Samoa sehr unsichere blieben, trat auf Veranlassung von Fürst Bismarck eine Konferenz von Vertretern der drei Mächte, Deutschland, England und Amerika, in Berlin zusammen, um die Verhältnisse auf den Inseln zu regeln und durch gegenseitiges Entgegenkommen wurde ein befriedigender Abschluß erzielt. Tamasese wurde abgesetzt, Mataafa kam wegen seines Angriffs auf die deutschen Seeleute nicht in Frage, und man einigte sich über die Wiedereinsetzung Malietoas als König, der unter Kontrolle der drei Mächte jetzt regiert, wodurch weiteren Unruhen bis jetzt vorgebeugt ist.

Bevor jedoch diese Konferenz noch zusammenkam, wurden unsere drei Kriegsschiffe vor Apia von einem schweren Unglück durch elementare Gewalt heimgesucht, das Deutschland in schmerzliche Trauer versetzte.

Von Zeit zu Zeit treten in jenen Gegenden der Südsee orkanartige Stürme auf und ein solcher aus Norden suchte unvermutet nachmittags am 13. März 1889 auch Apia heim. Im Hafen lagen außer unsern Schiffen „Olga", „Eber" und „Adler", drei amerikanische Kriegsschiffe, „Trenton", „Vandalia" und „Nipsic", sowie die englische Korvette „Calliope" vor Anker und unter Dampf, um gegen die in den gegen Norden offenen Hafen hereinrollende See anzudampfen und dadurch die auf die Ankerketten wirkende Kraft zu vermindern.

Dies gelang auch bis zum andern Morgen früh, dann aber begannen bei dem immer heftiger werdenden Sturme „Adler", „Eber" und „Nipsic" vor ihren Ankern zu treiben und selbst die Anwendung der vollen Dampfkraft vermochte nichts dagegen auszurichten. Der „Eber" stieß dabei zuerst mit der „Nipsic" dann mit der „Olga" zusammen, dann brach seine Kette und er wurde mit solcher Gewalt auf ein Korallenriff am Strande geworfen, daß er kenterte und mit dem

Kiel nach oben lag. Nur vier Mann der Besatzung, der Lieutenant Gaedicke, der Steuermann und zwei Matrosen wurden von den Wellen an Land gespült, die ganze übrige Besatzung von 86 Mann mit dem Kommandanten, Kapitänlieutenant Wallis, den Lieutenants zur See Ehrhardt und von Ernsthausen und den Assistenzarzt Dr. Machenhauer, fanden in den Fluten ihren Tod.

Die „Nipsic" collidierte ebenfalls mit der „Olga" und trieb dann auf das Riff. Sie konnte Boote aussetzen und den größten Teil ihrer Mannschaft retten, die übrigen kenterten mit einem Boote und kamen um.

Sehr bald darauf trieb auch der „Adler" auf den Strand, lag aber nur auf der Seite, und die Mannschaft konnte bis auf einen kleinen Teil (20 Mann), gerettet werden. Ihr folgte die „Vandalia", deren Rumpf bald zerschellte. Einige dreißig Mann enterten in die noch stehende Bemastung und konnten durch Boote des „Trenton" gerettet werden, die übrigen, unter ihnen der Kapitän, büßten ihr Leben ein. Eine deutsche Handelsbark „Peter Godefroy" und der dänische Schuner „Azur" wurden ebenfalls zertrümmert.

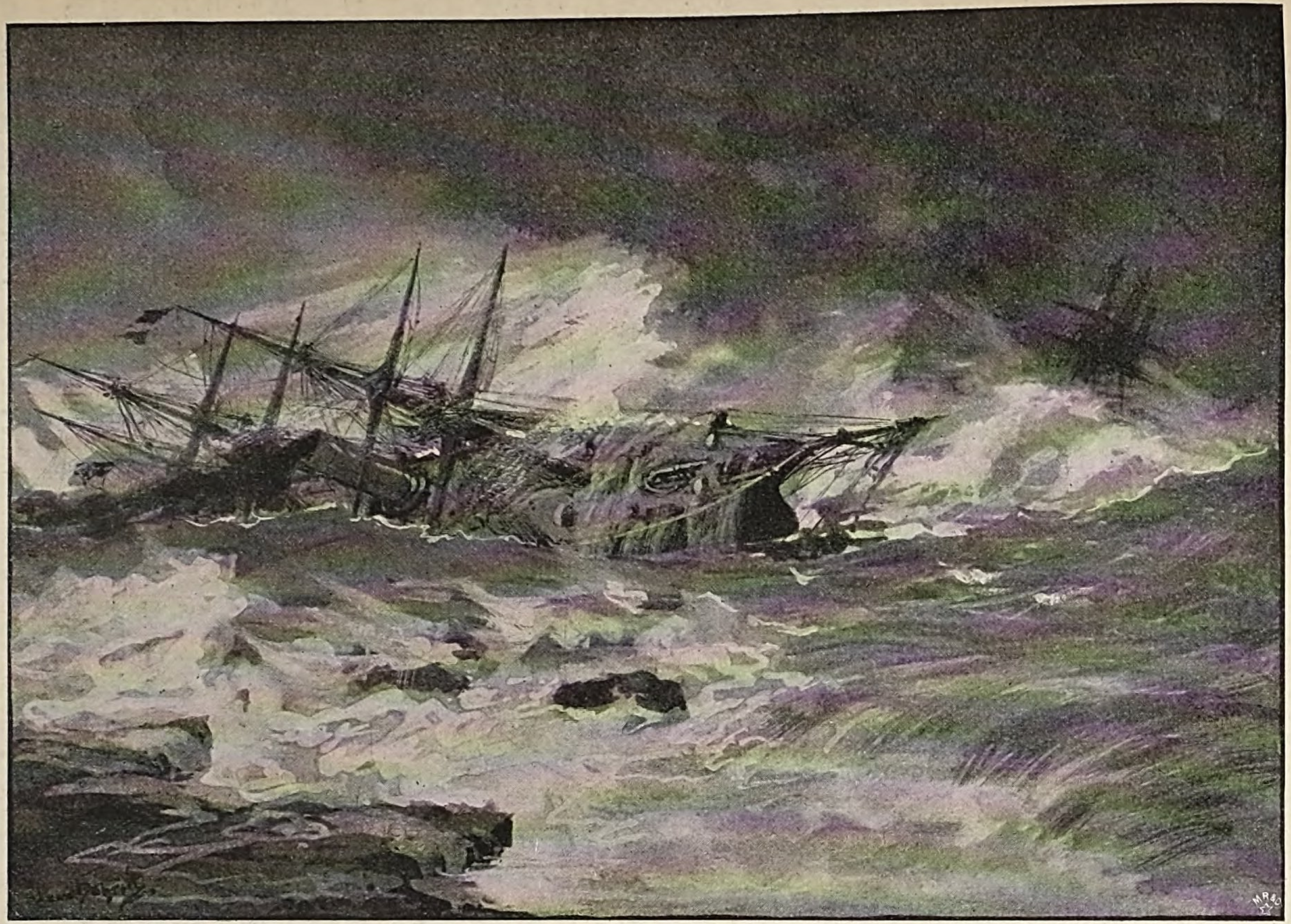
Jetzt fing auch die „Calliope" an zu treiben. Der Kapitän, welcher den Untergang vor Augen sah, griff zu dem gewagten Mittel, durch das enge Fahrwasser zwischen den dem Hafen vorgelagerten Riffen die offene See zu gewinnen. Dank der besonders starken Maschine gelang es, gegen die furchtbaren Wellen anzudampfen. Wenn auch nur Zoll für Zoll drang das Schiff vorwärts und kam ohne Verluste an Mannschaft und ohne schwere Havarie hinaus.

Nun lagen nur noch „Olga" und „Trenton" im Hafen. Der Wind drehte sich etwas westlich und es war zu hoffen, daß beide Schiffe ihn durchhielten. Doch nun begann auch der steuerlos gewordene „Trenton" auf die „Olga" zu treiben. Der Zusammenstoß mit diesem großen Schiffe drohte der letzteren verhängnisvoll zu werden und ihr Kommandant, Korvettenkapitän von Ehrhardt, glaubte dieser Gefahr nur dadurch entgehen zu können, daß er sein Schiff an einer möglichst günstigen Stelle auf den Strand setzte. Schnell entschlossen ließ er die Ankerketten schlippen, dampfte mit voller Kraft unmittelbar an der Seite des „Trenton" vorbei, wobei diesem das Bugspriet abgebrochen wurde, während die „Olga" ihre Unterraaen einbüßte, und jagte diese an einer weichen Stelle auf den Strand von Matautu. Dadurch wurde nicht nur das Schiff selbst vor dem Untergange bewahrt, sondern auch die gesamte Mannschaft gerettet.

Auch der „Trenton" trieb nun auf das Riff, aber der größte Teil seiner Besatzung konnte geborgen werden.

Erst am 17. legte sich der furchtbare Sturm, der so schreckliches Unheil angerichtet, unserer Marine zwei schöne Schiffe und über hundert Mann an Toten gekostet hat.

Wie bei allen früheren ähnlichen Katastrophen zeigte sich auch hier das Verhalten unserer braven deutschen Seeleute im glänzendsten Lichte. Ihre Disciplin war bis zum letzten Augenblick meisterhaft. Tapfer und gefaßt blickten sie der Gefahr und dem drohenden Tode ins Auge und thaten bis zu diesem ihre Pflicht und Schuldigkeit, ohne mit der Wimper zu zucken. Der Staatssekretär des Reichsmarineamts erkannte dies im Reichstage öffentlich an, und Seine Majestät



Strandung S. M. Kreuzer „Adler", „Eber" und „Olga" (Adler kentert an einem Riff).

der Kaiser widmete den Besatzungen warm empfundene Worte des Lobes. „Ein Kommandant", sagte er in einer Rede im Offizierkasino in Wilhelmshaven, „der im rühmlichen Kampfe mit den Elementen durch Gottes Fügung sein Schiff verliert, stirbt eben solchen Heldentod für das Vaterland, wie der Kommandeur, der seinem Regiment voran im Sturm auf die feindliche Stellung, den Degen in der Faust fällt. Nicht ertrunken sind unsere Kameraden in Samoa, sondern gefallen, ihre Pflicht bis zum letzten Augenblicke erfüllend."

Auf diese kaiserlichen Worte darf die Marine stolz sein und ebenso das Vaterland auf seine Seeleute!

„Adler" und „Eber" waren total verloren und wurde nur weniges von ihnen geborgen. Die „Olga" dagegen wurde wieder vom Strande abgebracht, ging nach Sidney, um zu reparieren und wurde bald wieder seetüchtig. Sie wurde in Apia durch die Korvette „Sophie" ersetzt, welche dann die „Alexandrine" ablöste.

Die politischen Zustände auf Samoa bleiben bis heute noch sehr unsicher und sie können nur beruhigt werden, wenn die Inseln unter eine Herrschaft kommen. Das Protektorat von drei Mächten, Deutschland, Nordamerika und England hat sich nicht bewährt. Ersteres besitzt dort ganz überwiegendes Eigentum an Pflanzungen 2c. und hat fast den gesamten Handel in Händen, aber die Eifersucht der beiden andern Mächte verwehrt ihm bis jetzt den alleinigen Besitz.

Gegen die von den drei Mächten eingesetzte Regierung empörten sich 1894 die Atuastämme. „Bussard" und ein englischer Kreuzer beschossen im August d. J. die Befestigungswerke der Atuas, während „Falke" gleichzeitig ostwärts die Insel blockierte. Durch Zerstörung der Befestigung und ihrer Besitzungen wurden dann die Atuas zum Frieden gezwungen.

Um die Ruhe in unsern Südsee-Kolonien aufrecht zu erhalten und ihre Entwickelung sich ungestört vollziehen zu lassen, ist die Stationierung von wenigstens drei Kreuzern dort notwendig, aber der Mangel an diesen Schiffen hat dies bis jetzt nicht zugelassen und bisweilen war auf lange Zeit nur einer verfügbar. Nach Ausführung des neuen Flottengesetzes wird es jedoch möglich sein, unsere Kolonien gegen innere Unruhen dauernd zu sichern.

In Ostafrika begann es wenige Monate nach dem erwähnten Abschlusse des Vertrages mit dem Sultan von Zanzibar, welcher gegen eine Geldentschädigung die Küstenstrecke mit einer Reihe von Häfen an die deutschostafrikanische Gesellschaft abgetreten hatte, ebenfalls zu gähren, und im Herbst 1888 befand sich das ganze Land gegen die deutsche Herrschaft in Aufruhr. Derselbe war von Arabern angezettelt, welche von Deutschland mit Recht die Gefährdung ihres einträglichen Sklavenhandels fürchteten, und drohte eine Zeit lang für unsern Besitz gefährlich zu werden. Namentlich zeigte sich ein angesehener Araber, Buschiri, als ein energischer und zu fürchtender Feind, der sich erst nach längerer Zeit und mit großer Mühe bewältigen ließ.

Zur Niederschlagung dieses großartigen Aufstandes hat auch die Marine einen bedeutenden Teil beigetragen, wenn gleich derselbe auch von ihr Opfer forderte.

Da es nicht die Aufgabe sein kann, den Verlauf des ganzen Krieges hier näher zu schildern, der ausführlich in den Kolonialblättern nachgelesen werden

kann, so sollen hier nur die Aktionen der Schiffe und ihrer Besatzungen Erwähnung finden.

An der Küste stationierte 1888 ein Geschwader unter dem Befehl des Kontreadmiral Deinhardt, das aus der Kreuzerfregatte „Leipzig", den Kreuzerkorvetten „Sophie", „Carola" und „Olga", sowie aus den Kreuzern „Schwalbe" und „Möwe" bestand.

Nach einem mit England getroffenen Abkommen sollte das Geschwader in Verbindung mit einer englischen Flottenabteilung vor allem die Küste blockieren, um sowohl Waffeneinfuhr, wie Sklavenausfuhr zu verhindern, während die deutschen Schiffe zugleich die militärischen Unternehmungen gegen die Aufständischen, soweit dies in ihrer Macht stand, zu unterstützen hatten.

Das erste Gefecht hatte die „Möwe" am 5. September 1888 im Hafen von Tanga zu bestehen. Ein von ihr zur Proviantbesorgung an Land geschicktes Boot wurde mit Gewehrfeuer empfangen, während die zum Fliehen gezwungenen Stationsbeamten sich auf das Schiff retteten. Die „Möwe" erwiderte diesen Angriff durch Geschützfeuer auf die Stadt. Am andern Tage entsandte der Kommandant, Korvettenkapitän von Ehrhardt, zwei Boote mit 36 Mann unter Befehl des Kapitänlieutenant Ferber an Land, um den arabischen Wali (Ortsvorsteher) zur Auslieferung der schuldigen Angreifer zu zwingen, oder ihn selbst aufzuheben. Die Landung geschah unter dem Schutze der Bordgeschütze trotz heftigen Gewehrfeuers der Eingeborenen, und diese wurden in die Flucht geschlagen, wobei sie 10 Tote hatten, während auf deutscher Seite nur zwei Mann verwundet waren. Der Wali war jedoch nirgends aufzufinden, während die „Möwe" danach ihre Verwundeten nach Zanzibar brachte.

Am 7. September kam Admiral Deinhardt mit „Leipzig" und „Olga" nach Tanga, aber auch sein Versuch, den Wali in der folgenden Nacht aufzuheben, mißlang; derselbe war in das Innere geflohen.

Am 22. war die „Möwe" nach Kiloa entsandt; sie nahm dort zwei aus Lindi in einem offenen Boote entflohene Stationsbeamte auf, konnte jedoch die beiden Beamten in Kiloa nicht retten, da die Zahl der dortigen Rebellen über 10000 betrug und eine Landung nicht gewagt werden durfte. Einer derselben wurde ermordet, der andere erschoß sich selbst, um nicht in die Hände der grausamen Feinde zu fallen.

In Bagamoyo begann die Revolution am selben Tage mit einem Angriffe auf das Stationshaus. Die eingetroffene „Leipzig" entsandte ein Landungscorps, das unter Hurra die Rebellen vom Ufer und aus der Stadt vertrieb und ihnen schwere Verluste beibrachte. Am nächsten Tage wurden 100 Tote von ihnen aufgefunden, während auf deutscher Seite kein Verlust zu beklagen war. Später wurde die „Sophie" in Bagamoyo stationiert und eine Garnison von 20 Mann an Land gesandt, wodurch dort die Ruhe sich wiederherstellte. Am 31. Oktober ging Admiral Deinhardt mit der „Sophie" nach Windi, um dort den Zufuhren von Waffen und Munition an die Aufrührer ein Ende zu machen. Da die Bewohner sich rebellisch zeigten, wurde der Ort zunächst von der „Sophie" beschossen und dann durch ein Landungscorps ein großer Teil der Gebäude, sowie sämtliche

vorhandenen Fahrzeuge mit Feuer zerstört, so daß auch hier vorläufig Ruhe geschaffen wurde.

Inzwischen versuchte der genannte Buschiri von Pangani südwärts auf Saadani und Bagamoyo vorzudringen. Admiral Deinhardt erschien deshalb mit „Sophie" und „Leipzig" am 27. November vor Bagamoyo und entsandte die „Carola" nach Saadani. Auf dem Wege dorthin erhielt sie aus Windi, wo sich die Rebellen wieder gesammelt und in den stehen gebliebenen Häusern verschanzt hatten, Feuer. Den Schüssen aus den Kanonen widerstanden sie, als aber ein Landungscorps von „Carola" und der ebenfalls eingetroffenen „Sophie" mit blanker Waffe angriff, stoben sie in wilder Flucht auseinander, und nun wurde auch der Rest des Ortes in Asche gelegt.

Am 5. Dezember machte Buschiri wirklich einen Angriff auf Bagamoyo und wiederholte ihn am 7., wurde jedoch beide Male von einem Landungscorps der „Leipzig" und „Sophie" unter Zurücklassung von 120 Toten zurückgeschlagen, während die Deutschen nicht einmal einen Verwundeten hatten. Ein dritter Angriff am 24. Dezember hatte für Buschiri ebensowenig Erfolg. Wohlgezieltes Feuer aus dem Stationsgebäude und einige Granaten der „Carola" jagten ihn ohne Verlust auf deutscher Seite bald in die Flucht.

Infolge der streng gehandhabten, aber auch den Gesundheitszustand unserer Marinemannschaften sehr angreifenden Blockade und der durch sie herbeigeführten Handelsstockung wuchs jedoch die Unzufriedenheit der Negerstämme, immer mehr schlossen sich Buschiri an, und der Aufstand gewann dadurch bedeutend an Ausbreitung. Die bloße Kriegführung am Küstensaume reichte nicht mehr aus, um unsere Herrschaft über die Kolonie zu sichern und wieder zu gewinnen, es mußten vielmehr entscheidendere Schläge geführt und namentlich die Seele des Aufstandes, der gefährliche Buschiri unter allen Umständen unschädlich gemacht werden. Zu diesem Zwecke wurde deshalb der bekannte Afrikareisende Hauptmann Wißmann zum Reichskommissar vom Kaiser ernannt, um mit ausreichenden Truppen die Offensive zu ergreifen und durch die Marine so weit wie möglich unterstützt zu werden. Ohne letztere standen ihm 730 Mann schwarze Truppen, 200 irreguläre Waniamwesi-Leute und 60 Deutsche zur Verfügung. Mit diesen beschloß er die stark befestigten Hauptlager Buschiris mit 800 Mann Besatzung und etwa eine Meile von Bagamoyo entfernt, anzugreifen.

Vom Geschwader stießen 200 Mann Landungstruppen zu Wißmanns Corps, und am 8. Mai wurde der Vormarsch von Bagamoyo aus angetreten. Nach etwa zwei Stunden war man bis auf 280 Meter an das Lager gekommen, nachdem die Angreifer sich so verteilt hatten, um dasselbe möglichst zu umfassen. Dann erst feuerten die Aufständischen, während dies seitens der Unsern, die sprungweise vorgingen, nicht eher erwidert wurde, bis der weiße Reitesel Buschiris vor dem Lager erschien und durch Wißmann selbst verwundet wurde. Dieser Schuß war das Signal für den Beginn des Feuers auf der ganzen Linie, das heftig vom Lager aus erwidert wurde, auch mit einem Geschütz, welches jedoch nach dem vierten Schuß schon außer Gefecht gesetzt war. Nachdem Wißmann etwa eine Minute lang aus 200 Mausergewehren hatte Schnellfeuer geben lassen, ging

er mit seiner ganzen Truppe zum Sturm über. Die Matrosen unter Korvettenkapitän Hirschberg griffen in der Front an, um die Pallisaden niederzureißen, die Schutztruppen in den Flanken. Ohne die Bresche abzuwarten, überklomm Lieutenannt zur See Schelle die Pallisaden, wurde aber im Lager sofort tödlich getroffen. Jetzt drangen die Angreifer von allen Seiten in das Lager ein und wer von den Verteidigern nicht schleunigst floh, wurde niedergemacht. Leider entkam auch Buschiri, er hatte aber 106 Tote. Auf deutscher Seite waren nur der Marine-Lieutenant Schelle und ein Obermatrose gefallen, einem zweiten war der Arm zerschmettert. Von der Schutztruppe fiel ein Feldwebel und sechs schwarze Soldaten; drei Offiziere derselben und drei Sudanesen waren verwundet.

Das Lager, in dem auch 2 Geschütze erbeutet wurden, ging in Flammen auf. Damit war Buschiri ein schwerer Schlag versetzt, und sein Stern begann bei den Eingeborenen zu erbleichen. Wie immer hatte die Marine sich auch hier durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet und das meiste zu dem glänzenden Siege beigetragen.

Hinter dem Lager, in etwa 2 Kilometer Entfernung fließt der Kingani. Admiral Deinhardt hatte eine Bootsexpedition den Fluß hinaufgesandt und die Fährstellen besetzt, sowie sämtliche Kanoes zerstört, um etwaige Flüchtlinge abzufangen; es zeigten sich aber nur wenige, sie mußten sich nach einer andern Seite gewandt haben.

Nun ging es gegen Saadani, den Stützpunkt der Aufständischen, wo die „Möwe" stationiert war. Am 6. Juni 1889 trafen dort noch „Leipzig", „Schwalbe" und „Pfeil", der für die nach Samoa entsandte „Olga" eingetreten war, ein. Der Angriff wurde mit Erfolg gekrönt, das Landungscorps der Marine leistete wieder Hervorragendes, mit einem Verluste deutscherseits von zwei Toten und neun Verwundeten, unter diesen zwei Weiße von der Schutztruppe, wurde der Feind völlig geschlagen und die Stadt von ihm gesäubert.

Pangani kam zunächst an die Reihe. Am 8. Juli begann der Angriff. Während die Schiffe mit ihren Granaten den Strand reinigten, landete Wißmann mit 400 Mann seiner Truppe und warf den Feind. Ein Landungscorps von 350 Mann der Marine rückte vom Norden her gegen die Stadt, stürmte und der Feind floh mit Zurücklassung von 60 Toten. Die Marine hatte keinen Verlust; von der Schutztruppe waren 2 Schwarze tot, 1 Weißer verwundet. Fünf Geschütze wurden erbeutet und die wiedereroberte Stadt befestigt, während eine Garnison von 150 Mann darin verblieb.

Am 11. Juli nahm das Geschwader Tanga, welches ebenfalls befestigt wurde. Die Rebellen hatten bereits solchen Respekt vor unsern Seeleuten und deren ungestümen Angriffen bekommen, daß sie nirgends mehr standhielten, wo jene sich zeigten.

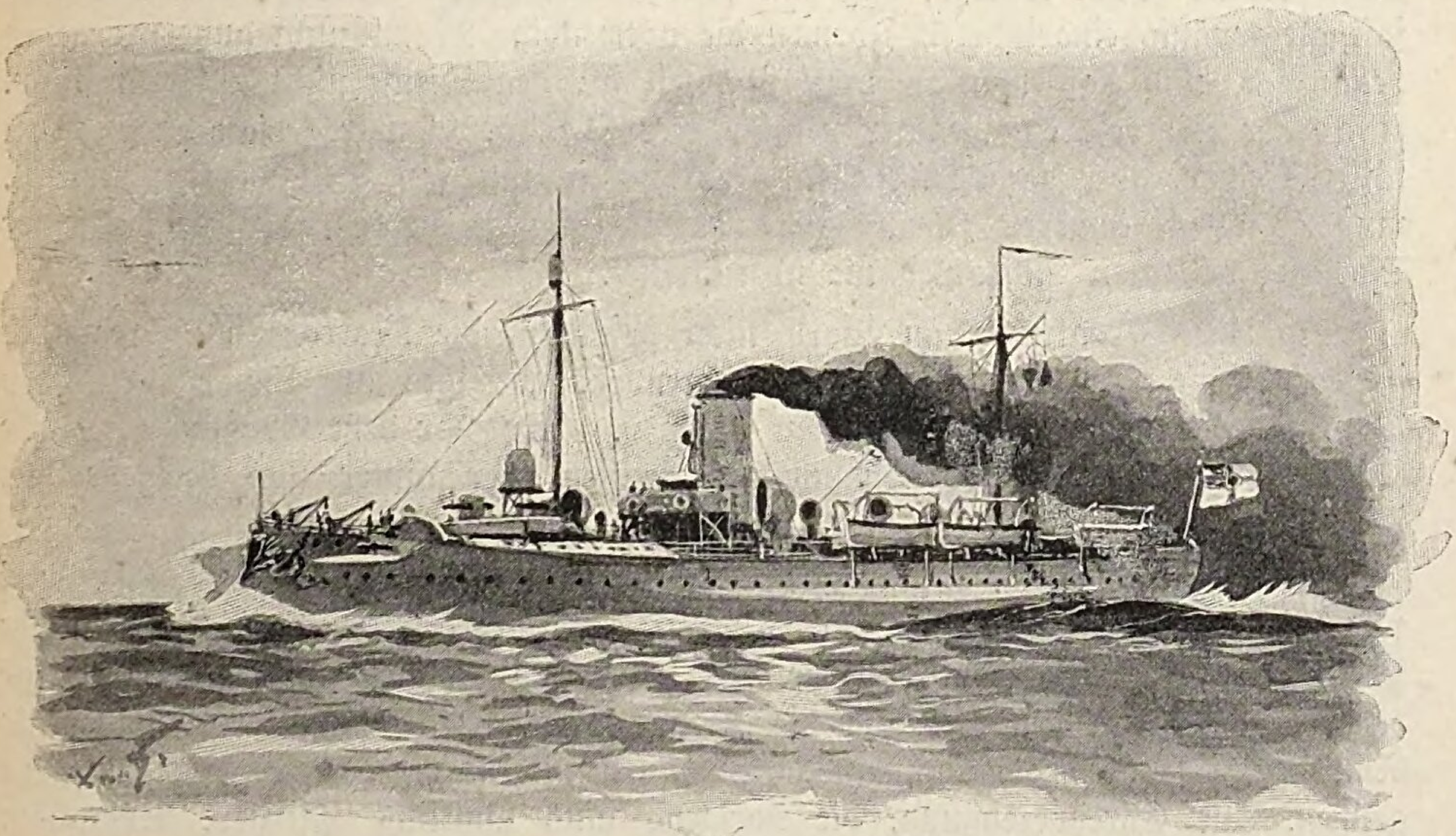
Hiermit war die direkte Anteilnahme des Geschwaders an den weiteren Kämpfen in Ostafrika, die nach Wiedereroberung der Küstenplätze sich unter Wißmanns Führung weiter in das Innere zogen, freilich noch Monate dauerten aber nach der Gefangennahme Buschiris und seiner Hinrichtung zur völligen Niederschlagung des Aufstandes führten, beendet. Sie hatte sich der schwierigen Aufgabe mit Ehren entledigt, überall ruhmvoll gekämpft, und Ostafrika ist hauptsächlich durch sie uns wieder gewonnen.

Aus dem Vorstehenden ist zu entnehmen, in wie ausgedehnter Weise unsere Kriegsschiffe bei der Erwerbung unserer Kolonien beteiligt gewesen, daß Deutschland unserer Flotte allein zu danken hat, wenn es seit wenigen Jahren auch zu einer Kolonialmacht geworden ist, deren neuer Besitz mit seinem Hinterlande den fünf- bis sechsfachen Flächenraum des eigenen Vaterlandes bedeckt. Das, was die Hansa aus Kurzsichtigkeit einst versäumte, was die im Dienste der Welser stehenden Abenteurer aus Geldgier wieder verloren und der Große Kurfürst aus Mangel an Mitteln nicht durchzuführen vermochte, ist jetzt doppelt und dreifach in wenigen Jahren wieder eingeholt worden. Deutscher Unternehmungsgeist, unterstützt und beschirmt von der weitausschauenden Politik Bismarcks und von der Entfaltung unserer deutschen Kriegsflagge, haben es vermocht, daß Deutschland bei der letzten Teilung der Erde nicht wiederum vor einem verhängnisvollen „Zu spät" stand, wie schon so oft.

Wir haben jetzt Kolonien und so wie die Charaktereigenschaften unseres Volkes auf allen andern volkswirtschaftlichen Gebieten einen erfolgreichen friedlichen Wettkampf aufgenommen haben, um von Jahr zu Jahr mehr die andern Nationen zu erreichen und zu überflügeln, werden jene auch die neuerworbenen Gebiete allmählich ihrer höchsten Entwickelung entgegenführen. Man darf nur nicht voreilig erwarten, daß dies schon in allernächster Zeit geschehen kann; dazu gehören Jahrzehnte, aber was bedeuten sie in dem Leben eines Volkes. Die Grundlage ist gegeben, Unternehmungsgeist, Ausdauer, Thatkraft und Arbeitsamkeit, Eigenschaften, welche die Vorsehung dem deutschen Volke verliehen und wodurch es so Großes erreicht, werden auch auf diesem Felde ihm zur Seite stehen, um die Kolonien zu einer Quelle wachsender Macht, zunehmender Wohlhabenheit und gesteigerten Ansehens für das Deutsche Reich zu machen.

Die neuerliche Erwerbung von Kiautschau wird nicht wenig dazu beitragen, diese letzteren zu steigern. Wir haben dadurch festen Fuß gefaßt in einer Gegend, die für Deutschlands Handelsbeziehungen von außerordentlichster Wichtigkeit ist, und ihnen in dem 400 Millionen-Reich Thüren für jene, wie für unsere Industrie ein neues Absatzgebiet öffnet, wie es vor kurzer Zeit kaum denkbar war, abgesehen davon, daß wir einen prachtvollen sicheren Hafen und Stützpunkt für unsere Marine gewonnen haben, der um so wertvoller ist, als er uns durch seinen Kohlenreichtum von allen bisherigen Schwierigkeiten befreit und uns in jener fernen Gegend von fremden Ländern unabhängig macht.

Der Dienst an Bord.



Aviso „Hela“.

Der Dienst an Bord.

In dem Kapitel „Bemannung“ ist bereits dargelegt, daß die Besatzung eines Schiffes ein von einem einheitlichen Willen geleitetes Ganzes bilden muß, wenn sie die schwierigen Lagen, in die sie so oft versetzt wird, siegreich überwinden soll.

Dazu ist vor allem strenge Mannszucht erforderlich, die noch um so schärfer sein muß, als bei allen andern militärischen Verbänden, weil die nahe Berührung, in der die verschiedenen Stufen der Besatzung jahrelang in den beschränkten Räumen eines Schiffes leben, sehr dazu angethan ist, das notwendige Unterordnungsverhältnis zu lockern.

Als hauptsächliche äußere Mittel zur Aufrechterhaltung dieser Mannszucht sind strenge Formen, die genaueste Einteilung des Dienstes nach Stunden und Minuten und eine beständige Beschäftigung der Mannschaft notwendige Bedingungen. In Bezug auf erstere mag das Formenwesen an Bord eines Kriegs-

schiffes dem Landbewohner oft auffällig und übertrieben erscheinen, aber dies ist keineswegs der Fall. Jahrhundertelange Erfahrung und Beobachtung der menschlichen Natur haben ergeben, daß eine genaue Befolgung der auf allen Marinen fast gleichmäßig eingeführten Formen die notwendige Mannszucht außerordentlich begünstigt, und daß man sie ohne Nachteil für den Dienst nicht aufgeben kann. Wäre der Matrose ein weniger selbständiger Mensch, so würde man darin nachlassen können, aber gerade weil sein Fach ihn so viel auf Selbstdenken hinweist, muß er durch äußeren Zwang stets daran erinnert werden, daß er die seiner Stellung gesteckten Schranken nie überschreitet.

Da die Verhältnisse an Bord nicht gestatten, die Matrosen auch räumlich in der Weise von den Offizieren zu trennen, wie dies am Lande stattfinden kann, so werden gedachte Schranken gezogen. Der vor dem Großmast liegende Teil des Schiffes gehört den unteren Stufen, der hinter ihm belegene den Offizieren.

Das Hinterdeck, d. h. der Teil des Oberdecks hinter dem Großmast, darf von Matrosen, Unteroffizieren und Deckoffizieren nur betreten werden, wenn der Dienst sie dorthin ruft, und um sie stets daran zu erinnern, welche Achtung sie dem Orte schuldig sind, an dem die Flagge weht, welcher sie dienen, haben sie beim Vorbeigehen des Großmastes stets durch Berühren der Kopfbedeckung zu grüßen, eine Ehrenbezeugung, die übrigens auch sämtliche Offiziere beobachten müssen.

Der Kommandant eines Schiffes ist und muß dessen alleiniger Herrscher sein. Er ist für alles verantwortlich, und seine Befehle regeln das Ganze. Er bildet für die gesamte Besatzung die höchste Behörde, steht über den Parteien, und seinen Aussprüchen muß in allem und jedem, betreffe es das Schiff oder die Mannschaft, unbedingt und sofort Folge geleistet werden. Er steht in dem ihm angewiesenen Reiche wie ein Fürst da, und wenn eine solche Stellung auch auf der einen Seite ihr Angenehmes hat und Befriedigung gewährt, so ist sie anderseits wieder mit vielen Unannehmlichkeiten und einer Einzelstellung verbunden, die man in entsprechenden Stufen der Landarmee nicht kennt.

Ein vertraulicher Verkehr des Kommandanten mit seinen Offizieren ist durch die Verhältnisse auf das geringste Maß beschränkt. Am Lande haben die Truppen ihren eine gewisse Zeit dauernden Dienst. Ist dieser abgemacht, so ist der Offizier wenigstens sein eigener Herr. Er kann es sich in seiner Häuslichkeit bequem machen, allein oder mit Kameraden in Gesellschaft gehen und nach Belieben über seine freie Zeit verfügen. Vorgesetzten gegenüber tritt er in ein gesellschaftliches Verhältnis und verkehrt mit ihnen in dieser Weise.

Das ist an Bord nicht möglich, denn hier herrscht immer Dienst. Außer den für letzteren besonders festgesetzten Stunden hat der Kommandant beständig das Schiff im ganzen und in seinen Einzelheiten zu überwachen, jeden Augenblick gewärtig zu sein, eingreifen und den persönlichen Befehl übernehmen zu müssen. Zu keiner Tages- oder Nachtzeit ist er davor sicher, sofort an Deck berufen zu werden, und eine Ruhezeit gibt es für ihn nicht. Das dienstliche Verhältnis zu

seinen Untergebenen läßt sich daher nicht zeitweise abstreifen, sondern muß immer gewahrt bleiben, und so steht der Kommandant den Offizieren stets nur als militärischer Vorgesetzter gegenüber.

Selbst aber, wenn unbeschadet der Mannszucht ein vertrauteres Verhältnis zwischen Kommandant und Offizieren sich herstellen ließe und jeder von ihnen es verstände, Privatleben und Dienst bei dem steten Ineinandergreifen derselben scharf und mit richtigem Takte zu trennen, verhindern andere Umstände eine freundschaftliche Näherung.

Der beschränkte Raum an Bord gebietet auch eine Beschränkung der Besatzungsstärke auf das geringste zulässige Maß. Im allgemeinen gilt es als Regel, einem Schiffe je nach der Größe drei, bisweilen auch vier wachehabende Offiziere und einen ersten Offizier zu geben. Letzterer ist ein vielgeplagter Mann und dem Kommandanten für alles verantwortlich, was im Schiffe geschieht, während ihm besonders die Ordnung und Reinlichkeit, die Aufrechthaltung der Mannszucht, die Verteilung der Mannschaft auf ihre Posten und ihre Ausbildung, die Beaufsichtigung der Bemastung und Betakelung, der Sicherheitsdienst, die Beaufsichtigung der Erziehung der Kadetten, die Verwaltung des Inventars und Materials und tausend andere Dinge obliegen, die sich nicht aufzählen lassen.

Ein erster Offizier, der seine Schuldigkeit thun will, hat deshalb keinen Augenblick Ruhe. Morgens vier Uhr holt sich bereits der Bootsmann von ihm seine Befehle für die Arbeiten auf der Morgenwache, unter denen das unvermeidliche Deckwaschen obenan steht, und nachdem er den ganzen Tag auf den Beinen gewesen, hundertmal die Treppe auf- und abgelaufen, Musterungen abgehalten, alle Räume nachgesehen hat, ist er abends zehn Uhr, wenn sein gewöhnlicher Dienst ein Ende hat, froh, seine Koje aufsuchen zu können und im Schlaf die nötigen Kräfte für die Anstrengungen des folgenden Tages zu sammeln.

Die wachehabenden Offiziere lösen sich in ihrem Dienste vierstündlich ab. Jeder derselben hat deshalb meistens täglich acht Stunden Wache. Dieser Dienst ist aber von dem Wachtdienste der Landoffiziere sehr verschieden und nicht mit ihm zu vergleichen. Der Seeoffizier muß während der Dauer seiner Wache beständig auf dem Deck sein und darf dasselbe nur in den allerdringendsten Fällen, wenn er z. B. dem Kommandanten eine unaufschiebbare persönliche Meldung zu machen hat, verlassen. Ihm ist die Sicherheit des Schiffes und dessen Mannschaft anvertraut. Er hat dem Zustande der Witterung gemäß die Segelführung einzurichten oder den Gang der Maschine zu regeln, auf das Steuern zu achten und für die richtige Führung des Schiffes Sorge zu tragen. In der Nacht steigert sich seine Verantwortlichkeit noch höher, weil die Gefahren, wie z. B. entgegenkommende Schiffe, in der Dunkelheit weit plötzlicher als am Tage auftreten. Er hat deshalb die gespannteste Aufmerksamkeit auf alle möglichen Dinge zu richten, alle seine Sinne auf das schärfste anzustrengen und muß in beständiger Bewegung sein.

Mit den acht Stunden der täglichen Wache ist außerdem sein Dienst keineswegs abgethan. Bei den Übungen der Mannschaft, die täglich drei bis vier Stunden dauern, hat er seinen bestimmten Platz, ihm ist eine Division der Leute zugeteilt, für deren Bekleidungszustand rc. er verantwortlich ist, bei jedem allgemeinen Manöver, zu dem „alle Mann" gebraucht werden, muß er auf seinem Posten sein, und so läßt auch ihm der Dienst kaum mehr Zeit übrig, als er notwendig zum Schlaf gebraucht.

Außer den drei Wachehabenden gibt es auf größeren Schiffen noch einen Navigations- und einen Batterieoffizier. Ersterer ist dem Kommandanten für die ganze Navigierung des Schiffes verantwortlich, hat alle nautischen, meteorologischen und sonstige in das Fach schlagende Beobachtungen und Berechnungen zu machen und ist deshalb ein vielgeplagter Mann. Nicht besser geht es dem Batterieoffizier, dem die Bewaffnung des Schiffes untergeordnet, der für ihre volle Wirksamkeit verantwortlich ist und alle Geschütz- und Handwaffenübungen zu leiten hat.

Die jüngeren auf größeren Schiffen eingeschifften Offiziere werden entweder als zweite Wachehabende auf dem Verdeck verwendet und haben dann denselben Dienst wie die ersten, oder als Zwischendecksoffiziere oder Adjutanten des Kommandanten und haben als solche nicht weniger zu thun.

Selbst also wenn der Kapitän mit den Offizieren in nähere gesellschaftliche Verbindung treten wollte, verbietet sich dies von selbst. Die geringe freie Zeit, welche letzteren bleibt, bedürfen sie notwendig zu ihrer körperlichen Ruhe, weil sie ohne dieselbe die Anstrengungen des Dienstes nicht zu ertragen vermöchten. Der Kommandant steht deshalb in gesellschaftlicher Beziehung ziemlich einsam da. Er wohnt allein und speist allein. Wenn er dann und wann die Offiziere zu Tische bittet oder von ihnen eingeladen wird, so geschieht dies dienstlich und unter Beobachtung der für solche Fälle vorgeschriebenen Formen. Nur die Ärzte und die Prediger, deren Unterordnungsverhältnis zu ihm ein nicht so strenges wie das der Offiziere zu sein braucht, und denen ihr Dienst freie Zeit gestattet, bilden öfter einen mehr freundschaftlichen Umgang für den Kommandanten und leisten ihm abends bei guter Witterung und wenn er sonst keine Störung zu befürchten hat, auf einige Stunden Gesellschaft.

In der Offiziermesse herrscht mehr Geselligkeit, aber einem wirklich gemütlichen Zusammenleben tritt auch hier vielfach der Dienst hindernd entgegen. In den unmittelbar neben der Messe gelegenen Kammern schlafen die Offiziere, welche die Nachtwachen bekommen, vor ihr die Kadetten und Matrosen. Sie dürfen in der ihnen so nötigen Ruhe nicht gestört werden und nach acht Uhr ist nur noch leises Sprechen erlaubt. Als Vorsichtsmaßregel müssen um zehn Uhr alle Lichter bis auf ein paar verschlossene und unter Aufsicht eines Postens stehende Laternen im Zwischendeck gelöscht werden, und somit ist der Abend aller Gemütlichkeit beraubt.

Man sieht hieraus, daß der Seedienst ein schwerer ist, und daß die wenigen Annehmlichkeiten, welche er bietet, teuer und mit einem Leben voller Anstrengungen und Zwang erkauft werden müssen.

Wie ich schon weiter oben erwähnte, ist der Dienst und das ganze Leben an Bord durch genaueste Zeiteinteilung wie ein Uhrwerk geregelt. Alles geht nach dem Glockenschlage und auf die Minute: Essen, Trinken, Schlafen, Anziehen und Exercitien.

Die Mannschaft ist in zwei Wachen, Steuerbord- und Backbordwache, geteilt, von denen die erste ungerade, die letztere gerade Nummern erhält. Die Wachen lösen sich vierstündlich ab; nur auf der Abendwache von 4—8 Uhr zweistündlich, weil sonst dieselben Leute täglich dieselbe Wache bekommen würden. Handwerker, Köche, Kellner und noch verschiedene andere Mannschaften, die besondere Obliegenheiten haben, welche sie den ganzen Tag in Anspruch nehmen, sind von diesem regelmäßigen Wachtdienst ausgenommen. Man bezeichnet sie mit dem Namen Freiwächter, aber ihr Dienst ist deswegen nicht leichter. Sie stehen morgens um vier Uhr auf, müssen den ganzen Tag arbeiten und sind nur von acht Uhr abends dienstfrei. Immerhin sind sie durchschnittlich noch besser daran als die Seeleute, welche abwechselnd nur sieben und vier Stunden Schlaf in je vierundzwanzig Stunden — wenigstens im Bette — haben, da während der Freizeit am Tage keine Hängematten ausgegeben werden.

Aus der nachstehenden Zeiteinteilung eines Seetages an Bord von Kriegsschiffen wird der Leser ermessen können, wie wenig beneidenswert das Los eines Matrosen ist, und welche Bewunderung es verdient, wenn er bei einem solchen Leben trotzdem noch Humor behält.

Geht ein Schiff in See, so ist es Sitte, die Wache acht Uhr abends aufzusetzen, weil dann im Laufe des Tages soviel zu thun ist, daß „alle Mann" auf Deck sein müssen. Der regelmäßige Schiffsdienst beginnt deshalb auch mit diesem Zeitpunkte.

Steuerbordwache geht immer zuerst zur Koje. Nach altem Gebrauch ist Steuerbord, d. h. die rechte Seite des Schiffes, wenn man von hinten nach vorn blickt, die bevorzugte. Im Hafen gehört sie auf dem Halbdeck dem Kommandanten und dem wachehabenden Offizier, alle übrigen Offiziere haben, wenn sie nicht dienstlich beschäftigt sind, sich an Backbordseite aufzuhalten. Die Mannschaften dürfen, wenn sie das Hinterdeck betreten, dies nur von Backbord aus thun. Auf dem Vorderdeck gehört Steuerbord den Deckoffizieren und Unteroffizieren, die Mannschaft bleibt an Backbord. Es ist dies auch wieder eine der unsichtbaren, aber zur Aufrechterhaltung der Disciplin notwendigen Schranken zwischen Untergebenen und Vorgesetzten. In See fällt dieser Unterschied zwar fort, aber dann ist die Luvseite — die dem Winde zugekehrte — für die Vorgesetzten, und die Untergebenen gehen nach Lee.

Die Freiwache hat fünfzehn Minuten vor acht Uhr ihre Hängematten erhalten und im Zwischendeck an numerierten Haken aufgehängt. Die Zeit des Zubettgehens wird nicht streng bemessen, aber durch Auslöschen der Backslampen, das der Zwischendecksoffizier fünfzehn Minuten nach acht Uhr beordert, begrenzt. Es bleiben nur einige große Sicherheitslaternen brennen, die gerade soviel Licht verbreiten, daß die Mannschaften beim Aufstehen ihr an der Hängematte befestigtes

Zeug sehen können. Die nebeneinander Schlafenden dürfen sich auf einige Zeit flüsternd unterhalten. Fünf Minuten vor neun Uhr jedoch ertönt die schrillende Pfeife des Bootsmanns in die Luken hinunter, und das Kommando „Ronde! Ruhe im Schiff!“ gebietet überall Schweigen.

Hinten im Batteriedeck steht das Rondepersonal versammelt, sämtliche Deckoffiziere, der Stabswachtmeister, die Offiziere und Kadetten, welche die Aufsicht über die verschiedenen Decke zu führen haben. Mit dem Schlage neun tritt der erste Offizier zu ihnen und beginnt eine genaue Inspektion der Batterie und des Zwischendecks. Hauptzweck derselben ist die Gewißheit, daß alle Feuer und Lichte



Posten auf der Back.

gelöscht sind und keine Feuersgefahr während der Nacht zu befürchten ist. Der Zimmermann meldet den Wasserstand im Schiffe, der Feuerwerker die sichere Befestigung der Batterie, der Bootsmann, der wie der erste Offizier sich um alles zu bekümmern hat, was im Schiffe vorgeht, berichtet, ob er irgendwelche Unregelmäßigkeit bemerkt hat.

Für alle Fälle steht während der Ronde eine Abteilung der Sicherheitswache in der Batterie unter Gewehr.

Ist die Ronde abgemacht, so stattet der erste Offizier dem Kommandanten Meldung darüber ab, empfängt von demselben seine Befehle für die am folgenden

Tage vorzunehmenden Arbeiten und gibt danach die seinigen an die verschiedenen Deckoffiziere, deren Tagesdienst damit beendet ist.

Die Backbordwache an Deck ist inzwischen, während Steuerbordwache Hängematten empfing, gemustert und für den regelmäßigen Nachtdienst, das Steuern, Ausguck, Loggen, Loten, bei den Rettungsbojen 2c., verteilt.

Diese Rettungsbojen werden über Bord gefallenen Mannschaften zugeworfen, um sich bis zur Ankunft des ausgesetzten Bootes über Wasser zu halten. Sie sind für den Tag anders hergestellt als für die Nacht. Als Tagbojen bestehen sie aus flachen Korkringen von nahe 1 Meter äußerem Durchmesser, sind mit Segeltuch benäht und rot angestrichen, weil diese Farbe im Wasser am weitesten sichtbar ist. An jeder Seite des Schiffes sind auf dem Oberdeck mehrere derselben so aufgehängt, daß sie sofort dem Verunglückten zugeworfen werden können. Bei ihrer großen Tragkraft halten sie ihn, wenn er sie sich über den Kopf gestreift hat, bis zu den Hüften über Wasser.

Für die Nacht tritt jedoch eine andere Boje in Thätigkeit. Fast immer ist das Schiff in Fahrt, wenn ein Mann über Bord fällt. Ehe es zum Stillstande gebracht werden kann, hat es sich öfter Tausende von Schritten von dem Orte entfernt, und das zu Hilfe eilende Boot würde in der Dunkelheit nicht wissen, welche Richtung es eingeschlagen hat.

Am Hinterende des Schiffes ist deshalb außenbords eine Vorrichtung aufgehängt, die in der Hauptsache aus zwei großen hohlen kupfernen Kugeln besteht, welche durch einen hohlen Cylinder zu einem Ganzen verbunden sind. Auf der Mitte dieses Quercylinders ist auf einem Träger ein Kupferkasten mit Zündlichtsatz angebracht, dessen Flamme durch Wasser nicht auslöscht. Die Vorrichtung steht innenbords mit zwei Federn in Verbindung, die von einem Posten überwacht werden. Sobald der Ruf ergeht: „Mann über Bord", entzündet der Druck der einen Feder das Zündlicht, und die Berührung der zweiten läßt die Boje in das Wasser fallen. Das Zündlicht brennt über zehn Minuten, und bis dahin läßt sich fast immer ein Boot zu Wasser bringen, dem dann die Flamme als Zeichen für die einzuschlagende Richtung dient. Um so schnell als möglich Hilfe zu bringen, ist auf jeder Wache eine Rettungsbootsmannschaft abgeteilt, die nach der Ablösung stets gemustert wird. Fällt ein Mann über Bord, so kümmert sie sich um weiter keine Manöver, sondern macht nur das Boot klar, um es in dem Augenblicke, wo das Schiff zum Stillstande gebracht ist, zu Wasser zu bringen. Es gibt noch verschiedene andere Einrichtungen solcher Bojen, jedoch ist bis jetzt die beschriebene die gebräuchlichste. Die vor einigen Jahren vom Korvetten-Kapitän Meller in Kiel erfundene elektrische Boje besitzt jedoch verschiedene Vorzüge, ist teilweise schon an Bord von Schiffen nach ihrer Erprobung in der Marine eingeführt, und es ist zu hoffen, daß sie immer mehr Verbreitung findet.

Bei den oben beschriebenen Bojen ist der Lichtträger mit den Kugeln fest verbunden. Erfaßte ein Verunglückter einen der Handgriffe der Kugeln, so drückte er durch sein Gewicht die letzteren schräg nieder und dadurch konnte entweder die

Flamme in das Wasser gezogen werden, oder die von der Flamme herabträufelnden Schlacken konnten die Glieder der Hilfesuchenden verbrennen.

Bei der Mellerschen Boje ist jedoch der Träger mit dem als Versteifung des Bojenringes dienenden Metallkreuz kardanisch verbunden, so daß er immer lotrecht steht und jene Übelstände beseitigt sind.

Am oberen Ende des Trägers befindet sich die elektrische Lampe und am unteren als schweres Gegengewicht die Akkumulatoren-Batterie, welche die Lampe für eine Zeitdauer von 24 Stunden mit einer Lichtstärke von 6 Kerzen speist. Unten ist die Boje mit einem Netz als Halt für die Füße versehen. Ihre Tragkraft ist so groß, daß drei Menschen in der Boje selbst sitzen und 10—12 sich an den außen befindlichen Schwimmgriffen festhalten können

Der ganze Apparat ist so eingerichtet, daß er oben an dem Schiffsrand hängend beigeklappt werden kann, wenig Platz einnimmt und nicht hindert.

Er fällt durch den Druck auf einen Knopf an der Kommandobrücke auf elektrischem Wege, und ebenso kann dies für alle zugleich geschehen, wenn mehrere vorhanden sind. Für große Passagierdampfer ist diese Boje besonders empfehlenswert.

Die nicht auf Posten befindliche Wachmannschaft darf sich bei ruhigem Wetter auf Deck niederlegen, ja in den Tropen, wo die beständigen Passatwinde auf Segelschiffen selten Segelmanöver nötig machen, sowie auf Dampfern zur Hälfte sich in die Batterie begeben, weil in jenen Gegenden sowohl Mondschein wie Nachttau auf Schlafende schädlich einwirken, aber sobald irgend ein Befehl ergeht, müssen alle sofort auf ihren Posten sein. Den Unteroffizieren ist es nicht gestattet, das Deck zu verlassen oder sich niederzulegen.

Alle Stunden machen ein Unterlieutenant oder Kadett und ein Unteroffizier Ronde durch Batterie und Zwischendeck, um zu sehen, ob dort alles in Ordnung ist.

Eine Viertelstunde vor zwölf wird Steuerbordwache geweckt. Sie hat zehn Minuten Zeit, aufzustehen, sich anzuziehen, ihre Hängematten zu schnüren und dieselben nach oben zu bringen. Die Beschränktheit der Schiffsräume gestattet für jede Hängematte nur einen Raum von 48 Centimeter Breite. Da die Hängemattennummern aber in fortlaufender Zahlenreihe nebeneinander liegen, so wechselt immer Steuerbord mit Backbord ab, und der einzelne Mann erhält, wenn die Wache an Deck ihre Hängematte mit nach oben nimmt, die doppelte Breite für sein Lager, so daß er nicht beengt liegt.

Punkt zwölf wird die neue Wache namentlich verlesen und die alte geht zur Koje, um in derselben Weise wieder um vier Uhr morgens abzulösen. Um diese Zeit müssen auch alle Freiwächter heraus, und sie beginnen mit der Wache an Deck die tägliche Reinigung des Schiffes. Steuerbordwache wird um halb sieben geweckt und bis dahin muß unter gewöhnlichen Umständen das Schiff rein, in Ordnung und für den Tagesdienst vorbereitet sein. Die Zeit bis sieben Uhr wird der Mannschaft zur Selbstreinigung gegeben, von sieben bis halb

acht gefrühstückt, dann zehn Minuten zum Anlegen des befohlenen Anzuges gewährt, danach von allen Leuten Waffen geputzt, und das Schiff durch eine nochmalige gründliche Trockenreinigung in den Zustand der höchsten Sauberkeit gebracht.

Es wird vielen unbegreiflich erscheinen, wie ein auf dem Meere schwimmendes Schiff, das mit Ausnahme der Verdecke überall gestrichen ist, in vierundzwanzig Stunden, auch wenn nicht gedampft wird, so schmutzig werden kann, daß es täglich einer mehrstündigen Reinigung durch zwei Drittel der Besatzung bedarf. Um dies zu verstehen, muß man den Grad der erstrebten Reinlichkeit in das Auge fassen. Auf einem in Dienst gestellten Schiffe darf kein Fleckchen auf der Farbe, die Planken der Verdecke müssen so weiß und rein sein, daß man darauf essen könnte, alle Waffen, Metallbeschläge spiegelblank erscheinen. Trotzdem mag in dieser Beziehung auf manchen Schiffen des Guten zu viel gethan werden,

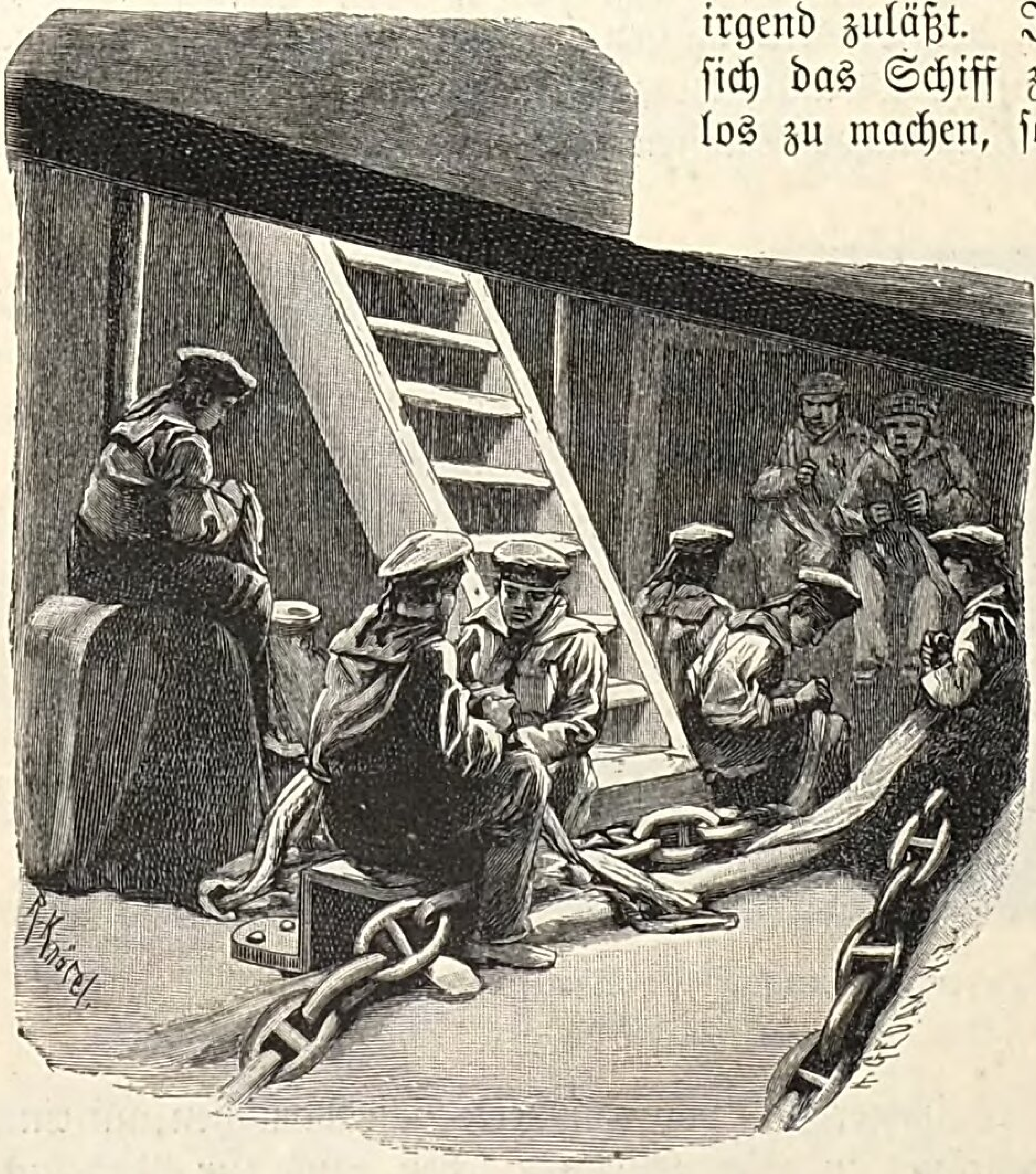


Geschützexerzieren auf einem Batterieschiff.

aber eine Berechtigung hat es immerhin. Wo Hunderte von Menschen auf einem so engen Raum zusammengedrängt in allen Klimaten leben, muß zur Verhütung von Krankheiten vor allen Dingen für gute Luft Sorge getragen werden. Bloße Lüftung genügt dazu nicht, es muß damit auch eine große Reinlichkeit Hand in Hand gehen. Wenn diese in höherem Grade geübt wird, als für gesundheitliche Zwecke notwendig ist, so gewährt sie anderseits eine regelmäßige Beschäftigung für die Mannschaft. Das einförmige Leben an Bord, die Abgeschlossenheit von alle dem, was Herz und Sinne erfreut, und der ewige Dienst lassen sich ohne schädliche Folgen für die Gemütsstimmung nur ertragen, wenn den Betreffenden keine Zeit zum Nachdenken und Grübeln gelassen wird. Viele der Arbeiten, die an Bord vorgenommen werden, sind gewiß überflüssig; sie erscheinen dem Laien oft als Zopf und sind es in der That auch, aber jeder Kommandant läßt sie bestehen, weil sie ein Hilfsmittel zur Aufrechterhaltung der Mannszucht und des guten Geistes in der Besatzung sind.

Um halb neun Uhr ist das Putzen, Schaben und Wischen beendet. Sämtliche Decke werden noch einmal gefegt, und um neun Uhr treten alle Mann zur Musterung an. Die Musterung ist der Appell der Landtruppen und wird dem ähnlich abgehalten. Die Mannschaften werden verlesen und genau nachgesehen, zuerst in einzelnen Divisionen durch die betreffenden Offiziere, dann im ganzen durch den ersten Offizier. Die Sonntagsmusterung, mit der zugleich eine Inspektion des gesamten Schiffes verbunden ist, hält der Kommandant ab.

Nach der Musterung beginnt das Exerzieren und zwar jeden Morgen mit Ausschluß des Sonnabends und Sonntags am Geschütz, entweder wachweise oder mit „alle Mann", wenn es die Witterung irgend zuläßt. Ist es stürmisch und bewegt sich das Schiff zu heftig, um die Kanonen los zu machen, so wird die Wache mit sonstigen Arbeiten beschäftigt. Die Freiwache, welche seit vier Uhr morgens auf dem Deck war, darf dann hinuntergehen und hat bis Mittag Freizeit. Das Exerzieren dauert bis halb zwölf, die Mannschaften putzen dann ihre Geschütze noch einmal über, die Decke werden wiederum gefegt, und Punkt zwölf Uhr wird zu Mittag gegessen, bei schlechtem Wetter wachweise, bei gutem mit „alle Mann", die Posten natürlich ausgenommen.



Takelarbeit.

Wenn es irgend die Umstände gestatten, erhalten die Leute zwei Stunden Mittagsruhe und werden darin nicht gestört. Von zwei bis drei Uhr exerziert die Wache mit Handwaffen, während die Freiwache unten bleiben darf. Von vier bis fünf ist allgemeine Freizeit, und um fünf Uhr Musterung an den Geschützen, wobei letztere nachgesehen werden, ob sie für die Nacht gut befestigt sind. Von fünf bis sechs ist auf Segelschiffen Segelexercitium der ganzen Mannschaft, um halb sieben wird zu Abend gegessen, und bis acht Uhr ist wieder Freizeit. Ist das Wetter zum Exerzieren zu schlecht, so wird die Wachmannschaft auf andere Weise mit Takelarbeiten, Segelnähen oder dergleichen beschäftigt und zwar teilweise auf dem Oberdeck unter dem ausgebreiteten Regensegel, teilweise in der Batterie bezw. Zwischendeck. Solche Takelarbeit, bei der es sich um allerlei Ausbesserungen

oder Neuanfertigungen von Tauwerkssachen 2c. handelt, die oft einen nicht geringen Grad von Geschick und Kunstfertigkeit beanspruchen, verrichten die Matrosen sehr gern. Die Strammheit des Dienstes, welche das Exercitium voraussetzt, fällt dabei fort, man läßt sich Zeit und vor allen Dingen wird es so wohlthuend empfunden, bei dieser Gelegenheit einen kleinen Schwatz halten und ein Garn spinnen zu können. Im Dienste stets den Mund halten zu müssen, ist für den von Natur redseligen Jan Maat sehr schwer und deshalb begrüßt er solche Gelegenheiten, wo ihm das Schwatzen gestattet wird, mit großer Freude. Um acht Uhr abends sind dann die vierundzwanzig Stunden zu Ende, und ein anderer Seetag beginnt, um jahraus jahrein auf dieselbe Weise zu verlaufen.

Backbordwache hat mithin in dem Etmal, wie an Bord eine solche Zeit von vierundzwanzig Stunden heißt, von acht bis zwölf Wache, von zwölf bis vier Uhr Schlaf in der Hängematte, von vier bis acht Wache und Arbeit, von acht bis halb zwölf Arbeit und Exerzitien, von halb zwölf bis zwei Uhr Ruhe, dann bis vier Uhr Wache und Exerzitien, von vier bis fünf frei, von fünf bis sechs Exerzitien und von sechs bis acht Wache. Sie war also sechzehneinhalb Stunden im Dienst, hatte siebeneinhalb Stunden Ruhe, davon aber nur vier Stunden Schlaf in der Hängematte. Steuerbordwache hatte zehn Stunden Dienst und vierzehn Stunden Ruhe, davon sieben Stunden in der Hängematte.

Das ist gewiß kein leichter Dienst, und er erfordert kräftige Naturen, um so mehr, als bei schlechtem Wetter die so spärlich bemessene Ruhezeit noch mehr gekürzt wird. Wie oft geschieht es, daß auf segelnden Schiffen infolge plötzlich zunehmenden Windes das „alle Mann auf!“ gellend in die Luken hinuntertönt, wenn die Freiwache sich eben zur Koje gelegt; daß sie stundenlang in Sturm und Regen schwer arbeiten muß, bis auf die Haut durchnäßt wird, und wenn endlich das Manöver fertig, auch die Freiwache zu Ende ist, und sie abermals vier Stunden auf dem Deck ausharren muß!

Wie häufig kommt es vor, daß zwei, drei Tage lang niemand aus den nassen Kleidern kommt, und ebenso lange nichts gekocht werden kann, weil das überstürzende Seewasser die Küchenfeuer löscht! Dann muß der Matrose sich mit einem Stück Hartbrot (Schiffszwieback) und etwas rohem gesalzenen Schweinefleisch begnügen, und es gehört ein ebenso kräftiger Körper wie ein guter Humor dazu, um unter solchen Umständen nicht die Lust zum Seeleben zu verlieren.

Da die Manöver auf und mit dem Schiffe an und für sich schon vielseitig sind, jedes einzelne aber eine Menge ganz verschiedener Verrichtungen und Handgriffe an den verschiedensten Punkten des Fahrzeuges oder der Bemastung erfordert, die meistens gleichzeitig ausgeführt werden müssen, so ist eine genaue Verteilung der Mannschaft für jedes Manöver durchaus erforderlich.

Diese Verteilung nennt man eine Rolle, und man spricht deshalb von einer Gefechtsrolle, Wachrolle, Feuerrolle 2c., welche den Mannschaften die Posten zuweisen, die sie im Gefecht, auf der Wache oder beim Ausbruch eines Feuers einzunehmen haben.

Die Rollen werden nach bestimmten Grundsätzen angefertigt, und eine muß sich aus der andern möglichst naturgemäß entwickeln. Ist z. B. die Wachrolle als Grundlage angenommen und gehört ein Mann zur Backbordwache, so wird er nicht auf Steuerbordseite eine Station erhalten; ist er bei Segelmanövern für den Vortop abgeteilt, so nimmt man ihn nicht zur Bedienung eines Geschützes auf dem Hinterschiff u. s. w., sondern er bleibt bei allen Manövern möglichst in der Nähe desjenigen Schiffsteiles, wo er in der als Grundlage dienenden Rolle hingestellt ist. Nur die Backsrolle macht eine Ausnahme. Ihre Tischkameraden können sich die Leute wählen, damit sie wenigstens während der Essenszeit nur mit Menschen zusammen sind, mit denen sie übereinstimmen.

Die Anfertigung der Rollen ist Sache des ersten Offiziers, der dem Kommandanten dafür verantwortlich ist, und es erfordert ebensoviel Umsicht als Geschick und Personenkenntnis, um erstere zweckmäßig einzurichten. Körperliche Kraft, Fassungsgabe, der Grad der fachlichen Kenntnisse — alles dies muß bei dem einzelnen Manne erwogen werden, um ihn zu verwenden und die Manöver mit der notwendigen Schnelligkeit und Genauigkeit ausführen zu können.

Da es bei Besatzungen von mehreren hundert Mann unmöglich ist, die Leute alle bei Namen zu kennen, so erhält jeder eine Nummer. Die geraden Nummern gehören zu Backbord-, die ungeraden zu Steuerbordwache, und die Hängematten, Kleidersäcke, Uniformstücke der Betreffenden werden mit derselben Nummer bezeichnet.

Die Nummern von 1—100 haben auf segelnden Schiffen die Backsgasten, d. h. diejenigen Mannschaften, welche die Segel des Bugspriets und die Fock bedienen; von 101—200 die Vortopsgasten u. s. w., während die höchsten Nummern ganz hinten auf dem Schiffe ihre Beschäftigung finden.

Die Rollen sind für Manöver mit „alle Mann“ berechnet; da erstere jedoch öfter auch mit einer Wache allein ausgeführt werden müssen, so sind die Backsgasten, Vortopsgasten ꝛc. der Wache in je zwei Hälften geteilt. So z. B. wird bei „alle Mann“ von den Backsgasten der Steuerbordwache nur die Steuerbordseite der Fock bedient. Soll diese aber von der Steuerbordwache allein festgemacht werden, so geht die erste Hälfte der Backsgasten auf die Steuerbord-, die zweite Hälfte auf die Backbordseite der Raa, und dementsprechend wird bei jedem andern Manöver verfahren, das von der Wache allein ausgeführt werden muß.

Eine Hauptsache ist das Zusammenarbeiten, d. h. die gleichzeitige Äußerung der Kräfte von mehreren auf denselben Punkt, um mit wenig Menschen soviel als möglich zu leisten. Daran werden die Seeleute von Anfang an gewöhnt, und wie auf Kauffahrteischiffen bei jeder Arbeit ein Vorsänger durch eine eigentümlich jodelnde Sangweise den richtigen Moment angibt, wenn alle die Kräfte anspannen sollen, so geschieht dies an Bord von Kriegsschiffen durch die Bootsmannspfeife, deren durchdringender Ton selbst bei schwerem Sturm sich geltend macht, und mit der auch sonstige Signale gegeben werden.

Soll z. B. etwas ausgeführt werden, was nur einen Teil der Mannschaft angeht, so stellt sich ein Bootsmannsmaat der Wache an die Großluke und pfeift

in langgehaltenem Ton hinunter. Sofort schweigt alles im Schiffe, um den darauffolgenden Befehl zu vernehmen. Betrifft letzterer aber die ganze Mannschaft, wie z. B. „alle Mann an Deck, klar zum Manöver", dann gibt der Bootsmann mit seinen Maaten zusammen das betreffende Signal.

Segeln mehrere Schiffe zusammen, so nennt man dies ein Geschwader, ist das Geschwader aber so groß, daß es wieder in Unterabteilungen zerfällt, so heißt es eine Flotte. Diese Begriffe sind jedoch nicht scharf begrenzt und werden oft mit einander verwechselt.

In früheren Zeiten mußte eine Flotte neun Linienschiffe zählen, von denen drei auf die Vorhut, drei auf das Centrum und drei auf die Nachhut kamen. Fregatten und kleinere Fahrzeuge wurden den einzelnen Abteilungen beigegeben. Eine solche Flotte wurde von einem Admiral befehligt, der sich auf einem der Linienschiffe des Centrums befand und am Bord desselben sein Rangabzeichen, die Admiralsflagge, an der Spitze des Großtops führte. Die Vorhut wurde von einem Viceadmiral, mit seinem Rangabzeichen im Vortop, und die Nachhut von einem Kontreadmiral mit seiner Flagge im Kreuztop befehligt.

Gegenwärtig bindet man sich jedoch nicht mehr so genau an diese Zahlen, und beispielsweise wurde die österreichische Flotte bei Lissa, welche aus sieben Panzerschiffen bestand, welche mindestens Linienschiffen gleichzustellen sind, und außerdem noch ein Linienschiff, sechs Fregatten und dreizehn kleinere Fahrzeuge zählte, nur von einem Kontreadmiral befehligt. Ebenso teilt man bei uns die Geschwader nicht mehr in Vor-, Nachhut und Centrum, sondern in Divisionen.

Nach unserm neuen Flottengesetz zählt ein Geschwader von Linienschiffen acht solche und zerfällt in zwei Divisionen von vier. Zwei Geschwader bilden die Schlachtflotte, welche stets schlagfertig sein soll, und der als siebzehntes ein Kommando-Linienschiff für den Oberbefehlshaber beigegeben wird. Letzterer ist ein kommandierender Admiral, die Geschwader werden von Viceadmiralen, die Divisionen von Kontreadmiralen befehligt.

Die Flotte resp. deren Unterabteilungen werden von Aufklärungsschiffen, den Kreuzern, begleitet, deren Zahl sich nach ihrem verfügbaren Bestande richtet. Man rechnet zwei von ihnen auf jedes Schiff; wir müssen uns bis auf weiteres mit weniger behelfen, da wir nicht so viel Kreuzer haben.

Kleinere Geschwader von drei bis vier Schiffen stehen gewöhnlich unter einem Kommodore I. oder II. Klasse. Es ist dies bei uns eigentlich nur ein Titel, der für die Dauer des Kommandos dem als Geschwaderchef thätigen ältesten Kapitän zur See beigelegt wird, und ungefähr dasselbe, als wenn bei der Landarmee ein Oberst Brigadekommandeur wird. Ein an Bord eingeschiffter Admiral hat immer noch einen Kapitän zur See oder Korvettenkapitän, den eigentlichen Befehlshaber des Schiffes, unter sich, ein Kommodore befehligt aber meistens gleichzeitig das Schiff, auf dem er sich befindet.

Der Kommodore I. Klasse führt als Rangabzeichen eine dreieckige Flagge, den sogenannten Kommodorestander im Großtop, der Kommodore II. Klasse denselben im Vortop, während die Admiralsflaggen viereckig sind.

Admirale und Kommodore heißen Flaggoffiziere, ihr Abzeichen weht auch vorn in den Booten, wenn sie dieselben benutzen. Alle übrigen Offiziere, welche ein Schiff befehligen, führen nur einen Wimpel, d. h. einen langen schmalen Streifen von Flaggentuch in den Landesfarben im Großtop; liegen jedoch mehrere Schiffe zusammen, ohne einem Geschwader oder Flottenverbande anzugehören, und befindet sich kein Flaggoffizier dabei, so führt der rangälteste Kommandant den „Anciennetätsstander" im Kreuztop.

Es ist eine internationale Sitte beim Begegnen fremder aber befreundeter oder neutraler Flotten, Geschwader oder einzelner Schiffe, die Flaggoffiziere durch Salutschüsse zu begrüßen.

Der niedriger im Rang Stehende begrüßt stets den höher Gestellten zuerst, sei dies auf See oder im Hafen. Ein Admiral erhält siebzehn, ein Viceadmiral fünfzehn, ein Kontreadmiral dreizehn, ein Kommodore elf Schuß, und es gebietet die Höflichkeit, ein solches Salut sofort und mit derselben Schußzahl zu erwidern.

Bei einigen Gelegenheiten kosten solche Salute viel Pulver. Kommt z. B. ein Kriegsschiff in einen fremden Hafen, wo vielleicht vier verschiedene Geschwader mit Flaggoffizieren vor Anker liegen, so wird zuerst die Flagge des fremden Landes mit einundzwanzig Schuß salutiert, und nach der Beantwortung geht es an das Salut der Flaggoffiziere nach ihrem Range. In solchen Fällen werden deshalb oft über hundert Schuß abgefeuert.

Ebenso ist es Gebrauch, jede fremde Seefestung, bei der ein Kriegsschiff vorbeisegelt, mit einundzwanzig Schuß zu salutieren, nur in der Ostsee ist durch Verabredung der betreffenden Mächte diese Schußzahl auf neun festgesetzt.

Segeln Schiffe in einem Geschwader zusammen und wollen sie unter sich oder auf große Entfernungen mit dem Lande kommunizieren, so geschieht dies durch Signale, d. h. durch verschiedene Flaggen von besonderen Formen und Farben, welche einzeln oder zu mehreren über einander an den Toppen aufgeheißt werden.

Auf Handelsschiffen können sich diese Mitteilungen auf ein geringes Maß beschränken, und die Zahl der Signalzeichen, deren Zusammensetzungen die Signale bilden, braucht deshalb nicht groß zu sein. Auf Kriegsschiffen jedoch, denen der Admiral bisweilen ganze Gefechtsbilder und dergleichen zu übermitteln hat, muß man im stande sein, jedes beliebige Wort der deutschen Sprache durch Signale auszudrücken, und es ist deshalb auch eine verhältnismäßig große Zahl von Signalzeichen erforderlich.

Jede Seemacht hat natürlich ihr eigenes Signalsystem. Es wird geheim gehalten und ist so eingerichtet, daß es sich augenblicklich ändern läßt und dem Feinde unverständlich wird, wenn ihm vielleicht ein Signalbuch in die Hände fallen sollte.

In der deutschen Marine beläuft sich die Zahl der farbigen Signalzeichen auf vierzig, und zwar zerfallen dieselben ihrer Form nach in Flaggen, Stander und Wimpel.

Die Flaggen sind viereckig, die Stander haben die Gestalt eines fast gleichseitigen Dreiecks, die Wimpel sind ebenfalls dreieckig, doppelt so lang, aber nur halb so breit wie die Stander.

Von Flaggen sind fünfundzwanzig vorhanden, von denen zwanzig Buchstaben bedeuten, während die übrigen besonderen Zwecken dienen. Von sieben Standern bedeuten fünf Buchstaben und machen das ABC vollständig. Acht Wimpel endlich dienen zur Vermehrung der durch die Buchstaben möglichen Zusammenstellungen.

So kann ein Signal, das beispielsweise aus den drei Signalzeichen d, a und s besteht, verschiedene Sätze oder Worte bezeichnen. Heißt es in dieser Reihenfolge: „Die feindliche Flotte ist in Sicht", so wird es in „Ist die feindliche Flotte in Sicht?" verwandelt, wenn man den Fragewimpel darüber heißt; es lautet „die feindliche Flotte ist nicht in Sicht", wenn der Verneinungswimpel, und wird als das Wort „das" gelesen, wenn der Alphabetwimpel darüber weht.

Auf letztere Weise ist es möglich, wenn die Zusammenstellungen für ganze Sätze nicht mehr ausreichen, jedes einzelne Wort zu buchstabieren und von Schiff zu Schiff jede beliebige Mitteilung zu machen, wenngleich diese letztere Art sehr zeitraubend ist.

Die Farben der Signale sind weiß, blau, rot und gelb, weil sie am weitesten sichtbar sind und sich auf größere Entfernungen von einander unterscheiden lassen, eine Sache von größter Wichtigkeit, um Verwechselungen vorzubeugen, die leicht verhängnisvoll werden können.

Trotzdem sind solche Verwechselungen bei so vielen Zeichen immer noch leicht möglich, und dieser Mangel, sowie daß die Flaggen bei Stille, in der Dunkelheit und bei Nebel nicht zu gebrauchen sind, macht das auf sie begründete Signalsystem sehr unvollkommen.

Man ist deshalb von jeher bestrebt gewesen, das Signalwesen zu verbessern und namentlich es zu vereinfachen, ohne jedoch bis jetzt etwas nach jeder Richtung Zufriedenstellendes erreicht zu haben.

Sind Schiffe soweit von einander entfernt, daß die Farben der Signalzeichen nicht mehr zu erkennen sind, aber nach ihren Formen unterschieden werden können, so macht man mit den viereckigen Flaggen, den dreieckigen Standern und den bandförmigen Wimpeln unter Zuhilfenahme von großen runden Scheiben die sogenannten Fernsignale, deren Zusammenstellungen an Zahl natürlicherweise beschränkt sind.

Für die Nacht sind Flaggen nicht zu gebrauchen, und man nimmt seine Zuflucht zu Leuchtsignalen. Eine Vorrichtung, welche gestattet, nach Willkür in bestimmten Pausen, durch Einspritzen von Petroleumstaubregen in eine Flamme

einen augenblicklich sehr hell aufleuchtenden und weit sichtbaren Flammenkörper zu erzeugen, gab bis vor kurzem die Mittel an die Hand, solche Blicke zu machen, die sich dazu verwenden ließen, das Morsesche Telegraphensystem auf die Nachtsignale zu übertragen, indem ein einzelner Blick den Punkt, zwei kurz auf einander folgende Blicke den Strich bedeuten.

Bei sehr schlechtem Wetter, wo Sturm und Schiffsbewegungen die Anwendung der Blicke verhindern, nahm man statt ihrer verschiedenfarbige (rot, grün, weiß) Lichter mit bengalischen Flammen. Sie bewähren sich jedoch nicht als zu feuergefährlich. In neuester Zeit, wo an Bord aller Schiffe elektrische Maschinen eingeführt sind, signalisiert man mit roten und weißen Glühlichtern bis zu drei Laternen und dieselben werden vermittels einer Klaviatur in den verschiedenen Signalzusammenstellungen zur Erscheinung gebracht. Außerdem werden sternartige Feuerwerkskörper zu Nachtsignalen benutzt, die aus einer Pistole geschossen bis 20 Seemeilen sichtbar sind.

Nebelsignale können nicht auf das Auge, sondern nur auf das Ohr berechnet sein. Sie werden deshalb mit dem Nebelhorn der Dampfschiffe mit Sirenen, Heulern oder der Schiffsglocke, öfter in Begleitung von Kanonenschüssen, gegeben.

So wichtig das Signalisieren nun auch im allgemeinen ist, so kommt es während des Gefechts doch weniger in Betracht, namentlich in der Jetztzeit, wo die Anwendung des Dampfes und die Erfindung der Panzerschiffe die früher geltende Seetaktik vollständig über den Haufen geworfen haben, ohne eine andere maßgebende an deren Stelle zu setzen.

Zur Zeit der Segelschiffe war man an den Wind gebunden, konnte die Bewegungen des Gegners berechnen, wußte genau, wie man mit ihm daran war und konnte danach seine Manöver einrichten. Der Admiral war deshalb imstande, Verfügungen für den Angriff oder die Verteidigung seiner Flotte zu treffen und die erforderlichen Befehle vor und während der Schlacht durch Signale zu geben. Dies ist jetzt jedoch wesentlich anders geworden. Die Unabhängigkeit der jetzigen Kriegsschiffe vom Winde, ihre in räumlicher Beziehung unbeschränkte Manövrierfähigkeit in Verbindung mit ihrer großen Geschwindigkeit machen es fast unmöglich, eine bestimmte Taktik zu befolgen. Der erste Zusammenstoß wird zwar in geregelter Ordnung stattfinden und diese auch später noch innegehalten werden können, wenn die Schiffe vorher in Bezug auf Fahrt und Entfernung von einander aufs beste einexerziert, aber schließlich wird doch mehr oder minder ein Durcheinander eintreten, wenn z. B. Havarien geschehen und das einzelne Schiff sich seinen Gegner aufsucht und ihn zu vernichten trachtet. Die Panzerung schließt das Ferngefecht aus, weil die Geschütze dann wirkungslos bleiben; es gilt, sich so nahe wie möglich zu rücken, um entweder die Geschütze zur Geltung zu bringen oder den Feind niederzurennen, oder mit Torpedos zu vernichten, und da dessen Manöver unberechenbar sind, kann auch der kommandierende Admiral nur in beschränktem Maße durch Befehle auf den Verlauf der Schlacht einwirken. Außerdem würden auch bei einem heftigen Nahkampfe die Signale selten gesehen oder verstanden werden. So lange nicht rauchloses Pulver in der Marine allgemein eingeführt wird, hüllt der Pulverdampf die kämpfenden Schiffe

meistens in einen so dichten Nebel, daß sie oft nur die Mastspitzen von einander sehen, und mit ihm mischt sich noch der Rauch von den Schornsteinen, wenn nicht mit Masut (Braunkohlen-Teeröl) geheizt wird, das keinen oder sehr wenig Rauch verursacht und auf einzelnen unserer Schiffe seit kurzem angewandt wird. Die Zukunft muß lehren, ob es sich nach allen Richtungen bewährt.

Hat der Kampf deshalb einmal begonnen, so muß jeder einzelne Schiffskommandant sein Bestes thun, um ihn siegreich zu Ende zu führen, und selbständig handeln, ohne erst immer auf Befehle zu warten, die ihn in vielen Fällen gar nicht erreichen können.

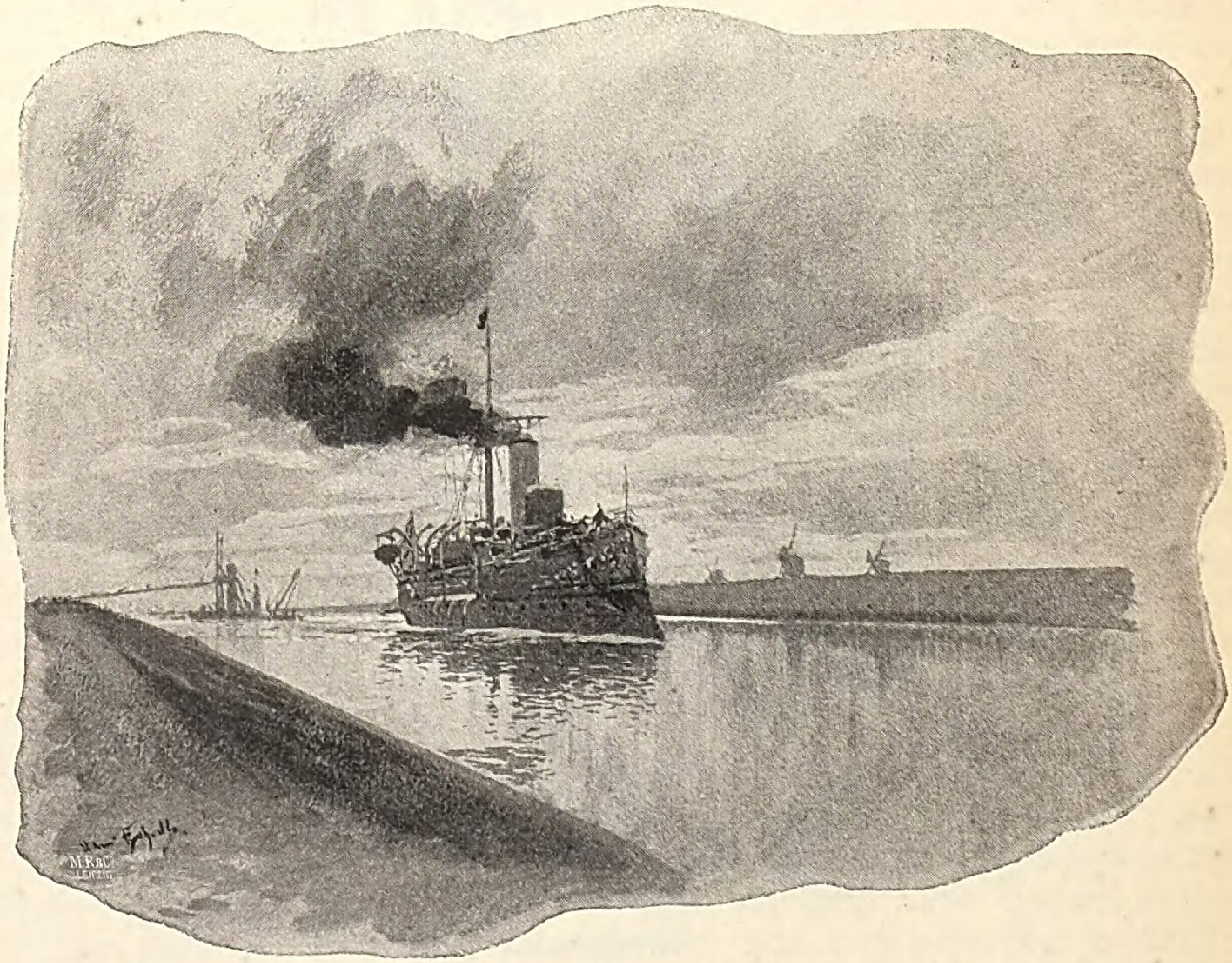


Ablösung.

Man hat zwar vielfach versucht, eine neue Seetaktik aufzustellen, aber eben weil die Bewegungen der Kämpfenden unberechenbar sind und in kurzen Zwischenräumen ganz neue Schiffsformen und Geschützarten auftreten, ist man noch zu keinem maßgebenden Erfolge gekommen, und die verschiedenen angenommenen taktischen Ordnungen gelten hauptsächlich nur für Friedensmanöver. Sollte das rauchschwache Pulver für die schweren Geschütze der Schiffe zur Einführung kommen, dann würde allerdings der Kommandeur oder Admiral auch während der Schlacht wieder eine Übersicht über Freund und Feind gewinnen, das Signalisieren im Kampfe aufs neue zur Geltung kommen und sich eine bessere

Seetaktik aufstellen lassen, als es bisher die Umstände gestatteten. Jede Seemacht hat ihre eigene und natürlich auch wir. Der Ernstfall wird entscheiden, welche die beste ist.

In vorstehendem sind die Grundzüge des Dienstes an Bord dargelegt, in der letzten Abteilung dieses Buches werde ich Gelegenheit nehmen, noch in die Einzelheiten einzugehen, soweit dieselben ein Interesse für die Landbewohner haben können. Zum Schlusse dieses Abschnittes sei noch eine kurze Beschreibung unserer Kriegshäfen gegeben.



S. M. Aviso „Jagd".
Das erste Kriegsschiff, welches durch den Kaiser Wilhelm-Kanal dampfte.

Unsere Kriegshäfen.



Wilhelmshaven: S. M. Kreuzer „Kaiserin Augusta“ geht in See.

Unsere Kriegshäfen.

Unter den vielen Schwierigkeiten, mit denen Preußen zu kämpfen hatte, als es 1848 die Begründung einer Marine in die Hand nahm, trat der Mangel an geeigneten Häfen besonders fühlbar hervor.

Eine Flotte, selbst wenn sie nur zweiten und dritten Ranges ist, muß immer eine gewisse Zahl schwerer Schiffe besitzen, wenn sie dem Lande von wirklichem Nutzen und nicht eine bloße kostbare Spielerei sein soll. Diese schweren Schiffe haben einen gewissen Tiefgang. Um sie unterzubringen, ihre erlittenen Beschädigungen auszubessern und ihnen gegen überlegene feindliche Macht einen Rückzug zu sichern, bedarf man Häfen, die tief genug sind, um den Schiffen unter allen Witterungsverhältnissen freien Einlauf zu gestatten, und welche gleichzeitig die erforderliche Sicherheit gegen die Elemente wie gegen menschliche Feinde bieten.

Die ganze altpreußische Küste, mit der man damals allein zu rechnen hatte, bot solche Punkte für große Schiffe nicht. Von Memel bis zur mecklenburgischen Grenze gab es keinen Hafen, der Tiefe genug besaß, um auch nur eine der früheren schweren Fregatten, geschweige denn ein Linienschiff aufzunehmen, und Swinemünde war der einzige, in den eine ausgerüstete Kreuzerfregatte von der Arkonaklasse einzulaufen vermochte.

Verschiedene Verhältnisse erlaubten es nicht, die vorhandenen natürlichen Häfen zu Marinezwecken zu erweitern; teils sprachen militärische Rücksichten dagegen, teils technische Schwierigkeiten. Ein Kriegshafen muß wenigstens in gewissem Grade durch Landschutz von der Natur begünstigt, sodann aber auch für die Kriegführung richtig gelegen sein. Die altpreußische flache, sandige Küste, welche überall gegen die See offen ist, war dazu nicht geeignet. Nur die Insel Rügen mit dem Jasmunder Bodden bildete einen passenden Punkt zur Anlage eines künstlichen großen Kriegshafens. Bei näherer Untersuchung stellte sich jedoch heraus, daß ein solcher gewaltige Summen erfordern würde, die damals die Kräfte der preußischen Finanzen überstiegen, und es wurde vorläufig um so mehr davon Abstand genommen, als die deutschen politischen Verhältnisse zu einer Entscheidung drängten, welche der Marine möglicherweise die prachtvollen natürlichen Häfen an der schleswig-holsteinischen Küste öffnen und den kostbaren und zeitraubenden Bau auf Rügen ersparen konnte.

Außerdem kam aber in Betracht, daß eine Flotte, welche nur auf die Ostsee angewiesen ist und allein in ihr einen Stützpunkt finden kann, sich in einer sehr schlimmen Lage befindet. Die Ostsee ist ein Binnenmeer, dessen Gestaltung und klimatische Verhältnisse einer Marine nicht die freie Bewegung gestatten, der sie zu ihrer Entwicklung und zu einer mit dem Kostenpunkte in Verhältnis stehenden Wirksamkeit bedarf. Monatelang sind dort im Winter die Häfen wegen des Eises unzugänglich, und jede mit Dänemark verbündete Macht hatte es in der Hand, den Sund zu schließen.

Wenn deshalb Preußen eine Kriegsflotte schaffen wollte, mußte es zuvor sich einen Hafen in der Nordsee sichern und sich damit von der Ostsee unabhängig machen.

Diese Aufgabe war keine leichte. Es gab dabei große Schwierigkeiten zu überwinden, die teils in den kleinstaatlichen Verhältnissen Deutschlands, teils auch in der ungünstigen Bodengestaltung der Nordseeküste begründet waren. Es gelang jedoch 1854 mit Oldenburg, das von jeher ein Herz für die Größe des gemeinsamen Vaterlandes hatte und sich dadurch vor allen übrigen Kleinstaaten auszeichnete, einen Staatsvertrag abzuschließen, wonach Preußen die Benutzung des Jadebusens als Kriegshafen überlassen und zur Anlage der notwendigen Einrichtungen ein Stück Land an der westlichen Seite bei Heppens, sowie auch ein kleineres am östlichen Ufer bei Eckwarden abgetreten wurde.

Als Entschädigung zahlte Preußen dafür 500000 Thaler und verpflichtete sich gleichzeitig, sowohl verschiedene Kunststraßen, als auch eine Eisenbahn von Minden über Oldenburg nach Heppens zu bauen.

Mit dieser Erwerbung war nun zwar ein bedeutender Schritt vorwärts gemacht, aber viel Schwereres blieb noch zu thun übrig. Zunächst galt es durch genaue Küstenaufnahme ein richtiges Bild von den Wasser- und Tiefenverhältnissen des Jadebusens zu gewinnen. Da es geboten erschien, den Vertrag erst als vollendete Thatsache vor die Öffentlichkeit zu bringen, so mußte gewissermaßen die Katze im Sack gekauft werden. Die Seekarten, welche von der Jade vorhanden waren, stammten aus der Zeit des ersten Napoleon. Sie wiesen am Einlauf zwar eine genügende Tiefe für die größten Kriegsschiffe nach, aber es war auch bekannt, daß die Sände vor Elbe und Weser in Lage und Ausdehnung bei Sturmfluten öfter schwankten, und daß die Insel Wangerooge allmählich fortspülte. Ehe deshalb zum eigentlichen Hafenbau geschritten wurde, mußte man sich über diese Verhältnisse Gewißheit verschaffen. Dreijährige sorgfältige Vermessungen und Untersuchungen ergaben einen günstigen Erfolg. Es zeigte sich, daß die vor dem Jadebusen angehäuften Sände zwar ebenfalls beweglich waren und das tiefe Fahrwasser allmählich bald östlich, bald westlich verschoben, daß aber stets ein hinreichend tiefer Einlauf vorhanden sei, und es sich nur darum handelte, von Zeit zu Zeit die zu seiner Bezeichnung erforderlichen Tonnen und Bojen zu wechseln.

Nach dieser Feststellung konnte man im Jahre 1858 mit den Vorarbeiten zum eigentlichen Hafenbau beginnen.

Als passendster Punkt dafür war die vorspringende Ecke des Ufers bei Heppens am Eingange des inneren Jadebusens gefunden worden, der sich in der Gestalt einer kreisförmigen Bucht in das Land erstreckt und durch einen eine Meile breiten und drei Meilen langen Kanal in Verbindung mit der Nordsee steht.

Diese westliche Seite erhielt den Vorzug, weil in der Nordsee überwiegend die schweren Stürme aus Westen kommen und der Hafen dann unter dem Winde liegt, hauptsächlich aber auch, weil der nach dem inneren Busen hineingehende Tiefwasserkanal hier hart an das Ufer streift und demgemäß nicht erst durch zeitraubende und kostspielige Baggerungen geschaffen zu werden brauchte.

Bei der Inangriffnahme der ersten Erdarbeiten zeigte sich aber sehr bald, daß der Bau eines Kriegshafens an unserer Nordseeküste ein Unternehmen von den dornenvollsten Schwierigkeiten sei. Unsere Bautechniker mußten ihre Fähigkeiten auf das äußerste anstrengen und alle ihre Thatkraft aufbieten, um die ihnen gestellte Aufgabe zu lösen. Sie hatten nicht allein mit den ungünstigen Bodenverhältnissen, sondern auch mit den Elementen zu kämpfen. Glaubten sie nach unsäglichen Mühen einen Damm aufgeführt, einen Fangdamm geschlagen zu haben, und nun mit dem Mauerwerk beginnen zu können, so zerstörte ein Sturm das mit soviel Not errichtete Werk in einer Nacht. Die von ihm herangewälzten Fluten unterwühlten die Dämme, am andern Morgen trieben Tausende von Pfählen auf dem Wasser und wurden von der reißenden Ebbe in die See hinausgeführt. Viele Monate lang mußten Hunderte von Menschen das Zerstörte wieder aufbauen, um es noch zwei-, dreimal in derselben Weise vernichtet zu sehen.

Dazu kamen noch andere erschwerende Umstände. Es fehlte an jeder Verbindung mit dem Hinterlande. Die vorgesehene Eisenbahn, welche die Verbindung

mit Preußen herstellen sollte, konnte zehn Jahre lang nicht ausgeführt werden, weil Hannover sich beharrlich weigerte, die Bahn durch die kleine Strecke seines Gebietes legen zu lassen, welche Preußen von Oldenburg trennte. Alle Baumaterialien mußten auf großen Umwegen und mit bedeutendem Zeitverlust entweder den Rhein oder die Weser hinunter zu Wasser an ihren Bestimmungsort geschafft werden. Auch das ungesunde Klima der baumlosen Marschebene trat hinzu, und endlich der Mangel eines guten Trinkwassers. Brunnen gab es dort nicht, sie förderten nur brackiges (mit Salzteilen gemischtes) Wasser zu Tage, und man war lediglich auf das in Zisternen aufgefangene Regenwasser angewiesen.

Man sieht, welche Kette von ungewöhnlichen Schwierigkeiten sich dem Unternehmen entgegenstellte, und wie Kunst, Mut und Ausdauer dazu gehörte, um ihrer Herr zu werden.

Nach zehnjährigem Kampfe war es endlich gelungen. Die Außenwerke des Jadehafens waren fertig und in einer Weise im Grunde befestigt, daß sie fortan nach menschlichem Ermessen Sturm und See erfolgreichen Widerstand leisten konnten. Bis zum Juni 1868 waren die eigentlichen Hafenarbeiten, Molen, Schleusen, Hafen, Hafenbecken und Docks fertig, so daß ihre Einweihung und Füllung in Gegenwart des Königs Wilhelm geschehen konnte, aber erst im Dezember 1870 war die schwierige Beseitigung des Fangdammes so weit gediehen, daß die tiefgehenden Panzerschiffe in den Hafen einlaufen, dort docken und wenigstens notdürftig ausbessern konnten.

Die Fertigstellung der Hochbauten und der sonstigen erforderlichen Einrichtung zum völlig geregelten Betriebe der Werft beanspruchte jedoch noch eine Reihe von Jahren und kann erst seit 1888 als abgeschlossen betrachtet werden.

Der ganze Bau besteht aus der alten und neuen Einfahrt, dem Vorhafen, dem Verbindungskanal und dem inneren Hafen. Erstere ist von 220 Meter langen Molen eingefaßt, deren Endpunkte einen runden Ausbau zur Aufnahme von Geschützen haben. Sie öffnet sich nach Südost und hat eine gleichmäßige Breite von 110 Meter. Vom Vorhafen, der eine Länge von 188 und eine Breite von 126 Meter besitzt, und in dem deshalb 4—6 große Panzerschiffe gleichzeitig liegen können, wird die alte Einfahrt durch eine doppelte eiserne Schleuse getrennt. Die eine, welche gegen die Flut gerichtet ist, öffnet sich nach außen, die andere gegen die Ebbe nach innen. Jedes der Schleusenthore ist aus drei Reihen nebeneinander liegender Zellen gebaut, die untereinander Verbindung haben und zur Beschwerung mit Wasser gefüllt werden können. Man hat durch diese Einrichtung den großen Vorteil, daß bei etwaiger Ausbesserung der Thore das Wasser aus ihnen entfernt werden und man sie leichter ausheben kann, als wenn man sie von vornherein so schwer baut, wie sie, um ihren Zweck zu erfüllen, sein müssen. Die Schleuse, d. h. der vom Flut- und Ebbethor eingeschlossene Raum, ist 41 Meter lang und 41 Meter breit und hat bei Hochwasser 9 Meter Tiefe. Da bei der Ebbe aber das Wasser um 3 Meter fällt, so können unsere größeren Schiffe nur mit Hochwasser, also täglich zweimal, hindurchpassieren.

Der hinter der ersten Schleuse liegende Vorhafen wird auf der entgegengesetzten Seite durch eine zweite Schleuse von derselben Einrichtung wie die erste

begrenzt und steht mit dem Innenhafen durch einen 1130 Meter langen Kanal in Verbindung, dessen obere Breite 81 und dessen Sohlenbreite 31 Meter bei einer Tiefe von 9 Meter beträgt.

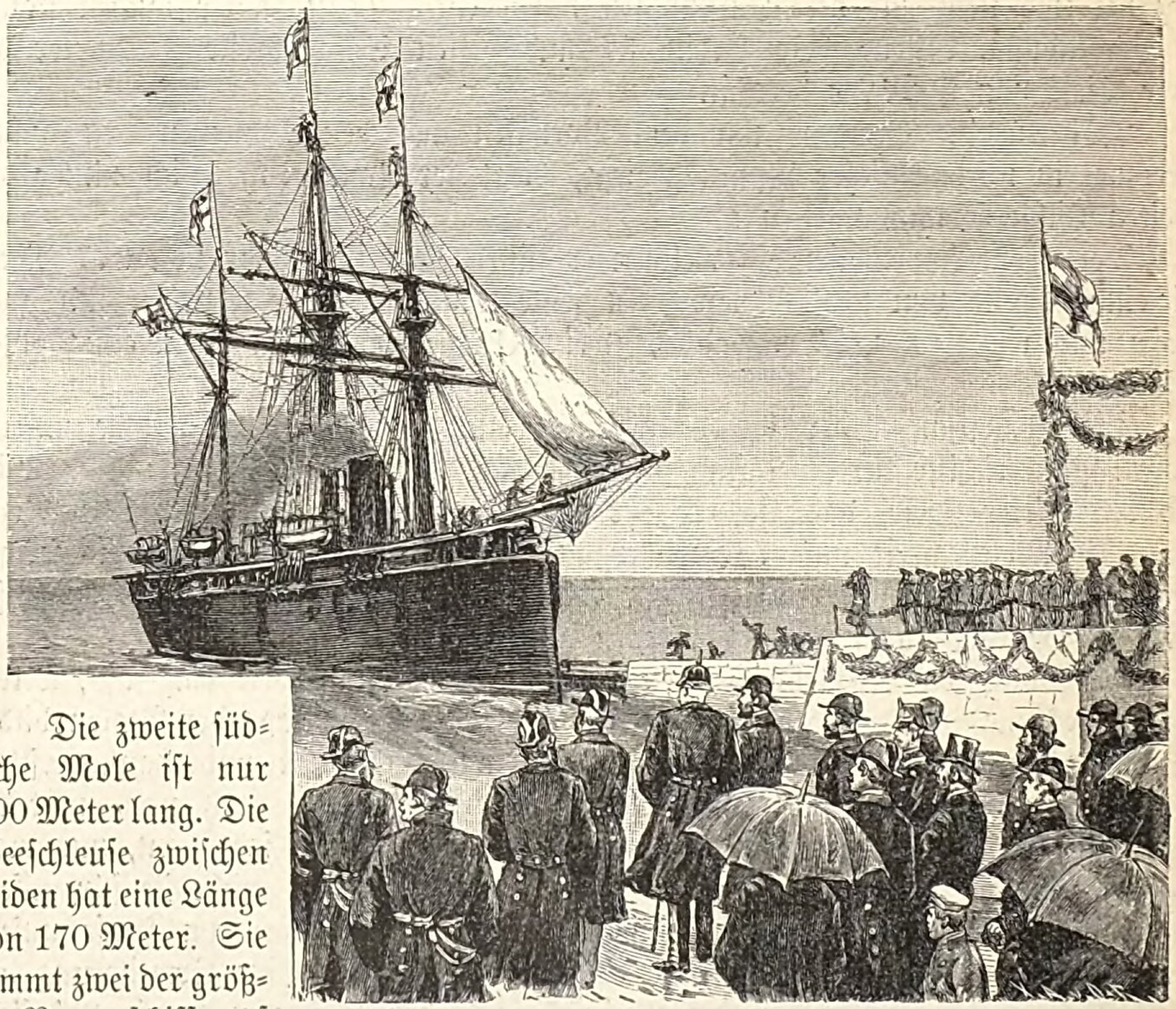
Während die Einfahrt mit dem Vorhafen und den Schleusen von außen gerechnet in nordwestlicher Richtung liegt, biegt der Kanal sich gleich hinter der zweiten Schleuse nach Westen ab.

Der große Innenhafen, in welchen er führt, hat eine Länge von 377 Meter bei einer Breite von 236 Meter. An seine westliche Front schließen sich zwei große und ein kleineres Trockendock, zwei Hellinge und neben ihnen ein Bootshafen.

Die Abmessungen der beiden großen Docks, welche für Aufnahme unserer großen Panzerschiffe berechnet sind, betragen 138 Meter Länge, 26,5 obere Breite und 9,5 Meter Tiefe, das kleinere für ungepanzerte Schiffe ist nur 110 Meter lang, 19 Meter breit und 7,5 Meter tief. Die Docks sind durch die früher beschriebenen Schwimmthore geschlossen, und nach Aufnahme der betreffenden Schiffe wird das Wasser durch Dampfmaschinen ausgepumpt.

Die Docks wie die Schleusenmauern sind mit Granitquadern eingefaßt, welche aus Karlskrona in Schweden bezogen wurden. Die Grundlage der Molen bildet Beton aus rheinischem Traß, und sie sind mit sächsischen und hannoverschen Sandsteinen verkleidet. Wenn bei Beginn des Hafenbaues auch noch nicht die ungemein großen Panzerschiffe bekannt waren, welche man jetzt baut, und man augenblicklich die Anlage in anderer Weise machen würde, reicht sie für unsere Bedürfnisse aus. Die Schleusen sind breit und tief genug, um selbst unsere schwersten Linienschiffe frei aus- und eingehen zu lassen. Eine Erweiterung der Bassinflächen ist jedoch wegen der Vergrößerung der Flotte und mit Rücksicht auf eine gleichzeitige und möglichste Beschleunigung der Indienststellung aller Schiffe notwendig geworden.

Seit 1876 wurde deshalb der Bau eines neuen Ausrüstungsbeckens an der rechten Seite des Kanals in Angriff genommen und ebenso ein zweiter diesem Becken gegenüber mündender Ausgang. Bei den von Zeit zu Zeit in der Jade auftretenden Sturmfluten lag die Besorgnis nahe, daß durch deren Gewalt die Schleusen des jetzigen, ihrem Andrange mehr ausgesetzten Einganges beschädigt werden könnten. Ohne einen zweiten Ausgang wäre dann der Hafen für lange Zeit unbrauchbar gewesen, was namentlich in kriegerischen Zeiten höchst kritisch werden könnte. Die neue Einfahrt ist im November 1886 nach zehnjährigem Bau vollendet und eingeweiht worden. Sie mündet südlich von der alten in die Jade und wird von zwei Molen begrenzt. Die nördliche von 800 Meter Länge beschreibt einen ziemlich gekrümmten Bogen, von außen zuerst südwestlich, in ungefährer Richtung des Stromes, dann nordwestlich gegen Land biegend. Die alte stößt nahezu rechtwinklig auf den Strom, und man wählte bei ihrer Anlage diese kürzere Strecke zum tiefen Wasser mit Rücksicht auf die damaligen knappen Geldverhältnisse des preußischen Staates, aber sie machte das Einlaufen der großen Schiffe schwierig, und dies wird bei der Gestalt der neuen Einfahrt vermieden.



Einweihung des neuen Hafens in Wilhelmshaven; die Panzerfregatte „Friedrich Karl" läuft in den Hafen ein.

Die zweite südliche Mole ist nur 200 Meter lang. Die Seeschleuse zwischen beiden hat eine Länge von 170 Meter. Sie nimmt zwei der größten Panzerschiffe auf und besitzt nach innen noch eine Schleusenkammer, die als Notdock für beschädigte Schiffe dienen kann. Die nördliche läuft durch den neu angelegten Handelshafen, dessen Tiefe aber auch für Kriegsschiffe ausreicht, und dann bis zum alten Hafenkanal. In den Handelshafen mündet auch der Ems-Jade-Kanal, der freilich nur für kleine Schiffe berechnet ist.

Bei der Einweihung dampfte das Panzerschiff „Friedrich Karl" durch die Schleusen und eröffnete damit die Einfahrt.

Die Abgeschnittenheit des Platzes ist durch die seit 1866 nach Annektierung des widerspenstigen Hannovers ausgeführte Bahnverbindung mit dem Hinterlande aufgehoben, und die Jade dadurch dem Volke und dem allgemeinen Interesse näher gerückt.

Der Gesundheitszustand war während der Bauzeit und durch die Ausgrabungen des morastigen Bodens kein guter, und fast jedermann wurde vom Sumpffieber heimgesucht. Nachdem aber die Ausschachtungen mit Wasser gefüllt sind, und namentlich bei dem Emporwachsen der überall angelegten Baumpflanzungen hat sich das Klima außerordentlich gebessert, und die Fieber sind fast ganz verschwunden; ja seit einigen Jahren hat man sogar ein öffentliches Seebad einrichten können, das für solche, welche die Seekrankheit fürchten, bequem

zu Lande erreicht werden kann, wobei sich die Badegäste freilich mit dem Schlickgehalt der Jade abzufinden haben.

In wie merkwürdigem Grade Baumpflanzungen zur Verbesserung des Klimas beitragen können, davon liefert die englische Kolonie Hongkong unweit Kanton den sprechendsten Beweis. Als 1841 die Engländer von der Insel Besitz nahmen und eine Militärstation daraus machten, war es ein wahres Grab der Europäer. Es starben jährlich fünfzig bis sechzig Prozent der Besatzung, und nur die große Wichtigkeit des Platzes hielt England davon ab, ihn schon nach Jahresfrist wieder aufzugeben. Man begann nun Baumpflanzungen anzulegen, und der Gesundheitszustand verbesserte sich von Jahr zu Jahr so auffallend, daß die Sterblichkeit bereits nach fünfzehn Jahren auf drei Prozent zurückgeführt und eine vollständig normale geworden war.

Eine andere große Schwierigkeit, der Mangel an gutem Trinkwasser, ist auch überwunden. Die Bohrung zweier artesischen Brunnen hat bei resp. 200 und nahe 250 Meter Tiefe gutes Trinkwasser gegeben, das für den Fall einer Belagerung die Bevölkerung des Hafens genügend versorgt. Um im Frieden jedoch nicht beschränkt zu sein, ist jetzt auch noch von dem oldenburgischen Dorfe Akkum, wo sich schönes und reichliches Trinkwasser befindet, eine Wasserleitung nach Wilhelmshaven angelegt worden, welche allen Bedürfnissen genügt.

Der Jadehafen ist natürlich in einer seiner Wichtigkeit entsprechenden Weise befestigt worden. Bis jetzt existieren drei Batterien von gezogenen 21, 24 und 28 Centimeter Geschützen zum Schutze des Hafeneingangs; gegen einen Angriff von der Landseite ist eine Kette von drei Festungswerken errichtet, welche soweit entfernt liegen, daß sie eine Beschießung von Wilhelmshaven schwierig machen. Außerdem ist man in der Lage, im Notfalle das ganze Vorland unter Wasser zu setzen und eine Belagerung von der Landseite unmöglich zu machen.

Die Stadt Wilhelmshaven ist mit großer Schnelligkeit entstanden, und sie zählt mit der Civilbevölkerung gegenwärtig schon über 25 000 Einwohner. Für die auf der Werft beschäftigten Arbeiter sind staatliche Wohnungen erbaut, die teils innerhalb der Stadt teils fünfundzwanzig Minuten davon entfernt, den Leuten gute und billige Unterkunft gewähren.

Die Stadt besitzt stattliche Gebäude. Den westlichen Teil bildet die Adalbertstraße, welche in einem länglichen Viereck gebaut ist. Nach Norden zu wird dieselbe durch das querstehende Stationsgebäude, die Wohnung des Stationschefs, in der sich zugleich die Zimmer für fürstliche Gäste befinden, abgeschlossen, und ihm gegenüber im Süden liegt die Kirche nebst Postgebäude und Landesgericht.

Die beiden Seiten des Vierecks bilden Offizierswohnungen, die sämtlich in Gärten liegen. In der Mitte der Straße oder vielmehr des von ihren Häusern eingerahmten Platzes erhebt sich das von der Marine ihrem Schöpfer und langjährigen Oberbefehlshaber, Prinz Adalbert von Preußen, errichtete schöne Denkmal, dessen unermüdlichem Eifer Deutschland es hauptsächlich verdankt, daß hier an der Jade ein so mächtiges Bollwerk seiner Seemächtigkeit entstand.

Hinter der östlichen Seite der Adalbertstraße erstreckt sich die Kriegswerft mit ihren großartigen Gebäuden, Mannschaftskasernen (6) und Einrichtungen zu



Denkmal des Prinzen Adalbert.

beiden Seiten des Hafenkanals, ringsum von einer hohen Mauer eingefaßt, an deren Südseite hauptsächlich der geschäftliche Teil der Stadt gebaut ist. Eine Reihe von Vorstädten umgibt diesen Kern der ersten Anlagen, und die Bauthätigkeit ist eine überraschend große. Wenn die Wasserverbindung des Ems-Jade-Kanals erst weiter bis zum Rheine geführt ist, kann auch ein ganz wesentlicher Aufschwung des Handelsverkehrs für Wilhelmshaven nicht ausbleiben und es wird dann noch ganz bedeutend wachsen. Wenn man bedenkt, daß vor 45 Jahren hier noch ein wüster Moorgrund war, auf dem kaum ein Dutzend Bauernhäuser mit 40—50 Bewohnern standen, dann staunt man über die eiserne Thatkraft, die Wilhelmshaven geschaffen. Mit ihm ist ein großartiges Werk vollendet, das als Grundlage für unsere Flotte nicht nur für das gesamte Deutschland die höchste Wichtigkeit besitzt, sondern auch unseren Bautechnikern, welche dabei so außerordentliche Schwierigkeiten zu besiegen hatten, zur höchsten Ehre gereicht.

In der Ostsee besitzt Deutschland zwei Kriegshäfen, Kiel und Danzig, von denen wir zunächst den ersteren in das Auge fassen wollen und der s. Z. gewählt wurde, weil hier die Natur in einer Weise vorgearbeitet hat, wie es nur selten vorkommt.

Wenn bei den Kämpfen zwischen Deutschland und Dänemark in den Jahren 1848—1864 England moralisch auf seiten des letzteren stand, so hatte dies teilweise gewiß seinen Grund in der Besorgnis, daß Preußen als Sieger den Hafen von Kiel nehmen und dann seine Seemacht entwickeln würde. Wenigstens wurde diese Besorgnis oft genug in den englischen Blättern ausgesprochen, und so lächerlich sie gewesen wäre, insofern es sich um eine etwaige Nebenbuhlerschaft der beiderseitigen Kriegsflotten gehandelt hätte, so lag ihr doch eine gewisse Berechtigung zu Grunde.

England konnte sich nicht verhehlen, daß Deutschland ihm schon längere Zeit auf industriellem Gebiete erfolgreichen Abbruch that, und auch seine Handelsschiffahrt in den letzten Jahren außerordentlichen Aufschwung genommen hatte. Kam Preußen in den Besitz der Herzogtümer, durch welche es nicht nur prachtvolle Häfen, sondern auch viele Tausende der tüchtigsten Seeleute gewann, so war es in der Lage, auch eine angemessene Kriegsflotte zu schaffen, unter deren Schutze sich voraussichtlich die Handelsschiffahrt noch viel bedeutender entwickeln mußte.

Das war es aber, was England Besorgnis einflößte und weswegen es für Dänemark Partei nahm. Es sah in dem von Preußen geeinigten Norddeutschland einen aufstrebenden Nebenbuhler seiner Handelsherrschaft und gönnte ihm deshalb weder die Herzogtümer, noch den prachtvollen Hafen von Kiel, dessen Vorzüge die englische Flotte während des Krimkrieges selbst kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

Diese bestehen hauptsächlich in seiner vollkommenen Sicherheit gegen alle Winde, in seiner Geräumigkeit, seiner gleichmäßigen Tiefe, welche nirgends durch Untiefen unterbrochen wird und in seiner Verteidigungsfähigkeit.

Sein Eingang, der bei Bülk, der östlichen Spitze von Schleswig, und bei Bottsand, der nördlichsten von Holstein, beginnt, erstreckt sich etwa zwei geographische Meilen in südwestlicher Richtung landeinwärts und hat ein reines, sehr breites Fahrwasser mit einer Tiefe von 15—18 Meter, so daß die schwersten Schiffe Raum und Wasser genug haben, selbst unter Segel mit Gegenwind aus- und einzukreuzen.

Da nordöstliche Winde, die einzigen, gegen welche der Eingang sich öffnet, im Vergleich zu den in unseren Meeren herrschenden Westwinden sehr selten eintreten, so bietet der Eingang auch eine vortreffliche Reede.

Bei Friedrichsort an der nördlichen und Möltenort an der südlichen Seite nähern sich die beiden Ufer ziemlich schnell bis auf 1000 Meter Breite, und die Bai biegt von hier ab sich recht westlich ab, um sich sogleich wieder zu einer Breite von durchschnittlich 2000 Metern zu erweitern und den eigentlichen Kieler Hafen zu bilden, der bei einer Tiefe von 11 Meter Raum genug bietet, um eine beliebig große Flotte aufzunehmen und manöverieren zu lassen. Bei Düsterbrook, etwa 1800 Meter vor der Stadt Kiel, verengt sich der Hafen abermals bis zu 500 Meter und läuft trichterförmig zu mit allmählich abnehmender Tiefe, die jedoch an der Stadt selbst noch 9 Meter beträgt und von dort sich westwärts auf einer Strecke von 900 Meter bis auf 4 Meter vermindert, so daß kleinere Fahrzeuge, wie Kanonenboote, sich selbst am Endpunkt des Hafens bis 50 Meter dem Ufer nähern können.

Die ganze Länge des Hafens von Friedrichsort bis zur Stadt beträgt nahezu eine deutsche Meile. Seine beiden Ufer sind mit Hügelreihen von ungefähr 30 Meter Höhe eingefaßt, die Verengung und schnelle Biegung des Eingangs bei Friedrichsort verwehren auch den nordöstlichen Winden den Zugang, und man findet deshalb wohl selten in der Welt einen so prachtvollen und von allen Gefahren so freien Hafen. Was die Verteidigungsfähigkeit anbetrifft, so ist auch diese von der Natur sehr erleichtert. Die Breite des Hafeneingangs bei Friedrichsort beträgt nur 1500 Meter. Der Festung gegenüber springt die starkbefestigte Landspitze von Möltenort vor, so daß feindliche Schiffe unter dem Kreuzfeuer der beiden Werke auf 750 Meter passieren müssen. 4000 Meter vor Möltenort (Fort Korügen) kommen sie aber schon unter das Feuer des ebenfalls in das Fahrwasser vorspringenden Werkes von Laboe (Fort Stosch) und der ihm schräg gegenüberliegenden Batterien des Fort Falckenstein, das 2000 Meter östlich von Friedrichsort liegt. Eine eindringende Flotte würde also auf eine Strecke von

fast einer halben Meile das Feuer von vier mit den schwersten Geschützen bewaffneten Werken auszuhalten haben, ehe sie in den Hafen gelangte, dessen Eingang außerdem noch durch Torpedosperren und dahinter liegende Kriegsschiffe verteidigt werden kann.

Man ist in maßgebenden Kreisen längere Zeit zweifelhaft gewesen, an welchem Punkte der innern Kieler Bucht der eigentliche Kriegshafen mit seinen verschiedenen Baulichkeiten angelegt werden sollte. Zuerst faßte man die westliche Seite der Spitze von Friedrichsort in das Auge, doch ließ man aus militärischen und fortifikatorischen Rücksichten diesen Plan wieder fallen. Nach eingehendster Prüfung hat man sich entschieden, den Bau- und Ausrüstungshafen an das südliche Ufer und möglichst weit rückwärts zu legen, und man hat die westlich vom Fischerdorfe aber jetzt zur Stadt angewachsenen Ellerbeck befindliche Einbuchtung dafür ausgewählt, welche auf 1000 Meter Entfernung der Stadt Kiel in südöstlicher Richtung gegenüberliegt.

Die Wassertiefe tritt mit 8 Meter ganz nahe an das Ufer, die Bodengestaltung bot für Anlage von Docks 2c. die wenigsten Schwierigkeiten, der Hafen liegt der Stadt und der Eisenbahn sehr nahe und doch weit genug vom Handelshafen getrennt. Endlich gestattet seine rückwärtsige Lage noch eine fernere Verteidigungslinie von Batterien und Torpedosperren, falls es, was jedoch schwer denkbar so lange unsere Flotte nicht vollständig vernichtet ist, dem Feinde gelingen sollte, den Eingang bei Friedrichsort zu erzwingen.

Nachdem bereits im Frühjahr 1868 das für den Kriegshafen erforderliche Uferland durch die Marine angekauft war, hatte man seitdem mit den Vorarbeiten begonnen und war trotz der im Jahre 1872 durch die große Sturmflut herbeigeführten Störungen so vorgegangen, daß der neue Hafen 1878 eröffnet und dem Betriebe übergeben werden konnte.

Die Gesamtkosten betrugen ungefähr vierzig Millionen Mark.

Übrigens war durch frühzeitige Anlage von Hellings und Bau von vorläufigen Werkstätten dafür gesorgt, daß unsere großen Schiffe seit 1872 bereits in Kiel ausgebessert und auch neu gebaut werden konnten.

Die Anlage des Kieler Hafens ist eine andere als die von Wilhelmshaven, da bei ersterem die Wasserverhältnisse bedeutend günstiger liegen. Sowohl das nahe Herantreten des tiefen Wassers an das Ufer wie die mangelnde Ebbe und Flut und endlich die durch die Befestigungen des Hafeneinganges hinreichend geschützte Lage vereinfachten den Bauplan bedeutend. Man bedurfte weder des langen Kanals noch der kostspieligen Schleusenbauten, und dadurch sind die Herstellungskosten ebenso bedeutend geringer geworden, wie auf der andern Seite Zeit erspart ist.

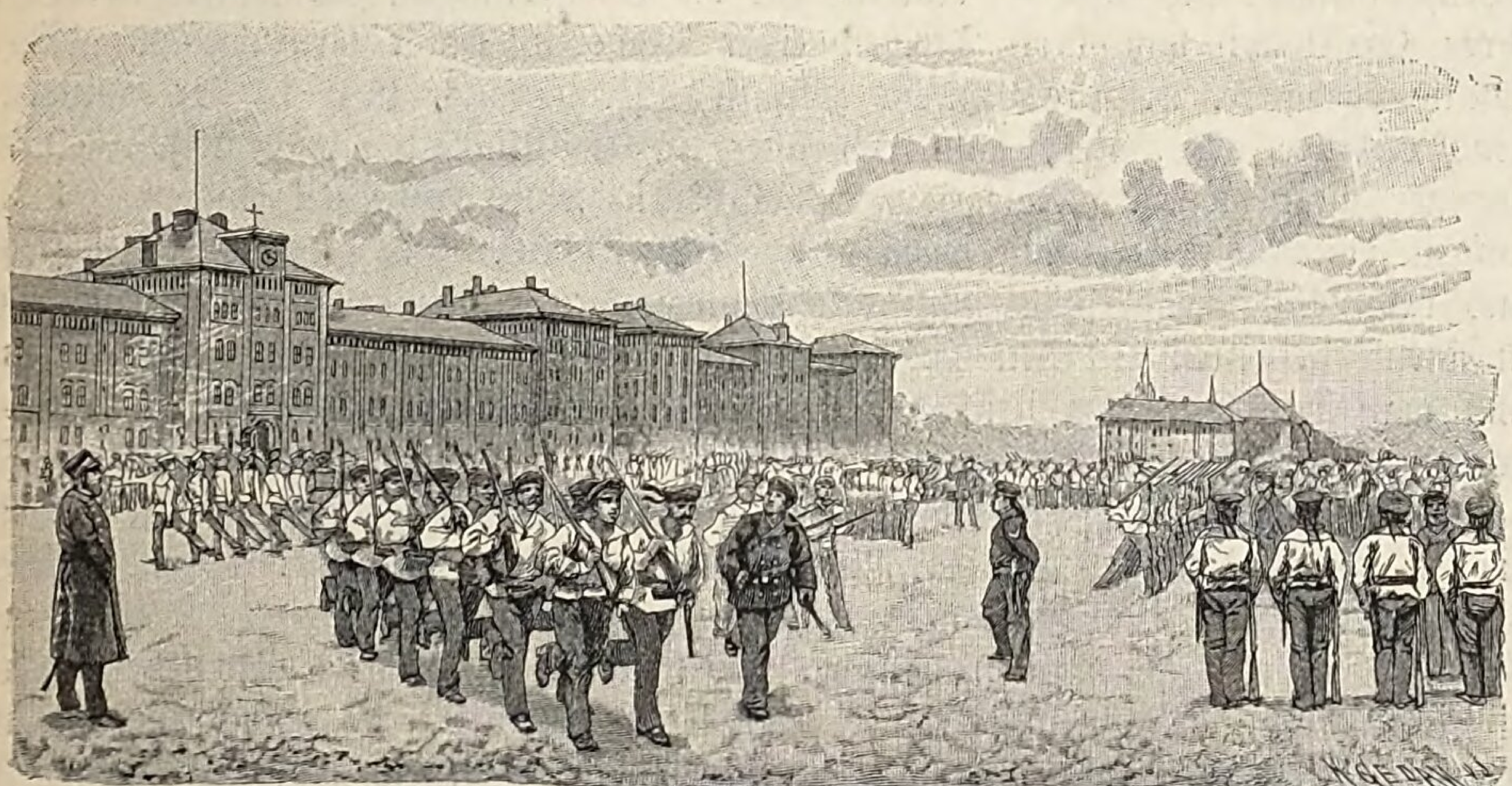
Die durchschnittliche Längenausdehnung der gesamten, gegen die Landseite durch eine Mauer abgeschlossenen Hafen- und Werftanlagen beträgt 800 bei einer Breite von 500 Metern.

Ausrüstungs- und Baubassin liegen nebeneinander, parallel der Kaimauer und haben eine Durchschnittstiefe von 9,5 Meter. Ersteres mündet durch einen

Ausgang von 190 Meter Länge und 80 Meter Breite in den eigentlichen Kieler Hafen, ist 285 Meter lang bei 215 Meter breit.

Mit dem Baubassin wird es durch einen Einlaß von 60 Meter Länge und 40 Meter Breite verbunden, der durch ein Schwimmthor verschließbar ist, um in diesem Bassin nach Belieben einen gleichmäßigen Wasserstand halten zu können. Wenngleich nämlich in der Ostsee keine Ebbe und Flut herrscht, so kann ihr Wasserstand an ihrer Südostecke infolge verschiedener Windrichtungen, die entweder das Wasser durch den Belt hinaus in die Nordsee oder umgekehrt in die Ostsee treiben, bisweilen sich bis zu 2 Meter ändern.

An die Westseite des Baubassins schließen sich vier Trockendocks (eins mehr als in Wilhelmshaven), deren größtes 125 Meter Länge hat. Indessen reichen



Kasernen der I. Matrosendivision und des Seebataillons in Kiel: Ausbildung der Mannschaften im Infanteriedienst.

diese bei den gewachsenen und möglicherweise noch wachsenden Dimensionen der neuen Linienschiffe nicht mehr aus. Nach langem ungerechtfertigten Zögern hat der Reichstag endlich im vorigen Jahre die erste Baurate für ein fünftes großes Dock von 175 Meter Länge bewilligt und man ist am Bau desselben beschäftigt. Ein zweites gleiches wird in diesem Jahre gefordert, und es ist zu hoffen, daß es genehmigt wird, um so mehr als außer der absoluten Notwendigkeit auch der Umstand dafür spricht, daß letzteres in Anlehnung an das danebenliegende erste, eine Million weniger kosten wird.

Die drei Hellinge für den Neubau liegen an der westlichen Ecke der Kaimauer, und die Schiffe laufen von ihnen direkt in den großen Kieler Hafen.

Die Werkstätten, Magazine 2c., deren allgemeine Beschreibung bereits bei dem Gange über die Werft im Eingange des Buches gegeben ist, sind zweckmäßig in der Umgebung der Hellings, Docks und Bassins erbaut und bedürfen deshalb keiner näheren Erwähnung.

Die zwei großartigen Kasernen für Matrosen und Seesoldaten sind in Kiel nicht auf der Werftseite, sondern an der Nordseite des Hafens in der Stadt Kiel selbst erbaut und können je 1000 Mann fassen. Die gesamten Matrosen der Flotte sind in zwei Divisionen mit Abteilungen, welche den Bataillonen der Truppen entsprechen, und in Compagnien eingeteilt. Die I. Matrosendivision steht in Kiel, die II. in Wilhelmshaven, und ebenso je ein Seebataillon. Dazu treten dann noch an beiden Plätzen eine Abteilung der Matrosenartillerie, während eine dritte in Lehe steht, und je eine solche von Torpedomannschaften. Eine vierte Matrosenartillerie-Abteilung ist nach Cuxhaven gelegt worden. Die Matrosenartillerie und Torpedomannschaften von Kiel liegen in der Festung Friedrichsort, wo auch die Werkstatt für Fabrikation von Torpedos erbaut ist. Ebenso befindet sich dort die Kaserne für die Schiffsjungen, um letztere während ihrer Erziehung von dem Treiben einer größeren Stadt fernzuhalten. Das Stationsgebäude, ursprünglich ein gekauftes Privathaus, liegt in der Düsternbrooker Allee am Hafen, kann sich aber an Stattlichkeit mit dem Wilhelmshavener nicht messen. Dagegen gewährt die in seiner Nähe seit einigen Jahren aufgeführte Marine-Akademie einen großartigen Anblick. Die Werftdivision besteht aus dem Maschinenpersonal und den Handwerkern. Wenn diese nicht auf den in Dienst gestellten Schiffen eingeschifft sind, müssen sie auf der Werft arbeiten, und man hat sie deshalb in der Nähe der letzteren in einer Kaserne untergebracht.

Ebenso wie die Mannschaften sind auch die Schiffe zwischen unsere beiden großen Kriegshäfen geteilt. Zur Nordseestation gehören bis jetzt: 6 Linienschiffe, 4 Küstenpanzer, 6 Panzerkanonenboote, 12 große und kleine Kreuzer, 2 Kanonenboote, 6 Schulschiffe und 2 Schiffe zu besonderen Zwecken; zur Ostseestation: 4 Linienschiffe, 4 Küstenpanzer, 7 Panzerkanonenboote, 17 große und kleine Kreuzer, 11 Schulschiffe, 3 Schiffe zu besonderen Zwecken, wobei lediglich für den Hafendienst bestimmte Schiffe und Fahrzeuge übergangen sind.

Bei allen seinen bedeutenden und seltenen Vorteilen hat der Kieler Hafen dennoch in militärischer Beziehung einen großen Nachteil, das ist seine in den äußersten westlichen Winkel der Ostsee zurückgezogene Lage.

Bei einem Kriege mit Rußland würde sich dieser Mangel am empfindlichsten geltend machen, wenn z. B. im östlichen Teile der Ostsee feindliche Zusammenstöße stattfänden, und unsere beschädigten Schiffe über 100 deutsche Meilen zurücklegen müßten, um wieder nach Kiel zu gelangen und dort auszubessern.

Mit Rücksicht darauf ist deshalb Danzig als Ausbesserungs- und Konstruktionshafen der Kriegsmarine gewählt und in den letzten Jahren dafür eingerichtet worden. Als Bauwerft mit provisorischen Einrichtungen besteht Danzig schon seit dem Jahre 1854, und ein großer Teil unserer früheren hölzernen Schiffe und Fahrzeuge wie auch die ehemalige hölzerne Panzerkorvette „Hansa“, ist dort erbaut worden, aber für schwerere Schiffe stellte die mangelnde Wassertiefe Schwierigkeiten entgegen, die anfänglich nicht zu überwinden waren. Nachdem jedoch der Reichstag 1873 die von der Marineverwaltung betonte Notwendigkeit eines auch für größere Kriegsschiffe brauchbaren Hafens anerkannt und die zu

seiner Herstellung erforderlichen Summen bewilligt hatte, ist man an dem Umbau und die Erweiterung gegangen, und die sämtlichen Anlagen sind seit einigen Jahren vollendet.

Er liegt unter dem Schutz der Danziger Festungswerke an der Mottlau, einem toten Arme der Weichsel, und etwa eine halbe deutsche Meile von Neufahrwasser, also von der See entfernt. Die durchschnittliche Tiefe der Mottlau und des Fahrwassers bis in See betrug bis dahin 6 Meter, ist aber am Einlauf bis 7,5 Meter und bis zur Werft auf 7 Meter vertieft worden, um unsern $6^1/_2$ Meter tiefgehenden kleinen Linienschiffen („Sachsen", „Baiern" ꝛc.) die Möglichkeit zu gewähren, im Bedarfsfalle sich dahin zurückzuziehen und repariert zu werden. Als Bauwerft ist Danzig nur für ungepanzerte Schiffe und kleinere Kreuzer (die fortan alle mit einem zum Schutz der Maschine dienenden gewölbten Panzerdeck versehen werden) bestimmt und zu diesem Zwecke mit zwei Hellingen ausgerüstet, die nach der Mottlau hinführen, welche als Bau- und Ausrüstungsbassin dient, so daß die Anlage so kostbarer Werke erspart ist. Ebensowenig sind Docks vorhanden, sondern nur sogenannte Slips, d. h. zu senkende und wieder zu hebende Plattformen, welche man unter das schwimmende Schiff bringt und wodurch es dann trocken gelegt wird. Der Slip gestattet drei Schiffe gleichzeitig zu reparieren. Inzwischen hat der bekannte Torpedobootbauer Schichau aus Elbing eine großartige Werft unweit der unsrigen an der Mottlau angelegt, auf der die schwersten Panzerschiffe gebaut und repariert werden können, so daß für die Marine keine Veranlassung vorliegt, ihre Werftanlagen noch mehr erweitern zu müssen.

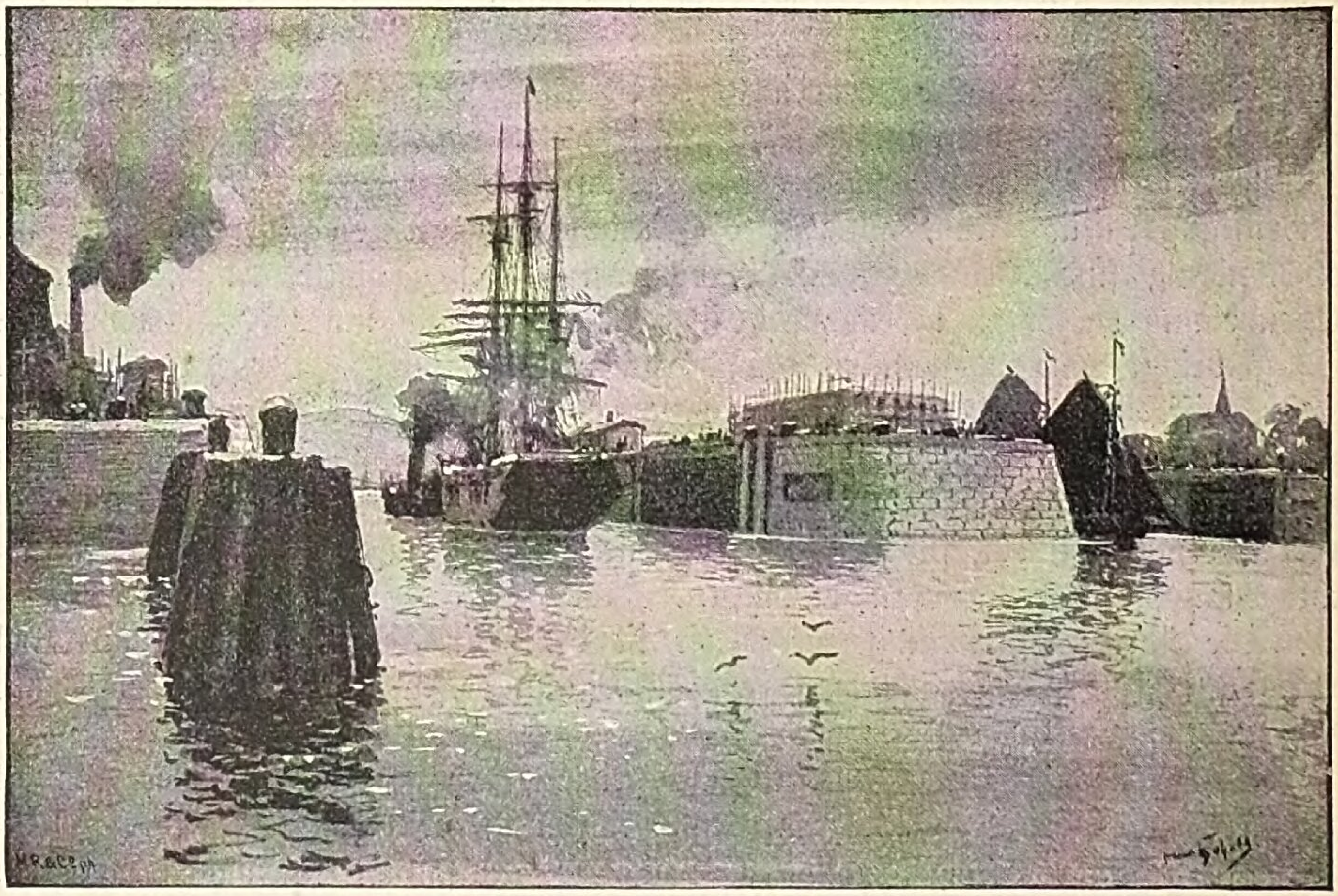
Die übrige Einrichtung der Werft ist denen in Wilhelmshaven und Kiel sehr ähnlich, nur nicht in ganz so großem Maßstabe, und bedarf deshalb keiner näheren Beschreibung.

Es sei noch des Nord-Ostseekanals gedacht, der nach achtjähriger Bauzeit vollendet und vom 20.—23. Juni 1895 eingeweiht wurde. Mit seiner Fertigstellung ist eines der großartigsten Bauwerke Deutschlands geschaffen worden. Unser Vaterland hat ein Recht auf diesen gewaltigen Bau stolz zu sein, zu dem Kaiser Wilhelm I. am 3. Juni 1887 den Grundstein mit den Worten legte:

Zu Ehren des geeinigten Deutschlands!
Zu seinem fortschreitenden Wohle!
Zum Zeichen seiner Macht und Stärke!

Dieser Weihespruch des Kaisers hat sich an dem Werk erfüllt. Es gereicht unserem Volke in jeder Beziehung zur Ehre, es ist ein bleibendes Zeichen seiner Macht und Stärke und wird in hervorragender Weise seinem Wohle dienen. Die Gesamtlänge dieser östlich bei Holtenau in der Kieler Bucht und westlich bei Brunsbüttel in der Elbe mündenden Wasserstraße beträgt 98,65 Kilometer; seine Breite im Wasserspiegel 60, in der Sohle 22 Meter und er besitzt eine Tiefe von 9 Meter, so daß sowohl unsere Linienschiffe, wie die größten Handelsdampfer ihn ungefährdet passieren können. Sechs Ausweichestellen gestatten, daß sich zwei unserer größten Kriegsschiffe in entgegengesetzter Richtung auszuweichen vermögen.

An seinen beiden Endpunkten besitzt er Schleusen; da jedoch in der Ostsee keine Flut und Ebbe herrscht, können die Holtenauer Schleusen meistens offen bleiben, während in der Elbe die Öffnung zweimal in 24 Stunden während der mittleren Flutzeit für je drei Stunden geschieht. Um für gewöhnlich die Böschungen zu schonen, ist die Fahrt der durchgehenden Schiffe auf 5,3 Knoten (etwa $1^1/_2$ deutsche Meilen in der Stunde) festgesetzt und dauert dann die Durchfahrt 13 Stunden. Im Notfalle wie z. B. in Kriegszeiten kann jedoch die Schnelligkeit der Schiffe erhöht und der Kanal in 10 Stunden durchschifft werden.



Schleuse bei Holtenau.

Die Ostseeschleuse ist eine doppelte Kastenschleuse, so daß, wenn die Thore nicht offen sind, gleichzeitig 2 unserer größten Kriegsschiffe oder 8 Handelsdampfer oder 18 Segelschiffe durchgeschleust werden können.

Dieselben Verhältnisse finden an der Elbe statt, nur daß außer den beiden Kastenschleusen noch eine dritte sehr große, sogenannte Kesselschleuse vorgesehen ist, in der gleichzeitig vier Schlachtschiffe Platz finden.

Dadurch ist die Möglichkeit gegeben innerhalb 24 Stunden unsere gesamte Nordseeflotte in die Ostsee oder umgekehrt die Ostseeflotte in die Elbe zu werfen, ein Vorteil, der für die Wirksamkeit unserer Marine nicht hoch genug zu veranschlagen ist.

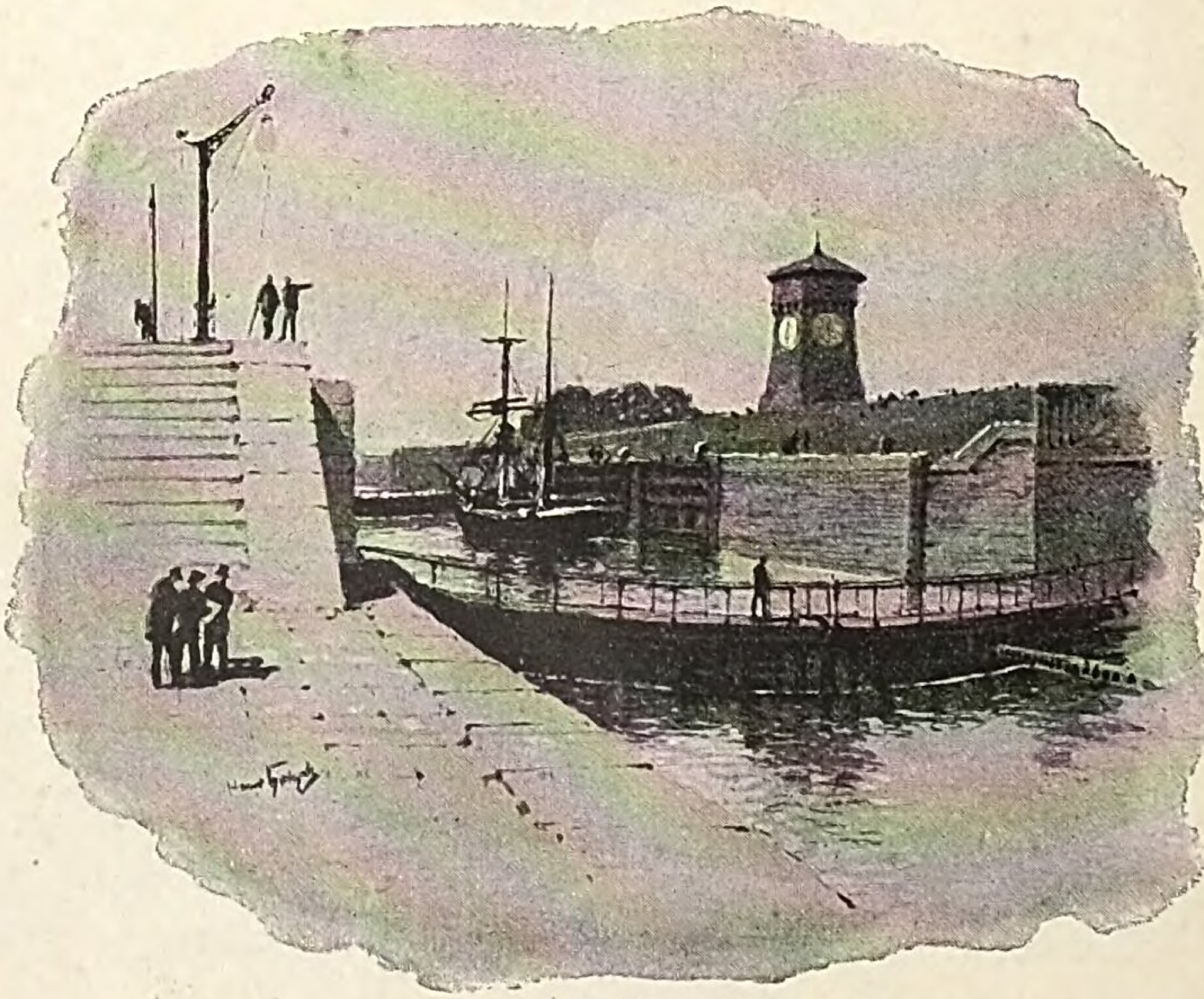
Diese Schleusen sind ein wahres Wunderwerk und gereichen unserer Wasserbautechnik zur höchsten Ehre. Bis jetzt gibt es nur eine von größeren Ausmaßen in der Welt, aber auch in Deutschland, das ist die in Bremerhaven,



Brücke bei Grünenthal.

welche für die großen Schnelldampfer des Bremer Lloyd gebaut ist. Zwei andere großartige Schöpfungen deutscher Industrie sind die beiden festen Brücken bei Grünenthal und Levensau zur Überführung von Eisenbahnen. Ihre Bogen haben eine Spannweite von 156,5 Meter und die Höhe ihrer Unterkante über dem Wasserspiegel beträgt 42 Meter, so daß also unsere Linienschiffe mit ihren Gefechtsmasten glatt darunter fortfahren können.

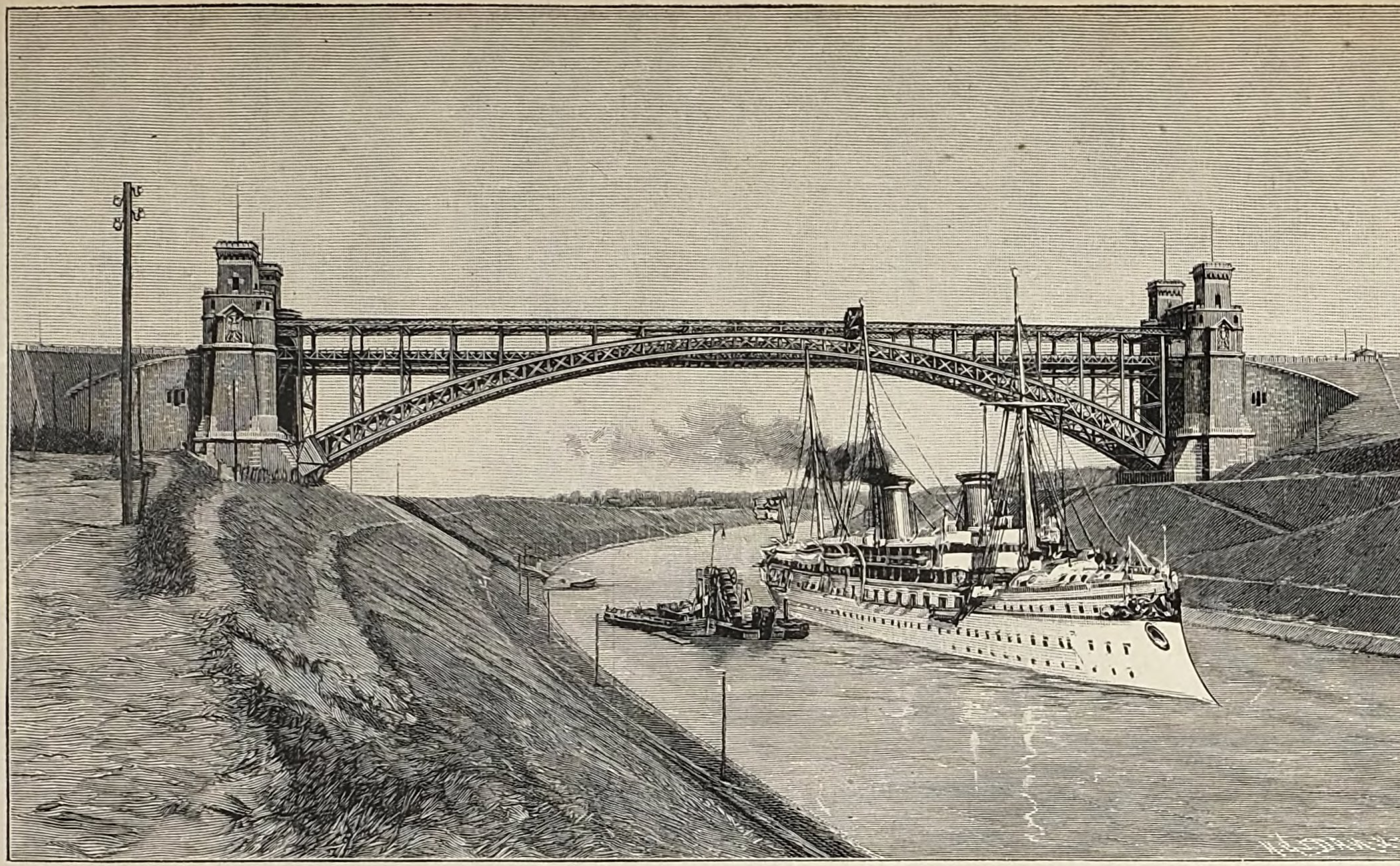
Der Kanal kürzt die Entfernung von der Elbe nach der Ostsee um nahezu 100 deutsche Meilen, er befreit die Schiffahrt von der gefährlichen und engen Passage um Dänemark und friert sehr selten zu. In den 50 Jahren von 1848 bis 1898 ist überhaupt der Kieler Hafen nur 19 mal mit durchschnittlicher



Schleuse bei Brunsbüttel.

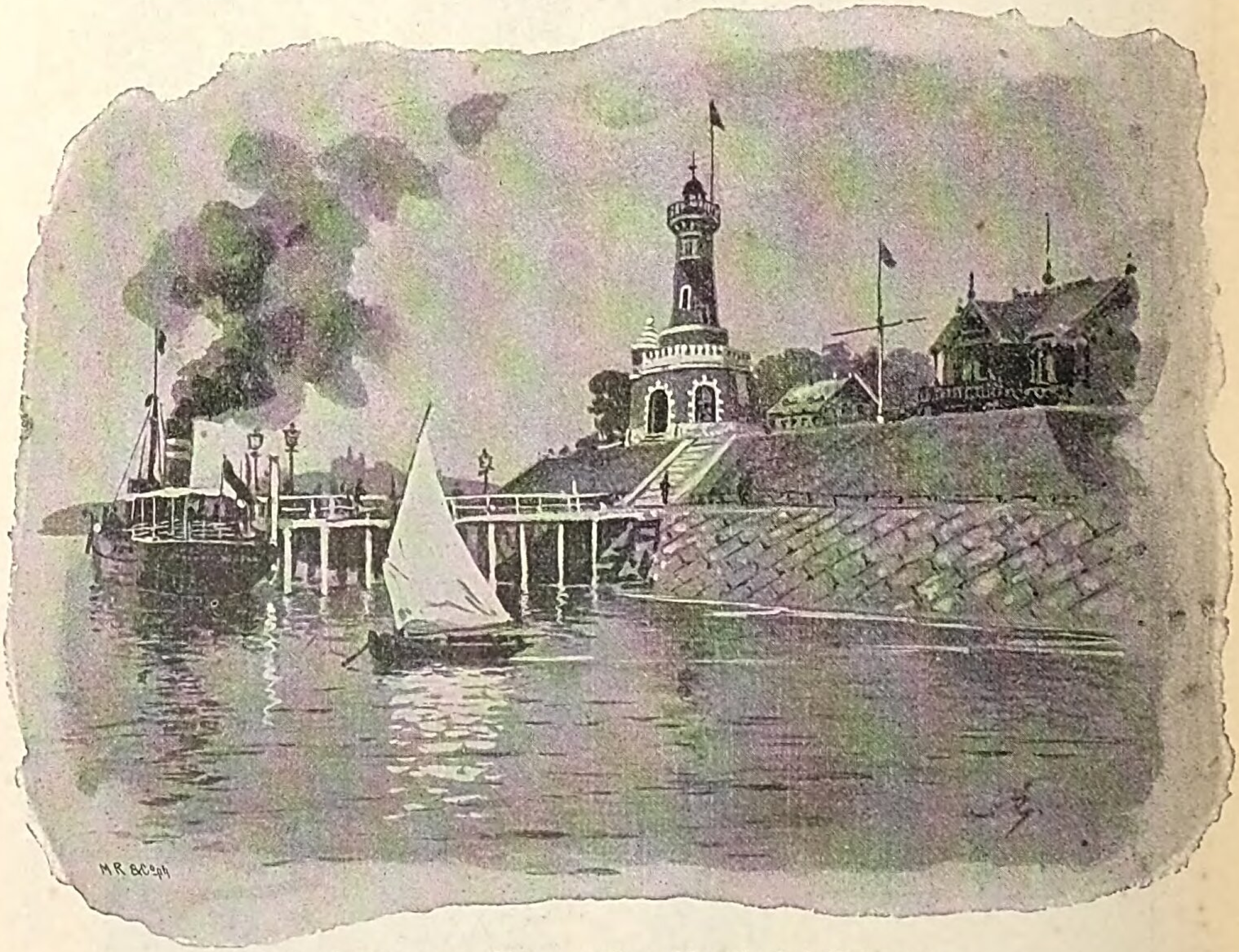
Dauer von 34 Tagen geschlossen gewesen, hätte aber mit rechtzeitiger Eisbrecherarbeit stets offen gehalten werden können. Beim Kanal ist eine Vereisung noch weit weniger zu erwarten, da von ihm zweimal täglich je 4 Millionen Kubikfuß Wasser bei Ebbezeit in die Elbe abfließen und dadurch Strömung entsteht, während im Kieler Hafen stilles Wasser ist. Man darf also annehmen, daß der Kanal mit Ausnahme von ganz außergewöhnlichen Wintern stets offen sein wird, die entstehenden leichten Eisdecken durch moderne Eisbrecher und durch die gepanzerten Schiffe selbst ohne große Schwierigkeiten beseitigt werden können.

Sowohl in volkswirtschaftlicher Beziehung für die Handelsmarine wie in nautisch militärischer für unsere Flotte hat der Kanal deshalb eine außerordentliche Wichtigkeit, wenngleich er uns nicht von der Verpflichtung entbindet, unsere Marine bedeutend stärker zu machen, als sie jetzt ist. Die Zahl der im neuen Flottengesetz vorgesehenen verschiedenen Schiffe ist die geringst zulässige, um in



Brücke bei Levensau.
Nach einer Photographie von Constabel & Knackstedt in Hamburg.

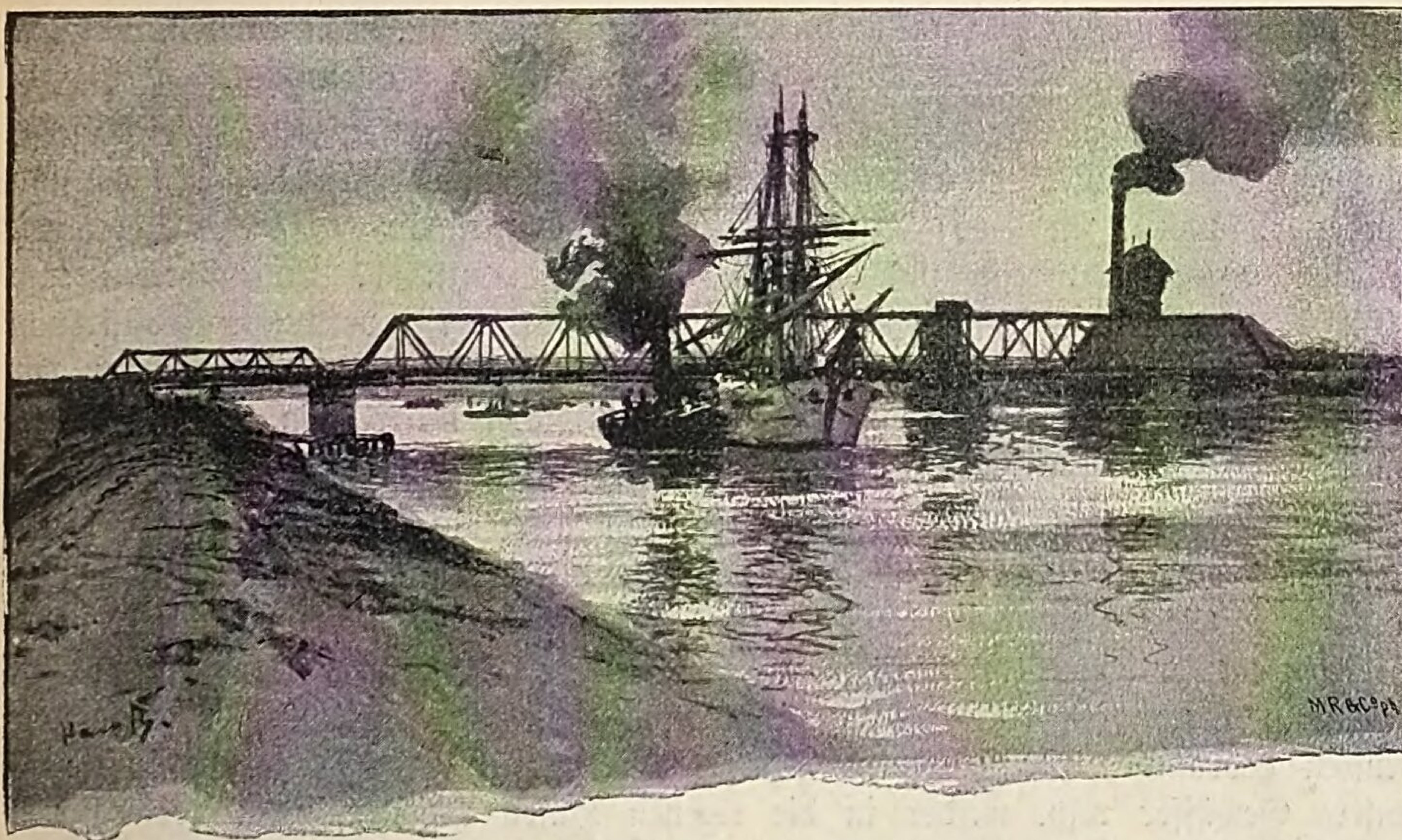
einem Kriege unser Land nicht großen Gefahren auszusetzen. In den letzten 6—8 Jahren haben sich infolge der großartigen Fortschritte in Technik und Artillerie die Marineverhältnisse der großen Seestaaten so gewaltig verändert und letztere haben sowohl ihre Linienschiffe, wie Kreuzer, Torpedoboote und Torpedobootzerstörer so bedeutend vermehrt, während wir weit zurückgeblieben sind, daß wir statt wie früher die dritte Stelle jetzt in den Marinen nur noch



Leuchtturm am Eingange des Kanals bei Holtenau.

die siebente Stelle einnehmen, und wir keineswegs mehr im stande sind, unsere Küstenstädte gegen Beschießung und Brandschatzung oder auch gegen feindliche Landungen zu schützen.

Durch die Erwerbung von Helgoland und seine starke Befestigung verbieten wir zwar dem Feinde, im Schutze der Insel wie 1870 Kohlen einzunehmen und seinen Besatzungen Ruhe und Erholung zu gönnen, erschweren ihm mithin eine Blockade, aber da wir z. B. gegenwärtig bei einer Koalition von Rußland und Frankreich deren Flotten noch nicht den zehnten Teil entgegenstellen können, so vermögen wir nicht mehr, wie noch vor sechs Jahren, ohne Aussicht auf sicheren Untergang eine Blockade zu verhindern. Wenn der Feind auch nachts mit Rücksicht auf unsere Torpedoboote seine Blockadelinie weiter zurücklegt, so bleibt sie nichtsdestoweniger effektiv und würde von denselben schlimmen Folgen



Drehbrücke bei St. Margarethen.

begleitet sein, als wenn der Feind nahe vor unseren Flußmündungen läge. Außerdem würden sich unsere Torpedoboote ebensovielen feindlichen und Torpedobootzerstörern gegenüber sehen, welche eine Vorpostenkette um die Schlachtflotte ziehen und die Wirksamkeit der unsrigen wenigstens sehr beeinträchtigen, wenn nicht unmöglich machen könnten.



Mole bei Brunsbüttel.

Mit Recht hat deshalb das neue Flottengesetz eine bedeutende Vermehrung unserer Linienschiffe und Kreuzer verlangt. Von ersteren besitzen wir gegenwärtig nur vier vollwertige und in zwei bis drei Jahren werden noch drei im Bau befindliche fertig. Außerdem haben wir noch vier von der Sachsenklasse, die durch kostspieligen und langwierigen Umbau soweit verbessert sind bezw. werden,

daß sie noch notdürftig am Kampfe auf hoher See teilnehmen können, obwohl sie den modernen feindlichen Linienschiffen keineswegs gewachsen sind.

Das würde im Jahre 1900 für uns eine Stärke von 11 Linienschiffen, von denen jedoch vier alt und minderwertig sind, 11 modernen Kreuzern (4 sind vorhanden und 7 in Bau) ergeben, aber was wollen wir mit diesen schwachen Kräften gegen Frankreich und Rußland mit zusammen 47 Linienschiffen und 50 modernen Kreuzern ausrichten? die im neuen Flottengesetz verlangte Verstärkung auf 19 Linienschiffe und 42 Kreuzer ist also die geringst zulässige, wenn wir nicht in einem Kriege mit jenen beiden Mächten sicher unterliegen und nach Vernichtung unserer Flotte Deutschland dem Verderben überantworten wollen.

Auch diese Zahl würde noch lange nicht ausreichend sein, wenn wir den Feinden gegenüber nicht verschiedene Vorteile durch das stark bewehrte Helgoland, durch den Kaiser Wilhelm-Kanal und die Nähe von Rückzugshäfen mit allen Hilfsmitteln zu Reparaturen besäßen. Die Linienschiffe können nur für verhältnismäßig kurze Zeit (10—12 Tage höchstens) Kohlen nehmen, Franzosen wie Russen gebrauchen für Hin- und Rückfahrt schon für 4—6 Tage, bevor sie in unsere Gewässer resp. wieder in die eigenen Häfen kommen. In der offenen Nordsee Kohlen zu ergänzen, kann nur bei ausnahmsweise stillem Wetter und ungestört stattfinden. In der Ostsee ist es nicht viel besser und die Auffüllung bleibt immer mangelhaft. Die Feinde müssen uns, da wir uns nach Belieben in unsere Strommündungen zurückziehen und ebenso mit gefüllten Kohlenbehältern und ausgeruhter Mannschaft wieder vorstoßen können, daher mehr als die doppelte Zahl unserer eigenen Linienschiffe entgegenstellen, um sich ohne die Aussicht von uns geschlagen zu werden, ablösen zu können.

Bei der jetzigen Zahl unserer Schiffe würde ihnen das leicht möglich sein, aber mit 19 Linienschiffen doch für sie großes Bedenken erregen, da es natürlich unsere Aufgabe sein müßte, mit Hilfe des Kanals eine Vereinigung der beiden Flotten zu verhindern, was wir mit unseren jetzigen schwachen Kräften nicht vermögen.

Die Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals war für Deutschland ein Fest, das an Großartigkeit und Schönheit einzig dasteht. Es krönte die Vollendung eines gewaltigen nationalen Unternehmens, eines Meisterstücks vaterländischer, technischer Leistungen, dem sich wenig andere ebenbürtig zur Seite stellen können, eines Friedenswerkes ersten Ranges, das Handel und Wandel der ganzen Welt zu Gute kommen wird — und das gleichzeitig für die Macht und Wehrhaftigkeit des deutschen Reiches von größter Bedeutung ist.

Umgeben von sämtlichen deutschen Fürsten, denen sich auch vier ausländische, Erzherzog Stephan von Österreich, der Herzog von Genua, der Herzog von York und Großfürst Alexander von Rußland angeschlossen, in Gegenwart von 53 fremden Kriegsschiffen, darunter die größten und mächtigsten der Welt, welche die Flaggen von 13 seefahrenden Nationen führten, sowie von 29 großen deutschen, von über 400 Rennjachten deutscher und fremder Zugehörigkeit, einer bedeutenden Zahl von Privatdampfern und Hunderttausenden von Zuschauern, die aus allen

europäischen Ländern und von jenseits des Oceans zusammengeströmt waren, vollzog unser Kaiser den Weiheakt der Eröffnung des Kanals.

Es war eine Flottenschau, wie sie die Welt noch nicht gesehen; dazu die prachtvolle Umgebung des Kieler Hafens, des schönsten, sichersten und größten der Erde, der die doppelte Zahl von Flotten hätte aufnehmen können und das herrlichste Wetter — wahrlich ein Schauspiel, das die Herzen höher schlagen ließ, und in jedem, der das Glück hatte, ihm beiwohnen zu können, einen unauslöschlichen Eindruck für das Leben hinterlassen hat.

Die eigenen und fremden Kriegsschiffe waren im Bogen in der Mitte des Hafens verankert, die Rennjachten an der westlichen, die Privatdampfer an der östlichen Seite, unter den ersteren auch das dänische Geschwader, aus zwei Kreuzern und vier Kanonenbooten bestehend, das seit 1864 zum erstenmale wieder die dänische Kriegsflagge im Kieler Hafen flattern ließ und damit dokumentierte, daß der langjährige Hader wenigstens für die Dauer des Festes vergessen sein sollte, ebenso wie Frankreich, um den äußeren Schein zu wahren, wenn auch mit großer Selbstüberwindung und widerwillig, zwei Schlachtschiffe und einen Kreuzer entsandt hatte.

Nun denke man sich diese mächtigen Kriegsflotten, umgeben von Hunderten von Handelsschiffen, Rennjachten und Booten im schönsten Festschmuck, mit Tausenden von Flaggen und bunten Wimpeln von Masten und Raaen im Winde flatternd, während klarer Sonnenschein auf der smaragdgrünen Tiefe des Kieler Hafens spielte und die Schiffe mit goldigem Schein übergoß, die Ufer der Bucht mit ungezählten Tausenden von Zuschauern besäumt, und man wird sich ein ungefähres Bild von den festlichen Tagen machen können, wenn auch die Phantasie derjenigen, die es nicht mit eigenen Augen geschaut, weit hinter der Wahrheit zurückbleibt.

Die Ankunft des Kaisers war am 20. Juni um 1 Uhr mittags, durch den Kanal kommend, erwartet. Der Eingang zu letzterem war auf das Herrlichste mit Flaggen und Guirlanden geschmückt, was einen geradezu zauberhaften Anblick gewährte. Nördlich von ihm und die Plattform flankierend, auf der am folgenden Tage die Schlußsteinlegung vollzogen werden sollte, waren zwei mächtige Tribünen errichtet, die amphitheatralisch aufsteigend je 2500 geladene Gäste aufnahmen, während rechts und links zwei eben so große, von Privatunternehmern errichtet, sich erhoben. Zu beiden Seiten des Kanals hatten Kriegervereine, studentische Abordnungen und Ehrencompagnien Aufstellung genommen, und hinter ihnen wogte eine unabsehbare Menschenmenge.

Da rauscht es durch die Massen: „Der Kaiser kommt!“ und aller Augen richten sich kanalwärts, um einen Blick des geliebten Herrschers zu erhaschen.

Majestätisch und elegant, wie ein Riesenschwan mit schneeweißem Gefieder, schwamm die „Hohenzollern“ heran mit dem Kaiser allein in Admiralsuniform auf der Kommandobrücke stehend, und nicht endenwollender Hurraruf durchbrauste die Luft zu seiner Begrüßung. Freudig bewegt durch die jubelnden Huldigungen und im Bewußtsein, das große nationale Werk einem so schönen und glänzenden

Abschlusse entgegenzuführen, erwiderte er die ihm entgegengebrachten Grüße und auf seinem Antlitz sprach sich hohe innerliche Befriedigung aus.

Als dann das Schiff die Schleusen passierte, das quer über den Kanal gespannte Tau durchschnitt und in den Hafen einlief, da öffneten die Geschütze der Kriegsschiffe ihren ehernen Mund und eine Kanonade begann, wie sie wohl nie in der Welt stattgefunden, um den Kaiser zu begrüßen und die weltgeschichtliche Thatsache zu künden, daß der Kanal eröffnet und dem Verkehr übergeben sei.

Fünfundzwanzigtausend Mann, die Besatzungen der Kriegsschiffe, standen in Parade an den Bordwänden oder auf den Raaen, ihre Hurras mischten sich mit den begeisterten Rufen der Zuschauer, während die Musik den Choral anstimmte: „Nun danket alle Gott!“ Ja, es waren das unbeschreiblich schöne, weihevolle Augenblicke, ein Jubel erfüllte die hochklopfenden Herzen, und unvergeßlich haben jene sich ihnen eingeprägt.

Der „Hohenzollern“ folgte der „Kaiseradler“ mit den Bundesfürsten an Bord und auch sie wurden mit enthusiastischen Zurufen begrüßt. Fühlte doch jeder Patriot bei dieser Gelegenheit, daß die deutsche Einheit kein leerer Wahn sei, sondern sich durch die Anwesenheit sämtlicher Herrscher glänzend dokumentierte, und gab deshalb diesem erhebenden Gedanken einen freudigen Ausdruck.

Nach dem „Kaiseradler“ passierten, von Westen kommend, noch der mächtige Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm II.“ mit hohen Gästen, sowie eine Reihe der fremden Kriegsschiffe, welche den ganzen Kanal durchfuhren, die Schleuse.

Nach ihrem Eintreffen fand eine Defiliercour der fremden Offiziere vor Seiner Majestät dem Kaiser an Bord der „Hohenzollern“ statt, und der erste Tag der Feier schloß mit einem solennen Ball in den Räumen der Marineakademie, die durch ein angebautes mächtiges Zelt vergrößert waren, um Platz für 3000 eingeladene Gäste zu schaffen.

Gegen 10 Uhr abends erschienen die Majestäten in Begleitung der Fürstlichkeiten, um sich ebenfalls an dem heitern Treiben zu erfreuen und danach das auf den Schiffen und dem gegenüber liegenden Ufer abgebrannte Feuerwerk anzuschauen. Leider brach gleichzeitig ein sehr schweres Gewitter mit heftigem Regen los, das die Wirkung beeinträchtigte; doch gewährte es ein eigentümliches Schauspiel, wenn durch die Raketengarben und Leuchtkugeln die zackigen Blitze fuhren, als wollte der Himmel sich auch an dem Feste beteiligen. Gegen Ende des Balles klärte es sich ab, das Sternenheer spiegelte sich in tausendfachem Geflimmer in den dunkeln Wassern des Hafens, die Luft war rein und erfrischend geworden und alles versprach schönes Wetter für den folgenden Tag.

Die Hoffnung trog nicht und herrlich brach der Morgen des 21. an, an dem der zweite Weiheakt, die Legung des Schlußsteins, stattfinden sollte. Um 10 Uhr waren die Tribünen Kopf an Kopf besetzt, um in Spannung der kommenden Dinge zu harren.

Auf der für die Schlußsteinlegung hergerichteten, mit Teppichbeeten, Boskets, Guirlanden und Flaggen geschmückten Plattform versammelten sich an der Rückseite die Fürstlichkeiten und hohen Würdenträger, und rechts und links hatten



Die „Hohenzollern" verläßt, gelegentlich der ersten Kaiserreise nach Rußland, mit dem Geschwader Kiel.

Ehrencompagnien der Garde-Grenadiere und der Matrosen-Abteilung Aufstellung genommen.

Kurz vor 11 Uhr brachte ein Boot der „Hohenzollern“ die drei ältesten Kaiserlichen Prinzen und mit dem Schlage 11 Uhr erschienen die Kaiserlichen Majestäten, mit nicht endenwollendem Jubel begrüßt.

Die Musik spielte den Präsentiermarsch und dann die Nationalhymne, die von allen Festteilnehmern entblößten Hauptes und stehend angehört wurde, worauf die feierliche Schlußsteinlegung erfolgte.

Der Reichskanzler verlas die in den Schlußstein zu legende Urkunde, die Handwerker setzten die Schlußplatte ein und Seine Majestät führte mit dem ihm vom Reichstagspräsidenten dargereichten Hammer die üblichen drei Schläge. Die Flagge am Leuchtturm senkte sich, als Zeichen, daß der große Akt beendet sei; die Festungsgeschütze auf Friedrichsort gaben es bekannt, sämtliche Kriegsschiffe fielen mit ihrem Salut ein, wiederum ertönte die Nationalhymne und brausende Hurra der Festteilnehmer erfüllten die Luft.

Nach dem Kaiser vollführte Ihre Majestät die Kaiserin die drei Hammerschläge, darauf der Kronprinz und die beiden ältesten Kaiserlichen Prinzen, dann Prinzregent Luitpold von Bayern, König Albert von Sachsen, der König von Württemberg und nach ihrem Range die übrigen Fürstlichkeiten, sowie die zur Teilnahme ausersehenen hohen Würdenträger.

Nach Vollziehung des Aktes begrüßte Seine Majestät die Fürsten und begab sich dann mit Ihrer Majestät der Kaiserin und den Prinzen an Bord der „Hohenzollern“.

Nachmittags 3 Uhr nahm der Kaiser mit sämtlichen Fürstlichkeiten auf der „Hohenzollern“ die Flottenparade ab, indem er langsam die Reihe der paradierenden Kriegsschiffe durchfuhr, und den Schluß des Tages bildete ein Festessen in der zu diesem Zwecke an der Südseite der Kanalmündung in der Form eines vollgetakelten Linienschiffes erbauten mächtigen Halle, in der 1300 geladene Gäste Platz fanden. Der Kaiser hatte mit den Fürsten, Ministern und dem Hofstaate auf dem erhöhten Halbdeck, die übrigen Gäste auf dem Deck des improvisierten Schiffes und die Musik auf der Back Platz genommen.

Nach Verlauf der Tafel erhob sich Seine Majestät und hielt mit mächtiger Stimme, die auch im fernsten Teile des großen Raumes jedes Wort klar verstehen ließ, die nachfolgende Rede:

„Mit Freude und Stolz blicke ich auf diese glänzende Festversammlung und zugleich im Namen meiner hohen Verbündeten heiße ich Sie als Gäste des Reiches herzlich willkommen. Innigen Dank sprechen wir aus für die Teilnahme, die uns bei Vollendung eines Werkes geworden, welches in Frieden geplant und in Frieden gekrönt, heute dem allgemeinen Verkehr übergeben ist. Nicht erst in unsern Tagen ist der Gedanke, die Nord- und Ostsee durch einen großen Kanal zu verbinden, entstanden. Weit zurück, bis in das Mittelalter hinein, finden wir Vorschläge und Pläne zur Verwirklichung des Unternehmens, und im verflossenen Jahrhundert wurde der Eiderkanal erbaut, der ein rühmliches Zeugnis für die Leistungsfähigkeit der damaligen Zeit ablegt,

doch, nur für den kleineren Schiffsverkehr bestimmt, den gesteigerten Anforderungen der Jetztzeit nicht mehr zu genügen vermochte.

Dem neubegründeten deutschen Reiche war es vorbehalten, die große Aufgabe einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen.

Mein verewigter Großvater, Kaiser Wilhelms des Großen Majestät, war es, der in richtiger Erkenntnis der Bedeutung des Kanals für die Hebung des nationalen Wohlstandes und der Stärkung unserer Wehrkraft nicht müde wurde, dem Plane des Baues einer leistungsfähigen Wasserstraße zwischen Nord- und Ostsee seine fördernde Teilnahme zuzuwenden und die mannigfachen Schwierigkeiten zu beheben, welche sich der Ausführung entgegenstellten. Freudig und vertrauensvoll folgten die verbündeten Regierungen des Reiches und nicht minder der Reichstag der kaiserlichen Initiative. Rüstig ging's vor acht Jahren ans Werk, das mit fortschreitender Ausführung in immer höherem Grade das öffentliche Interesse erweckte. Was die Technik vom hervorragenden Standpunkte ihrer Entwickelung hat schaffen können, was durch Eifer und Arbeitsfreudigkeit möglich war, was endlich zur Fürsorge für die zahlreichen, am Bau beteiligten Arbeiter nach den Grundsätzen der humanen Socialpolitik des Reiches gefordert werden konnte, ist an diesem Werke geleistet.

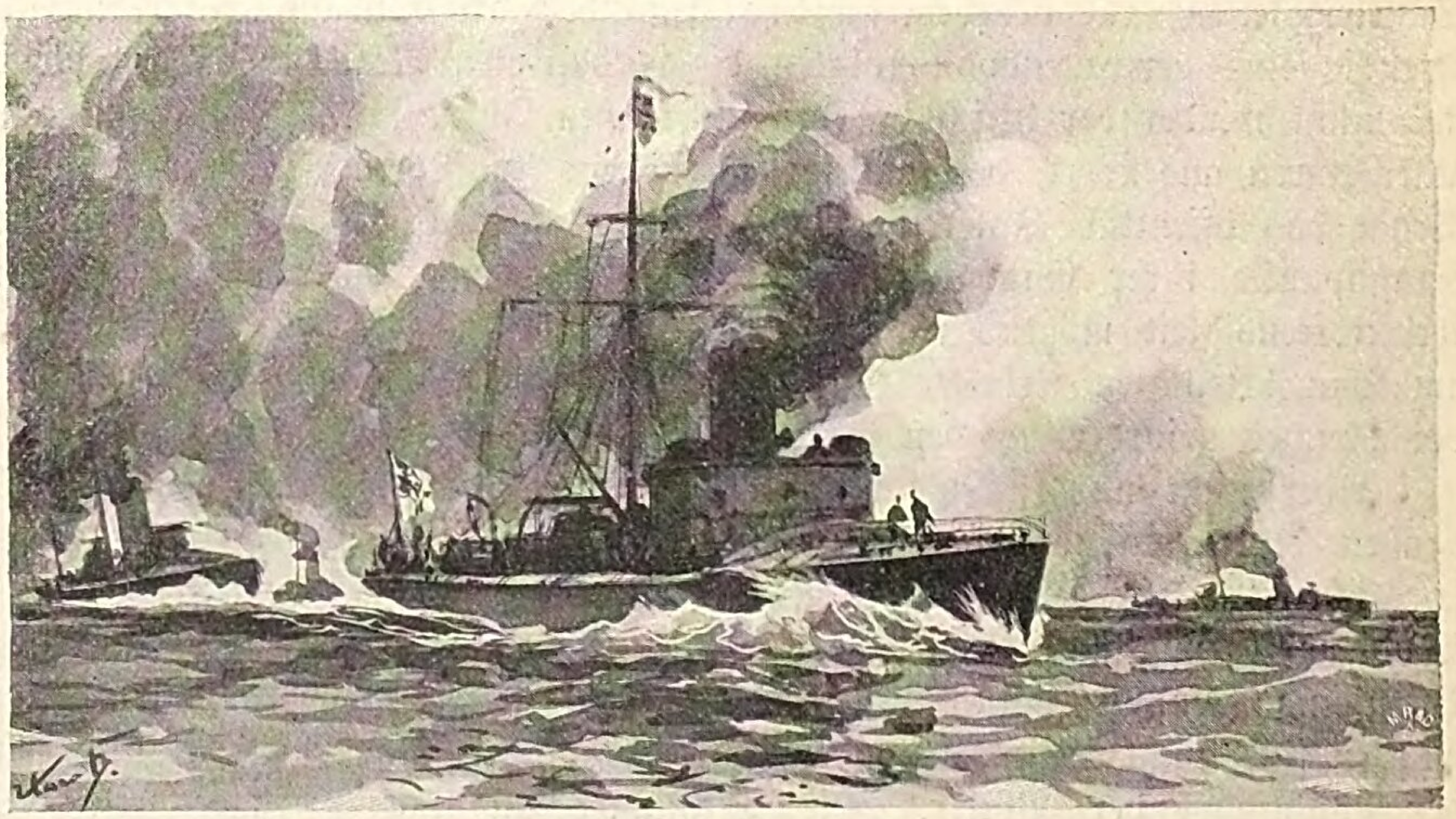
Aber nicht nur für die heimischen Interessen haben wir gearbeitet. Der großen Kulturaufgabe des deutschen Volkes entsprechend, öffnen wir dem friedlichen Verkehr der Nationen untereinander die Schleusen des Kanals. Zu freudiger Genugthuung wird es uns gereichen, wenn seine fortschreitende Benutzung Zeugnis dafür ablegt, daß die Absichten, von denen wir geleitet worden sind, nicht allein verstanden, sondern auch fruchtbar werden zur Hebung der Wohlfahrt der Völker. Die Teilnahme an unserer Feier seitens der Mächte, deren Vertreter wir unter uns sehen, deren herrliche Schiffe wir heute bewundert, begrüße ich um so lebhafter, jemehr ich darin die volle Würdigung unserer auf die Aufrechterhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen zu erblicken das Recht habe. Deutschland wird auch das heute inaugurierte Werk in den Dienst des Friedens stellen und sich glücklich schätzen, wenn der Kaiser Wilhelm-Kanal in diesem Sinne allezeit unsere freundschaftlichen Beziehungen zu den übrigen Mächten fördert und kräftigt.

Ich leere mein Glas auf das Wohl der uns befreundeten Souveräne und Mächte. Hurra, Hurra, Hurra!“

Jubelnd stimmten die Festgäste in den Ruf des Kaisers ein, dessen herrliche Friedensrede schon mehrmals von allgemeinen Bravos begleitet war, weil sie das aussprach, was die Zuhörer im Innersten fühlten.

Den Abschluß des Tages bildete ein Feuerwerk, wie es in solcher Pracht und Schönheit wohl auch noch nie dagewesen ist und einen feenhaften Anblick bot, dessen Zauber sich nicht beschreiben läßt. Eine Garbe von vielen hundert farbigen Raketen gab das Signal zum Beginne und wenige Augenblicke danach erstrahlten die Umrisse sämtlicher Schiffe, die Masten, Raaen, Schornsteine im Lichte von tausenden elektrischer Glühlampen, so daß man jedes Schiff in den unterscheidenden Formen und nach seiner Nationalität klar sehen konnte. Dann

erfolgte das Abbrennen der verschiedenen wunderbaren Feuerwerkskörper, wie man es nie zuvor gesehen und namentlich zeichnete sich darin das amerikanische Geschwader aus. Bald spieen seine Schiffe zu tausenden buntfarbige Leuchtkugeln aus, bald schien ihr Rumpf vollständig eingehüllt von wechselnden bengalischen Flammen, die das wunderbarste Farbenspiel erzeugten, während die Scheinwerfer wie Blitze bald hier, bald dort die Wasserfläche erleuchteten und ungezählte Raketen am dunkeln Himmel ihre flammenden Streifen zogen, so daß man sich nicht sattsehen konnte, und nur ein allgemeines staunendes Ah! die verschiedenen Erscheinungen begleitete.



Neues Torpedodivisionsboot.

Aber auch der Kaiser selbst überraschte seine Gäste durch ein ganz eigenartiges pyrotechnisches Kunststück, das hier zum erstenmale sich kundgab.

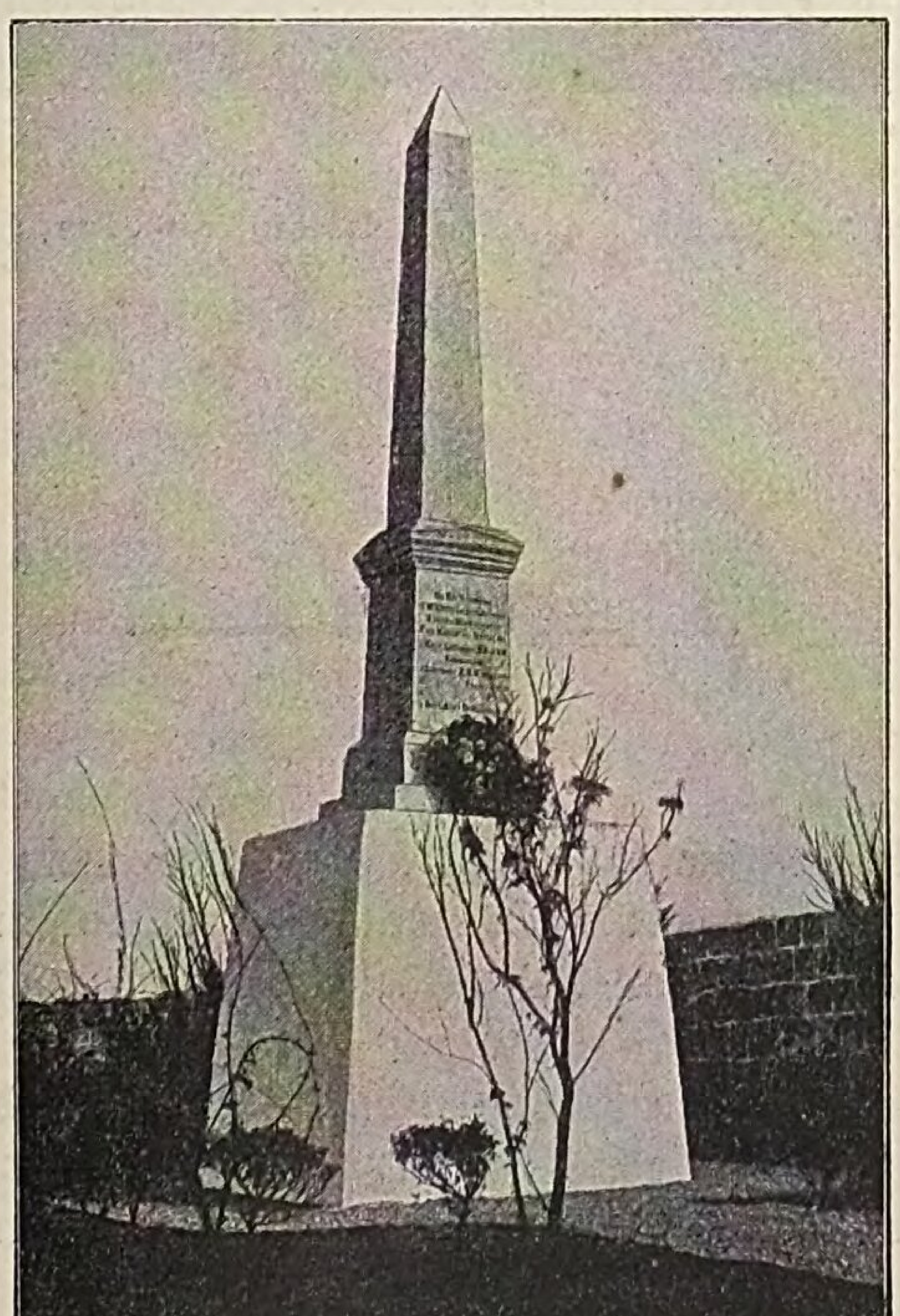
Plötzlich flammte eine Riesenfackel von mehreren Fuß Durchmesser und einigen 20 Fuß Höhe aus dem Wasser auf. Daneben sah man es wie feurige Schlangen unter Wasser dahinschießen, um eine Kaiserkrone, darunter ein W. und A. V. bilden und dann in fußhohen Flammen emporzüngeln. Es war eine neue Erfindung, griechisches Feuer, das der Kaiser hier vorführen ließ und das eine Wasserfläche von 1000 Quadratmeter in Gluten hüllte. Niemand konnte begreifen, wie dies möglich war, niemand hatte zuvor etwas Ähnliches gesehen, und die großartige Überraschung hatte vollständig ihren Zweck erreicht, wenn man auch späterhin den Zusammenhang erfuhr. Ein Riesenfloß war auf den Grund versenkt. Von einem in der Dunkelheit nicht sichtbaren Dampfer, welcher in Behältern eine bestimmte gasartige Flüssigkeit barg, führten Röhren zu diesem Floß, die mit kleinen Öffnungen versehen, die erwähnten Figuren bildeten. Der Dampfer pumpte jene Flüssigkeit in die Röhren und sie entzündete sich zu hoch auflodernder Flamme, sobald sie mit dem Wasser in Berührung kam. Alles dies bot ein zauberhaftes, unvergeßliches Schauspiel und war wohl die glanzvollste aller Festlichkeiten.

Der dritte Tag vollzog sich weniger rauschend, aber es gab Interessantes genug an dem außerhalb der Kieler Föhrde sich vollziehenden Flottenmanöver zu schauen, das der Kaiser selbst führte. Acht unserer größeren Panzer, ein Aviso, zwei Torpedobootdivisionen (18 Boote) und vier Schulschiffe nahmen teil daran; der Kaiser hatte sich auf dem „Kurfürst Friedrich Wilhelm" eingeschifft, während die Fürstlichkeiten auf der „Hohenzollern" an der Spitze von zahllosen begleitenden Privatdampfern dem militärischen Schauspiel beiwohnten.

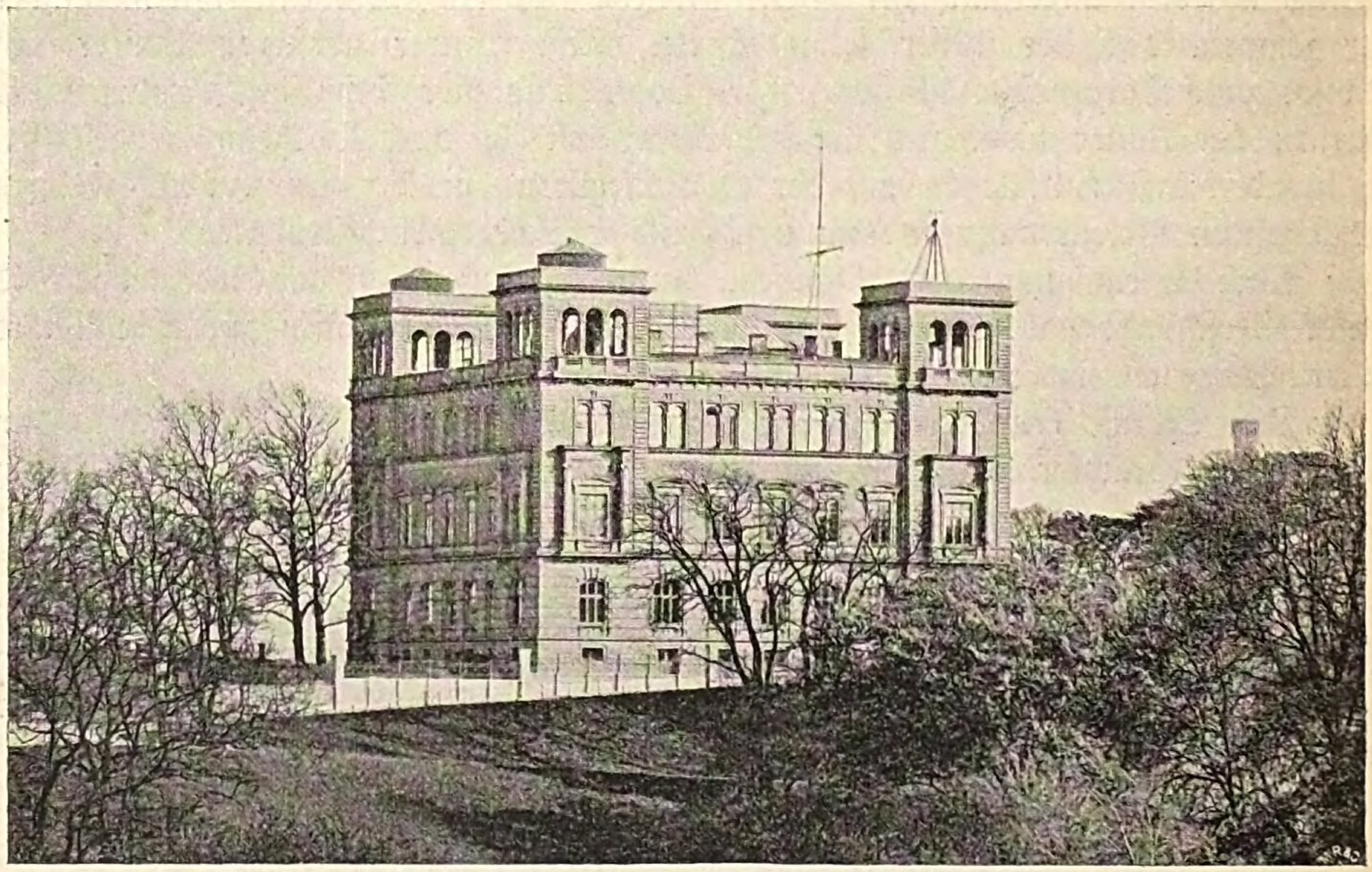
Nach Beendigung des Kampfes, der dem Zuschauer das lebendige Bild einer Seeschlacht gab, dampften sämtliche Schiffe in den Hafen zurück, um ihre alten Plätze einzunehmen.

Den Schluß der drei festlichen Tage bildete ein von der Stadt Kiel dem Kaiser dargebrachter Fackelzug, an dem sich 5000 Personen aus allen Ständen und Korporationen beteiligten.

Damit endete die großartige Feier, die in allen ihren Teilen auf das glänzendste und würdigste verlaufen und auch nicht durch den leisesten Mißton gestört war. So möge dieselbe eine gute Vorbedeutung für die Zukunft sein und möge diese sich noch für lange Zeit so friedlich gestalten, wie der Kaiser und wir alle mit ihm hoffen.



Denkmal für die Toten des „Iltis".



Die deutsche Seewarte in Hamburg.
Nach einer photographischen Aufnahme von Strumper & Comp., Hamburg.

Die deutsche Seewarte.

Als ein von der Marine abhängiges, aber nicht allein für sie, sondern für die gesamte deutsche Schiffahrt und in zweiter Reihe auch für die Allgemeinheit und die Landwirtschaft wichtiges Institut ist schließlich noch die deutsche Seewarte zu erwähnen.

Die Hauptaufgabe derselben besteht darin, die Kenntnisse der Naturverhältnisse des Meeres, soweit diese für die Schiffahrt von Interesse sind, sowie die Kenntnis der Witterungserscheinungen an den deutschen Küsten zu fördern und zur Sicherung und Erleichterung des Schiffahrtsverkehrs zu verwerten.

Die nautische Meteorologie sowie die physikalische Erforschung des Meeres ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft und wurde zuerst Ende der vierziger Jahre systematisch in die Hand genommen. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas begannen damit, es wurde ein hydrographisches Bureau gegründet, an

dessen Spitze der bewährte Physiker Lieutenant zur See Maury trat, und die Erfolge für die Schiffahrt zeigten sich bald als so bedeutende, daß England unter Admiral Fitzroy und Holland unter dem bekannten Meteorologen Professor Buys Ballot dem gegebenen Beispiele folgten und ebenfalls solche staatliche Anstalten errichteten.

In Deutschland traten unsere zerrissenen staatlichen Verhältnisse bis zum Jahre 1866 einer Nachahmung entgegen; nach der Gründung des Norddeutschen Bundes unternahm es jedoch der frühere Navigationsdirektor in Elsfleth, von Freden, auf eigene Kosten in Hamburg eine norddeutsche Seewarte zu gründen und die deutschen Schiffskapitäne für die Mitarbeit zu interessieren, ohne welche die Durchführung des Unternehmens nicht möglich gewesen wäre.

Diese Seewarte ging nach Aufrichtung des deutschen Reiches in dessen Hände über, wurde 1875 als deutsche Seewarte konstituiert und der Kaiserlichen Admiralität unterstellt. An ihre Spitze trat der hervorragende Hydrograph und Meteorologe Geheime Admiralitätsrat Neumayer, der bis dahin in Melbourne thätig war und unter dessen ausgezeichneter Leitung sich das Institut, für welches das Reich 1881 in Hamburg ein eigenes den Anforderungen entsprechendes Gebäude errichtete, zu einer Höhe emporhob, die ihm in der ganzen Welt einen ehrenvollen Ruhm erwarb.

Ein Stab von 22 wissenschaftlich hoch gebildeten Männern steht dem Direktor zur Seite, und die Leistungen sind deshalb besonders wertvolle.

Die Anstalt ist mit den besten Instrumenten ausgerüstet, besitzt eine Seekartensammlung von über 1200 Stück, eine Bibliothek von nahe 16000 Bänden, darunter die des berühmten Professor Dove von 2000 Bänden, welche ein überaus wertvolles, Meteorologie und Physik der letzten 50 Jahre umfassendes Material darstellt, und die vom Reich für die deutsche Seewarte angekauft ist.

Von letzterer hängen 70 an der deutschen Küste eingerichtete Agenturen und Signalstellen ab und sie steht mit 26 deutschen sowie 61 ausländischen über ganz Europa verteilten Stationen in telegraphischer Verbindung, von denen sie täglich morgens 8 Uhr und teilweise auch noch nachmittags Berichte über die dortige Wetterlage erhält.

Die Anstalt umfaßt vier wissenschaftliche Abteilungen. Die erste derselben beschäftigt sich hauptsächlich mit der Pflege der maritimen Meteorologie. Um dieselben fruchtbringend für die Sicherung des Schiffsverkehrs zu machen, ist es aber vor allem notwendig, daß zahlreiche intelligente Mitarbeiter vorhanden sind, welche durch regelmäßige und systematische Beobachtungen auf den verschiedenen Meeren das erforderliche Material liefern. Es ist nun sehr erfreulich, daß sich unter den deutschen Schiffsführern sehr bald die Überzeugung Bahn gebrochen hat, welchen Nutzen sie für ihr Fach selbst durch die Forschungen der Seewarte ziehen, und daß sie infolgedessen die von ihnen gewünschte Hilfe gern leisten. Wie sehr ihr Interesse an der Sache wächst, geht aus einer Vergleichung der von ihnen geführten und der Seewarte eingereichten meteorologischen Journale hervor. 1873, im Gründungsjahre der Anstalt, betrug deren Zahl allein von

deutschen Handelsschiffen 111, im Jahre 1879 — 196 und 1888 — 295. Im Jahre 1896 dagegen belief sich dieselbe von Handels- und Kriegsschiffen auf 839 mit 388168 Beobachtungssätzen, welche sich fast über alle Meere der Erde verteilten.

Als Gegenleistung für diese Arbeiten erhalten die Kapitäne der Handelsmarine alle Vorteile, welche das Institut gewähren kann, unentgeltlich. Ihre sämtlichen Instrumente werden geprüft, Benutzung der Bibliothek und Kartensammlung stehen zu ihrer Verfügung; man erteilt ihnen schriftlichen und mündlichen Rat für ihre Reisen, sie werden in der Lehre von der Deviation der Kompasse unterrichtet und die besten Leistungen durch Prämien von Uhren, Atlanten, Bücherwerken, goldenen und silbernen Medaillen ausgezeichnet. Da gute und verwertbare Beobachtungen notwendig nur mit guten Instrumenten ausgeführt werden können, so gibt die Seewarte solche aus ihren Beständen leihweise an die Kapitäne ab und 1896 waren es nicht weniger als 211 Schiffe, welche auf diese Weise Instrumente geliehen erhielten.

Diese Journale werden nun nach Eingang sofort auf die Brauchbarkeit der Beobachtungen geprüft, ein kurzer Reisebericht über die auf der Route angetroffenen Wind- und Strömungsverhältnisse nebst sonstigen bemerkenswerten Umständen entworfen und derselbe in den Annalen der Hydrographie veröffentlicht, um den Kapitänen Gelegenheit zu geben, ihre Reise mit denjenigen zu vergleichen, welche unter ähnlichen Verhältnissen denselben Weg machten. Später werden dann diese Reiseberichte geordnet, mit Erläuterungen versehen und am Schlusse des Jahres in einem Bande vereinigt, der den Titel „Der Pilot“ führt und jedem Mitarbeiter unentgeltlich verabfolgt wird.

Weiterhin werden die Beobachtungen auf See dahin verwertet, daß aus ihnen eine Übersicht der Witterungszustände auf dem Nordatlantischen Ocean zusammengestellt und monatlich veröffentlicht wird, welche wichtige Anhaltspunkte für die auf Reisen befindlichen Schiffe über etwaige Unfälle auf See, Eisverhältnisse und dergl. geben. Auch über das Verhalten und die Fortpflanzung der atmosphärischen Depressionen auf dem Ocean, bevor sie Europa berühren, geben diese Berichte Auskunft.

Außerdem bearbeitet und veröffentlicht die I. Abteilung Darstellungen der physikalischen, meteorologischen und magnetischen Verhältnisse der Meere und endlich werden die Beobachtungen zur Konstruktion von synoptischen Kartenwerken benutzt, welche die Seewarte in Verbindung mit dem dänischen meteorologischen Institute herausgibt. Die Thätigkeit der zweiten Abteilung erstreckt sich mit Ausnahme der Thermometer auf Beschaffung und Prüfung der Instrumente, deren Sammlung sie unter sich hat, sowie auf Anwendung der Lehre vom Magnetismus auf die praktische Navigation. Bei der immer stärker hervortretenden Vermehrung des Eisens beim Bau und der Ausrüstung der Schiffe spielt die Ablenkung der Magnetnadel durch das eingebaute Metall, die man Deviation nennt, eine Rolle und für die Sicherung der Fahrt muß derselben eine große Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Auf unseren Kriegsschiffen geschieht dies von seiten der Marine und die Bestimmung der Deviation folgt in kurzen Zwischenräumen, da dieselbe Schwan-

kungen unterworfen ist, sich mit der geographischen Breite oder aus andern Ursachen ändert und deshalb stets kontrolliert werden muß.

Für die Handelsmarine untersucht die Seewarte die Deviation der Kompasse der Schiffe bei ihrem Fortgange aus Deutschland und sind zu diesem Zwecke in den verschiedenen Häfen die nötigen Einrichtungen getroffen; ebenso werden die Kompasse selbst auf ihre Brauchbarkeit sowie auf ihre richtige Aufstellung an Bord geprüft. Die spätere Änderung müssen die Kapitäne, welche von den Beamten der Seewarte darüber belehrt werden, selbst überwachen und während der Reise bestimmte Deviationsjournale führen, deren Ergebnisse dann die Anstalt für die Allgemeinheit nutzbar macht.

Die Prüfung der nautischen und meteorologischen Instrumente hat den Zweck, nicht nur deren Fehler festzustellen und zu verbessern, sondern auch auf die Güte ihrer Herstellung einzuwirken und die Fabrikanten zur Lieferung guter Sachen anzuspornen.

Diese Prüfungen umfaßten im Jahre 1896 135 Sextanten und Oktanten, 110 Kompasse, 575 Barometer, 1515 Thermometer und 203 Positionslaternen, welche die Schiffe nachts zur Vermeidung von Zusammenstößen führen müssen.

Der dritten Abteilung liegt die Witterungskunde, Küstenmeteorologie und das Sturmwarnungswesen ob und sie vermittelt auch die tägliche Wettertelegraphie an die öffentlichen Blätter. Die Witterungstelegramme gehen morgens von 87, nachmittags von 22 in- und ausländischen Stationen ein, werden sofort in Tabellen eingetragen und in Karten niedergelegt. Der Vergleich mit den früheren Karten läßt dann die Verschiebungen hohen und niederen Luftdruckes und ebenso die Gebiete der Erwärmung und Erkaltung hervortreten und gestattet einen Schluß auf die mutmaßliche Änderung der Wetterlage.

Das Gebiet der Sturmwarnungen für unsere Küste wird mit besonderer Sorgfalt gepflegt. Bei herannahenden Stürmen wird dies an 45 Küsten- und außerdem 30 Provinzialsignalstellen telegraphiert. Letztere sind von den einzelnen Provinzen errichtet, erstere unterstehen der Seewarte. Die Kombinationen aus zwei schwarzen Kegeln, gerade oder verkehrt gezeigt, sowie zwei Flaggen und einer Kugel, an den Signalstellen geheißt, sagen den Küstenbewohnern, aus welcher Richtung rc. der betreffende Sturm erwartet wird. Ungefähr 80 % der Sturmwarnungen treffen durchschnittlich zu.

Außer den täglichen Wetterberichten, die auch für die Landwirtschaft entsprechenden Nutzen gewähren, veröffentlicht die III. Abteilung noch meteorologische Monats- und Jahresberichte, sowie alle fünf Jahre eine Zusammenstellung der letzteren.

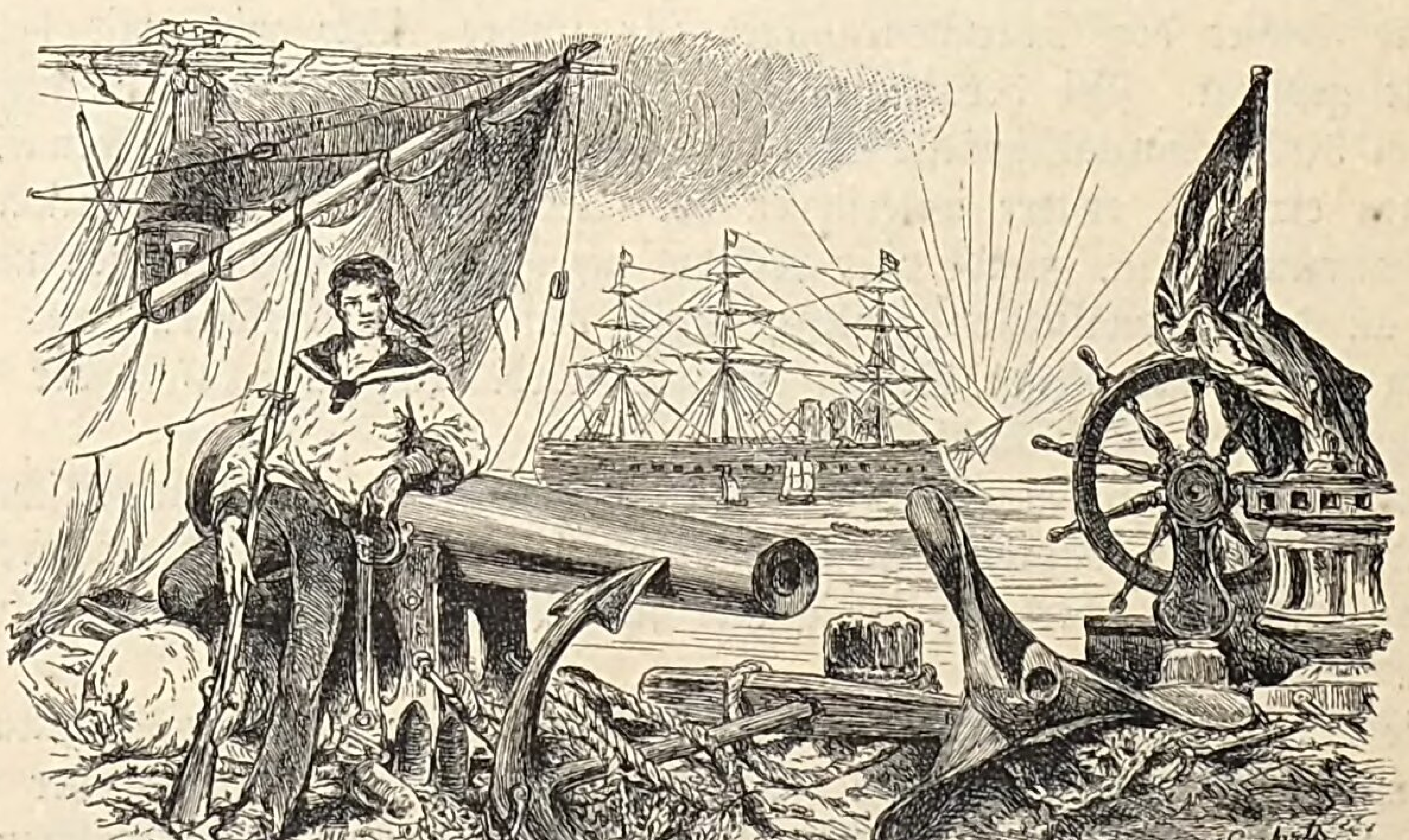
Die IV. Abteilung endlich umfaßt das Chronometer-Prüfungs-Institut. Die Chronometer sind höchst wichtige Instrumente für die Bestimmung der geographischen Länge, welche mit der viel leichter zu findenden geographischen Breite zusammen den Schiffsort ergibt. Sie geben die Zeit für den ersten Meridian von Greenwich an, aus der man durch Vergleichung mit der an Bord aus Gestirnsbeobachtungen berechneten Schiffszeit die geographische Länge erhält.

Sie sind aber immer Uhren und Menschenwerk, und wenn sie auch noch so sorgsam gearbeitet sind, werden sie stets kleine Gangfehler aufweisen, die, wenn man sie nicht kennt, bald recht große Längenfehler ergeben können.

Es ist deshalb sehr wichtig, die Chronometer auf das eingehendste zu prüfen, um sowohl den Fabrikanten Gelegenheit zu geben, die Konstruktion zu verbessern, als auch die Schiffe mit guten brauchbaren Uhren auszustatten, die einen möglichst gleichmäßigen Gang bei den Schwankungen des Schiffes und den verschiedenen Temperaturen behalten und deren täglicher Fehler bekannt ist. Dies geschieht nun seitens der Seewarte in der umfassendsten Weise und für die deutschen Chronometerfabrikanten findet außerdem eine sich über mehrere Monate erstreckende Konkurrenzprüfung statt, welche nicht wenig dazu beigetragen hat, diesen Industriezweig im Laufe der Jahre ganz bedeutend zu vervollkommnen.

Im Jahre 1896 wurden 43 Chronometer von Handelsschiffen, 10 von wissenschaftlichen Instituten und 5 von der Marine geprüft. An der Konkurrenzprüfung beteiligten sich 7 deutsche Fabrikanten mit 32 Chronometern. Davon erhielten 6 das Prädikat „vorzüglich“, 15 „sehr gut“, 6 „gut“ und 5 „genügend“.

Man sieht aus dem Obigen, nach wie verschiedenen Richtungen die Seewarte für unsere Schiffahrt ersprießlich wirkt. Durch ihre Leistungen, welche alljährlich in einem Berichte „Aus dem Archiv der deutschen Seewarte“ eingehend veröffentlicht werden, hat sie sich auch im Auslande einen sehr geachteten Namen erworben, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß sie bei dem Fleiße, der Gründlichkeit, der Wissenschaftlichkeit ihres Direktors, des Geheimen Admiralitätsrates Neumayer und ihrer leitenden Persönlichkeiten jenen Ruf nicht nur bewahren, sondern ihn stets erhöhen und an die Spitze ähnlicher Institute treten wird.



Das Leben an Bord.

(Seebilder.)



Abfahrt.

Es ist ein kalter, trüber Novembermorgen. Der nasse Nebel dringt mit eisiger Kälte bis auf die Haut und läßt jeden, den nicht unabweisliche Geschäfte zum Ausgehen nötigen, das behagliche Zimmer aufsuchen. Nur am Bollwerk des Hafens herrscht reges Leben. Eine Menge Boote befördern Passagiere zwischen dem Lande und Sr. Maj. Fregatte „Seestern", die seefertig in der Mitte des Hafens liegt. Der „blaue Peter", das Zeichen der Abfahrt, weht vom Vortop, die Boote sind eingesetzt, und nur ein Kutter, sowie des Kapitäns Gig sind noch zu Wasser. Ersterer liegt bemannt längseit, um die Taue loszumachen, letztere am Bollwerk, um den Kapitän zu erwarten.

Der erste Offizier mißt mit ungeduldigen Schritten das Hinterdeck. Dieselben sind seit einer Stunde an Schnelligkeit und Größe in geometrischer Progression im Wachsen und können als Barometer für seine Gemütsstimmung dienen. Er wartet mit Schmerzen auf die Ankunft des Kapitäns und wünscht in Ermangelung eines andern Gegenstandes, an dem er sich Luft machen kann, alle männlichen

und weiblichen Besucher, die sich über die Fallreepen drängen, zum Kuckuck. Sie kommen, um hier noch einem Bekannten die Hand zu drücken oder dort einen zärtlichen Abschied zu nehmen. Einzelne führt auch wohl ein schwacher Hoffnungsschimmer an Bord, daß die weichere Stimmung der Gemüter beim Abschiede von der Heimat für mögliche Bezahlung ihrer Rechnung sich günstig erweisen möge.

Was gehen jedoch alle diese Motive den ersten Offizier an? Er hat keine Verwandten, die ihm die Hand drücken, keine Braut, die mit nassen Augen an seinem Halse hängt. Ebensowenig hat er aber auch unbezahlte Rechnungen, und für ihn existiert daher nur die Thatsache, daß jeder Besucher eine Portion Schmutz mehr auf das sorgsam gescheuerte Schiff schleppt, — der größte Kummer, der einem ersten Lieutenant widerfahren kann, namentlich aber unserm Freunde, dem mit dieser wichtigen Stellung auf Sr. Maj. Fregatte „Seestern“ bekleideten Kapitänlieutenant Kurzspleiß.

Er ist das vollendete Bild eines Seemanns. Jedermann an Bord weiß dies und achtet ihn deshalb. Im Dienste ist er sehr streng und kein Freund von vielen Worten. Kadetten und Mannschaft fürchten ihn und selbst die Offiziere treten unwillkürlich nach Backbordseite, wenn er am Steuerbord spazieren geht, und die Zahl seiner Schritte hundertzwanzig in der Minute übersteigt. Er ist Junggeselle und ein entschiedener Weiberfeind. Seine einzige Liebe ist sein Schiff. Er hält es wie einen Putzkasten und jeder Fleck ist ihm ein Dorn im Auge. Sein Schiff ist seine Welt; mit der andern hat er abgeschlossen, als der blaue Peter geheißt wurde. So lange die Reise dauert, geht er freiwillig nur in Gesellschaft des Großmastes von Bord.

„Kattblock“! ruft er dem diensthabenden Steuermannsmaat zu, der sich seit einer Viertelstunde vergebens bemüht, die Gläser des Fernrohres mit dem Zipfel seines feuchten Halstuches zu reinigen.

„Zu Befehl, Herr Kapitänlieutenant!“ erwidert dieser, die Mütze lüftend.

„Noch nichts zu sehen?“

„Nein, die Gig liegt noch an der Treppe.“

„Hol der Henker die Gig!“ brummt Kurzspleiß und nimmt seinen Marsch wieder auf.

„Zu Befehl!“ entgegnet der Unteroffizier, dem diese Redensart geläufig ist, wenn er mit Vorgesetzten spricht und nimmt die fruchtlosen Reinigungsversuche wieder auf.

In der Batterie erblickt man die verschiedensten Gruppen. Mit Ausnahme der Posten ist die Mannschaft wegen der nassen Witterung unter Deck gepfiffen und tummelt sich in der Batterie oder im Hängemattendeck. Weinende Mütter und Bräute, besorgte Väter und Brüder, lustige Kameraden von andern Schiffen, unbezahlte Schneider und Waschfrauen, die vergebens nach ihren losen Schuldnern fragen und suchen, wogen durcheinander und bieten ein buntes Bild von lebhafter Färbung. Hier bringt eine zärtliche Großmutter ihrem Enkel, einem neu eingestellten Schiffsjungen, einen Korb mit Leckereien, die er sich bis zu seinem Geburtstage, der in den Mai fällt, verwahren soll. Sie gibt ihm gute Regeln auf den Weg, deren hauptsächlichste darin besteht, sich vor nassen Füßen zu hüten und

nicht auf die Masten zu klettern. Während der Junge mit halbem Ohr auf die allerdings schwer auszuführenden Ermahnungen hört, schielt er mit lüsternem Blicke nach dem Korbe und führt im Geiste eine neue Kalenderordnung ein, bei der der zehnte Mai unmittelbar auf den fünfzehnten November folgt.

Dort läßt sich eine untröstliche Putzmacherin von ihrem Geliebten, dem Bottelier, zum zehntenmale den Schwur der Treue wiederholen. Der Bootsmann ohrfeigt einen Offizierburschen, der mit einer Kanne heißen Kaffees gegen ihn läuft und ihm die Füße verbrennt, während der Krankenwärter auf den Kochsmaat schimpft, der die Krankensuppe mit Brackwasser gekocht hat. Ein halbes Dutzend Schiffsjungen jagt hinter ein paar Schweinen, die ihrem Behälter entsprungen sind und quiekend den Leuten zwischen den Beinen durchfahren.

Hinter dem Großmast spazieren in lebhafter Unterhaltung begriffen — die Badegäste. Zu ihnen gehören alle diejenigen Bewohner der Offiziermesse, welche keine Seeleute von Beruf sind, wie Ärzte, Prediger 2c. Mehrere von ihnen machen ihre erste Reise, und es harren ihrer noch manche Unbequemlichkeiten. Ihre Unbekanntschaft mit dem Leben an Bord, die für jeden Nichtseemann lästige Schiffsetikette, die vielfachen neuen Erscheinungen geben reichlichen Stoff zu Neckereien seitens der Seeleute und bringen die Badegäste häufig in tragikomische Lagen.

Am lebhaftesten unter ihnen benimmt sich Dr. Salomo, der sehr gern streitet. Er ist früher noch nicht an Bord gewesen und weiß daher nicht, daß es gegen die Regeln der Schiffsordnung verstößt, laut zu sprechen. Heute bei so ungewöhnlichen Verhältnissen macht ihn jedoch noch niemand darauf aufmerksam.

„Gig kommt!“ meldet Kattblock dem wachhabenden Offizier und belohnt sich für diese Anstrengung mit einem frischen Stück Tabak, welches ihm das Aussehen gibt, als leide er an einem Zahngeschwür.

Der Wachhabende überbringt die Meldung dem ersten Offizier, auf dessen Schritte dieselbe sehr mäßigend einwirkt; er läßt die Fallreepstreppe in Ordnung bringen und die Seesoldaten in das Gewehr treten. Die Pfeife des wachhabenden Bootmannsmaat ertönt mit einem endlosen Triller in die Großluke hinunter, und dem Signal folgt eine Totenstille im ganzen Schiff.

„Seesoldatenwache an Deck, Fallreepsjungen!“ ruft der Unteroffizier im kräftigsten Baß, daß es im fernsten Winkel des Schiffes verständlich wird. In fliegender Eile stürzen die Gerufenen auf das Deck, und jedermann an Bord weiß aus dem Befehl, daß der Kapitän kommt, da nur vor diesem die Wache in das Gewehr tritt.

Jetzt ist die Gig an Bord, der erste und der wachhabende Offizier stehen mit Hut und Säbel am Fallreep, der Bootsmann pfeift die Seite, die Wache faßt das Gewehr an, und der Kapitän betritt das Deck.

Alle Anwesenden lüften ehrerbietig die Kopfbedeckung, und ein freundlicher Gruß des allseitig geliebten und geachteten Führers dankt für die erwiesenen, wenngleich ihm zuständigen Ehrenbezeugungen.

„Ist das Schiff klar?“ wendet er sich an den ersten Offizier.

„Klar zum Anker lichten!“ erwidert dieser.

„Dann bringen Sie heute gefälligst das Schiff unter Segel, Kapitänlieutenant Kurzspleiß, und sagen mir, wann der Lotse von Bord geht; ich muß noch einen Bericht fertigen."

„Zu Befehl!" erwidert der Angeredete, vertauscht seinen Hut mit der Dienstmütze, legt den Säbel ab und besteigt die Kommandobank. Ein Kadett wird in die Messe geschickt, die Offiziere von dem bevorstehenden Manöver zu benachrichtigen, und diese begeben sich ungesäumt auf ihre verschiedenen Stationen.

Der Bootsmann mit seinen Maaten hat sich bereits an den Luken aufgestellt, als das Kommando erschallt:

„Alle Mann auf, klar zum Anker lichten!"

Sechs scharfe Pfiffe schrillen und sechs furchtbare Bässe wiederholen unisono den gegebenen Befehl, der wie ein elektrischer Schlag auf die Mannschaft der Fregatte wirkt. Alles fliegt mit Windeseile die Treppe hinauf, die Topsgasten entern in die Marsen, und das Gangspill wird bemannt. Das Musikcorps holt seine Instrumente, um mit lustigen Klängen das Aufwinden des Ankers zu begleiten, und jedermann nimmt den für dies Manöver angewiesenen Posten ein.

„Kutter weg, Leinen los!" kommandiert der erste Offizier.

„Zu Befehl!" antwortet die jugendliche Stimme des bei dem naßkalten Wetter fast verklommenen Bootskadetten.

Der Kutter rudert nach den Pfählen, wirft die Taue los und wird darauf mit der Gig an den Kränen aufgeheißt.

„Licht Anker, Fremde von Bord!" folgt nun als zweites Kommando.

Die Musik spielt eine heitere Weise, die Matrosen marschieren in gleichmäßigem Takte um das Gangspill, und die schwere Ankerkette hebt sich Glied für Glied aus dem Wasser.

Unterdessen drängen sich die Fremden, die je nach ihrem Alter und Geschlecht mehr oder minder freundlich vom Stabswachtmeister zum Fortgehen ermahnt werden, über das Fallreep in die Boote. Hier und dort stiehlt sich ein einzelner von seiner Station, um ein letztes Lebewohl zu sagen, und die Vorgesetzten wenden den Kopf, um diesen Bruch der Mannszucht nicht zu bemerken. Manche Thräne entquillt dem Auge der scheidenden Mutter, deren geliebter Sohn sich jetzt auf unbestimmte Zeit dem tückischen Meer anvertraut; mancher schmerzliche Seufzer entringt sich der Brust bei dem Gedanken, daß er ihr vielleicht für immer entrissen wird.

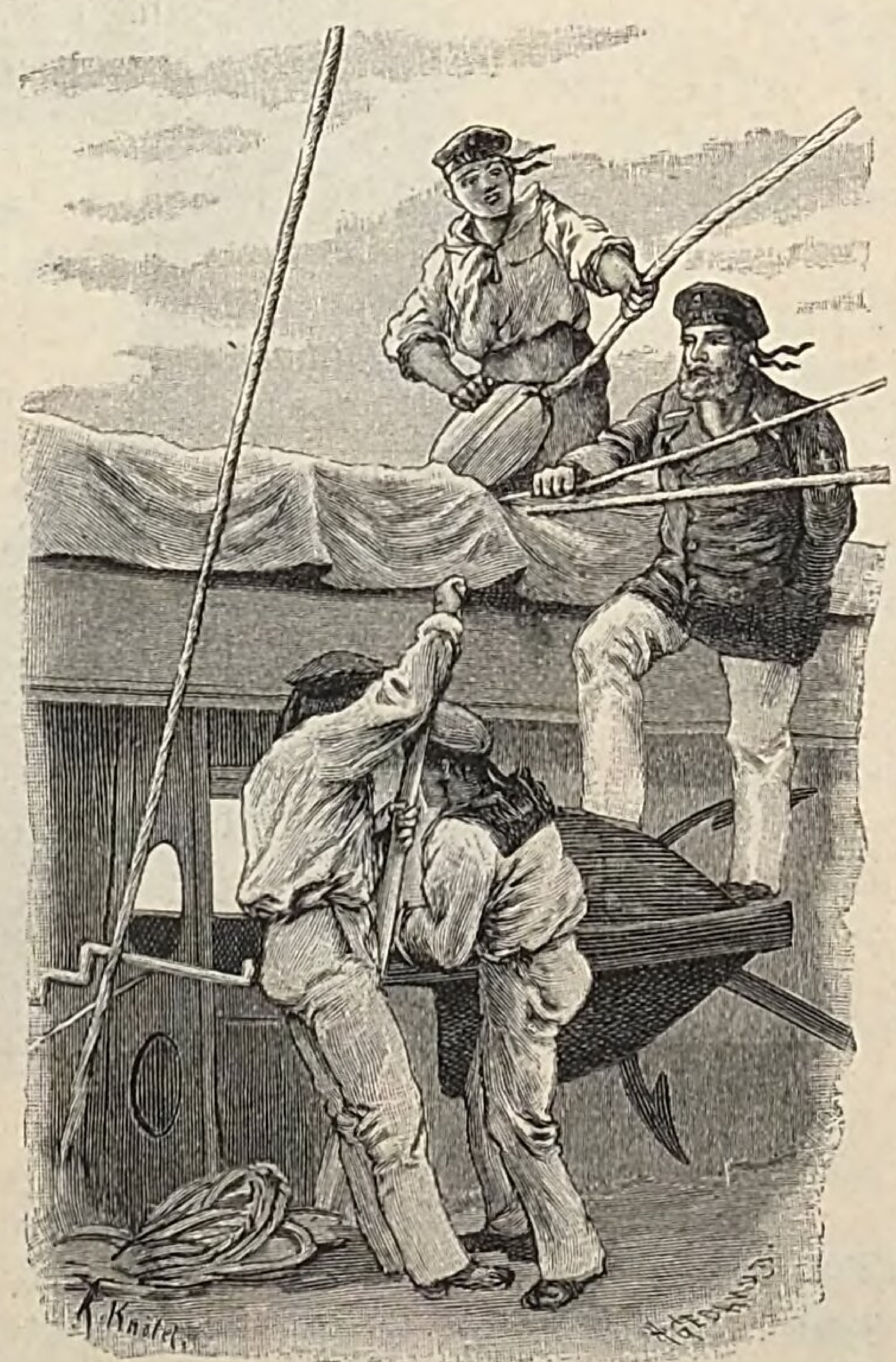
Und wer in dem Buche des Schicksals zu lesen vermöchte, der würde sehen, wie so mancher kräftige Jüngling, der jetzt in heiterm Jugendmut der Heimat Lebewohl sagt und mit fröhlichem Blick in die Zukunft schaut, nimmer zum Vaterhause zurückkehren wird. Er würde sehen, wie er fern von all den Seinen am fremden Strande zur ewigen Ruhe gebettet wird, hingerafft von dem tödlichen Hauche eines giftigen Klimas, ohne daß eine liebende Hand sich kühlend auf seine brennende Stirn legt und seine glühende Zunge mit einem Tröpfchen Wasser letzt. Oder wie die Wogen ihn als Opfer fordern und seine Gebeine, statt in geweihter Erde, auf tiefem Meeresgrunde bleichen, bekränzt von Koralle und weißem Sand.

Doch fort mit den traurigen Bildern! Die Fremden sind von Bord, und das letzte Boot stößt ab.

Ein gellender Pfiff unterbricht die Musik und den taktmäßigen Marsch der Matrosen am Spill.

„Der Anker ist auf und nieder!“ meldet der Offizier auf der Back, und das Kommando „Segel los!“ ist die Antwort.

Im Nu wimmeln die Wanten von Blaujacken. Wetteifernd sucht jeder dem andern vorbeizulaufen, wobei die Matrosen das bequeme Soldatenloch aus Ehrgefühl verschmähen und den mühsamen Weg um die Marsen vorziehen. Bald drängt sich auf den Raaen Kopf an Kopf. Im Umsehen sind die Beschlagzeisinge gelöst, und auf „Fallen Segel!“ entfalten sich die weißen Leinwandmassen in den Lüften. Die Mars- und Bramsegel werden gesetzt, die Raaen ins Kreuz gebraßt und eine gewaltige Segelfläche bedeckt jetzt die Takelage des Schiffes, wo vor einer Minute dem Auge sich nur schmale Linien symmetrisch gestellter Raaen boten. Zugleich sind auch die Mannschaften schon wieder an Deck gekommen und nur die in den Marsen postierten Matrosen, die Topsgasten bleiben oben. Die Musik beginnt wieder zu spielen, der Anker wird vollends gelichtet und aufgesetzt, der Klüver geheißt, und das Schiff beginnt sich langsam zu drehen. Die Hintersegel füllen, die Vorraaen werden umgebraßt und bald schwellen alle Segel in bauchiger Rundung. Vor dem Bug kräuselt sich schäumend das Wasser, das Schiff gehorcht dem Ruder und der treibenden Kraft des Windes, und schneller durchschneidet sein scharfer Kiel die Fluten.

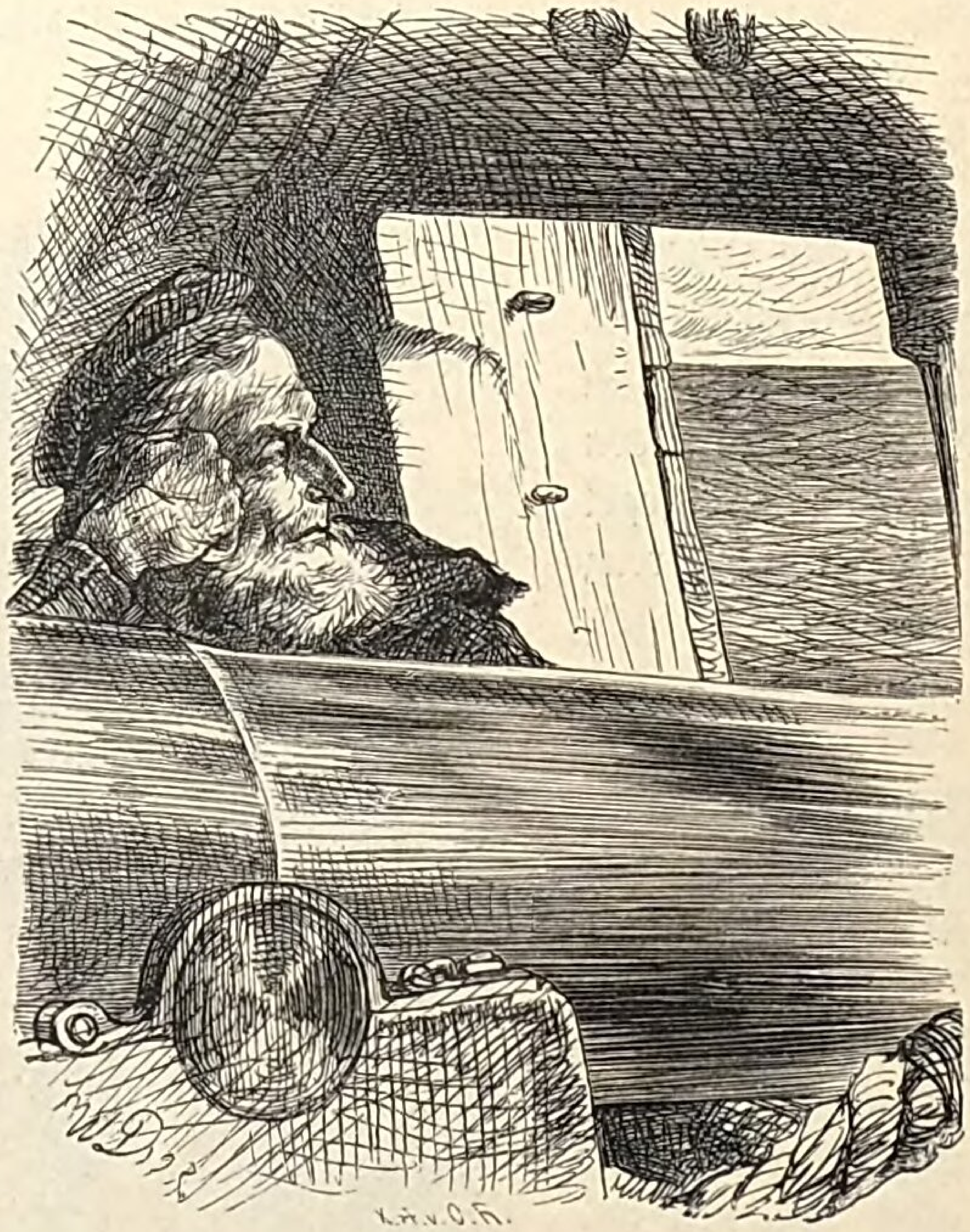


Aufsetzen des Rüstankers.

Da wimmelt es noch einmal in den Wanten von Blaujacken, da drängt sich noch einmal Kopf an Kopf in der Takelage. Diesmal geschieht es jedoch ohne Befehl; es ist eigener Antrieb, und drei donnernde Hurras, als letzter Abschiedsgruß an die Heimat, hallen dem Lande zu, das sich mit wachsender Schnelligkeit entfernt. Schon sind die Züge der am Ufer Stehenden nicht mehr zu erkennen, das Wehen weißer Tücher bildet noch die einzige Brücke der Gedanken zwischen Schiff und Land, doch bald verschwindet auch dies im Nebel.

Wind ist günstig; Felder, Dörfer, Auen fliegen mit Blitzesschnelle vorüber, und die Fregatte schießt durch die schmutzig-gelblichen Wellen des Flusses, als zöge eine geheimnisvolle Macht sie zu den kristallhellen Azurfluten des Oceans.

Jetzt wandert das äußerste Feuerschiff vorbei. Als letzter verlorener Posten des Landes schwebt es einsam auf den Gewässern, zur Gesellschaft nur den Sturm und die Möven, die schreiend seine kahlen Masten umkreisen.



„Segler voraus!" ruft der Ausguck auf der Vormarsraa, und die Fernröhre richten sich auf das gemeldete Schiff. Noch ist es nur als schneeweißer Punkt am dunklen Horizonte zu unterscheiden, denn die Sonne ist endlich durchgebrochen und hat den Nebel verscheucht, der im Westen als blauer Streifen sich lagert. Bald jedoch wächst das Fahrzeug schnell empor und wird an seiner Flagge als Lotsenkutter erkannt, der den Lotsen der Fregatte aufnehmen soll.

„Klar zum Brassen!" befiehlt der erste Offizier. „Vor- und Kreuzraaen an den Wind, Ruder in Lee!"

Die Raaen fliegen längsschiffs, der „Seestern" gehorcht wie der Blitz dem Ruder, und sein Kielwasser beschreibt einen großen Bogen. Der jetzt mehr von vorn einkommende Wind beginnt durch das Takelwerk zu pfeifen und legt die Fregatte schief, Spritzwasser schlägt über den Bug, und das Tauwerk reckt sich und knackt, als ob es seine Stärke prüfen wollte. Der Gegendruck des backgelegten Großmars- und Bramsegels bringt jedoch das Schiff bald zum Stillstande. Es liegt beigedreht am Winde und treibt langsam seitwärts ab.

Das Boot des Lotsenkutters kommt auf die Seite, der Lotse steht am Fallreep und nimmt die ihm zur Besorgung anvertrauten Briefe entgegen. Jetzt springt er in das Boot; mit dem Winken der Hand und „Glückliche Reise“ zerreißt das letzte Verbindungsglied mit dem Lande.

Die See ist jetzt die neue Heimat; Wasser und Himmel, so weit das Auge reicht. Noch mancher sieht dem scheidenden Boote nach und wirft einen letzten langen Blick nach der Richtung, wo als grauer Streifen das Land sich unter den Horizont senkte. Eine Thräne zittert in den Wimpern und stiehlt sich langsam an der gebräunten Wange herab.

In der Batterie steht ein alter Unteroffizier mit grauem Haar und schaut gedankenvoll durch die Kanonenpforten auf die vorbeirauschenden Wellen. Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust, aber er gilt weder dem Lande noch den Zurückbleibenden, sondern dem Schiff. „'s ist Freitag,“ murmelte er leise, „und Freitagsegeln bringt nimmer etwas Gutes.“

„Braßt voll!“ ertönt es von der Kommandobank, und abermals fliegen die Raaen herum. Der „Seestern“ wird vor den Wind gebracht und geht wieder ruhiger durch die Wogen, die ihr schmutziges Gelb bereits mit hellem Smaragd vertauscht haben, und deren schäumende Köpfe den blitzenden Gischt am schlanken Bug der Fregatte emporschleudern. Der erste Offizier übergibt das Kommando dem wachhabenden, nachdem die Untersegel gesetzt und die Freiwache unter Deck gepfiffen ist, und verfügt sich in die Kajüte des Kapitäns.

„Der Lotse ist von Bord!“ meldet er.

„Ich danke Ihnen, ich komme sogleich an Deck, steuern Sie indessen West-Nord-West!“

Der erste Tag in See.



„West-Nord-West!“ sagt Kurzspleiß, der wieder auf dem Deck erscheint, zum wachhabenden Offizier.

„West-Nord-West!“ antwortet dieser, mit höflicher Verbeugung an die Mütze fassend und geht nach hinten.

„West-Nord-West!“ ruft er den Leuten am Steuerruder zu.

„West-Nord-West!“ wiederholen diese zum Zeichen, daß der Befehl richtig verstanden ist. Das Steuerrad dreht sich unter ihren Händen, und die Fregatte folgt dem neuen Kurse.

Der erste Lieutenant geht nach vorn, um nach der Befestigung der Anker zu sehen, und der wachhabende Offizier spaziert selbstbewußt und sehr stolz an Steuerbordseite des Hinterdecks auf und ab, denn — er thut heute seine erste Wache. Seit vierzehn Tagen hat Herr Bölting die Jacke mit dem Rock, den Dolch mit dem Säbel, die schmale Mützentresse mit der breiten, mit einem Worte den Kadetten mit dem Unterlieutenant vertauscht und ist Wachhabender geworden. Das ist keine Kleinigkeit, und er darf wohl stolz darauf sein. Bis dahin mußte er sich von allen befehlen und schicken lassen, jetzt befiehlt und schickt er selbst, und die vier Kadetten auf seiner Wache werden viel zu thun bekommen Aber Unterlieutenant Bölting ist human; die kurze harte Form der Dienstbefehle hat ihn stets unangenehm berührt, und er hat sich vorgenommen, sich der größten Höflichkeit zu befleißigen. Auf seine äußere Erscheinung verwendet er viel Sorgfalt; seine Kleider haben einen untadelhaften Schnitt. Der hintere Scheitel seines blonden gelockten Haares — Bölting ist überhaupt ein hübscher junger Mann — schneidet genau mit der Naht des Rockkragens ab, und nur der sonst wohlgeratene Bart macht ihm Kummer, weil er stark in das Rötliche spielt. Er trägt Lackstiefel und weiße Glacees. Der Kadett Vogel behauptet sogar, daß er letztere auch

nachts anbehalte; aber Kadetten haben bekanntlich einen losen Mund und hängen gern ihren Vorgesetzten etwas an, namentlich Vogel, der durchtriebene Strick, der Seekadett im Superlativ.

Jedenfalls aber erweist Bölting mit den Glacees dem ersten Lieutenant keinen Gefallen, der an Bord kein Freund von dergleichen „Feinheiten“ im Anzuge ist und bei seiner Rückkunft auf das Hinterdeck das Selbstbewußtsein des Wachhabenden durch die kurze scharfe Frage: „Wollen Sie nicht brassen?“ schwer erschüttert. Der arme Bölting hat trotz seines Diensteifers vergessen, daß der Wind durch die Kursänderung mehr nach hinten gegangen, und eine Umstellung der Segel nötig geworden, obwohl das so manchem jungen Offizier zustößt.

Errötend sucht er sich auf die höflichste und erschöpfendste Weise zu entschuldigen, gießt aber dadurch nur Öl ins Feuer.

„Bleiben Sie mir mit Ihren Redensarten vom Leibe,“ herrscht Kurzspleiß ihn an, „nehmen Sie Ihren Dienst in acht und brassen Sie.“

„O wie grob!“ denkt Bölting empört. In Erinnerung des Talleyrandschen Ausspruches übersetzt er aber diesen Gedanken laut in: „Zu Befehl, Herr Kapitänlieutenant!“ und führt das Manöver aus, nachdem er heimlich einen Blick auf die Kommandoworte geworfen, die er auf alle Fälle in seiner Tasche bei sich trägt.

„Sieben Glas“ (halb zwölf) meldet der Posten vor der Kapitänskajüte.

„Lassen Sie die Kadetten zum Beobachten rufen,“ sagt Kurzspleiß, dessen Schritte infolge des Anblicks der Glacees und Lackstiefel sehr beschleunigt sind.

„Kadett der Wache,“ wendet sich Bölting zu diesem, „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, hinuntergehen und Ihre Herren Kameraden gefälligst benachrichtigen zu wollen, daß es Zeit zum Beobachten ist und ihre Gegenwart auf dem Deck vom ersten Offizier gewünscht wird.“

Der Kadett sieht ihn groß an. Er hat bereits ein Jahr unter Kurzspleiß gedient, und solche Ausdrucksweise ist ihm daher an Bord etwas Neues. Bölting glaubt, er habe sich nicht klar genug ausgedrückt und schickt sich eben an, seine Worte mit einigen erläuternden Bemerkungen zu wiederholen, als Kurzspleiß, den diese Redeweise in völlige Wut versetzt, mit einem Donnerwetter dazwischen fährt.

„Was zum Henker ist das für eine Art, Befehle zu geben? Seit wann ist an Bord die Rede von ‚Güte haben‘ und ‚wollen‘, wo es sich um Ausführung von Ordres handelt? Die Kadetten sollen zum Beobachten kommen!“ wendet er sich zum Kadett der Wache.

Dieser führt sofort den Befehl aus, während der erste Offizier wieder in Geschwindschritt verfällt und Bölting, erzürnt über eine so unhöfliche Kürze, die andere Seite des Deckes aufsucht.

Die Kadetten erscheinen. Aus gegründeter Besorgnis vor Untersuchung ihrer Instrumente nehmen sie den Weg durch die Batterie und die Vorluke, um Kurzspleiß möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Doch der erste Offizier, zu dessen besonderen Obliegenheiten die Erziehung der Kadetten gehört, läßt sich nicht so leicht täuschen. Er kennt seine Pappenheimer, befiehlt die jungen Herren auf das Hinterdeck und läßt sich die Instrumente zeigen.

Da stehen die jungen Sünder, die Hoffnung und der zukünftige Stolz der Marine, aber nicht wenigen klopft trotz ihres kecken Ausschauens besorglich das Herz.

Vogel, der listige, ränkevolle, der seine halbe Seefahrtszeit in Bordarrest verbracht, trotzdem aber es versteht, ebenso oft an Land zu kommen wie seine unbestraften Kameraden, eröffnet mit niedergeschlagenen Augen den Reigen. Sein Oktantkasten ist leer.



„Wo ist Ihr Oktant?"

„Ich habe ihn an Herrn Rosenberg verliehen."

„Wer ist Rosenberg?"

„Ein Freund von mir."

Die fortgesetzte Nachfrage ergibt jedoch, daß Rosenberg nur ein Geschäftsfreund und zugleich Besitzer eines Pfandinstituts ist. Der Pfandzettel wird zu Tage gefördert und wandert mit einer beigefügten Notiz in das Taschenbuch des gestrengen Vorgesetzten.

„Zeigen Sie den Ihrigen!" wendet letzterer sich an den zweiten Kadetten.

Dieser beeilt sich, seinen Kasten mit einem Messer aufzubrechen, da er den Schlüssel verloren hat, und zeigt das Instrument vor. Aber kaum hat er einen Blick darauf geworfen, als er vor Schrecken fast durch das Deck sinkt. Der große Spiegel des nach alter Art sehr solide gebauten Oktanten ist gänzlich zerbrochen, der kleine gespalten, die Alhidade verbogen und das ganze Instrument voller Beulen und Risse. Er hat es gestern abend, während er selbst auf Urlaub am Lande war, an Vogel geborgt, der einige Polarsternbreiten nehmen sollte und sein eigenes leider an seinen guten Freund Rosenberg geliehen hatte. Der Polarstern hat nun zwar keine so zerstörende Wirkung auf das Instrument geäußert, wohl aber die zweite Auflage der gestrigen Abschiedsbowle in der Kadettenmesse,


Empfang der Mittagsmahlzeit an der Kombüse.

bei deren Zubereitung Vogel das Instrument irrtümlich für einen Zuckerhammer angesehen hat. Eine zweite Bemerkung kommt in das Taschenbuch.

Die nächstfolgenden drei Oktanten werden in Ordnung befunden und ihren Eigentümern fällt ein Stein vom Herzen, der sich jedoch mit doppelter Schwere wieder darauf lagert, als Kurzspleiß Einsicht in die Rollenbücher verlangt, die jeder Kadett vorschriftsmäßig und vollständig bei sich führen muß.

Bei einem andern Oktanten fehlt das Quecksilber an den Spiegeln, infolge eines darüber ausgegossenen Glases Grog, bei einem fünften die Blendgläser, und ein sechster Kasten ist endlich wieder ganz leer. Durch scharfes Verhör stellt sich heraus, daß sein Herr, ein Bürschchen von fünfzehn Jahren, ebenfalls einen Geschäftsfreund besitzt, der ihm den Oktanten aus Gefälligkeit für fünf Thaler, hundert Cigarren, sechs Flaschen Eau de Cologne und zwei Stangen Bartwichse abgenommen hat.

Auch sein Name wird verzeichnet und den Schuldigen angekündigt, daß ihnen morgen früh bei der Musterung ihre Strafe bekannt gegeben wird.

Indessen ist es Mittag geworden, und Bölting, sich in Gegenwart des ersten Offiziers einer lakonischen Kürze befleißigend, beauftragt den Kadetten, den Kapitän von diesem wichtigen Ereignisse in Kenntnis zu setzen und dessen geneigte Erlaubnis zum Mittagessen der Mannschaft einzuholen.

Diese wird erteilt; die mit Pfeifen versehenen Unteroffiziere stehen bereits fertig an den Luken, und mit dem letzten Glockenschlage ertönt das Signal zum Essen, jenes schrillende Sextett von drei langen Rollpfiffen, das wie eine gal-

vanische Batterie alle zur Arbeit gehobenen Hände plötzlich lähmt und wie das ähnlich lautende Signal zum Grog nie mißverstanden wird.

Es ist gutes Wetter, und bis auf die Posten gehen alle Mann zum Essen. Die Leute sammeln sich an ihren Tischen, je zehn an einem; Backsjungen laufen mit dem Eßgeschirr zur Küche, wo die Köche die großen Fleischgabeln und Suppenkellen schwingen, und der Stabswachtmeister die Reihenfolge der Speiseverteilung anordnet. Die Küche oder Kombüse, wie sie an Bord heißt, befindet sich in der Batterie, und um in das Hängemattendeck zu gelangen, wo gegessen



Mittagsmahl der Matrosen im Zwischendeck.

wird, muß eine Treppe hinuntergegangen werden. Die Fregatte segelt seit einer Stunde in offenem Wasser und beginnt sich langsam hin- und herzuschaukeln. Außerdem ist die Treppe vom Morgen her noch naß und schlüpfrig. Die Backsjungen drängen sich auf ihr mit Näpfen voll heißer Grütze, und unter ihnen auch einige neue, die die erste Reise machen und wie es technisch heißt, noch keine Seebeine haben.

Jetzt holt die Fregatte nach Lee über. Ein Unglücklicher, der gerade die Lukenschwelle überschreiten will, verliert das Gleichgewicht, der Grütznapf entgleitet seinen Händen und ergießt seinen Inhalt über die Köpfe von einem halben Dutzend Backsjungen, während er selbst dem Napfe nachstürzt und in seinem Falle die besalbten Kameraden mit sich reißt. Die Grütze läuft in Strömen im Zwischendeck, die Schiffsjungen wälzen sich in ihr umher; einige mitbegossene Matrosen fluchen auf schreckliche Weise, und der Stabswachtmeister, den das Unglück überall hinführt, wo etwas verkehrt geht, entwirrt auf energische Weise dies gordische Knäuel unter dem schallenden Gelächter des ganzen Zwischendecks.

Währenddem übernimmt Lieutenant Bohr von Bölting die Wache. Letzterer sieht den ersten Offizier nicht mehr an Deck und übergibt sie ihm daher in seiner gewohnten höflichen Weise. Er ersucht Bohr, gewogentlichst West-Nord-West

steuern lassen zu wollen, erlaubt sich ihm mitzuteilen, daß das Schiff sieben Knoten läuft und freut sich außerordentlich, ihm die Versicherung geben zu können, daß der Außenklüver und die Bramsegel stehen, drei Zoll Wasser bei der Pumpe, verschiedene Mitsegler in Sicht sind, und daß die Leute essen. Alsdann empfiehlt er sich mit einer liebenswürdigen Verbeugung und eilt in seine Kammer. Er hat die erste Tagwache, wenngleich mit Hindernissen, glücklich überstanden und macht vor seinem Rasierspiegel mit zufriedenem Sinne die Bemerkung, daß der Gebrauch eines bleiernen Kammes die Farbe seines Bartes wirklich schon verbessert hat. Wüßte er freilich, daß ihm in nächster Zeit eine viel schlimmere Nachtwache bevorstände, so würde er sich weniger behaglich fühlen.

Lieutenant Bohr, ein älterer und ein solcher Seemann, wie ihn die Matrosen mit dem Namen „Fixer Kerl“, dem größten Lobspruch aus ihrem Munde, bezeichnen, lächelt gutmütig seinem jungen Kameraden nach, ist aber kein Freund von vielen Worten, übernimmt deshalb die Wache nur mit einem kurzen „Danke“.

Die Bewegungen des Schiffes werden etwas lebhafter, und allmählich erscheinen mit blassem Gesicht und weißer Nase verschiedene neue Schiffsjungen auf dem Deck. Es wird ihnen unten zu eng, und vergebens suchen sie nach einem festen Punkte, da vor ihren Augen alles zu kreisen beginnt. Auch aus der Hinterluke tauchen die Gestalten verschiedener Badegäste auf, die noch nicht zur See gewesen, unter ihnen Dr. Salomo, trotz seines Unwohlseins lebhaft disputierend, obwohl ihm niemand antwortet. Er kommt ohne Mütze an Deck und wird von Bohr ersucht, dieselbe aufzusetzen, da niemand ohne Kopfbedeckung auf Sr. Maj. Hinterdeck erscheinen dürfe. Der kleine Doktor will entgegnen, aber Bohr bedeutet ihm kurz, daß er als Wachhabender zwar für die Aufrechterhaltung der Schiffsordnung zu sorgen, aber jedes außerdienstliche Gespräch zu meiden habe. Salomo fügt sich und holt die Mütze. Er will sich soeben durch einen neuen Disput mit seinen seekranken Begleitern entschädigen, doch wird er wiederum gestört.

„Meine Herren, ich muß dringend bitten, leiser zu sprechen,“ sagt Bohr; „es ist durchaus nicht gestattet, auf Sr. Maj. Hinterdeck so laut zu sein.“

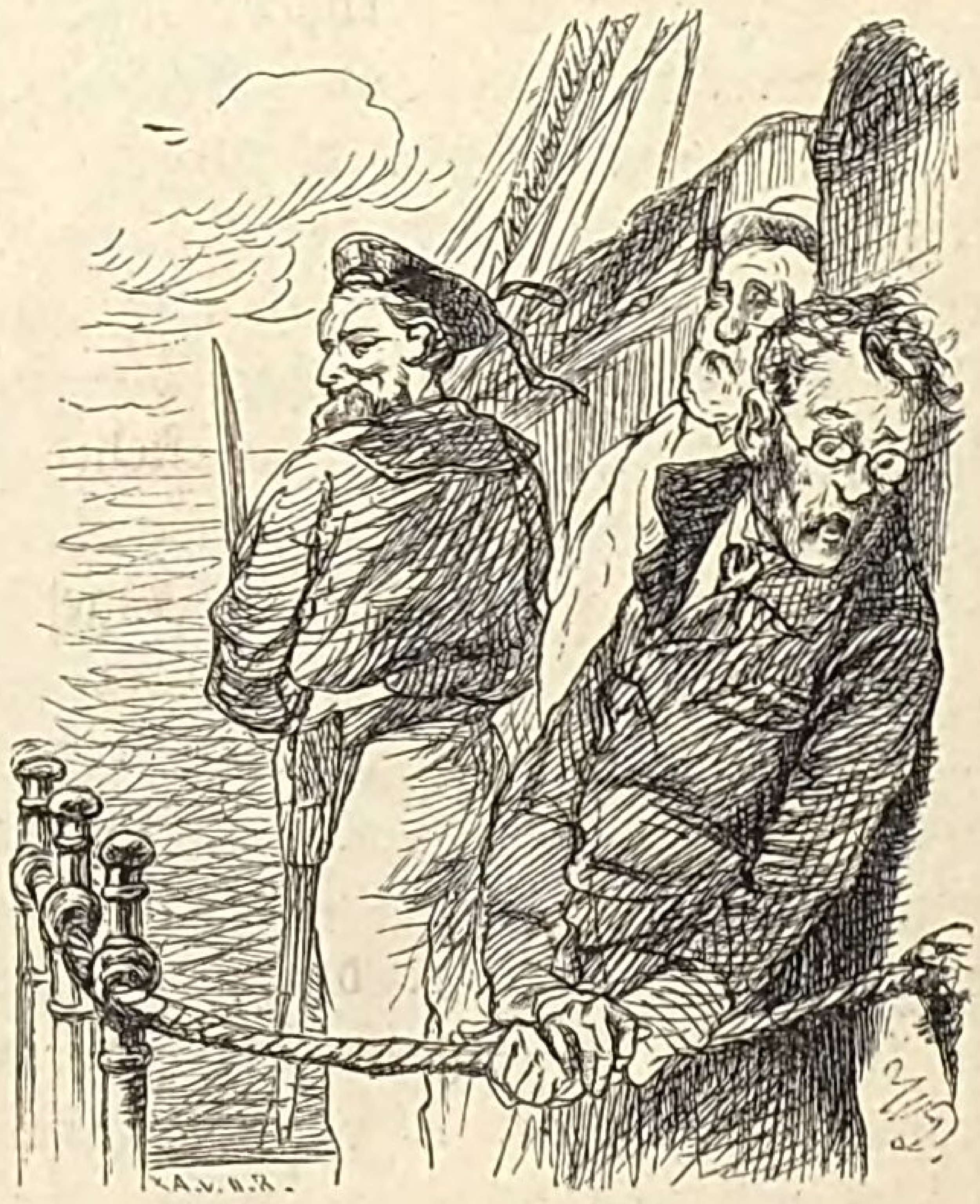
Zwar mäßigt der Doktor seine Stimme, kann aber nicht umhin, einige Bemerkungen über Schmälerung der allgemeinen Menschenrechte zu machen, die Bohr jedoch überhört. Den kranken Herren wird das Stehen schwer und sie setzen sich deshalb auf eine Kanone. Aber nur einen Augenblick wird ihnen diese Erholung gegönnt.

„Ich muß Sie ersuchen, sich nie auf Sr. Maj. Hinterdeck hinzusetzen, am allerwenigsten aber auf eine Kanone,“ tönt die Stimme des Wachhabenden ihnen entgegen.

Alle drei erheben sich und wanken an die Luvseite, doch das Schicksal, überall Verstöße gegen die Schiffsetikette zu machen, verfolgt sie auch hier, und Lieutenant Bohr muß sie abermals darauf aufmerksam machen, daß die Luvseite nur für den Kommandanten, den ersten und den wachhabenden Offizier bestimmt ist, alle übrigen sich aber auf der Leeseite Sr. Maj. Hinterdeck aufzuhalten haben. Verzweiflungsvoll begeben sich die überall vertriebenen Badegäste nach dem Lee Fall-

reep. Sie stehen schweigend nebeneinander, halten sich krampfhaft an einem Tau fest und starren zum Tode krank in die vorbeirauschenden Fluten, wobei sich unwillkürlich ihrem Gedächtnisse die Strophe des alten Liedes aufdrängt: „Ach wär' ich zu Hause geblieben, ich hätte was Bessers gethan."

Noch einige stampfende Bewegungen des Schiffes und die Krisis tritt ein. Salomo beginnt; sei es Wirkung des schlechten Beispiels, sei es eigene Überzeugung, seine drei Begleiter folgen ihm sofort, und alle vier bieten jetzt das Bild eines aus ebensoviel Köpfen sprudelnden Springbrunnens.



Ich will den Leser mit der Beschreibung der Seekrankheit verschonen. Sie ist schrecklich, aber nicht gefährlich, und deshalb zeigen die sonst so gutherzigen Seeleute mit den daran Erkrankten kein Mitleid, ja sie machen sich sogar noch über die Unglücklichen lustig. Der Kadett Vogel gibt Dr. Salomo ein vorzügliches Gegenmittel an die Hand. Er rät ihm, ein Stückchen Speck an einen Bindfaden zu binden, es abwechselnd hinunterzuschlucken und wieder heraufzuholen, um die Kehle geschmeidig zu machen.

Vorn auf dem Deck sieht es nicht besser aus, die neuen Schiffsjungen und Seesoldaten drängen sich Kopf an Kopf über die Reiling und zollen dem Meere ihren Tribut. Einige Jungen wollen mit Gewalt wieder nach Hause und bitten den wachhabenden Offizier unter Thränen, sie doch ans Land zu setzen. Andere liegen trotz der Nässe und Kälte in gänzlicher Gefühllosigkeit auf dem Verdeck und lassen in dumpfer Resignation die schlechten Witze ihrer Kameraden über sich ergehen!

So verfließt die Nachmittagswache. Um fünf Uhr ist Musterung an den Geschützen, deren Befestigungen nachgesehen werden. Der erste Offizier macht dem Kapitän Meldung darüber, und der Tambour schlägt ab.

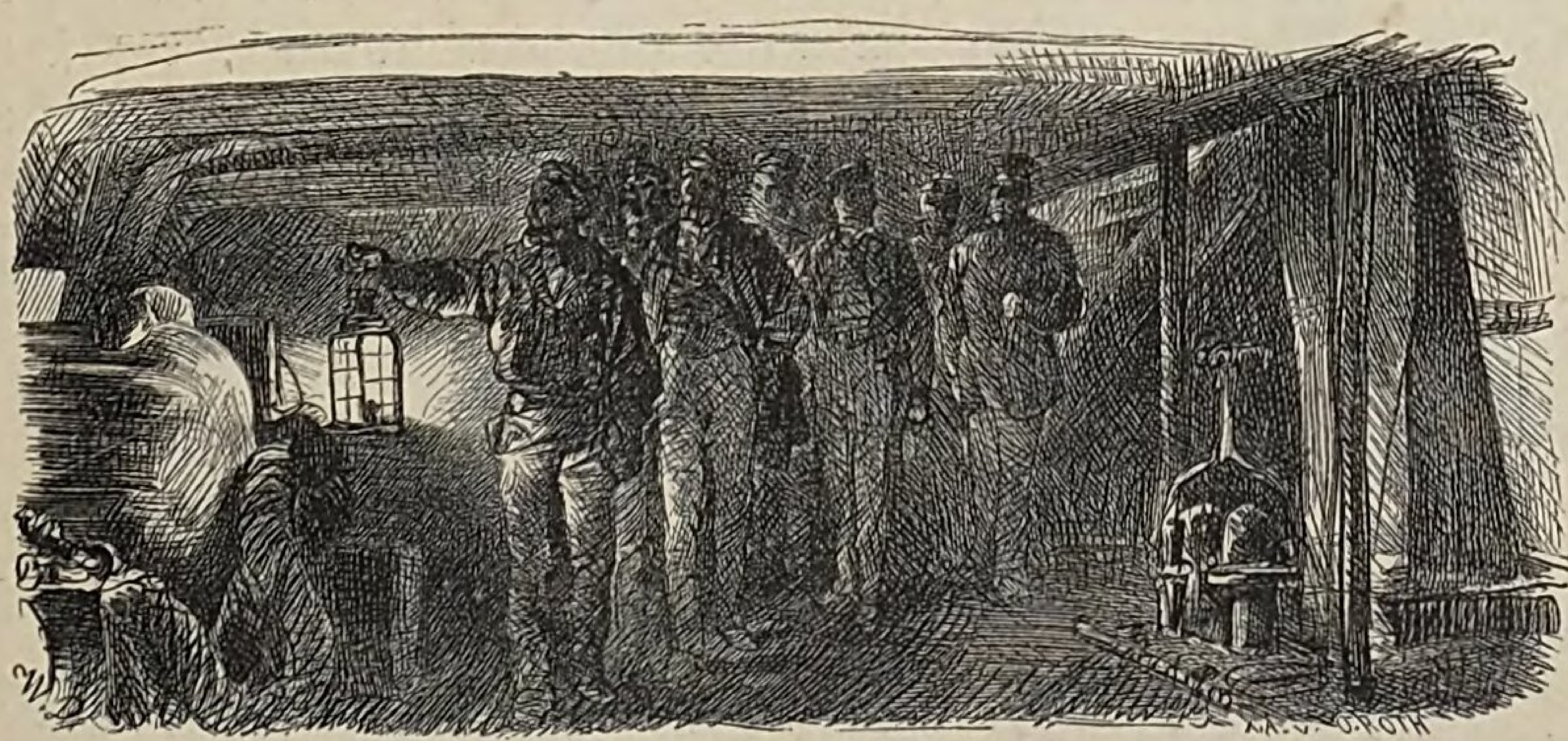
Die Mannschaft bleibt jedoch in Gruppen vor dem Großmast stehen. Sie hat bemerkt, daß Kapitän und erster Offizier über das Wetter sprechen und ersterer auf eine in Westen aufsteigende Wolkenschicht zeigt. Eine derartige Unterhaltung nach der Geschützmusterung läßt die Leute auf eine Segelübung schließen, und die Vermutung wird zur Gewißheit, als Kurzspleiß die Kommandobank besteigt.

„Alle Mann klar zum Segelbergen!“ tönt der Befehl; „Bramsegel fest, zwei Reffe in die Marssegel, entert auf!“

Ha, was für ein Gewühl und Drängen und Durcheinander entsteht plötzlich auf dem Deck! Die Bramsegel werden fortgenommen, die Marsraaen rasseln donnernd von oben, die Refftaljen werden ausgeholt, die Segelberger entern in den Wanten auf und verbreiten sich auf den Raaen. In drei Minuten sind die Bramsegel festgemacht, die Marssegel gerefft und wieder gesetzt und die bekannten Rollpfiffe mit dem sogenannten Schnepper daran rufen zum Rum, den der Kapitän sowohl als Anerkennung für die schnelle Ausführung des Manövers, als auch in Rücksicht auf die bevorstehende Novembernacht austeilen läßt.

Um sechs Uhr ist Abendbrot, unveränderlich aus gesüßtem Thee und Butterbrot bestehend, nur werden die Rationen wegen der vielen Seekranken heute größer und die Butter wird fetter als gewöhnlich aufgestrichen.

Um acht Uhr wird die neue Wache gepfiffen, und die andere Hälfte der Mannschaft bekommt Hängematten. Das Uhrwerk des Schiffstages ist abgelaufen. Das Schiff zieht einen glühenden Streifen durch die dunklen Fluten, die Nacht lagert auf dem Meere, und der erste Tag in See ist beendet.



Nacht und Nebel.



Es sind mehrere Tage vergangen. Der anfangs günstige Wind ist umgeschlagen, und das Schiff laviert mühsam vorwärts. Eine Winterreise in unsern Meeren ist schon für Seeleute keine angenehme Partie, geschweige denn für solche, die zum erstenmale auf der See sind, und unsere Badegäste haben in den wenigen Tagen mehr Kummer, Unbehaglichkeit und Qual erfahren, als am Lande in ebensoviel Jahren. Aber auch der erste Offizier hat einen geheimen Kummer, der schon seit dem Abgange aus dem Hafen an seinem Herzen nagt und ihn in eine Aufregung versetzt, die man an dem sonst so ruhigen Manne gar nicht gewohnt ist. Freilich hat er auch genügenden Grund dafür, denn was kann es für den ersten Offizier Schlimmeres geben, als wenn sein Schiff nicht segelt, wie es von Gott und Rechtswegen soll und muß: wenn ein lumpiger Kauffahrteischoner an ihm vorbeikreuzt, wie das gestern Sr. Maj. Fregatte „Seestern" horribile dictu passiert ist! Vergebens sucht Kurzspleiß alle möglichen Mittel hervor, um die Segelkraft zu erhöhen. Er läßt die Masten bald nach hinten, bald nach vorn stagen, und zum großen Kummer der Matrosen den Eisenballast von einer Seite zur andern schleppen, als wäre dies nichts, während doch jedes Stück seine richtigen hundert Pfund Zollgewicht hat. Es hilft alles nichts, und das alter ego des ersten Offiziers, der Oberbootsmann, der seit seiner Beförderung nur noch hochdeutsch spricht, meint, die Geschichte sei zumtal (total) zum Verzweifeln; sonst hätte das Schiff deicht (dicht) am Winde bei solcher Brise doch stets seine zehn Meilen gemacht, jetzt aber kaum sieben.



Das Treffen bei Havanna („Meteor“ und „Bouvet“).

Nach einem Aquarell von Hans Bohrdt.

Freilich könnte Kurzspleiß leicht erfahren, weshalb das Schiff nicht segeln will, wenn er nur den alten Bootsmannsmaat Schramm fragen wollte, denselben alten Graukopf, der beim Verlassen des Hafens die Bemerkung über das Freitagsegeln murmelte. Der Freitag allein trägt die Schuld. Welcher vernünftige Seemann segelt aber auch an einem Freitag? Der ist ja fast ebenso schlimm wie ein Montag, und der alte Schramm weiß Tausende von Beispielen, daß dieser Tag den Schiffen nur Unglück gebracht.

An dem verhängnisvollen Freitag hat der tückische Unhold, der Klabautermann, die Macht, an Bord der in See gehenden Fahrzeuge zu kommen, und wo der sich einmal eingenistet, da — lebewohl guter Wind und glückliche Reise! Nebel, Regen, Windstillen und schlechtes Wetter sind seine steten Begleiter. Wer am 29. Februar in der Mitternachtsstunde eines neuen Jahrhunderts geboren ist, dem ist es vergönnt, den Kobold von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Wenn ein Unglück oder ein Sturm im Anzuge ist, kauert er auf der Mittelwache von zwölf bis ein Uhr unter dem Bugspriet. Ein greulicher Fischkopf sitzt ihm zwischen den spitzen Schultern, mit blutigem Rachen und langen gelben Zähnen, die er grinsend fletscht. Langes struppiges Haar sträubt sich um seinen Kopf, und die feurigen Augen drehen sich wie glühende Kohlen.

Schramm gehört zu diesen Bevorzugten, denen sowohl der Klabautermann als auch der fliegende Holländer zu Gesicht kommen, und er weiß schaurige Geschichten davon zu erzählen, für die er zwar unter seinen Kameraden auf der Wache ebenso eifrige wie gläubige Zuhörer findet, auf die aber weder der Oberbootsmann noch der erste Offizier etwas geben wollen.

Es ist wieder Freitag geworden; Schramm hat vorige Nacht den Klabautermann gesehen, und dieser hat ihm unheimlich zugenickt. Das bedeutet nichts Gutes, und der alte Unteroffizier geht düster schweigend bei dem Fallreep auf und ab.

Es ist Kurzspleiß nicht gelungen, den „Seestern" zum schnelleren Segeln zu bewegen, und auch er befindet sich in einer höchst unangenehmen Stimmung, welcher der Oberbootsmann bisweilen durch einen hochdeutschen Fluch Ausdruck geben zu müssen glaubt, wenn ihm ein Matrose in die Quere kommt oder seine Befehle nicht schnell und geschickt genug ausgeführt werden.

Dagegen scheint den Badegästen ein Trost zu erblühen. Der hartnäckige Westwind ist allmählich abgestorben, und es ist heute Neumond, der oft einen Witterungswechsel mit sich führt. Die Oberfläche der Wellen hat sich seit einer Stunde wie ein Spiegel geglättet, die Segel hängen tot an den Masten und Stengen nieder und schlagen mit eintönigem Geräusch den Takt zu den wiegenden Bewegungen des Schiffes.

Auf so hohen Breiten sind Windstillen im Winter nicht gewöhnlich, und die Hoffnung auf baldigen guten Wind wächst bedeutend. Ihre Erfüllung läßt auch nicht lange auf sich warten. Im Osten zeigt sich ein grauer Streifen am Horizont und breitet sich mit steigender Geschwindigkeit bis zum Zenith aus.

Das Wasser kräuselt sich leicht an einzelnen Stellen und bildet „Katzenpfoten", die sich bald zu größeren Strecken vereinigen. Noch ist „das kleine

Zugchen" allerdings kaum durch ein Kältegefühl zu unterscheiden, das sich am benäßten und hochgehaltenen Finger äußert. Es kommt jedoch aus Osten, und die Raaen werden in das Kreuz gebraßt, um beim Eintritt stärkerer Brise das Schiff sogleich drehen und auf einen westlichen Kurs bringen zu können.

Die Brise wächst allmählich, das Schlagen der Segel gegen Masten und Stengen hört auf, die gegen den Wind gestellten Vordersegel bringen mit Hilfe des Steuerruders das Schiff herum, und bald gleitet es leichtfüßig durch die Wogen, getrieben von den rund vollstehenden Segeln, die sich im Scheine der Abendsonne in schneeiger Weiße an den Raaen blähen.

Die lichtgrünen durchsichtigen Wellen krönen sich nach und nach mit weißem Schaum, der wie blendender Perlenschmuck ihre Häupter bekränzt; doch sie rauschen und eilen vergebens, sie holen die flüchtige Fregatte nicht ein, die blitzschnell dem Ocean und seinen Azurfluten zustrebt.

Gegen Abend läuft der „Seestern" bereits zehn Knoten. Das Gesicht des ersten Offiziers hellt sich etwas auf, der Oberbootsmann ladet den Zimmermann und Feuerwerker in seine Kammer zu einem Glase „Grog" und die allmählich von der Seekrankheit genesenden Badegäste freuen sich der schönen Fahrt, die sie mit schnellen Schritten dem wärmeren Klima entgegenführt. Ja, Dr. Salomo wird sogar so übermütig, daß er beim Gehen auf Augenblicke die Hände in die Tasche steckt. Er ist nicht wenig stolz auf seine körperliche Gewandtheit und wirft triumphierende Blicke auf die weniger geschickten Kameraden, die noch immer mit ausgestreckten Armen gehen und bei jeder heftigeren Bewegung des Schiffes eiligst nach einem festen Halt suchen.

Überall hat aber der günstige Wind freundliche Gesichter gemacht. Nur der alte Schramm schüttelt bedeutsam den Kopf über den Freitagswind und meint, daß unmöglich etwas Gutes dabei herauskommen könne.

Gegen zehn Uhr abends meldet der Posten auf der Fockraa ein Feuer voraus, das auch bald von Deck gesehen und als das Feuerschiff von Galloper, einer vor dem englischen Kanale liegenden gefährlichen Sandbank erkannt wird.

Bis dahin ist das Wetter schön gewesen, der Himmel fast wolkenlos, die Luft klar und durchsichtig, und das Sternenzelt entfaltet seine Pracht. Plötzlich aber tritt eine Änderung ein; der Wind wird schwächer und es erhebt sich vor der Fregatte eine weiße Nebelbank. Das Feuer des Galloper verschwindet, die freundlichen Sterne verhüllt ein dichter Schleier, und der ohnehin schon durch die Nacht sehr beschränkte Gesichtskreis erstreckt sich jetzt nur auf wenige hundert Schritte.

Mag es wehen und stürmen, mögen die Wellen donnernd über dem Schiffe zusammenbrechen, mögen Klippen und Untiefen den Pfad versperren und unsicher machen — gebt dem Seemann Licht, das Licht der Sonne oder des Mondes, und er führt euch sicher durch Sturm und See, durch das Labyrinth der Felsen und Bänke an den Ort der Bestimmung. Doch Nacht und Nebel sind seine bösen Dämonen. Vergebens starrt das forschende Auge umher; kein dunkler Streifen am Horizont läßt die Nähe der Küste, keine Verfärbung des Wassers die Gegenwart heimtückisch lauernder Gefahren vermuten. Überall jenes gleich-

mäßige schauerliche Dunkel, das zugleich in die Seele dringt und auch sie mit der Nacht der Verzweiflung erfüllt!

An Bord des „Seestern" werden alle Maßregeln getroffen, die bei solchem Wetter und besonders in einem so engen Fahrwasser erforderlich sind, wo Tausende von Schiffen sich auf ihren Wegen kreuzen und man schon bei hellem Tag die größte Vorsicht anwenden muß, um nicht gegeneinander zu segeln.

Zwei Posten auf der Back und der Hornist der Seesoldaten blasen auf Nebelsignalhörnern, die sich zu diesem Zwecke an Bord eines jeden Schiffes befinden, der Tambour rührt in Zwischenräumen die Trommel und von fünf zu fünf Minuten wird ein Kanonenschuß gelöst, denn das Gehör erteilt jetzt die einzige Warnung vor der Gefahr. Die Wachmannschaft steht fertig zum Manövrieren, um dem Schiffe in dringenden Fällen schnell eine andere Richtung zu geben, und Hunderte von Augen suchen die dunkle Wand zu durchdringen, die den „Seestern" umlagert.

In den Pausen erschallen bei dem schwachen Winde aus den verschiedenen Himmelsgegenden, bald näher bald ferner, ähnliche Warnungstöne des Hornes oder der Trommel. Bisweilen gleitet in unmittelbarer Nähe ein Schiff wie ein gespenstischer Schatten vorüber, dessen Formen der Nebel zu riesenhaften Phantomen vergrößert und die der Einbildungskraft der Matrosen neuen Stoff zu abenteuerlichen Erzählungen geben. Ja oft unterscheidet man in der bei Nebel so hellhörigen Luft Stimmen und Worte, die unheimlich über das Wasser klingen, wie Töne aus einer andern Welt, weil es nicht gelingt, das Schiff zu entdecken, dem sie angehören.

Der fast ganz gefallene Wind hebt sich jetzt plötzlich wieder, und die Fregatte fliegt förmlich durch das Wasser trotz der verkleinerten Segel; doch auch die Gefahr wird dadurch bedeutend vergrößert. Mehr um dem eigenen Bewußtsein zu genügen, als daß man sich wirklichen Nutzen davon verspricht, werden die Posten und Ausgucke verdoppelt; der Kapitän, der noch keinen Augenblick das Deck verlassen, läßt ununterbrochen sein Nachtglas durch das Dunkel schweifen, und jedermann an Bord strengt die Augen auf das äußerste an, als gälte es eine Krone damit zu gewinnen.

„Feuer voraus!" schallt es plötzlich aus hundert Kehlen zugleich.

„Halt ab, halt ab, es ist ein Schiff!" im Tone der höchsten Angst hervorgestoßen, folgt unmittelbar dem Rufe.

„Auf mit dem Ruder, hart auf! um Gottes willen!" befiehlt der Kapitän und springt selbst zum Steuerrade, um es schneller drehen zu helfen.

Vergebens! es ist zu spät. Ein furchtbares Krachen erfolgt; der „Seestern" erzittert in den innersten Fugen und scheint einen Augenblick an den Ort gebannt durch Schrecken vor einem entsetzlichen Unglück.

Ein Schrei des Todes und der Verzeiflung ringt sich aus den Wassern und verhallt ersterbend im Rauschen des Windes und der Wogen. Dann ist alles wieder still.

Die Fregatte stürmt fort in unaufhaltsamer Fahrt, als werde sie von Dämonen gejagt, und die Mannschaft steht starr vor Schrecken und der Sprache beraubt.

Ein Fahrzeug ist übersegelt! Gott erbarme sich der Ärmsten, eine Rettung ist nicht möglich in einer solchen Nacht.

„Peilt die Pumpen!" unterbricht das Kommando des Kapitäns die Totenstille auf dem Deck, und jeder lauscht in angstvollem Harren der kommenden Antwort.

„Ein Zoll Wasser bei der Pumpe!" meldet mit lauter Stimme der Zimmermann. Gott sei Dank, die Fregatte ist unbeschädigt. Die Freiwache, welche durch den Zusammenstoß geweckt und auf das Deck gestürzt ist, begibt sich langsam wieder hinunter, und alle bedauern teilnehmend die Unglücklichen, die sich auf dem fremden Schiffe befunden haben.

Als ob die Elemente nur auf ein Opfer gewartet, das ihren Zorn beschwichtigte, läßt gleich nach dem furchtbaren Vorfalle der Wind nach, der Nebel verschwindet, und der Sternenhimmel blickt klar und leuchtend auf die schnell beruhigte Meeresfläche nieder. Bei der Sichtigkeit der Luft ist es nicht mehr schwer, auf weite Entfernung die Seitenlaternen der Gegensegler zu erkennen und je nach ihrer Farbe, grün und rot, zu wissen, über welchen Bug sie liegen. Damit ist alle Gefahr beseitigt, und die gewöhnlichen Posten genügen, um das Schiff gegen fernere Zusammenstöße zu sichern.

Die Wachmannschaft sitzt in Lee von den Booten, und an der Luvseite mittschiffs gehen die Bootsmannsmaaten leise sprechend auf und ab.

„Ja! ja! ich wußte es wohl," sagt Schramm zu seinem Kameraden Leberecht, „der Klabautermann wollte sein Opfer haben. Freitagssegeln bringt nimmer etwas Gutes. Ihr sollt einmal sehen, was für Unglück wir noch erleben, und hätte ich ahnen können, daß unser Kapitän an einem Freitag ausgehen würde, ich wäre lieber desertiert als mitgegangen. Ich bin nur noch einmal in meinem Leben an diesem Tage gesegelt, aber die Folgen waren so furchtbar, daß mich noch heute schaudert, wenn ich daran denke."

„Das mußt du erzählen, Schramm," drängen Leberecht und die übrigen Unteroffiziere, die sich der Gruppe angeschlossen haben.

Der Alte, welcher gern ein Garn spinnt, läßt sich nicht lange nötigen.

„Es war im Jahre 1820," beginnt er, „als ich mich an Bord eines schönen Ostindienfahrers in Holland einschiffte. Ich war kurz vorher mit einer holländischen Kriegsbrigg von Westindien zurückgekommen und wollte eigentlich wieder nach Hause, weil mir der holländische Kriegsschiffsdienst gar nicht gefiel, aber ihr wißt wohl, wie es einem geht, wenn man ein junger Kerl ist; das Geld fliegt fort, und so mußte ich schon wieder an Bord.

„Es war ein schönes Fahrzeug, eben von Stapel gelaufen und gehörte dem Kapitän. Letzterem sah man auf den ersten Blick den tüchtigen Seemann an; gegen die Mannschaft war er gut, verstand aber auch, sie in Ordnung zu halten, dabei gab es vortreffliches Essen und hohes Monatsgeld — was konnte mir also weiter fehlen?

„Nur die Mannschaft selbst wollte mir nicht recht gefallen. Es war wildes zusammengelaufenes Volk aus aller Herren Länder, das sich aus Gott und der Welt nichts machte und den ganzen Tag lästerte und fluchte. Anfänglich kehrte

ich mich nicht daran und dachte: mit den Wölfen muß man heulen; ich wunderte mich jedoch, daß auf einem so schönen Schiffe sich kein ordentlicher Matrose verheuert hatte.

„Hätte ich freilich den Grund gewußt, so würde ich keinen Fuß auf das Fahrzeug gesetzt haben, aber als ich die näheren Umstände erfuhr, war es zu spät, ich konnte nicht mehr fort und mußte die Reise mitmachen.

„Der Kapitän war nämlich bei allen seinen guten Eigenschaften ein sogenannter Freigeist, sprach verächtlich von dem seemännischen ‚Aberglauben‘, lachte über die Furcht vor dem Freitagssegeln, nannte den Klabautermann und den Kraken Ammenmärchen und den fliegenden Holländer unsinniges Geschwätz. Ja, denkt nur! Um, wie er sagte, dem Aberglauben so recht auf den Kopf zu treten, hatte er sein Schiff nicht nur ‚Freitag‘ getauft, sondern auch an einem Freitag es vom Stapel laufen lassen.

„Das Allerschlimmste kam aber noch. Wir segelten Mittwoch in der Osterwoche aus Vlissingen. Das Schiff war seeklar, der Wind gut, aber wir gingen nicht etwa in See — nein, der Kapitän legte sich ruhig auf der Schelde vor Anker und wartete bis Karfreitag morgen, dann erst lief er in die Nordsee aus.

„Ja, er rühmte sich auch noch damit und sagte, er wolle es dem fliegenden Holländer nachmachen, hoffe aber weiter als bis zum Kap der Guten Hoffnung zu kommen.

„Ich stand gerade am Steuerruder, als er dies den Steuerleuten auf dem Hinterdeck erzählte, und sie lachten darüber, mir aber lief es eiskalt über den Rücken. Von dem Augenblicke an wußte ich, daß ich mich auf einem Unglücksschiffe befand und konnte keine Stunde mehr froh werden. Von meinen gottlosen Kameraden zog ich mich ganz zurück, und meine einzige Freude war, den zehnjährigen Sohn des Kapitäns in seemännischen Fertigkeiten zu unterrichten. Der hübsche, muntere Knabe schloß sich eng an mich an, und da auch sein Vater mich wohl leiden mochte, war ich in meinen Freistunden fast immer um ihn. Ein großer Neufundländer Hund war der dritte in unserm Bunde. Er war mit dem Knaben aufgewachsen, sein treuer Spielkamerad und wich fast nie von seiner Seite.

„Anfangs hatten wir eine gute Reise, wie ich sie nie wieder erlebt habe, stets das prachtvollste Wetter und günstigen Wind. Wir brauchten nie die Bramsegel zu bergen, geschweige denn ein Reff einzustecken. Nach sechs Wochen hatten wir bereits die Höhe des Kaps erreicht, und fast schien es, als ob der Kapitän recht haben sollte.

„Eines Mittags jedoch — es war gerade wieder Freitag — änderte sich plötzlich das Wetter. Der klare Himmel bezog sich mit einem gleichmäßigen Grau, durch welches die Sonnenscheibe bleich und strahlenlos blickte, und in Südwest kam eine drohende dunkle Bank mit messerscharfen Rändern langsam am Horizonte auf, von der sich einzelne schwarze Flocken ablösten und mit Blitzesschnelle über die graue Wolkendecke jagten.

„Die See wurde unruhig und brach hohl und dumpf rauschend zusammen; die Kaptauben flatterten ängstlich und in dichten Scharen über unsern Köpfen, und die Sturmvögel kreischten, daß es uns durch Mark und Bein ging.

„Jeder von uns sah, daß schlecht Wetter im Anzuge war, und der Kapitän ließ auch, obwohl es noch gar nicht schwer wehte, alle Leinwand bis auf die Sturmsegel fortnehmen.

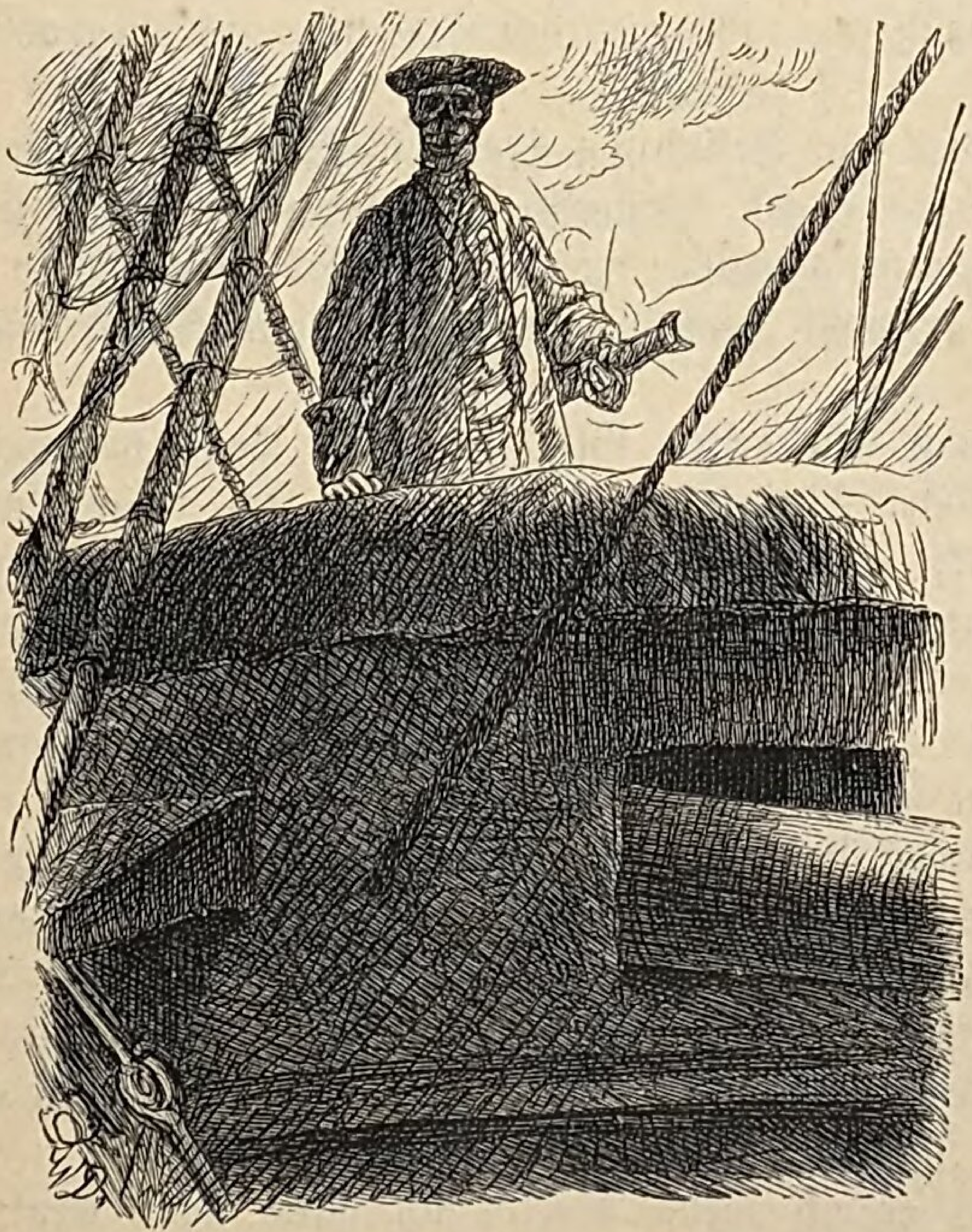
„Nun war ja ein Sturm nichts so Besonderes; unsereiner macht Hunderte durch, ohne sich viel darum zu kümmern, und namentlich wir, mit einem neuen festen Schiff unter den Füßen und freiem Wasser unter Lee, brauchten uns nicht daran zu kehren — aber an jenem Tage war es so anders, und jeder fühlte, daß etwas Schlimmes in der Luft lag. Die Bank zog sehr langsam herauf, aber während sie wie eine starre Mauer dazustehen schien, zuckte und bebte es in ihren weißgrauen Rändern, und ein Schein, wie schwaches Wetterleuchten, flammte hinter ihnen auf. Dabei hörten wir plötzlich ein seltsames Geräusch. Es war nicht das Rauschen der See und auch nicht der Wind im Takelwerk, nein, hoch oben in den Lüften tobte es so unheimlich, anfänglich in weiter Ferne, wie grollender Donner, und dann näher und näher, wie das Getöse einer Schlacht. O wie schaurig das war! Niemand von uns hatte je etwas Ähnliches erlebt. Und nun kam die Nacht dazu, so dunkel und so schwarz. Die See brach brüllend zusammen, und ihre Kämme schäumten in grünlichem Lichte. Allmählich wuchs auch der Wind, und das Schiff ächzte und stöhnte unter seinem Drucke, als ob es Leben hätte.

„Ich hatte Freiwache, aber an Schlaf war nicht zu denken. Es trieb mich mit Gewalt nach oben, und dort fand ich auch schon die ganze Mannschaft. Aber heute hörte man kein Lästern und Fluchen. Schweigend hielten sie sich an der Verschanzung fest und blickten in die Nacht hinaus. Eine innere Angst sprach aus ihren Gesichtern, und sie waren totenbleich. Ich glaube, es packte sie plötzlich, daß es wieder Freitag war, und das Tosen in der Luft rüttelte an ihren ungläubigen Herzen.

„Mir selbst lag es schwer auf der Seele wie die Ahnung eines entsetzlichen Unglücks. Der Kapitän war einen Augenblick in die Kajüte gegangen, um nach der Karte zu sehen; ich folgte ihm, denn mich ergriff auf einmal eine schreckliche Angst wegen des Knaben, den ich nicht auf dem Deck sah. Doch dieser lag schlummernd auf seinem Bett, treu bewacht von dem Hunde, der aufmerksam die klugen Augen auf ihn gerichtet hielt. Die friedlichen Atemzüge des Kindes beschwichtigten meine Angst, schon wollte ich die Kammer wieder verlassen — da ertönte an Deck plötzlich ein gellender Schrei. Der Kapitän stürzte an mir vorbei nach oben; der Knabe erwachte und verlangte nach seinem Vater. Ich brachte ihn hinauf, aber mein Blut erstarrte in den Adern, als ich das Deck betrat, es war nicht mehr Nacht, sondern heller Tag. Der gelbe Schein über den Rändern der Bank flammte wie eine Feuersbrunst und erleuchtete Schiff und See. Das Getöse in den Lüften war furchtbar, als ob hundert Gewitter ihre Donner entlüden, und aus der schwarzen Bank zuckten und sprühten dunkel-

rote Blitze. Dabei heulte der Sturm im Takelwerk, und die See zischte brausend auf.

„Doch das war es nicht, was jenen gellenden Angstschrei der Mannschaft erpreßte und uns alle in jähem Schrecken gebannt hielt — nein, dort, dort in der Bank war es, das bleiche Gespenst, das uns das Blut aus dem Herzen trieb. Dort kam es her über das Wasser, wie von unsichtbarer Macht getrieben; in geisterhaftem Lichte glühte Segel und Rumpf, an den Spitzen der Masten und Raaen hüpften die bläulichen Flammen der Elmsfeuer — nein, das war kein Schiff, das war der fliegende Holländer, der auf uns zustürmte, um Rache zu nehmen für das Segeln am Karfreitag, für das Fluchen und Lästern der gottlosen Mannschaft, für den Unglauben und Spott des Kapitäns.



„Immer näher kam das Geisterschiff, immer höher und riesiger wuchsen seine Formen. Wie auch der Sturm brüllte und die See sich türmte, sie vermochten ihm nichts anzuhaben; mit vollen Segeln zog es daher, ohne daß die Masten brachen, sein dunkler Rumpf glitt über die schäumenden Wogen, ohne daß es schwankte. Jetzt flog es an uns vorüber, ganz nahe — wir sahen alles genau. Das Deck war leer, kein Mensch auf ihm, aber oben auf dem Halbdeck, da stand eine Gestalt. Deutlich konnten wir die Züge unterscheiden, das Haar flatterte im Sturme, und drohend war der Arm gegen uns erhoben. Das war er, der fliegende Holländer, der alte van Straten, der am Karfreitag gesegelt war, der geschworen, das Kap zu umsegeln, sollten auch Himmel und Hölle gegen ihn

sein, und dafür in Ewigkeit kreuzen muß. Wehe dem Schiffe, dem er erscheint, es ist unrettbar dem Untergange geweiht! Ich konnte den furchtbaren Anblick nicht länger ertragen; ich fiel auf die Knie und betete. Ich wußte, das wir verloren waren; ich betete auch nicht für mich, aber für den unschuldigen Knaben — da ertönte plötzlich ein Krachen, als ob der Erdball sich spaltete, Millionen Blitze flammten am Himmel auf — dann war es auf einmal Nacht, das Geisterschiff war verschwunden, das Getöse in der Luft hatte aufgehört, der Sturm schwieg, und es herrschte einen Augenblick grausige Stille, aber jetzt brannten die Elmsfeuer auf unsern Raaen und Masten — das waren die Totenfackeln. Und wie sie so schaurig tanzten und flackerten, da schlug der Donner einer brechenden Sturzsee an unser Ohr — das war das Grabgeläute! Langsam wälzte sie sich heran; ihr schäumender Kamm glühte wie ein Feuermeer — jetzt hatte er das Schiff erreicht, brüllend rollte er darüber hin und begrub es unter seinem kochenden Gischt.

„Als ich wieder zur Besinnung kam," fährt der Erzähler nach einer Pause fort, während der er sich die Schweißtropfen von der Stirn wischt, „glaubte ich einen schweren Traum geträumt zu haben. Es war lichter Tag, die Sonne schien hell und klar vom Himmel herab, und das Schiff wiegte sich leise auf den Wogen.

„Als ich jedoch den ersten Blick um mich warf, da wußte ich auch, daß alles, alles furchtbare Wahrheit gewesen war. Ich befand mich noch auf dem „Freitag", aber wie sah er aus? Die Masten waren gebrochen, Boote und Verschanzung fortgeschlagen, das schöne Schiff ein totales Wrack. Mich hatte die Sturzsee durch die Thüre des Halbdecks geschleudert, dadurch war ich gerettet. Ich hatte sechs bis acht Stunden ohne Besinnung gelegen, war jedoch sonst ohne ernstlichen Schaden davongekommen.

„Von der übrigen Besatzung war niemand da, die See hatte alle mitgenommen in ihre dunkle Tiefe. Ich war allein übrig geblieben, allein gerettet, aber freilich nur, um eines langsameren und qualvolleren Todes zu sterben. Das Schiff befand sich in sinkendem Zustande, im Raum hörte ich bereits das eindringende Wasser hin- und herrauschen; nur noch wenige Stunden konnte es sich flott halten, dann wurde auch ich mit ihm im Meere begraben.

„Verzweiflung ergriff meine Seele; ich hatte keine Kraft mehr, zu beten, wie in der vorigen Nacht; schon wollte ich durch einen Sprung über Bord meinen Leiden ein Ende machen, da fühlte ich mich plötzlich von hinten berührt. Erschreckt sah ich mich um, — es war der Hund, der seine klugen Augen bittend auf mich gerichtet hielt. Eine freudige Ahnung durchzog mein Herz, und die Verzweiflung verschwand. Ein leises Wimmern an der andern Seite des Halbdecks ließ sich hören. Der Hund lief schleunigst dorthin, und als ich ihm nacheilte, fand ich meine Ahnung bestätigt. Dort lag mein armer Wilhelm, der Sohn des Kapitäns, mit blutendem Haupte und soeben aus seiner Betäubung erwacht. Wie er dorthin gekommen, wußte er nicht; als er zu sich kam, saß sein treuer Hund neben ihm und leckte zärtlich sein Gesicht. Wahrscheinlich war dieser auch sein Retter gewesen, doch das Wie blieb ein Rätsel. Als die Sturzsee

heranrollte, hielt er seinen Vater umklammert, dann waren ihm die Sinne geschwunden.

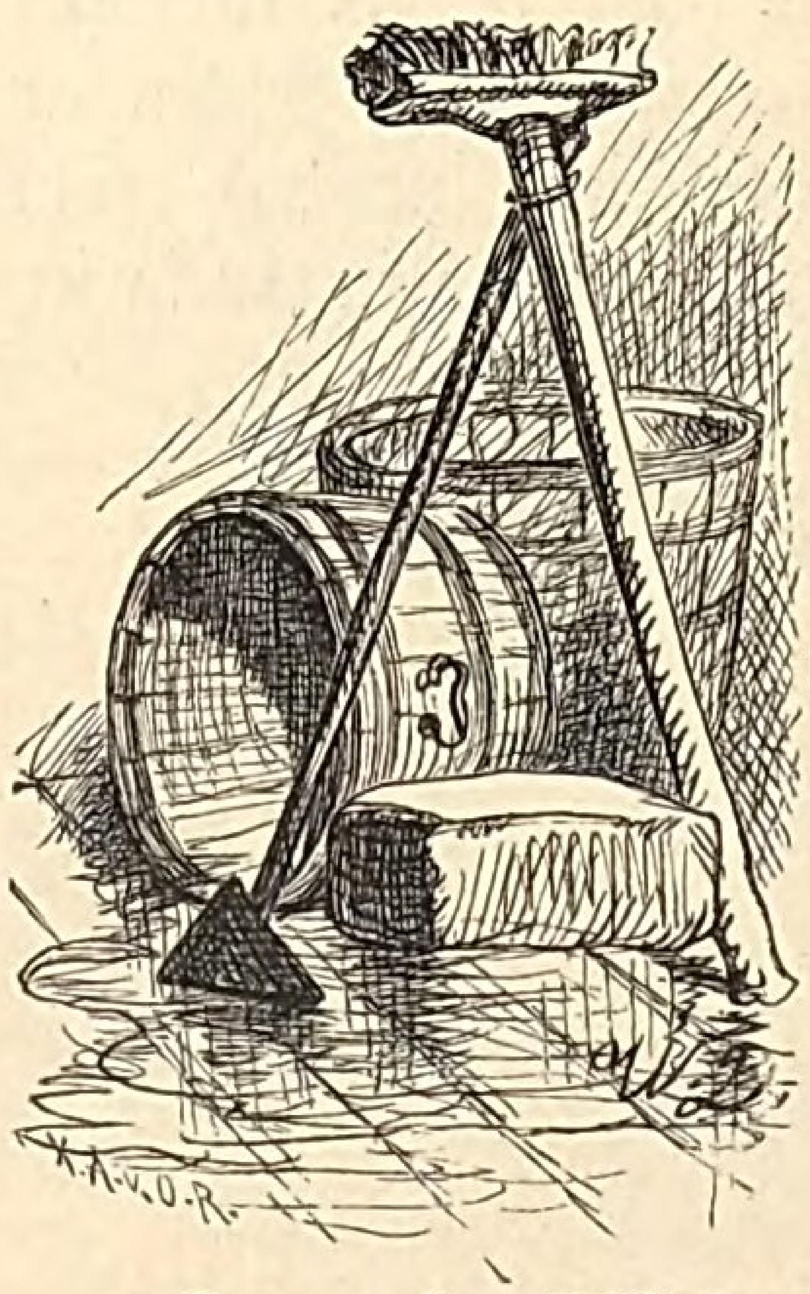
„Mir gab jedoch diese wunderbare Rettung mein volles Gottvertrauen wieder. Als ich den Knaben verbunden auf sein Bett gelegt hatte und das Deck betrat, da überraschte es mich nicht, als ich ein Schiff mit vollen Segeln auf uns zukommen sah. Ich wußte, daß mein Gebet in der Nacht erhört, und daß uns Hilfe nahe war. Ein Boot holte uns ab, ein heimkehrender Ostindienfahrer nahm uns auf das menschenfreundlichste auf.

„Als wir an Bord des fremden Schiffes waren und noch einen Blick nach dem ‚Freitag‘ warfen, da öffnete sich die Tiefe unter ihm, und die Fluten schlugen über den Stumpfen der gebrochenen Masten zusammen. Der fliegende Holländer hatte seine Opfer erhalten.“

„Und was wurde aus dem kleinen Wilhelm?“ fragte Leberecht.

„Ich brachte ihn nach Holland zu seinen Verwandten. Er ist ein tüchtiger Seemann geworden und fährt jetzt sein eigenes Schiff, das er zum Andenken an seinen treuen Hund ‚Pluto‘ getauft hat. Er fährt sehr glücklich und hat wohl schon zwanzigmal ohne Unfall das Kap passiert. Aber er ist auch kein Freigeist, wie sein unglücklicher Vater, und segelt nie an einem Freitag.“

Ein Sonnabend an Bord.



Am andern Morgen ist das prachtvollste Wetter. Die Sonne entsteigt in strahlendem Glanze dem Meere und in der Ferne schimmern die weißen Kreidefelsen der englischen Südküste, die durch die Strahlenbrechung hoch über dem Wasserspiegel zu schweben scheint. Der Ostwind ist steif eingesetzt und der „Seestern“ fliegt fast geräuschlos durch die kaum bewegten Fluten des englischen Kanals.

Der erste Offizier sieht äußerst vergnügt aus, und der Widerschein dieser Stimmung spiegelt sich mit doppelter Reflexion auf dem wettergebräunten Gesichte des Bootsmanns ab. Merkwürdigerweise erblickt man aber sonst überall nur höchst verdrießliche Mienen, namentlich befinden sich die Badegäste in einer höchst ungemütlichen Unruhe und wandern wie „ewige Juden“ rastlos von einem Punkte des Schiffes zum andern.

Willst du, lieber Leser, den Grund dieses Gegensatzes wissen? Es ist heute Sonnabend, und das ist für jedermann an Bord, mit Ausnahme des ersten Offiziers und des Bootsmanns, ein Schreckenstag, namentlich aber, wenn die See ruhig und das Wetter schön ist. Die an Bord von Kriegsschiffen herrschende Reinlichkeit ist bekannt; sie ist so außerordentlich, daß das Auge des Landbewohners vergeblich nach einem Schmutzflecken oder auch nur nach einem Staubkörnchen sucht, aber dafür sieht das Auge eines ersten Offiziers desto mehr, und weil zweihundert Menschen (eine Wache) nicht ausreichen zu sechs verschiedenen Malen in der Woche, d. h. jeden Morgen vier Stunden lang jene eingebildeten Flecken und Fleckchen fortzuscheuern, zu waschen, zu schaben und zu putzen, so wird auch noch der siebente Tag, der Sonnabend, zu Hilfe genommen.

Sonst hat die um 4 Uhr aufkommende Wache doch noch ein Stündchen Zeit, ehe der ewige Befehl „Deckwaschen“ vom Hinterdeck erschallt. Man druselt noch ein bißchen ein, träumt von der Heimat oder raucht heimlich ein Pfeifchen, der wachhabende Offizier trinkt eine erwärmende Tasse Kaffee, und der Kadett des Vorderdecks schlummert ungesehen und ungestört ein Weilchen in einer geschützten Ecke des Bugs, aber heute am Sonnabend ist das alles vorbei.

Da verwandelt sich das sanfte „Deckwaschen“ in das barsche „Deckscheuern“, da erscheinen erster Offizier und Bootsmann schon um 4 Uhr gestiefelt und gespornt an Deck und verkümmern einem jeden die Annehmlichkeiten der ersten Dämmerstunde. Es gibt weder Träumen, noch Pfeife, noch Kaffee; bei Laternenschein geht die Geschichte schon los, und zehn Minuten nach vier liegen zweihundert Menschen auf den Knieen und scheuern mit Sand und großen viereckigen Steinen die verschiedenen Decke. Anfangs geht alles ziemlich schläfrig, und nur im Schatten der Kanonen werden einige Kernflüche und Verwünschungen hörbar: die energischen Ermahnungen des Bootsmannes, die sich in steigender Progression nach unten fortpflanzen, bringen jedoch bald Leben in die Arbeit. Die Arme der scheuernden Matrosen fallen allmählich in Takt, ein lustiger Bursche beginnt, und bald bewegen sich die Steine mit Gleichmäßigkeit nach den Tönen des berühmten Scheuerliedes, dessen jede Strophe mit dem Refrain schließt:

„Nur Mut gefaßt, bald geht's ans Land,
Dann fort zum Teufel mit Steinen und Sand.“

Unter dem Batteriedeck befinden sich die Kammern der Offiziere. Es gehört schon etwas dazu, durch das Knirschen von hundert Steinen unmittelbar über seinem Kopfe nicht zu erwachen, und man muß lange das Seeleben gewohnt sein, um dabei ruhig weiterzuschlafen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn auch Dr. Salomo, der noch kaum die Seekrankheit verwunden, aus seinem Schlummer dadurch aufgeschreckt wird. In Unruhe, was das donnernde Geräusch bedeutet, schraubt er das über seinem Bette befindliche Deckglas aus, um besser zu hören, was über ihm vorgeht. Armer Doktor! Vogel führt in der Batterie beim Scheuern die Aufsicht; er sieht das Aufdrehen des Glases und hat nichts Eiligeres zu thun, als drei Eimer Wasser an die Stelle beordern zu lassen. In dem Augenblicke, als das Glas ausgeschraubt ist, strömt der salzige Inhalt der ausgegossenen Eimer durch das Loch über den Körper und in das Bett des unglücklichen Lauschers. Ein dumpfer Schrei des Entsetzens tönt von unten herauf, die Offizierkammern öffnen sich eiligst, schließen sich aber ebenso schnell wieder unter dem Lachen ihrer Inhaber, als sie den triefenden und vor Frost klappernden Doktor in der Messe sehen und Vogels Stimme durch die Öffnung des Glases herunterschallt: „Herr Doktor, machen Sie gefälligst Ihr Glas zu, hier oben wird Deck gescheuert!“ Der Ärmste! Nicht allein naß und eisig, sondern obendrein noch ausgelacht!

Das durch dieses Intermezzo unterbrochene Knirschen der Steine beginnt von neuem; nach dem Frühstück beteiligten sich auch die zweihundert Mann der andern Wache, und nicht der entfernteste Winkel des ganzen Schiffes wird verschont. Überall Wasser, Sand, Seife, Soda, Besen, Bürsten, Schwabber und Lappen!

Der Reinigungsteufel ist in die ganze Gesellschaft gefahren, der „Seestern" schwimmt oben und unten im Wasser, nirgends ein trockener Fleck, auf dem ein Lackstiefel ungefährdet ausruhen könnte. Unbehaglichkeit im höchsten Grade — dein Name ist: „Ein Sonnabend an Bord!"

Endlich gegen zehn Uhr, nach sechsstündiger Arbeit von achthundert Händen, ist das Scheuern und Waschen beendet. Die Decke sind aufgetrocknet, und um halb zwölf Uhr hat auch das Putzen und Schaben aufgehört. Die Badegäste schöpfen wieder Luft und Dr. Salomo, der sich von dem Schrecken seines eisigen Bades erholt, erfreut sich mit seinen Gefährten der endlichen Ruhe und des schönen Wetters an Deck, des Anblickes der fremden Küste und der Hunderte von Schiffen, die das Fahrwasser beleben, und gibt seinen Empfindungen in beredten Worten Ausdruck.

Auch der erste Offizier freut sich, wenngleich über andere Sachen. Sein alter „Seestern" hat auf einmal seine Schnelligkeit wiedergewonnen und läßt alle Mitsegler hinter sich. Aber auch das Aussehen seines Schiffes macht ihm Freude. Nachdem er seit vier Uhr unablässig auf den Füßen gewesen, in sämtlichen Ecken und Winkeln umhergekrochen, unzählige Male die verschiedenen Treppen auf- und abgestiegen ist und durch das häufige Auffinden unsichtbarer Schmutzflecke Offiziere, Kadetten und Unteroffiziere in die gehörige Sonnabendverzweiflung gebracht hat, befindet sich die Fregatte gegen Mittag endlich in bester Ordnung. Seit der Indienststellung sieht sie heute seiner Meinung nach zum erstenmal „kriegsschiffsmäßig" aus, und mit Wohlgefallen ruht sein Auge auf dem schmucken Fahrzeuge für das er allein trachtet und lebt. Schmunzelnd läßt er seine Blicke über die schlanke Bemastung schweifen, deren Stengen auf der Morgenwache blank geschrapt und geölt sind — da zieht plötzlich eine Wolke über seine Stirn.

„Bootsmann!" ruft er und beginnt mit beschleunigtem Schritt das Hinterdeck zu messen.

Der Bootsmann kommt eilig, legt sein Gesicht in die betreffenden Falten und fragt nach seinem Befehle.

„Weshalb ist die Großoberbramstenge nicht geschmiert?" lautet die von einem Stirnrunzeln begleitete Frage.

Der Angeredete blickt nach oben und bemerkt gleichfalls das schreckliche Versehen, das den Zorn des ersten Offiziers heraufbeschworen hat.

„Ich habe Heinrich Tiedemann dazu hinaufgeschickt," erwidert er entschuldigend; „bin aber durch das Ausbringen des neuen Klüverbaumes abgehalten worden, wieder danach zu sehen."

Der Klüverbaum ist nämlich bei dem nächtlichen Übersegeln gebrochen und mußte ersetzt werden, wobei allerdings der Bootsmann viel zu thun hat. Kurzspleiß läßt daher die Entschuldigung gelten und fragt: „Wer ist Heinrich Tiedemann?" Der erste Offizier kennt wohl die Leute nach den Nummern, jedoch noch nicht alle nach ihrem Namen.

„Einer der neuen Jungen, Herr Kapitänlieutenant."

„Laßt ihn kommen!"

Der Schuldige wird herbeigeholt und erscheint mit vollem Munde kauend

vor dem gestrengen Vorgesetzten. Es ist derselbe, der in Gedanken den Kalender änderte und den seine Großmutter vor dem Mastenklettern warnte.

„Warum hast du die Großoberbramstenge nicht geschmiert, wie ich dir befohlen?“ fragte ihn der Bootsmann mit dem doppelten Stirnrunzeln des ersten Offiziers.

„Ich habe sie geschmiert,“ antwortet Heinrich dreist.

„Was, Junge, du hast sie geschmiert? Sieh doch einmal nach oben, es sitzt ja kein Körnchen Fett daran.“

„Da oben bin ich auch nicht gewesen,“ sagte Heinrich ruhig, der mit den Augen der angegebenen Richtung folgt, „ich habe unten geschmiert.“

„Wo unten?“

„Im Hängemattendeck.“

„Im Hängemattendeck?“ forscht der Bootsmann, nichts Gutes ahnend, weiter.

„Ja wohl.“

„Wer hat dich dorthin geschickt?“

„Ein anderer Junge, den ich fragte, was die Oberbramstenge sei, da ich es nicht wußte.“

Bei näherer Nachfrage stellte sich heraus, daß Heinrich, wie dies an Bord so häufig geschieht, als Neuling absichtlich irre geführt ist und statt der Oberbramstenge mit großem Eifer den frischgescheuerten Fußboden in der Kammer des Bootsmannes eingeschmiert hat.

„Ah!“ ruft der letztere in komischer Wut, „das ist zumtal zum Verzweifeln! Nun kann ich mir auch erklären, weshalb der Junge zum zweitenmale Fett verlangte, obwohl der Topf fast voll war.“

Da aus Heinrichs Mienen jedoch die unschuldigste Dummheit leuchtet, bestraft ihn Kurzspleiß, der ein Lächeln kaum unterdrücken kann, nur mit ein paar Tagen „schwarzer Liste“. Zugleich bedeutet ihm der Bootsmann mit einem freundschaftlichen Armdrücken, bei dem Heinrich die Augen übergehen, wo die wahre Oberbramstenge ist, die er jetzt schmieren soll.

Er bewaffnet sich daher mit einem großen blechernen Fetttopf, halb gefüllt mit flüssiger Stengenschmiere, und beginnt seine Wanderung nach oben.

Heinrich ist Philosoph und stellt gern Betrachtungen an. Bei der Mars (Mastkorb) angekommen, sieht er zwei Wege vor sich: das Soldatenloch gerade zu und die Püttingswanten außen um. „Wie kann jemand nur so dumm sein,“ denkt er bei sich, „den beschwerlichen Weg außen um die Mars zu machen, wobei man fast auf dem Kopfe steht, während dies bequeme Loch geradezu führt!“

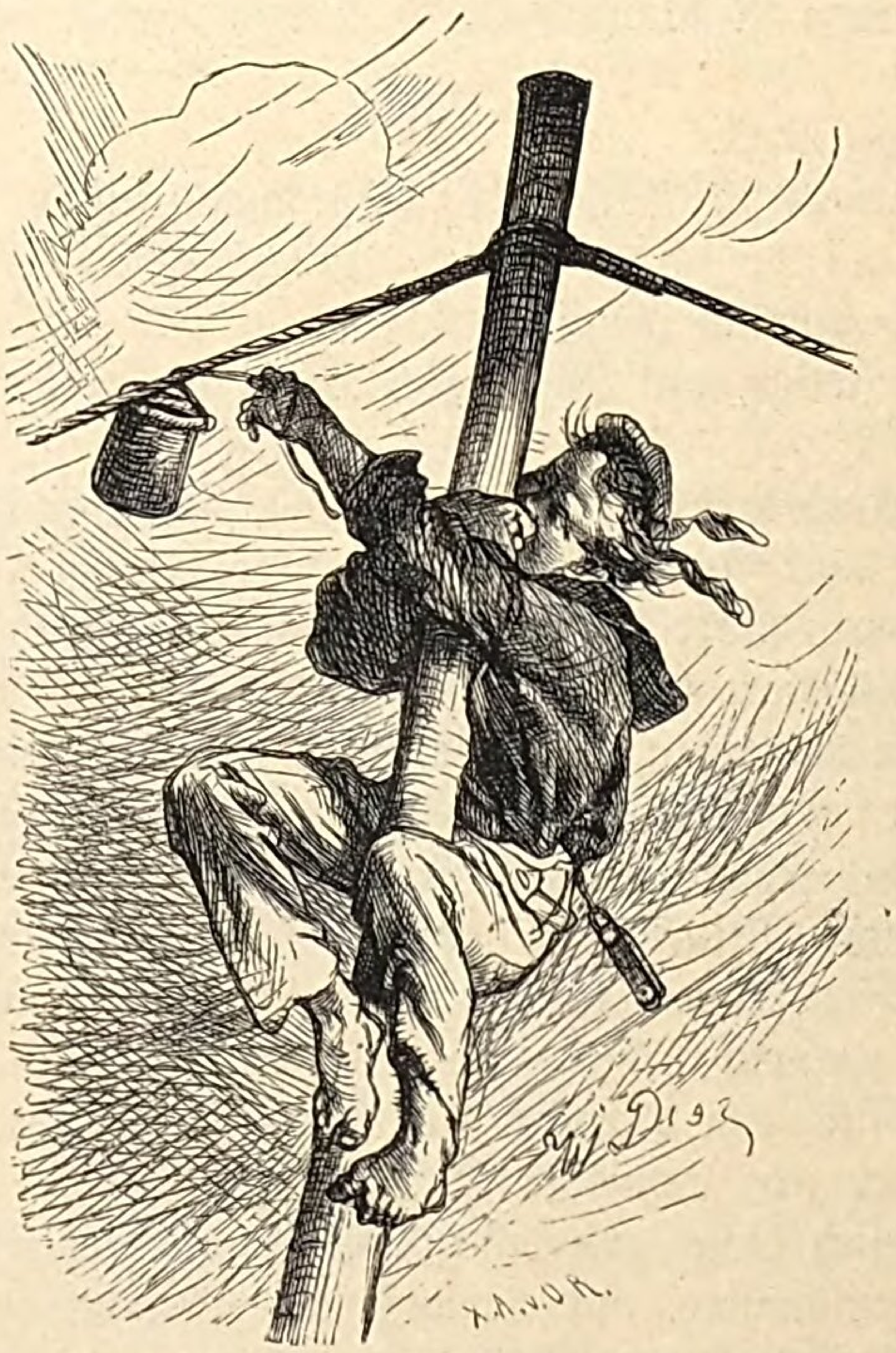
Heinrich hat freilich noch nicht zur See gefahren, und der sonderbare Ehrgeiz der Matrosen, von zwei Wegen stets den gefahrvolleren zu wählen, ist ihm daher unbekannt. Er schiebt seinen dicken Körper durch das Loch und zieht den mit einem Bändsel am Arme befestigten Topf nach. Er steht in der Mars. Ha! das ist doch wunderbar; in den Büchern hat er immer von einem Mastkorb gelesen, und hier ist nicht die Spur von einem Korbe, sondern nur ein glatter horizontaler Halbkreis.

„Merkwürdig, was doch die Menschen alles schreiben!“ denkt Heinrich.

„Nun, willst du dort oben sitzenbleiben, oder soll ich nachhelfen?“ tönt es jetzt von unten herauf und stört Heinrichs Betrachtungen.

Er sieht über den Rand der Mars und erblickt auf dem Verdeck den Bootsmann, der ihm eine sehr verständliche Pantomime zuwinkt. Er verzichtet deshalb auf die versprochene Hilfe, besteigt den zweiten Stock der Masten, die Stengewanten, und kommt glücklich bis an die Bramsaling, wo die dritte Verlängerung der Masten, die Bramstenge, beginnt.

„Ist das eine Höhe,“ sagt Heinrich bei sich, „wenn mich meine Großmutter hier sähe!“



Diese sieht ihn allerdings nicht, dafür aber der Bootsmann, und da Heinrich ihn gleichfalls erblickt, schickt er sich zur Weiterreise an. Er sieht nach oben. „Himmel! was ist das?“ ruft er, „da fehlen ja die Treppen und ich soll hinauf.“ Was hilft es jedoch? Das bittere Muß treibt ihn gebieterisch, und er versucht an den beiden Bramwanten hinaufzuklettern. Es ist keine Kleinigkeit, eine fast senkrechte Höhe von einigen zwanzig Fuß an zwei einzelnen Tauen zu erklimmen, namentlich mit einem Fetttopf am Arm. Unzählige Male rutscht er wieder herunter, und die ganze Haut der Schienbeine wird abgescheuert. Endlich ist er in der Oberbramsaling angelangt, wo er frische Kräfte sammeln kann. Noch ist er nicht am Ziele, die Oberbramstenge bleibt noch zu ersteigen, und er muß jetzt zehn Fuß am kahlen Holz in die Höhe. Ein Glück ist es, daß Heinrich, der früher gern Vogelnester ausgenommen, das besser als das Tauklettern versteht.

Er kommt richtig beim Flaggknopfe an und beginnt seine Arbeit. Um Halt zu haben, schlingt er den linken Arm mit dem daran befestigten Topf über das nach vorn fahrende Halttau der Stenge. Jetzt hat er geschmiert, soweit er reichen kann, und will sich niedergleiten lassen. O weh! er hat nicht an den Topf gedacht und vergessen, denselben über das Halttau zu heben. Nun hakt das widerspenstige Gefäß mit seinem Rande hinter dem Tau und hängt auf der einen Seite, während Heinrich sich auf der andern befindet.

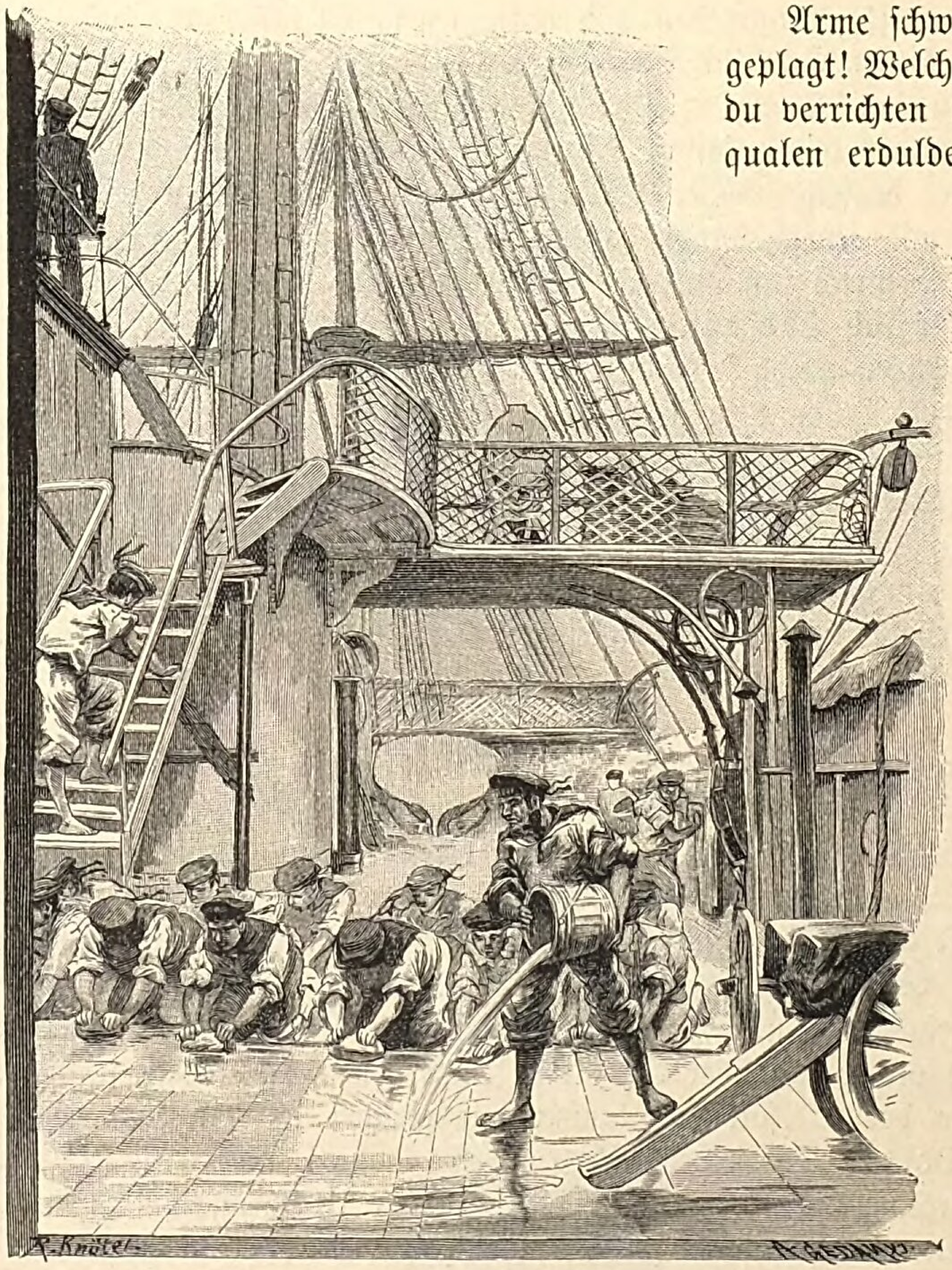
Vergebens sucht er sich wieder emporzuarbeiten; die frischgeschmierte Stenge spricht allen Anstrengungen Hohn. Endlich verlassen ihn seine Kräfte, und er schreit mit jämmerlicher Stimme nach Hilfe. Die Leute an Deck sehen nach oben und erheben ein lautes Gelächter beim Anblick der komischen Situation. Der wachhabende Offizier schickt jedoch augenblicklich ein paar Matrosen zur Befreiung des Jungen hinauf, und es ist hohe Zeit, daß diese kommen. Kaum haben sie die Oberbramsaling erreicht, als Heinrichs letzte Kräfte schwinden. Durch seine Körperschwere reißt der Bändsel des Topfes, der Junge gleitet an der Stenge nieder und wird nur durch Hilfe der Matrosen vor dem Hinunterstürzen bewahrt.

Der Topf folgt indessen den Gesetzen der Schwere. Er stößt, sei es Niedertracht oder Zufall, unterwegs an alle möglichen Taue, verschüttet dadurch seinen Inhalt in einem weiten Sprühregen über das weißgescheuerte Deck und stülpt sich zuletzt mit einer Genauigkeit über den Kopf des Doktor Salomo, daß diesem Hören und Sehen vergeht. Er ist am Fallreep mit Bölting und dem Offizier der Seesoldaten gerade in lebhaftem Streit begriffen, und ein schlagender Beweisgrund wird durch den Topf in seinem Munde zurückgehalten. Auch Bölting ist von unten bis oben begossen und außer sich über den Ruin seines neuen, so brillant sitzenden Rockes. Der Offizier der Seesoldaten kommt mit einigen Flecken davon und befreit endlich den Doktor von seiner Blechhaube. Beide gelangen jedoch im Rückblick auf die Vorgänge der letzten acht Tage zu der Überzeugung, daß das hochberühmte Seeleben weiter nichts sei, als Gefängnis mit der Aussicht totgeschlagen zu werden oder zu ertrinken.

Heinrich Tiedemann wird mehr tot als lebendig heruntergebracht und muß sogleich zur Ader gelassen werden. Dies ist sein Glück; der erste Offizier ist wütend, der Bootsmann rasend über das gesprenkelte Aussehen des schönen Verdecks. Die Arbeit des ganzen Morgens ist vergebens gewesen. Der Bootsmann will verzweifeln, aber er bringt nur noch das „Zumtal" hervor, das „Verzweifeln" bleibt ihm vor Ärger in der Kehle stecken.

Kurzspleiß sprüht Blitze und hundertachtzig Schritt in der Minute geben Zeugnis von der Stimmung, die in seinem Innern tobt.

Doch halt! Der Gang mäßigt sich. Es fällt ihm ein, daß die Sache auch ihre guten Seiten hat. Schon seit dem Morgen hat er darüber nachgedacht, wie er die Strafarbeiter (früher „schwarze Liste" genannt) beschäftigen soll, während die übrige Mannschaft am Nachmittag frei hat. Jetzt ist er aus aller Not. Die schwarze Liste muß die Flecke mit dem Messer abschaben, dann mit Sand und Steinen scheuern.



Arme schwarze Liste, wie bist du geplagt! Welche Danaidenarbeit mußt du verrichten und welche Tantalusqualen erdulden? Und doch, welch schöne Erfindung bist du anderseits, welches ausgezeichnete Mittel für den ersten Offizier, sein Schiff nach und nach auf den Höhepunkt der Ordnung und Reinlichkeit zu bringen.

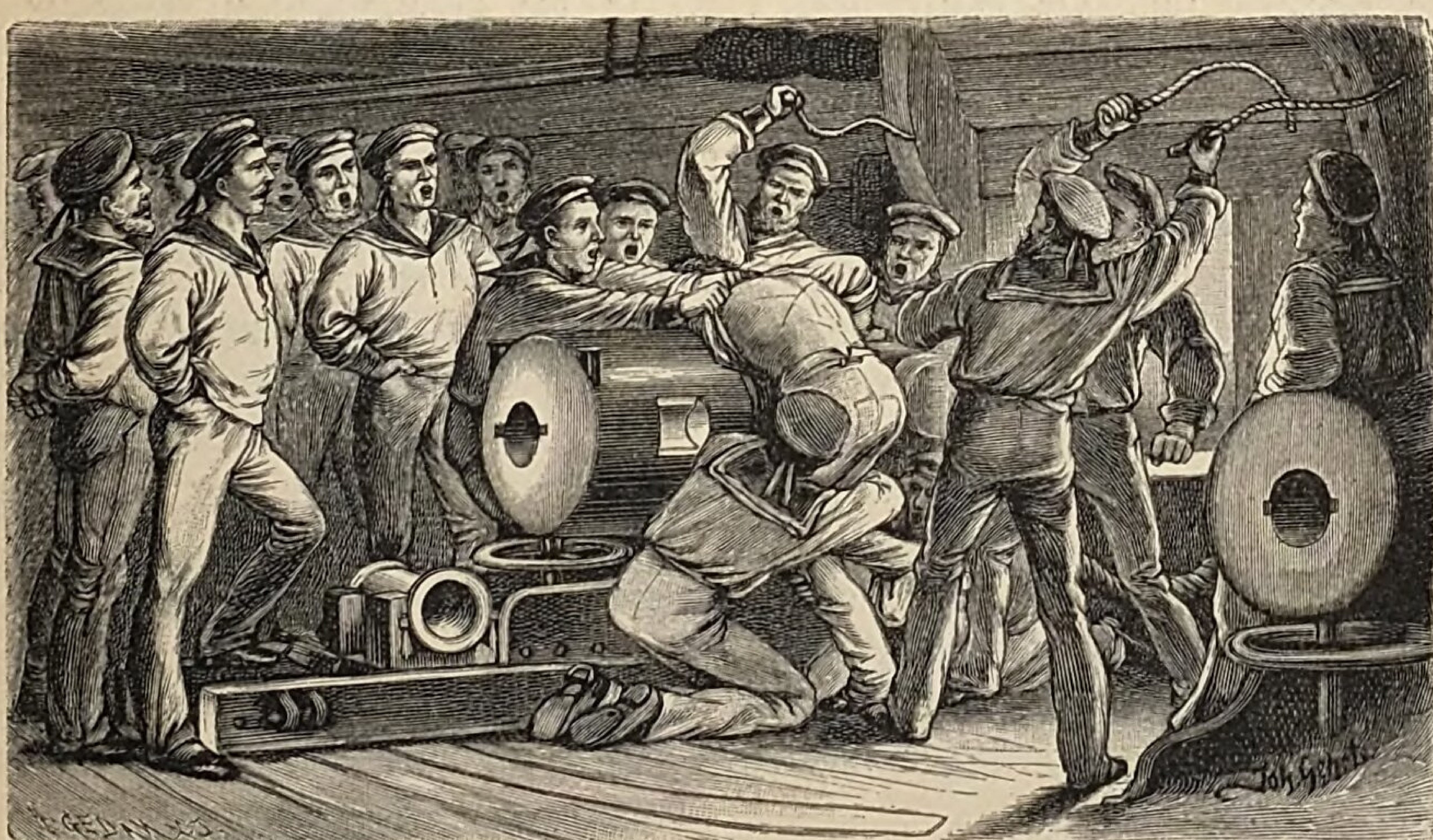
Wenn morgens neun Uhr die Trommel zur Musterung erschallt, wenn die Offiziere ihre Divisionen nachgesehen und dem ersten Offizier darüber Meldung gemacht haben, wenn dieser die Mannschaft an Backbord auf das Hinterdeck pfeifen läßt und er das verhängnisvolle, der Besatzung wohlbekannte Taschenbuch öffnet — dann schüttelt ein heimlicher Schauer die Unglücklichen, die sich bewußt sind, ihre Jackenknöpfe nicht geputzt, auf das Deck gespuckt, ihr Hemd nicht gezeichnet oder ein ähnliches Verbrechen begangen zu haben, das ihre Namen unfehlbar in das Buch des ersten Offiziers bringt. Die schwarze Liste harrt ihrer in unausbleiblicher Gewißheit, und sie erwarten nur noch in dumpfem Schweigen die Zahl der Stunden oder Tage, die über sie verhängt wird.

Für den Sträfling der schwarzen Liste gibt es weder Ruhe noch Rast. Das Erblicken eines Schmutzfleckens, das Niederfallen eines Kabelgarns auf das Deck, das Blindwerden irgend einer Messingplatte genügt, um die schwarze Liste zur Arbeit zu rufen. Während die übrige Mannschaft zwei Stunden Mittagsruhe hat, bekommt die schwarze Liste nur eine halbe. Während jene um vier Uhr nachmittags von jeder Arbeit ausscheidet, bringt für diese nur die eintretende Dunkelheit Feierabend. Ihre Arbeit ist Danaidenarbeit, weil der Rost, den sie heute von den Ankerketten schabt, sich morgen durch das Seewasser wieder ansetzt,

und die von ihr gereinigte Gallion in einer Stunde wieder ebenso beschmutzt ist. Sie erduldet Tantalusqualen, weil sie mit trockenem Munde zusieht, wenn die Kameraden Grog bekommen, weil sie an Bord sitzen, wenn jene an Land gehen, weil sie arbeiten muß, wenn jene feiern.

Arme schwarze Liste, wie bist du geplagt.

Aber selbst auch sie vermag nicht immer ihren Zweck zu erreichen. Unter einer Besatzung von 4—500 Mann wird es immer einige Kerle geben, mit denen durchaus nichts anzufangen ist, welche durch ihr Verhalten die Vorgesetzten zur Verzweiflung bringen und bei denen weder Milde noch Strenge anschlagen. Für diese gibt es an Bord ein anderes Mittel, um sie in den meisten Fällen gründlich zu kurieren und zwar wird dasselbe von den eigenen Kameraden unter einer eigentümlichen Form verabreicht.



Wenn ein solcher Strolch nämlich die ganze Reihe der an Bord gestatteten Strafen erschöpft und zuletzt wochenlang in Arrest gesessen hat, um auf Kosten seiner Kameraden zu faullenzen, dann läuft diesen die Galle über, und es wird zum „Jungfernkranz“ geschritten.

An einem schönen Mittwoch oder Sonnabend nachmittag, an denen die Leute frei haben und in der Batterie sitzen, haben sich einige Dutzend kräftiger Matrosen zusammengefunden, deren Flüstern und Gebärden darauf schließen lassen, daß etwas Besonderes im Werke ist. Gegen 6 Uhr, wenn die Offiziere zu Tisch gegangen sind und nur der Wachhabende oben auf der Kommandobrücke auf und ab wandelt, verschwinden auch plötzlich sämtliche Unteroffiziere aus der Batterie und begeben sich entweder auf das Deck oder in das Zwischendeck, so daß der „Jungfernkranz“ beginnen kann.

Jene kräftigen Matrosen erheben sich scheinbar harmlos von ihren Sitzen und schlendern langsam auf den betreffenden Strolch zu, indem sie allmählich einen Kreis um ihn schließen. Auf ein Zeichen ertönt plötzlich aus zwanzig Kehlen

das schöne Lied aus dem Freischütz: „Wir winden dir den Jungfernkranz,“ in das sämtliche in der Batterie befindliche Mannschaften alsbald einstimmen. Erschreckt blickt der Verfehmte auf, er kennt die ganze folgenschwere Bedeutung des Gesanges, aber vergebens sinnt er auf Flucht. Er sieht sich von allen Seiten von einer undurchdringlichen Menschenmauer eingeschlossen und auch sein unwillkürlich ausgestoßenes Angstgeschrei wird von dem Liede übertönt.

Da fliegt ihm von hinten ein Sack über den Kopf, ein Dutzend nerviger Fäuste packen ihn von allen Seiten, in ein paar Sekunden fühlt er sich über eine Kanone gezogen und wie in einem Schraubstocke festgehalten, während wuchtige Hiebe verschiedener $2^1/_2$zölliger Tauenden auf die Fortsetzung seines Rückens in ungemessener Zahl herniederhageln. Ebenso plötzlich wie der Gesang begonnen, verstummt er, die Tauenden verschwinden, der Sack wird ihm vom Kopfe gezogen und der Gezüchtigte blickt in die hohnlachenden Gesichter der Umstehenden.

Wer ist es gewesen? Er weiß es nicht, und selbst wenn er anzeigen wollte, kann er niemand nennen. Er thut es aber auch so wie so nicht, denn eine Wiederholung mit der doppelten Versezahl wäre ihm so sicher, wie Amen in der Kirche. So schleicht er dann heulend von dannen, um irgend wo in einer dunklen Ecke sich irgend eine Stelle des Körpers auszusuchen, auf der er wenigstens etwas liegen kann, denn dafür ist gesorgt worden, daß er wenigstens vier Wochen nicht zu sitzen vermag. In fast allen Fällen wirkt aber das Lied so nachhaltig, daß der Betreffende während der übrigen Reisedauer selten oder gar nicht wieder auf der Strafliste erscheint.

O Jungfernkranz, du bist eine sehr wohlthätige Einrichtung, würdest du auch am Lande unserer schmählichen Humanitätsduselei gegenüber öfter in obiger Weise gesungen, so würden unsere Gefängnisse weniger gefüllt sein, und der überhandnehmenden Roheit der niederen Klassen ein wirksamer Damm entgegengesetzt werden.

Schlecht Wetter.



cht Tage sind verflossen, und es ist wieder Sonnabend, aber die Badegäste, welche sich zu dieser Zeit schon in die Tropen und in die Schatten von Palmenhainen irgendwelcher unbekannten Insel träumten, haben die Rechnung ohne den Wirt, d. h. „Kombüsenbesteck“ gemacht, wie man es an Bord nennt. Ihre Leiden sollen noch kein Ende haben, denn der Wind hat nach kurzer Zeit wieder sein Herbstquartier in Westen bezogen und bläst seit sechs Tagen genau daher, wo die Fregatte hin will. Nun, es ist auch kein Wunder, der Ostwind war ja „Freitagswind“. Was kann dabei Gutes herauskommen? Der „Seestern“ kreuzt deshalb noch immer im biscayischen Meerbusen, und wenn den ein Schiff im Frühjahr oder Herbst durchsegelt ohne einen gehörigen Nordwester, dann gehört es zu den Sonntagskindern.

Der Steuermannsmaat Kattblock hat zwar mit großer Sicherheit schon gestern „schlecht Wetter“ prophezeit, aber bis jetzt ist es nicht eingetroffen, und es steht nur frische Brise aus Westnordwest.

Heute, am Sonnabend nachmittag, haben die Leute einige Stunden Zeit erhalten, um ihr Zeug auszubessern. Dabei bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit zum Schwatzen, was für die Seeleute einen gar zu verführerischen Reiz besitzt. Wo nur irgend zwei von ihnen zusammenkommen, so wird in aller Geschwindigkeit ein kleines Garn gesponnen. Obwohl an Bord eines Kriegsschiffes Ruhe ein Hauptbedingnis bei Manövern ist, würde es vergebene Mühe sein, dieselbe im eigentlichen Sinne des Wortes zu erzielen. Ein Wörtchen zu sprechen, hält Jan Maat für ein unveräußerliches Recht, wozu hat der liebe Gott ihm

die Zunge gegeben? — und ob in oder außer Dienst, erfüllt ein beständiges gleichmäßiges Gesumme, wie das eines Bienenschwarmes die Räume des Schiffes. Nur wenn der Ton der Pfeife erschallt, herrscht überall augenblickliche Totenstille; dann gilt es die darauf folgenden Befehle zu verstehen.

„Diesmal hast du dich doch geirrt, Kattblock," sagt Schramm, der alte Bootsmannsmaat, „das schlechte Wetter bleibt aus."

„Gott bewahre!" versichert dieser sehr ernst, „wenn des Bootsmanns Gallion (Nase) blau anläuft, haben wir innerhalb achtundvierzig Stunden einen Sturm, daß sieben alte Weiber keinen Besenstiel gerade in der Luft halten können. Ich kenne das zu genau. Als ich mit ihm noch auf dem „Fliegenden Fisch" zusammen diente und einmal der Barometer zerbrochen war, reffte der Kommandant, mit dem der Bootsmann so lange gefahren hatte, stets nach dessen Nase. War sie rot, so bedeutete dies zwei Reffe, für blau gab es drei, und wenn auch die Ohren anliefen, konnten wir uns auf einen gehörigen Beileger (schwerer Sturm) gefaßt machen, das stand so fest, wie Amen in der Kirche."

„Wind gibt's gewiß!" meint bekräftigend der Feuerwerksmaat Lebrecht, „mir hat vergangene Nacht von Frauenzimmern geträumt, und ihr wißt alle, daß das schlechtes Wetter bringt."

„Dummes Zeug," sagt der Krankenwärter, der von der Armee zur Marine übergegangen ist und als Freigeist gilt. „Alles Aberglaube! Ihr schwatzt immer von euren Träumen, und noch nie habe ich gesehen, daß sie richtig auskommen. Was haben die Frauen mit schlechtem Wetter zu thun?"

„Da sieht man gleich, daß er nicht verheiratet ist," wirft Schramm ein, „sonst würde er nicht so einfältig fragen."

„Nun warte nur, Krankenwärter," sagt Lebrecht, „du hast noch nicht viel auf dem blauen Wasser geschwommen, deshalb schwatzest du so klug. Wir wollen sehen, wer recht hat."

Das Kommando: „Alle Mann auf, klar zum Segelbergen!" unterbricht die Unterhaltung. Der Kapitän hat zwar nicht des Bootsmanns Nase, aber den Barometer beobachtet, und dies wie das Aussehen der Luft lassen es ihm ratsam erscheinen, zur Nacht die kleinen Segel fortzunehmen und ein paar Reffe einzustecken. Im Nordwest steigt eine drohende Bank auf, und am Horizonte zeigt sich ein kleiner Fleck wie das Stück eines Regenbogens, von den Seeleuten Windgalle genannt. Sie trügen selten, diese Windgallen, und ein vorsichtiger Seemann führt kleine Segel, wenn er sie gesehen hat.

Eine schwarze und gefährlich aussehende Bö löst sich von der Wolkenmauer und fliegt schnell heran. An Bord ist alles fertig, sie zu empfangen, aber es ist kein Wind darin, nur Hagel und Schnee.

„Nennt ihr das schlecht Wetter?" fragt der Krankenwärter, der sich gar zu gern das Ansehen eines furchtlosen Seemanns geben möchte.

„Warte nur," erwidert Kattblock, „die Frauenzimmer werden dir deine Ungläubigkeit schon verklaren, mehr als dir lieb ist."

Die Nacht kommt, aber das Wetter hält sich. Die erste Wache verläuft in ruhiger Eintönigkeit, und der Offizier, Lieutenant Bohr, geht in langsamem

Schritt auf dem Hinterdeck auf und ab. Die trübe gleichmäßige Decke, welche den Himmel verschleiert, läßt auch nicht einen Stern durchblicken, dessen freundlicher Schein dem Wachhabenden Gesellschaft leistet. Nur das hohle Rauschen der See unterbricht bisweilen unheimlich die Nacht. Endlich ist es ein Viertel vor zwölf. „Gott sei Dank!“ denkt Bohr, „noch fünfzehn Minuten, und du bist erlöst!“ Diese Zeit vergeht schnell; die andere Wache wird gerufen und gemustert, und der Steuermannsmaat weckt den ablösenden Offizier.

Noch eine Minute! Doch die Uhr geht ja eine Minute nach — mein Gott, wie kann man eine so wichtige Sache vergessen! Also schnell „acht Glas“ und „Freiwache zur Koje!“

Wie rasch dem Befehle Folge geleistet wird! Die Glücklichen! in zwei Minuten liegen sie behaglich in ihren Hängematten in warme Decken eingehüllt. Der Stabswachtmeister, das perpetuum mobile an Bord, sorgt dafür, daß die Ablösung rechtzeitig erfolgt, und wirft die Säumigen ohne weiteres aus der Hängematte.

Einen Offizier kann man aber doch nicht aus der Koje werfen! Wie schade! sonst wäre Bohr wahrscheinlich schon abgelöst, da die Uhr bereits zehn Minuten nach zwölf zeigt.

„Steuermannsmaat, haben Sie Lieutenant Bölting auch ordentlich geweckt?“

Bohr hat vergessen, daß der Gerufene schon längst in Morpheus Armen ruht. Der Steuermannsmaat der neuen Wache sieht nach und meldet, daß der Lieutenant Bölting im Augenblick erscheinen wird.

Dessen Augenblicke sind jedoch sehr lang und dauern fünf Minuten. Endlich kommt er, entschuldigt sich auf das höflichste wegen seines langen Ausbleibens, und Bohr übergibt ihm ziemlich schlecht gelaunt die Wache.

Indessen erinnert sich Bölting, daß er sein Kommandobuch unten gelassen.

„Ach, verehrtester Herr Lieutenant Bohr, haben Sie die Gewogenheit, noch einige Augenblicke für mich die Wache zu übernehmen; ich . . . .“

Doch Bohr ist mit einem eiligen „Gute Wache!“ bereits in der Batterie verschwunden.

Armer Bölting! er hat kein Kommandobuch und darf das Deck nicht verlassen. Das wird eine schlimme Geschichte, wenn plötzlich der Wind schralt. Doch der Wind meint es gut mit ihm und rührt sich nicht vom Flecke, nur das hohle Rauschen der See wird lauter und unheimlicher.

Es schlägt ein Glas. „Was! noch nicht mehr?“ denkt der Wachhabende, dem die Zeit unendlich lang geworden und der sich mit stillem Schaudern der sieben halben Stunden erinnert, die ihm noch bevorstehen.

O Mittelwache, du Schrecken aller Kadetten, du Geißel aller jungen Offiziere! Auf dir gehen alle Uhren zu langsam und ein unsichtbarer Kobold klammert sich an die Zeiger. Du bist endlos, wie die Sahara, und vergebens lechzt der müde Wanderer nach der Oase der „acht Glas“.

Und doch, in dieser Welt ist kein Leiden ohne Trost. Selbst die Mittelwache hat ihre Freuden und unschätzbaren Annehmlichkeiten.

Wenn der Schlaf auf den müden Augenlidern mit drückender Schwere lastet; wenn die Füße die Theorie der Zickzacklinie praktisch auszuführen beginnen und ihr Eigentümer dabei die Entdeckung macht, daß die Laffeten auf der einen Seite des Schiffes ebenso hart sind wie auf der andern, und daß auch der Großmast geringere Elastizität besitzt als der Kopf — dann erweckst du, o herrlicher Mokkatrank, vom Burschen heimlich auf der Spirituslampe gebraut, die matten Lebensgeister zu neuer Thätigkeit und rieselst mit deinem milden Feuer belebend durch die erschlafften Adern. Der Gang nähert sich wieder der geraden Linie, alle Müdigkeit verschwindet, und schnell verfließt der noch übrige Teil der Wache.

Leider darf der arme Bölting sich der zauberischen Wirkung des arabischen Trankes nicht überlassen. Der Kapitän hat die unangenehme Gewohnheit, öfters plötzlich auf dem Deck zu erscheinen, wenn Bölting oder andere junge Offiziere die Mittelwache haben, und das ist schlimm; denn nach acht Uhr abends darf im Schiffe außer den vorgeschriebenen Laternen kein Feuer brennen, geschweige denn eine Spirituslampe. Darum quält ihn die Langeweile, und die Minuten schleichen mit bleiernen Füßen. Er könnte sich mit Vogel unterhalten, der bei ihm auf der Wache ist. Zwar liegt Vogel vorn in den Finknetzen und schläft als echter Kadett trotz des kalten Wetters, doch kann er ja geweckt werden. Wie darf aber ein Lieutenant mit einem Kadetten außerdienstlich sprechen?

Armer Bölting! die neuen Achselstücke, die seit vier Wochen deine Schultern zieren, drücken dich noch so sehr.

Er faßt das Nachtfernrohr und unterwirft mit Kennermiene Raaen und Segel einer genauen Prüfung. Vergebene Mühe, es ist nichts zu finden. Die Schooten sind vorgeholt, die Raaen richtig gebraßt, nicht einmal eine Bulien ist vergessen. Also kein Grund zum Segelkanten und zur Ermunterung durch Kommandieren.

„Ha, was ist das! Alle Segel auf einmal los, wie ist das möglich? Kadett Vogel, Herr Kadett Vogel?“ ruft Bölting in seinem Schrecken; doch Vogel erwacht nicht so leicht, er träumt von Fleischpasteten und Ananaspunsch.

„Alles back vorn!“ ruft ein Bootsmannsmaat.

Wahrhaftig, der Wind geht plötzlich um.

„Wache klar zum Brassen!“ kommandiert endlich Bölting; aber, da ist schon wieder das Dilemma, was für Brassen, Lee oder Luv?

„Leebrassen, holt doch die Leebrassen!“ schreit er auf gut Glück. Ja, ja, es ist ein schlimm Ding für einen jungen Offizier, wenn plötzlich der Wind aus Lee kommt; auch ältere verlieren bisweilen den Kopf dabei.

Die Leute reißen an den Brassen, und alles kracht. Umsonst, es gibt keinen Zoll.

Bölting hat vergessen, daß die Raaen bereits scharf beim Winde standen, als er die Wache übernahm.

„Fockraa ist scharf an,“ ruft Vogel, der endlich erwacht und von seinem Lager aufgesprungen ist; „fest Marsraa, sonst kommt sie von oben!“

Das fehlte nur noch, um Bölting vollständig zu verwirren. Die Fregatte beginnt bereits rückwärts zu gehen und stampft mit dem Hinterteile gegen die

See. Jetzt füllt der Besan von der andern Seite, und mit einem Krachen, daß das ganze Schiff erzittert, fliegt der Baum nach Backbord. Das ist zuviel für den armen Wachhabenden und Verzweiflung packt seine geängstete Seele.

Da erscheint wie ein Deus ex machina der Kapitän an Deck. Er ist durch die sonderbaren Bewegungen des Schiffes erwacht, hört das Übergehen



des Besanbaumes, springt eiligst in seine Kleider und an Deck. Ein Blick belehrt ihn, daß unser Freund „eine Eule gefangen“ und er besteigt deshalb sofort die Kommandobank.

„An die Backbords Achterbrassen! Ruder Backbord!“ kommandiert er. Die Raaen fliegen herum, und das Schiff fällt so schnell, daß die Hintersegel im Nu vollstehen. „Rund vorn!“ Auch die Vorsegel füllen sich, die Fregatte bekommt Fahrt, wird an den Wind gebracht und liegt bald ebenso ruhig auf dem Wasser wie zuvor. Sie hat wie ein mutwilliges Roß den ungeschickten Reiter abgeworfen, gehorcht aber willig dem Worte des Meisters.

Bölting bekommt jetzt eine Lektion, die ihn zwar sehr beschämt, aber das Intermezzo bringt ihm wenigstens den Vorteil, daß er auf einmal ungemein wach geworden ist. Freilich, „die Geister, die er gerufen, wird er nun nicht los,“ und der Kapitän bleibt auf dem Deck. Die Luft gefällt ihm nicht, und das Barometer steht tief.

Er steigt auf die Kommandobank und sieht in den Wind. Huh! was für eine Nacht, schwarz wie chinesische Tusche, und der Himmel schaut aus, als hätte er Trauer angelegt. Vergebens sucht das Auge nach einem tröstenden Stern. Nacht, überall Nacht, wohin es blickt. Im Westen steigt langsam eine schwere Masse am Horizonte empor. Der Kapitän weiß, was sie bringen wird, und trifft Vorbereitungen. Die Leute stehen fertig bei Marsfallen und Brassen, Besan und Großsegel werden fortgenommen. Mit reißender Schnelligkeit breitet sich jetzt

die Wolkenschicht am Himmel aus. Noch ist der Wind nicht da, aber die See bricht bereits mit hohltönendem Rauschen donnernd in sich zusammen.

Sieh dort! den langen, grünlich schimmernden Streifen, der wie eine feurige Schlange sich auf den dunkeln Wassern windet, die mit ihren Bauchringen das Schiff zu umstricken droht. Was will jenes Gespenst der Tiefe?

O, der Kapitän kennt es wohl. Es ist der Sturm, der hereinbricht und den kochenden Gischt vor sich hertreibt. Er hat keinen Augenblick zu verlieren, wenn er ihn gerüstet empfangen, nicht die Masten brechen und das Schiff kentern lassen will.

„Laufen Marssegel!“ kommandiert er mit klartönender Stimme, die weit hinausschallt in die dunkle Nacht. Die Marsraaen rasseln donnernd an den Stengen nieder; doch kaum hat er gerufen: „Hol auf Luvbrassen, aus Refftaljen!“ da ist auch der Sturm schon da, und seine Worte verhallen im Toben des Windes und der See.

Mit einem Stoße, als wollte sie das Schiff aus dem Wasser heben, fällt die Bö in die Segel und bläht sie zum Zerspringen. Die Fregatte weicht dem furchtbaren Drucke und legt sich auf die Seite. „Auf mit dem Ruder, hart auf!“ Die Leute bekommen keinen Zoll von Brassen und Refftaljen, und Abhalten ist die einzige Rettung.

Die Leute am Ruder drehen mit aller Kraft am Steuerrade; es gelingt, aber das Schiff fällt nicht.

„Alle Mann auf!“ kommandiert der Kapitän mit der äußersten Macht seiner Stimme; jedoch das Heulen des Sturmes, das Brausen der See und das Ächzen der Masten übertönt den Ruf. Glücklicherweise hat ein Bootsmannsmaat ihn vernommen und eilt in das Hängemattendeck, wo das „alle Mann auf!“ wie ein elektrischer Schlag auf die Mannschaft wirkt und sie aus den Kojen treibt. Es ist keine Zeit zum Ankleiden; das „alle Mann auf!“ in der Nacht ist der Hilfeschrei in der Not. Jedermann weiß dies und folgt augenblicklich dem Rufe, wie der Muselmann der heiligen Fahne.

Die Fregatte liegt noch immer auf der Seite. Sie fliegt mit einer nie gesehenen Fahrt durch die schäumenden Wogen, die sich brüllend an ihr hinaufwälzen und sie zu verschlingen drohen. Durch die Batteriepforten dringt strömend das Wasser und füllt das Deck. Im Hängemattendeck herrscht die größte Verwirrung; das durch die Luken herunterspülende Wasser läßt die Leute glauben, es sei ein Unglück passiert.

„Wir sind übersegelt, wir gehen auf den Strand, das Schiff ist leck.“ Diese Rufe tönen wild durcheinander, und auf den Treppen drängt alles nach oben, um der Gefahr zu entrinnen. Der Tambour schlägt in Verzweiflung ohne Befehl Generalmarsch und steigert dadurch die Verwirrung noch mehr. Auf dem Oberdeck rennt alles mit den Köpfen gegeneinander; die dichte Finsternis erlaubt keinen Schritt vor sich zu sehen. Jedes Kommando hat aufgehört, der Sturm hat es übernommen und brüllt es mit Donnerworten den ohnmächtigen Menschen zu, daß ihnen das Blut in den Adern gerinnt.

Der erste Lieutenant und die übrigen Offiziere sind ungeweckt auf das Deck gestürzt; in einer solchen Nacht bedarf es für sie keines Weckens.

Noch immer stürmt die Fregatte mit angebraßten Raaen durch die Fluten, als ob sie den wilden Jäger trüge zum Wettlaufen auf Leben und Tod. Vergebens werden alle Anstrengungen gemacht, um das Schiff zum Abfallen zu bringen. Der Kopf des Ruders hat sich abgedreht, seine Wirkung ist aufgehoben und die zum Springen straff gespannten Brassen sprechen allen an sie verwendeten Kräften Hohn!

Die Masten biegen sich, die Raaen krachen, das ganze Schiff erzittert in seinen Fugen und stöhnt, als müßte es in dem übermenschlichen Kampfe erliegen.

Doch der Kapitän sieht, daß etwas geschehen muß, wenn er einem großen Unglück vorbeugen will. Im Verein mit den Offizieren gelingt es ihm, einen Teil der Mannschaft auf dem Hinterdeck zu sammeln und sie zum Bergen des Kreuzsegels zu verteilen. Die Taue werden steif geholt, um auf Kommando das Segel schneller unter der Raa zusammenzuschnüren.

Winzige Menschen! wollt ihr eure Kraft mit der des Sturmes messen, des Sturmes, der Wälder entwurzelt und den Meeresgrund aufwühlt?

Kaum erhalten die Schooten Luft, da faßt der Wind das Segel, die schnürenden Taue springen wie Glas, es peitscht einigemale mit gewaltigem Knall und wird zu Atomen zerschellt hinausgeführt über das weite Meer. Ein gleiches Schicksal trifft das Großmarssegel.

Was schadet dies jedoch? Der Zweck des Kapitäns ist erreicht. Das Hinterschiff ist vom Druck der Segel befreit, der das Abfallen verhinderte. Jetzt wirken die Vorsegel allein; langsam richtet sich die Fregatte empor, kommt allmählich vor den Wind, und die größte Gefahr ist beseitigt.

Schnell reparieren die Zimmerleute das Steuerruder, und bald läßt sich das Schiff wieder steuern. Seine Fahrt vermindert um ebensoviel die Kraft des Sturmes, das Kommando wird hörbar, die Ordnung kehrt wieder. Die Sturmsegel sind gesetzt, und die Pause, welche beim Sturme stets dem Verrollen dreier schwerer Wellen folgt, wird benutzt, um das Schiff an den Wind zu bringen und beizulegen.

Die größte Wut des Windes hat nachgelassen. Zwar weht es immer noch sehr hart, doch ist weiter keine Gefahr dabei. Der „Seestern“ liegt unter seinen kleinen Sturmsegeln wie eine Möwe auf dem Wasser, treibt langsam seitwärts, und an dem breiten Kielwasser, das er mit seinem Rumpfe glättet, brechen sich die tosenden Sturzseen und laufen unschädlich unter dem Schiffe fort. Der Kampf der Elemente gegen die Menschen ist beendet, und der Mensch ist Sieger geblieben.

Indessen ist es halb vier geworden. Die Mannschaft klart das Deck, und die Freiwache wird mit einem Grog als Trost für die gestörte Nachtruhe unter Deck gepfiffen.

Auch die wachfreien Offiziere gehen unter Deck, und Bölting wünscht sehnlichst „acht Glas“ herbei, um seine gesprengten Lackstiefel zu wechseln. In der

Batterie wogt das durch die Geschützpforten eingedrungene Wasser noch von Bord zu Bord, findet seinen Weg nach unten und auch in die Kammern der Badegäste. Letztere haben Zuflucht in der Offiziermesse gesucht, als aber dort der schwere Mahagonitisch losgebrochen, sind sie in die Batterie geflohen. Dort stehen sie in Todesangst, während über ihnen das Heulen des Sturmes, das Arbeiten und Schreien der Menschen, das Knarren der Masten und das Brausen der See in schaurigem Konzert ertönt. Die wachfreien Offiziere, welche in ihren langen Regenröcken und Südwestern wie Nachtgespenster an ihnen vorbeigleiten, unterbrechen endlich das dumpfe Schweigen, das auf der Gruppe lastet. Bohr ruft ihnen im Vorbeigehen zu: „Wir gehen hinunter, nun ist's vorbei." Bleich malt sich der Schrecken auf den entstellten Gesichtern der Badegäste, die Bohrs Worte in dem Sinne auslegen, daß das Schiff untergeht, und ihr letzter Augenblick gekommen ist.

Doch bald klärt sich das Mißverständnis auf, und sie kommen mit dem Schrecken davon. Ermattet suchen sie ihre Kojen wieder auf, während die Seeoffiziere sich an einem Schinken und einer Flasche Madeira erlaben. Der losgebrochene Tisch hat die Thür des Meßschrankes eingestoßen und dessen heimliche Schätze bloßgelegt, die jetzt zum großen Kummer des Meßvorstandes unbarmherzig geplündert werden.

Im Hängemattendeck sind die meisten Leute wieder zur Koje gegangen. Zwar haben sie nur noch ein halbes Stündchen für sich, allein auf der See geizt man mit der Zeit, die zum Schlafen vergönnt ist, und ein ordentlicher Matrose schläft in einer halben Stunde mehr, als eine Landratte in einer ganzen Nacht.

Nur in der Bottlerei, der Speisekammer des Schiffes, deren Atmosphäre nach einem heimlichen Aroma von Rum duftet, ist eine kleine Gesellschaft versammelt. Sie hat es vorgezogen, den Rest der Freizeit wachend hinzubringen und bei einem steifen Grog, den der Bottelier als Wirt angerührt, ein kleines Garn zu spinnen. Sie besteht aus Schramm, Lebrecht, Kattblock und dem Bottelier, und die Ereignisse der verflossenen Stunden sind natürlich das Thema der Unterhaltung.

„Nun, wer hat recht gehabt?" äußert Kattblock, „habe ich nicht gesagt, daß des Bootsmanns Nase nie trügt? Es war aber auch eine hübsche Mütze voll Wind, und es wundert mich, daß wir so billig fortgekommen sind."

„Ja," meint Schramm, „es war ein Glück, daß wir den alten „Seestern" bald vor den Wind bekamen. Wären wir noch länger so mit halbem Winde fortgegangen, würde unser Grog jetzt tüchtig nach Salzwasser schmecken."

„Wo mag denn nur der Krankenwärter hingekommen sein?" fragt Kattblock, „hoffentlich wird er sich jetzt davon überzeugt haben, daß Weiber an Bord stets schlechtes Wetter bringen."

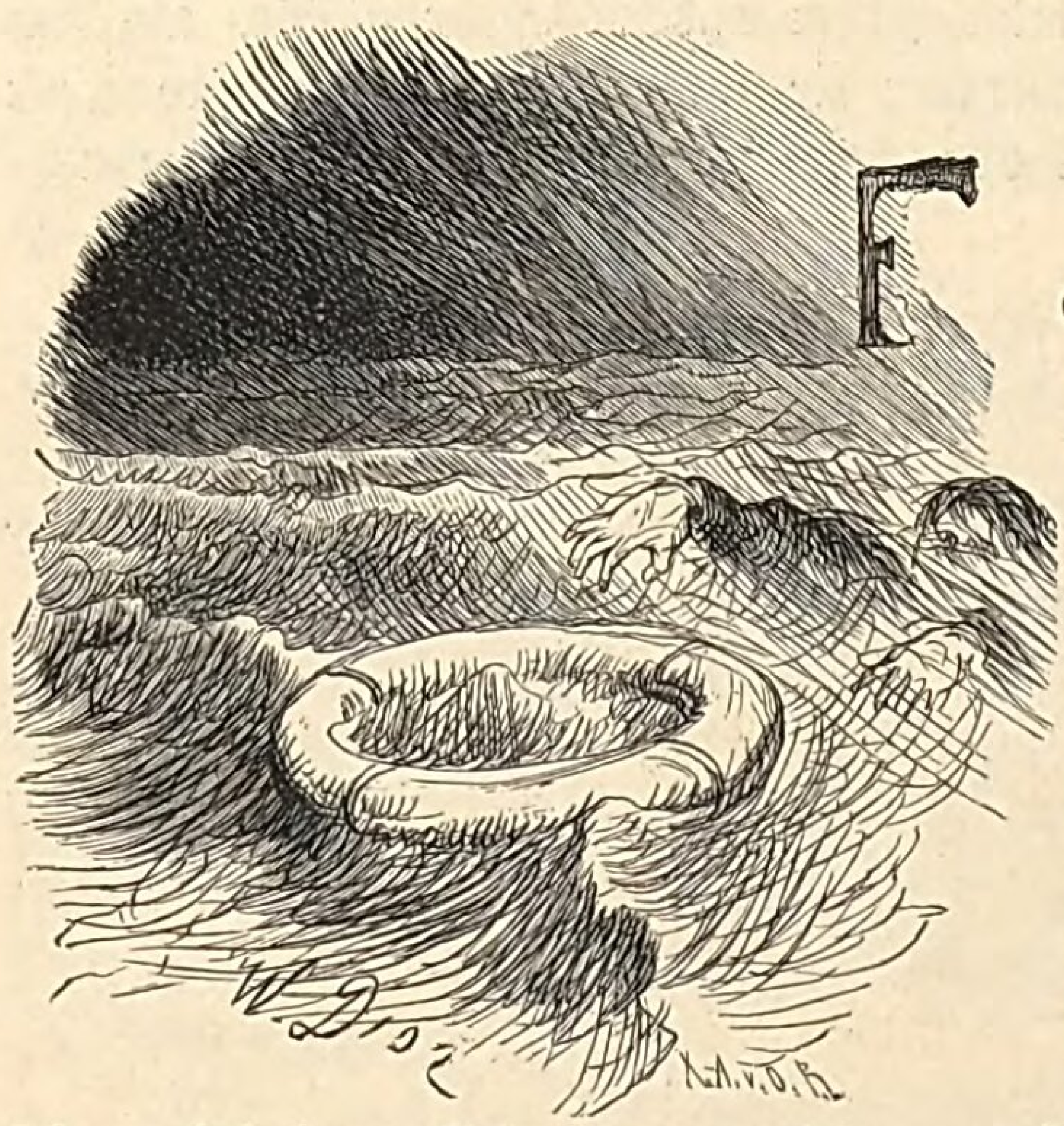
„Ich habe ihn nur einmal in der Batterie gesehen," erwidert Lebrecht. „Er war beim Überholen des Schiffes unter eine Kanone gerutscht. Er mußte dort eklig festgeklemmt sein, denn er schrie mordmäßig und jammerte schrecklich über seine Frau und Kinder."

„Was?“ wirft der Bottelier ein, „er hat ja weder das eine noch das andere?“

„Nun,“ meint Lebrecht, „dann wird er es wohl nur gethan haben, um Mitleid zu erregen und Hilfe zu erhalten, da ihm das Wasser gehörig die Klüsen (Augen) auswusch. Ich konnte mich nicht um ihn kümmern, da der erste Offizier mich nach einer Laterne geschickt hatte. Im Grunde genommen gönnte ich ihm jedoch das Bad von ganzem Herzen. Der Kunde thut immer, als wenn er, Gott weiß, was für ein Seemann wäre, und er versteht ebensowenig davon wie meine Großmutter.“

Der schrille Ton der Pfeife, das Schlagen der Glocke und das Kommando: „Backbordwache an Deck!“ stört die Unterhaltung. Schnell knöpft jeder die dicke Jacke bis unter das Kinn zu; die Gläser werden bis auf die Nagelprobe geleert, ein frisches Stück Tabak hinter den letzten Backzahn an Steuerbordseite gestaut, und so gerüstet begeben sich die drei Unteroffiziere an Deck. Dort harrt ihrer die interessante Aufgabe, an einem eisigen Wintermorgen neue Marssegel unter die Raaen zu binden, eine Arbeit, die man jedem andern lieber gönnt, als sich selbst. Der Bottelier als Freiwächter beneidet sie auch nicht darum und freut sich im stillen, daß er nicht mit an Deck braucht, sondern seine warme Koje aufsuchen kann.

Mann über Bord.



Fast vierzehn Tage lang hat die Fregatte im biscayischen Meerbusen gekreuzt, mit Regen, Hagel und allen Attributen eines nordischen Spätherbstes gegen Westwinde gekämpft, sich jedoch allmählich nach Süden gearbeitet. Das Wasser hat seine Farbe gewechselt, und dem dunklen Grün, das die Nähe des Landes verkündet, ist tiefes Blau gefolgt, der Widerschein des Himmels und das Kennzeichen unergründlicher Tiefe. Eine mildere Temperatur stellt sich ein, und sie wird von jedem bei dem Gedanken an die ungastliche Heimat, die jetzt von Schnee und Eis starrt, angenehm empfunden. Selbst die Badegäste beginnen sich einigermaßen mit dem Leben an Bord auszusöhnen, das ihnen bisher so viel Kummer bereitet, und die Hoffnung auf das baldige Erreichen der Tropengegend läßt sie die Leiden der Vergangenheit vergessen.

In der Nähe der portugiesischen Küste setzt ein tüchtiger „Norder“ ein und treibt den „Seestern“ mit zehn Meilen Fahrt Madeira zu. In den Sommermonaten erstreckt sich der Passatwind bis zur Höhe dieser Insel, aber im Winter steht er südlicher, und auf seiner Grenze herrscht unruhiges und böiges Wetter. Auch die Fregatte entgeht dem letzteren nicht, die Windstöße werden heftiger und nehmen einen stürmischen Charakter an.

Es ist gegen elf Uhr abends und seit längerer Zeit keine Bö eingefallen; die Posten werden abgelöst, der wachhabende Offizier geht in Träumereien ver-

sunken auf dem Hinterdeck auf und ab, die Mannschaft der Wache sitzt gruppenweise in Lee von den Booten, und ihr jüngerer Teil horcht aufmerksam der Erzählung eines Kameraden, deren Thema das Riesenschiff „Venevender" ist. Es wurde vor fünfhundert Jahren in Rußland gebaut und war so groß, daß man heutzutage gar nicht mehr weiß, welche Abmessungen es hatte. Wenn die Mannschaften nach oben in die Toppen gingen, um zu reffen oder Segel festzumachen, war dies ein so langer Weg, daß in jedem Marsfallblock ein Wirtshaus eingerichtet wurde, wo sie sich unterwegs erfrischen konnten. Der Kapitän schickte seine Befehle immer durch berittene Adjutanten nach vorn, die außen auf den Berghölzern herumgaloppierten. Durch die Klüsenöffnungen, welche im Bug sitzen, und durch welche die Ankerketten fahren, spülte eines Morgens eine holländische Kuff auf das Deck des „Venevender", und als der Koch in der Ostsee die Asche aus der Kombüse über Bord warf, entstand die Insel Bornholm. Auf seiner Weiterreise klemmte sich das Schiff zwischen England und Frankreich fest. Um durchzukommen, mußte man seine Seiten mit Seife schmieren, und davon ist die Südküste von England noch bis jetzt weiß geblieben. Draußen vor dem Kanal lag aber damals der große Krake, eine riesige Meerspinne, die mit ihren Armen die Schiffe unter Wasser zog und verschluckte. Der „Venevender" war nun freilich zu groß für ihn, aber der Krake legte sich quer vor seinen Bug, und als das Schiff dagegen segelte, stieß es sich die Planken an ihm ein, füllte sich mit Wasser und sank auf den Meeresgrund. Dort steht es nun noch, und die Spitzen seiner Masten werden gerade von dem Ocean überspült. Alljährlich scheitern Schiffe auf ihnen, und auf den Seekarten hat man sie als Teufelsfelsen verzeichnet, aber ihre genaue Lage trotz aller Mühe noch nicht ermitteln können.

Da unterbricht plötzlich der Angstruf: „Mann über Bord!" die Erzählung und bringt alles mit Blitzesschnelle auf die Füße.

Der auf der Fockraa ablösende Ausguck ist über Bord gefallen.

„Hinunter mit der Rettungsboje!" ist das fast gleichzeitige Kommando des Offiziers. Ein Druck des bei der Boje stehenden Postens an der Feder entzündet deren Licht, und die Berührung einer zweiten Feder läßt sie von ihren Haltern in das Wasser fallen.

„Kutter klar, auf Großsegel!" ruft der Wachhabende jetzt. Die Rettungsmannschaft stürzt nach dem Leeboot, Kadett Vogel voran; bei solchen Gelegenheiten schläft der brave Junge nicht, da ist er der erste. Das Boot ist im Augenblick fertig zum Niederlassen, und auch das Großsegel fliegt mit einer Geschwindigkeit in die Höhe wie nie zuvor. Heute bedarf es keiner Ermunterung, es gilt einen Kameraden vom Tode zu retten.

Ebenso schnell wird das Schiff an den Wind gebracht und back gelegt. Der Wind ist von hinten, die Fregatte macht bedeutende Fahrt und muß einen großen Bogen beschreiben, ehe sie zum Stillstande kommt. Als der Kutter endlich abstoßen kann, ist das Licht der Boje kaum noch zu sehen und zittert in blassem Schimmer wie ein Irrlicht auf der dunkeln Meeresfläche. Das Boot steuert darauf zu und wird von seiner Besatzung mit einer Kraft durch das Wasser

getrieben, die Zeugnis davon gibt, wie jeder sein Möglichstes thun will, um dem Kameraden zu helfen. Eine Zeitlang dient noch das Licht als Führer und leitet den Kutter den richtigen Weg; allein es ist zu viel Zeit mit dem Beidrehen verloren, und ehe das Boot den Rettungsapparat erreichen kann, ist die bleiche Flamme erloschen.

Weit ist es jedoch nicht mehr davon entfernt, und als Vogel den Ort erreicht zu haben glaubt, läßt er inne halten mit Rudern. Der Name des Verunglückten wird gerufen; jeder lauscht mit gespanntem Ohr, doch alles ist still.

„Kann er schwimmen?" fragt der Kadett.

„O gewiß," antwortet ein Matrose; „Ernst Reuter schwimmt wie eine Ente."

In einiger Entfernung luvwärts ertönt jetzt ein schwacher Schrei.

„Hurra, Jungens," ruft Schramm, der Bootssteurer, „holt tüchtig aus, ich höre ihn an Steuerbord."

„Horch! das ist die Stimme des Kapitäns," sagt ein Bootsgast, „er ruft uns zu."

Der Mann hat sich nicht getäuscht. Die Fregatte hat gewendet, ihr dunkler Rumpf gleitet gespenstisch in einiger Entfernung an dem Boote vorüber. Drei Laternen sind geheißt, sie sollen dem Kutter den Weg zeigen, welchen der „Seestern" nimmt.

„Habt ihr ihn gefunden?" hallt die gewaltige Stimme des Kapitäns durch die Nacht. Er hat das Boot gesehen.

„Nein, Herr Kapitän!" ist die Antwort des Kadetten.

„Ihr seid zu weit gerudert, er ist mehr an Backbord, holt aus, so viel ihr könnt."

Die Bootsgasten rudern mit übermenschlichen Kräften weiter nach Lee. Es wird angehalten, um zu horchen, aber nicht der leiseste Laut läßt sich vernehmen; nur das Rauschen der Wellen und des Windes schlägt an das lauschende Ohr.

„Pst!" macht jetzt jeder fast gleichzeitig.

Ein schwaches dumpfes Gestöhn, scheinbar von einem Orte fast ganz in der Nähe, weht über das Wasser. Jeder Nerv wird angestrengt, bald ist die Stelle erreicht, doch nichts zu entdecken.

Abermals hält das Boot inne und treibt auf der Oberfläche der Wogen, deren dunkle mit Perlenschaum besäumten Kämme im Mondlicht wie Silber schimmern. Einen Augenblick glaubt man denselben Schrei zu hören, jedoch ist es nur der Ruf einer Möve, die vom Boote aufgeschreckt sich kreischend in die Lüfte schwingt.

„Dort ist er, ich höre ihn!" ruft Schramm, und diesmal ist es keine Täuschung. Deutlich läßt sich das Geräusch eines Schwimmenden vernehmen.

„Ruft ihn bei Namen!" sagt Vogel, dessen Stimme vor freudiger Aufregung zittert.

„Reuter, Ernst Reuter, hallo, mein Junge, hier ist das Boot!" ruft Schramm mit einer Stentorstimme.

Keine Antwort erfolgt.

„Es ist vorbei,“ sagt der Mann am vordern Riemen in eigentümlichem Tone. „Wäre es nicht besser, wieder an Bord zu rudern? die Laternen des ‚Seestern‘ entfernen sich immer mehr und sind bisweilen schon verschwunden.“

„Horch, da ist es wieder!“ ruft der Bootsgast.

„Ich höre nichts,“ sagt der lauschende Bootssteurer.

„Ich auch nicht,“ läßt sich der Mann am vordern Riemen wieder vernehmen. „Wir müssen an Bord zurück,“ fährt er in einem Tone fort, der fast drohend klingt.

„Holt noch einmal aus,“ ermuntert der Kadett die Leute, „vielleicht glückt es uns jetzt, ihn zu finden.“

„Wir wollen nicht hoffen,“ sagt der vorige Sprecher, „daß Sie gesonnen sind, die Nacht hier zu verbringen.“

„Das beste ist umzukehren,“ äußert jetzt auch Schramm, „die Fregatte ist außer Sicht.“

Der Ausdruck in den Gesichtern der übrigen Leute verkündet nichts Gutes. Doch der Kadett läßt sich dadurch nicht einschüchtern. Vogel ist zwar leichtsinnig, jedoch energisch und hat das Herz auf dem rechten Fleck. „Thut, was ich befehle,“ herrscht er den Leuten zu. „So lange noch eine Möglichkeit bleibt, soll sie nicht verloren gehen. Ruder Backbord und rojet an! Wir wollen noch einmal luvwärts versuchen.“

Die Leute beginnen wieder zu rudern; der Ernst des Kadetten, der plötzlich zum Manne gereift erscheint, hat Eindruck auf sie gemacht. Jedoch der frühere Eifer ist geschwunden; ein geheimnisvoller Einfluß beherrscht sie, und ihre düstern Mienen verkünden, mit welchem Widerstreben sie dem Befehle Folge leisten.

„Hier ist er endlich, ich sehe ihn, dicht auf der Seite,“ ruft aufspringend der Kadett und stürzt in seinem Eifer, den vermeintlichen Gegenstand zu erfassen, fast über Bord.

O Gott! es ist nur die Mütze des Armen, der Körper fehlt. Doch dieser muß in der Nähe sein, und jeder strengt die Augen an, um den Verlorenen zu erblicken.

„Da ist er!“ ertönt es aus aller Munde zugleich. Kein Zweifel mehr, der Gesuchte schwimmt auf das Boot zu.

„Frisch zu, mein Junge!“ ruft ihm der Kadett freudig zu und streckt ihm ein Ruder entgegen, „noch ein paar Stöße und wir haben dich an Bord.“

Plötzlich stockt die schwimmende Bewegung. Kaum berührt das Ruder die Oberfläche des Wassers, als eine Welle von Schaum das Boot überschüttet und es fast zum Sinken bringt. Es zittert von Steven zu Steven, als sei es zerschmettert. Niemand äußert einen Laut; die Augen sind starr vor Schrecken, kalter Schweiß steht vor der Stirn, und eine Totenblässe überzieht das Gesicht. Unwillkürlich klammern sich alle an die Seiten des heftig hin- und herschwankenden Bootes, als wollten sie es stützen.

„Allmächtiger Gott, der arme Ernst!“ ruft jetzt der Bootssteurer.

„Was ist damit?“ fragt der Kadett, der vergebens den vorhin gesehenen Gegenstand zu unterscheiden sucht, aber allein seine Ruhe behalten hat.

„Ein Hai!" stößt Schramm gepreßt hervor, „seht, dort geht er." Eine grünlich schimmernde Masse gleitet langsam durch die dunklen Fluten.

Ein unwillkürlicher Schauder überläuft jetzt auch Vogel, und er schweigt starrend wie die Mannschaft, deren Vernunft der Schreck gebannt zu haben scheint.



„Ah!" unterbricht endlich ein Bootsgast die Stille, „jetzt heißt es rudern fürs Leben, wenn wir das Schiff wieder haben wollen."

„Aber wo ist die Fregatte?" sagt Schramm, sich aufrichtend und umherschauend, „ich sehe sie nicht."

Auch der Kadett springt auf und mustert mit scharfem Auge den Horizont. Vergebens, soweit der Blick reicht, nichts als spurlose Fläche, nur unterbrochen von dem schäumenden Rücken der Wellen, die im Mondlichte erglänzen. Kein Mast, kein Segel ist zu entdecken; eine gleiche trostlose Dunkelheit umgibt das Boot. Der Stand des Mondes und die Richtung des Windes sind die einzigen Anzeichen, wo das Schiff zu suchen ist.

„Nun Leute, holt aus," sagt der Kadett, „wenn wir an Bord wollen, so müßt ihr rudern."

„Ja gewiß," erwidert finster der Bootssteurer, „denn dort unten geht einer, der sonst bald mit einigen von uns Bekanntschaft machen würde."

Vogel folgt mit dem Auge der Richtung des Sprechers und unterdrückt kaum einen Schreckensschrei, als er dieselbe dunkle Masse von vorhin sich unter der Oberfläche des Wassers bewegen sieht. Ein langer Phosphorstreifen folgt wie ein glühendes Meteor ihrem Kielwasser.

Großer Gott, es ist wirklich ein Hai!

In diesem Augenblicke beginnt der Wind stoßweise zu wehen. Dunkle Wolkenmassen verdecken den Mond, der bisher noch eine gewisse Helle verbreitet hat, und um die Verwirrung vollständig zu machen, scheinen die Leute nicht mehr den Befehlen des Kadetten gehorchen zu wollen. Sie scheuen sich nicht zu murren und ihm Vorwürfe zu machen, daß er sie in das Unglück gebracht.

Doch Vogels ganze Energie ist wachgerufen, er fühlt das Verhängnisvolle seiner Lage und darf nicht wanken. „Ruhe!" befiehlt er gebieterisch, „rudert ordentlich und haltet Schlag, oder ich bringe euch alle vor ein Kriegsgericht, wenn wir an Bord kommen."

„Ich möchte wohl wissen, wann das ist!" äußert in höhnischem Tone, wenngleich etwas eingeschüchtert, der Mann am vordern Riemen, doch unwillkürlich fallen die Riemen wieder in Takt; der Gehorsam ist erschüttert, aber noch nicht geschwunden.

Da zuckt ein heller Blitz am Horizonte auf, der Donner eines Schusses folgt ihm und rollt in dumpfem Echo über die Wasserfläche.

„Hurra das Schiff!" jubelt die Bootsmannschaft; augenblicklich ist die Mannszucht wiedergekehrt, und die Leute rudern mit äußerster Anstrengung der Richtung zu, aus welcher der Schuß ertönte. Bald sind sie in Schweiß gebadet, doch das Boot scheint an den Ort gebannt und nicht aus der Stelle zu kommen. Wiederum ist nichts zu sehen, als die unendliche weglose Meeresfläche, nur Wasser und Himmel überall.

Jetzt rauscht abermals ein donnerndes Tosen über das Meer, doch diesmal kommt es von luvwärts. Das bis dahin ziemlich ruhige Wasser erhält plötzlich eine wallende Bewegung, und ein orkanähnlicher Windstoß, eine Wolke von Gischt vor sich hertreibend, stürmt auf das Boot los. Die Ruder sind überflüssig geworden, das Boot fliegt dahin vor der Bö, wie ein welkes Blatt vor dem Herbststurme. Seiner Besatzung bleibt nichts übrig, als zu erwarten, was Gott über sie verhängt. Der Schaum der Wogen spritzt hoch empor und verdunkelt wie ein Nebel die Luft noch mehr. Der Ocean kocht, und am Himmel ballt sich schwarzes Gewölk zu drohenden Massen. Der Kutter ist halb mit Wasser gefüllt und kann nur mit größter Mühe flott gehalten werden. Jeder erwartet das augenblickliche Sinken.

Der qualvolle Zustand des Todeskampfes erschöpft die letzten Kräfte der Leute; sie fühlen, daß es bald mit ihnen zu Ende gehen muß. Ihre irrenden Blicke starren bald auf die schäumenden Wogen, bald auf den düstern Himmel, der ihnen keine Rettung verheißt. Ihre Gesichter, die hundertmal im Sturm und Schiffbruch nicht gezuckt, die mit eiserner Ruhe den feindlichen Geschossen im Kampf entgegenblickten — sie sind jetzt bleich und entstellt. Das Antlitz des Todes grinst sie an, des Todes in seiner fürchterlichsten Gestalt.

Neben dem feurigen Streifen, den das Kielwasser des Bootes macht, zieht sich noch ein zweiter. Es ist der Hai, der dem Kutter folgt — er wittert Beute!

Gräßlicher Gedanke, in dem Rachen eines Hai sein Grab zu finden!

Gebete, Flüche und Gesang mischen sich mit dem Tosen des Wetters.

Leser, hast du schon etwas Ähnliches erlebt, hast du gesehen, wie Männer verzweifeln? O, es ist ein furchtbarer Anblick; er frißt sich in die Seele, macht noch Jahre nachher das Herz schaudern und das Blut erstarren.

Schramm ist der einzige der Besatzung, der ruhig bleibt, doch er murmelt: „Ich wußte es wohl, Freitag segeln bringt nimmer etwas Gutes.“

Der Kadett sitzt schweigend in dem Chaos um ihn her. Wie oft auch sein Name in Verbindung mit den Flüchen genannt wird — er ist sich bewußt, als Mann gehandelt, seine Pflicht gethan zu haben und erwartet deshalb gefaßt sein Schicksal.

Da spaltet sich auf einmal das schwarze Gewölk, betäubender Donnerschlag erschüttert die Atmosphäre, die Schleusen des Himmels scheinen sich zu öffnen, und der Regen gießt in Strömen hernieder.

Die Gewalt der Bö ist gebrochen, und der Wind legt sich. Aus den sich teilenden Wolken tritt strahlend in tiefem Himmelsblau die goldene Scheibe des Mondes und beleuchtet mit friedlichem Glanze die Scene des Schreckens.

Neues Leben strömt in das Herz der Geängsteten, und die Flüche wandeln sich in heiße Dankgebete.

Siehe, dort, kaum einige tausend Schritt entfernt, schimmern auch die weißen Segel der Fregatte. Sie hat das Boot gesehen und hält nach ihm ab. Ein Blitz zuckt aus ihren Pforten, ein Schuß erkracht und rollt wie ferner Donner über die Wogen.

Sie sind gerettet! Drei Hurras begrüßen das neugewonnene Leben, und die Bitterkeit der Todesstunde ist für diesmal an ihnen vorübergegangen.

Ein Sonntagmorgen.



Das unruhige Wetter hält noch einige Tage an; es scheint, als ob Schramm recht haben soll mit seinen Gedanken über das Freitagsegeln, denn die Fregatte wird ganz besonders von der Unbill der Witterung geplagt, und sie hat noch eine bange Nacht durchzumachen, ehe sie dem rauhen nordischen Klima entflieht.

Eine Orkanbö der heftigsten Art, wie sie auf der Grenze der Tropen urplötzlich aus heiterm Himmel daniederfährt und den Ocean peitscht, daß er brausend und zischend sich gegen den Peiniger aufbäumt, hat den „Seestern" mit Blitzesschnelle durch die empörten Fluten gejagt. Die kräftigen Masten bogen sich wie schwankes Rohr unter der Gewalt des Sturmes, die Nacht lag schwarz und schwer auf den Wassern, die Elmsfeuer brannten auf den Toppen und den Raanocken, die Blitze sprühten flammend und die in unheimlicher Glut schäumenden Wogen brachen sich mit donnerndem Getöse an den Wänden des Schiffes, daß es in den innersten Fugen erzitterte. Was vermag die schwache Kraft und Kunst des Menschen gegen solche Wut der Elemente! Demütig beugt er sein Haupt und harrt schweigend, was Gottes Hand über ihn verhängt.

Sie schwebte gnädig über dem Schiff. Zwei Stunden lang war es der Spielball der sich bekämpfenden Naturkräfte, dann ließ der Orkan plötzlich nach.

Die finstern Wolken zerrissen, immer schwächer wurde der Wind, die aufgeregte See brach hohl und kraftlos in sich zusammen und die unheimliche Bö verschwand wie sie gekommen.

Jetzt kurz vor Tagesanbruch verrät nichts mehr die Schrecken der Nacht. Tiefe Ruhe lagert auf dem Meere, der leise Hauch des beginnenden Passatwindes vermag kaum die Oberfläche des Wassers zu kräuseln, die Sterne spiegeln ihr Bild darin und die Sichel des Mondes zeichnet einen goldglänzenden Pfad auf die beschwichtigten Wogen.

Ermattet vom Kampfe schlummert der Ocean; sein Riesenleib atmet kaum merkbar, denn die Wellen heben und senken sich geräuschlos wie die Brust eines sanft Schlafenden. Leise und gleichmäßig schaukelt sich die Fregatte auf ihnen. Nichts erinnert mehr an die Gefahr, in der sie vor kurzem geschwebt. Sämtliche Segel sind an den Raaen entfaltet, um den schwachen Wind aufzufangen, der jedoch noch nicht die Kraft hat, sie zu füllen, und tiefe Ruhe herrscht im ganzen Schiff. Die Freiwache wiegt sich in ihren Hängematten, und der Wache hat der Offizier gestattet sich auf das Deck zu lagern, um für die gestörte Nachtruhe auf der Mittelwache etwas Entschädigung zu erhalten.

Glückliches sorgloses Volk! Mit dem Weichen der Gefahr ist sie auch schon vergessen; niemand denkt daran, daß sie wiederkehren könne, und das harte Lager dünkt den gesunden kräftigen Naturen ein weicher Flaum, auf dem sie von der Heimat träumen.

Lieutenant Bohr schreitet einsam auf und ab. Mechanisch wirft er bei jeder Rückkehr zum Steuerrade einen Blick auf den Kompaß oder auch auf die Segelfläche nach oben, doch beides erfordert bei dem schönen Wetter keine wirkliche Aufmerksamkeit, und seine Gedanken schweifen in weite Ferne zur Heimat, zu alle den Lieben, die er verlassen hat, um sie lange, lange nicht wiederzusehen.

Der Klang der Schiffsglocke weckt ihn aus seinen Träumen. Es schlägt „zwei Glas" — fünf Uhr — das „Alles wohl" der Posten tönt von den Kranbalken, von der Rettungsboje und aus den Marsen und unterbricht die Ruhe der Nacht. Es ist Zeit zum Deckwaschen, und die Pflichten des Dienstes mahnen den Offizier, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Sonst beginnt diese Arbeit schon eine Stunde früher, oft bei Laternenschein, aber heute ist Sonntag und, wie wir gesehen, wird die sonnabendliche so gründlich betrieben, daß die sonntägliche um so weniger Zeit beansprucht.

Lieutenant Bohr ruft nach den wachehabenden Kadetten; sie sind die jüngsten der hoffnungsvollen Schar und als solche dem ältesten Lieutenant zugeteilt, während der jüngste Lieutenant Bölting wieder die ältesten Kadetten unter sich hat. Doch Bohr ruft vergebens; Jugend will ihr Recht haben, und der Schlaf auf See ist gar zu süß. Lange hat das Pflichtgefühl der Knaben gegen die Forderung der Natur gekämpft, aber die schweren Augenlider sind im Gehen zugefallen, und ein Bund Tauwerk in Lee vom Großmast dient als Schlummerkissen für das ermüdete Haupt.

Endlich erweckt sie der Ruf, und sie eilen bestürzt zu dem Vorgesetzten, doch dieser ist milde gestimmt, er gedenkt der eigenen Jugend und zürnt ihnen nicht.

Es ist ja Sonntag; der erste Offizier ist noch nicht auf dem Deck erschienen, und da darf er wohl nachsichtig sein. Er erteilt nur den Befehl zum Deckwaschen, und die Kadetten fliegen nach mittschiffs, um denselben dem dort befindlichen Bootsmannsmaat zu überbringen.

Dem Ärmsten kommt das Kommando sehr ungelegen. Soeben hat ihm sein Freund, der Koch, eine heimliche Tasse Kaffee gesandt, deren Stammbaum in der Offiziermesse wurzelt und die mit gespartem Zucker gesüßt ist. Leider ist sie so heiß, daß sie sich noch nicht trinken läßt, und nun muß auch gerade die unglückliche Glocke „zwei Glas“ schlagen.

Wehmütig reicht der Unteroffizier den Labetrunk zurück, der ihm verloren geht, weil in diesem Augenblicke der gestrenge erste Offizier das Deck betritt. Mit einem sehnsüchtigen Blicke nach der entschwindenden Tasse setzt er die silberne Pfeife an den Mund, aber ihr schrillender Ton schließt heute nicht mit einem lustigen Triller, sondern mit einer kläglichen Dissonanz.

„Wache, klar zum Deckwaschen!“ folgt in tiefen Baßtönen dem Signal und schreckt die Schläfer auf. Das bis dahin so öde Deck belebt sich wie mit einem Zauberschlage; aus allen heimlichen Ecken und Lauschplätzchen, unter den Booten und aus den Hängemattenkasten tauchen Gestalten auf. Die Pumpen rasseln, die Eimer klappern, die Besen fahren in gleichmäßigen Strichen über das Deck und Ströme von Wasser schwemmen den Schmutz fort, den zwar der Landbewohner vergebens suchen würde, den aber das geübte Auge des ersten Offiziers und des Bootsmanns auf den schneeweißen Planken mutmaßt. Zu sehen ist jedenfalls noch wenig, denn der Tag ist noch nicht angebrochen.

Doch im Osten rötet sich der Horizont, das Funkeln der Sterne erblaßt; Eos Rosenfinger besäumen mit Gold die Wölkchen, welche wie Purpurinseln im blauen Äther schwimmen, eine Lichtgarbe zuckt am Himmel empor, in blendender Pracht entsteigt die Sonne dem Ocean; ihre goldigen Strahlen küssen die Wellen und umweben sie mit einem Azurgewande, dessen tiefes gesättigtes Blau mit dem Himmel um den Preis der Schönheit ringt. Der Tag ist da! in vollem Glanze erglüht er auf einmal; die Tropen haben keine Dämmerung, und fast unvermittelt wechseln Licht und Nacht.

Der allmählich auffrischende Wind füllt schwellend die Segel; ihr Pyramidenbau steigt mit schneeiger Weiße in die Lüfte, und der scharfe Kiel der Fregatte durchschneidet flüchtig die kristallene Flut. Die blauen Wogen spielen tändelnd am blanken Bug, sie spritzen mutwillig ihren Silberschaum hinauf und lassen ihn im Sonnenglanze in Regenbogenfarben schimmern, sie rauschen schmeichelnd an den Seiten, vergebens — die Stolze verschmäht das kindische Spiel. Majestätisch schwebt sie dahin und zieht mitleidlos das breite Kielwasser, an dem die heitern Kinder des Oceans zerschellen und ihr kurzes Dasein aushauchen.

Der schöne Tag, der wolkenlose Himmel übt seinen Einfluß auch auf die Menschen, die milde reine Luft hebt die Brust und überall an Bord strahlen fröhliche heitere Gesichter. Die durchlebte schwere Zeit ist vergessen und man genießt in vollen Zügen die schöne Gegenwart.

Der Sonnentag ist auch ein Sonntag und den Seeleuten daher doppelt willkommen. Die straffen Zügel der Mannszucht werden heute etwas gelockert, und die Freiheit, wenn auch in noch so bescheidenem Maße, winkt verlockend und süß.

Das Deckwaschen ist vollendet, die Freiwache geweckt und das Frühstück eingenommen. Um acht Uhr mit der Flaggenparade steigt unter den Klängen der Nationalhymne der preußische Aar an der Gaffel empor und entfaltet seine Schwingen auf dem weiten Ocean. So bewährt sich der Wahlspruch: „Vom Fels zum Meer“, und der Große Kurfürst lächelt freundlich vom Elysium herab, daß die Nachkommen ihre Aufgabe erkannt haben und der brandenburgische Adler nach langer Ruhe abermals auf dem Wasser horstet.

Die Fregatte strahlt im Schmucke ihres Festkleides. Wie das alles blitzt und blinkt im warmen Sonnenschein! Ist's doch als wollte das ganze Schiff sich dankbar zeigen für den kostbaren Morgen. Auf den Gesichtern der Mannschaft nimmt man eine gewisse freundliche Erregung wahr. Nach langer Zeit steht einmal wieder eine ordentliche Musterung bevor, und solche gründliche Sonntagsmusterung tritt stets als eine Art Ereignis in das einförmige Leben an Bord. Jeder will Ehre dabei einlegen. Dies Gefühl bewegt den ersten Offizier wie den letzten Schiffsjungen, und jeder trägt dazu bei, das Schiff und sich selbst im besten Lichte erscheinen zu lassen. Doch das ist's nicht allein, die Aussicht auf den freien Tag spiegelt sich ebenfalls in den Augen wieder und läßt sie fröhlich aufleuchten.

Selbst die „Notierten“ fühlen kein schmerzliches Bangen bei dem Gedanken an die bevorstehende Musterung. Sonntags werden keine Strafen verhängt; erst am Montag ereilt sie die rächende Nemesis.

Kadetten und Unteroffiziere laufen geschäftig hin und her, lassen hier schwabbern und dort abwischen, dies fortnehmen und jenes hinstellen. Das Tauwerk wird kunstvoll in Scheiben und Figuren aufgeschossen auf das Deck niedergelegt, die Hängematten werden in ihren Behältern, den Finknetzen, oben auf der Verschanzung schnurgerade gestaut, so daß sie wie eine schneeweiße Linie den schwarzen Rumpf der Fregatte besäumen, und der Kadett der Wache läßt zum drittenmale Deck fegen, obwohl man vergebens nach Staub sucht.

In der Batterie ordnen der Feuerwerker und seine Maaten. Die Kanonen strahlen im Glanze ihrer dunkelbraunen Politur, die, mit den Händen aufgetragen, den Geschützbedienungen so manchen Schweißtropfen, der schwarzen Liste so manchen Seufzer gekostet hat, dafür aber auch ihnen bei der Morgentoilette als Spiegel dient und die silberblank geputzten Schloßdeckel noch mehr hebt. Die Sonne wirft ihren Schein durch die Kanonenpforten und spiegelt sich auf den Läufen und Klingen der Gewehre und Säbel, die zu Sternen und Kreisen geformt, Bordwände, Masten und Deck zieren.

Die Köche sind eifrig bestrebt, auch ihr Departement glänzen zu lassen. Die kupfernen Kessel und Töpfe sind mit außergewöhnlicher Sorgfalt geputzt, die Eisenplatten des Kochherds strahlen von Fett, und das Deck in der Nähe ist durch altes Segeltuch und Matten sorgfältig gegen Kohlenstaub und Schmutz gesichert.

Im Zwischendeck klart der Stabswachtmeister mit den Backschaften. Wehe dem Unglücklichen, dessen Eßgerätschaften nicht spiegelblank sind! Er wird unfehlbar notiert, und die schwarze Liste ist morgen sein sicheres Los.

Tische und Bänke, noch vom gestrigen Tage weiß gescheuert und seitdem nur auf der Rückseite benutzt, werden von ihren Plätzen unter Deck herabgenommen und aufgestellt. Das Eßgeschirr wird symmetrisch darauf geordnet; vielfach ist es noch das vom Schiff gelieferte Holz und Eisenblech, hier und dort hat sich jedoch schon eine Backsmannschaft zum Luxus von Porzellantellern aufgeschwungen, bei den Unteroffizieren zeigt sich sogar eine Wachstuchtischdecke und ein neusilberner Aufgebelöffel. Das Regal für das Geschirr an der Bordwand ist mit weißen Gardinen geschmückt, und ein Kanarienvogel, der in schönem Bauer über der Back hängt, schmettert seinen Gesang durch die Räume des Schiffes. Bis jetzt ist er noch das einzige Tierchen seiner Art an Bord, bald aber, wenn das nächste Land erreicht ist, wird er Gesellschaft bekommen, denn die Matrosen sind große Tierfreunde, und in Ermangelung von andern zähmen sie sogar Ratten und geben ihnen einen Zufluchtsort in ihrem Kleidersack.

Die herrenlos umherliegenden Kleidungsstücke und sonstigen Gegenstände werden vom Stabswachtmeister, der Schiffspolizei in einen großen Sack gesteckt. Es sind ebenso viele corpora delicti, die bei der Montagsmusterung gegen ihre Eigner zeugen und ihnen einige schwere Stunden bereiten.

Auch im dritten Deck, in der Wasserlast und in den Vorratsräumen herrscht nicht geringere Thätigkeit, und überall schaffen fleißige Hände.

Die Offiziere erscheinen im Paradeanzuge mit Hut und Säbel auf dem Hinterdeck und gehen leise sprechend an der Leeseite auf und ab.

Jetzt meldet der Posten: „Drei Glas“ — halb zehn. Der Tambour schlägt auf einen Wink des wachehabenden Offiziers Appell, und die Mannschaft tritt in Divisionen an ihren betreffenden Seiten an. Niemand bleibt unten; außer den Kranken im Lazarett wird keiner von der Sonntagsmusterung entbunden.

Die Leute tragen weiße Hemden, blaue Tuchbeinkleider, schwarzseidenes Halstuch und Schuhe. Die schirmlose Mütze von blauem Tuch sitzt keck nach hinten und ihr Seidenband, auf dem in goldenen Buchstaben der Name des Schiffes prangt, flattert lustig im Winde. Der blaugestreifte Kragen des Hemdes fällt weit über die Schultern zurück, und der vom Halstuch nur lose zusammengehaltene Schlitz läßt den Nacken und die kräftige Brust frei. Es ist eine kleidsame schöne Uniform, dabei praktisch und den freiesten Gebrauch der Glieder gestattend. Sie sitzt zwar sehr bequem, aber bei aller scheinbaren Nachlässigkeit verliert die Kleidung doch nicht den Charakter der Uniform. Dazu die jugendlich kräftigen Gestalten, das offene freie Wesen, die frischen fröhlichen Gesichter und das intelligente Auge — wahrlich, wir dürfen stolz sein auf unsere seemännische Jugend, sie wird dem deutschen Namen stets Ehre machen!

„Ordnung!“ kommandieren die Divisionsoffiziere und halten die Vorinspektion. An Backbord auf dem Hinterdeck ist die Abteilung der Seesoldaten aufgestellt. An sie schließen sich nach vorn mit kleinen Zwischenräumen die Divisionen der Seeleute, die der Handwerker und der Schiffsjungen bilden den Schluß. Die

Steuerbordseite des Hinterdecks bleibt frei; sie gehört dem Kapitän und dem wachhabenden Offizier.

Die Deckoffiziere stehen mittschiffs hinter dem Großmast, obenan der Bootsmann, dessen Gesicht durch Inspizierungsfalten auf der Stirn der Feierlichkeit des Augenblicks Rechnung trägt. Wenn er es mit dem Respekt vor dem jetzt die Divisionen nachinspizierenden ersten Offizier vereinbar hält, d. h. wenn dieser nicht in seiner Nähe steht, wirft er Adlerblicke in die Toppen, ob nicht irgendwo ein unglückliches Kabelgarn hängt oder ein Oberbramschoot von Haus ist. Sei es auch nur ein Zoll — er sieht es sicher, und der betreffende Topsgast wird nach der Musterung dafür geruxt, daß ihm der ganze Sonntag vergällt ist.

Kurzspleiß ist an der Front hinuntergeschritten, aber sein Auge ist nicht weniger scharf als das des Bootsmanns, und die schmuddeligen Leute werden von ihm auch im dritten Gliede entdeckt, wo sie der Divisionsoffizier hinlänglich verborgen glaubte.

Jetzt meldet der erste Offizier dem Kapitän, daß alles fertig ist; letzterer erscheint, und die eigentliche Inspektion beginnt. Sie erstreckt sich zunächst auf die Mannschaft und das Deck, dann auf die Batterie und die unteren Räume. Der Kapitän sieht auch scharf — es ist merkwürdig, daß die meisten Vorgesetzten besser sehen als die Untergebenen — aber Kurzspleiß ist ein erster Offizier comme il faut, und die ausgezeichnete Ordnung im Schiff gibt nirgends Anlaß zu Tadel. Im Zwischendeck hat irgend ein Schmutzfinke ein Stück Tabak auf das weiße Deck geworfen, aber der Bootsmann setzt mit großer Geistesgegenwart den Fuß darauf, wenn er sich im Innern auch gelobt, den Missethäter auf jeden Fall ausfindig zu machen und dann ein „species facties“ — wie er Thatbericht auf lateinisch übersetzt — einzureichen. Nach seiner Meinung verdient der Verbrecher mindestens zehn Jahre Festung.

Die Inspektion ist zu Ende, die Pfeife des Bootsmanns ertönt als Signal zum Abtreten, die Mannschaft begibt sich nach vorn. Der Dienst des Königs ist für den heutigen Tag beendet.

Horch! die Glocke schlägt abermals, aber jetzt in einzelnen feierlichen Tönen. Sie ruft zu einem andern Dienst, zum Dienste des Königs der Könige.

Das Summen der Stimmen erstirbt, die Sonnensegel werden über dem Hinterdeck ausgespannt, Bänke und Stühle heraufgebracht, und ein Betpult mit der Nationalflagge gedeckt, bildet die Kanzel. Die Mannschaft versammelt sich unter dem Zelte; mit dem letzten verhallenden Glockentone sinkt die Flagge von der Gaffel auf halben Stock, und die Kirchenflagge, weiß mit rotem Kreuz, nimmt ihre Stelle ein.

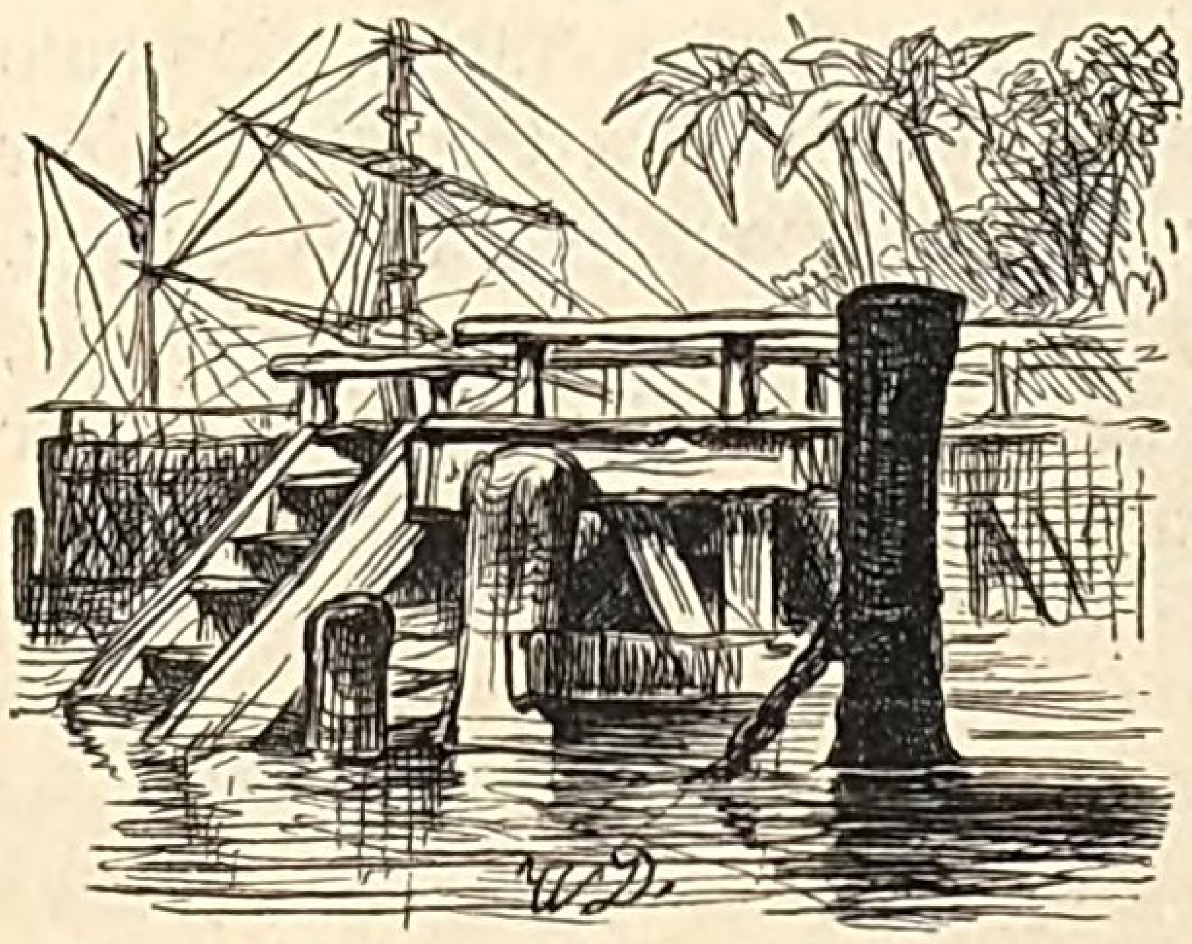
Unteroffiziere verteilen die Gesangbücher, und der Prediger tritt in seiner Amtstracht vor den Altar. In harmonischen Akkorden steigen die Töne des vom Musikcorps begleiteten Chorals zum wolkenlosen Himmel empor, der sich als lichte Kuppel des mächtigen Tempels wölbt, in dem die kleine Gemeinde jetzt ihre Herzen zum Schöpfer erhebt.

Selten ist wohl ein Gotteshaus so geeignet, die Seelen mit andächtigem Ernst zu erfüllen und für religiöse Andacht empfänglich zu stimmen, wie das

zur Kirche umgeschaffene Deck eines Schiffes. Nirgends tritt dem Menschen das memento mori! deutlicher entgegen, als auf dem Meere. Wie ein offenes Grab, das ihn jeden Augenblick zu verschlingen droht, liegt es vor ihm. Stündlich zeigen ihm die Gefahren die Vergänglichkeit des irdischen Lebens und mahnen ihn mit ernstem Rufe, in sich zu gehen und bereit zu sein, vor den Richterstuhl des Höchsten zu treten. Wer könnte dieser Mahnung sein Herz verschließen, wer sie mißverstehen, wo jeder Blick ihre Wahrheit mit unauslöschlichen Zügen bekundet? Selbst der Gottesleugner muß vor der Nichtigkeit seines Irrwahns zurückschrecken bei ihrem Rufe, der in seine Seele dringt. Er muß sich beugen und sie erkennen, die Allmacht Gottes, dessen Odem im Rauschen des Windes ihn umweht, dessen Auge in den Strahlen der Sonne ihn anschaut und dessen mächtige Hand sein schwankendes Schiff über dem Abgrunde der dunklen Tiefe hält.

Wievielmehr und tiefer muß dies aber der Seemann empfinden, der von frühester Jugend auf täglich und stündlich die Nähe Gottes fühlt! Deshalb finden auch die Worte des Predigers fruchtbaren Boden in den Gemütern seiner Zuhörer. Alle sind von der Feierlichkeit der heiligen Handlung tief ergriffen. Kein Nebengedanke zieht sie ab; mit ganzer Seele begehen sie den Gottesdienst, und als der Schlußvers des Chorals verhallt in den Lüften, da zeigt der schweigende Ernst der Versammlung, daß sie mit einem Herzen sich zum Herrn emporgehoben, das ihm wohlgefällt.

Land.



In unseren deutschen Seeromanen, die ihren Klassennamen dem Umstande verdanken, daß nautisch-technische Ausdrücke stets an verkehrten Stellen angebracht sind und einige Manöver beschrieben werden, die dem Seemanne ebenso unverständlich bleiben wie dem Landbewohner, habe ich fast immer gefunden, daß der Verfasser mit Vorliebe und besonderer Ausführlichkeit das Wonnegefühl schildert, das den Seemann bei dem Erblicken des Landes ergreift.

Ist das Schiff auch nur acht Tage in See gewesen, so „fallen sich die rauhen Seeleute laut weinend in die Arme, und die Freude über den aus dem ‚Mastkorbe' tönenden Ruf: **Land!** verklärt strahlend die sonnenverbrannten Gesichter der ältesten Matrosen."

Lieber Leser, glaube kein Wort davon; der Verfasser schwatzt dir etwas vor, und er ist nie Seemann, sondern höchstens ein Badegast gewesen.

Im Gegenteil, der Seemann fühlt sich nur ruhig und behaglich, wenn er sich womöglich hundert Meilen von allen fern weiß, was irgend mit Land Ähnlichkeit hat, und er auf fünfhundert Faden mit dem Lot keinen Grund erreicht.

Es ist dies auch ganz natürlich. Kommt das Schiff in die Nähe von Land, so macht dies jedem an Bord, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen, den Kopf warm. Der Kapitän hat wegen der Klippen, Untiefen, Strömungen, Nebel u. s. w. weder Tag noch Nacht Ruhe, und man kann sich daher lebhaft vorstellen, daß seine Laune keine rosige ist. Der erste Offizier denkt an die kritischen Augen, welche das Schiff beim Einlaufen in den Hafen mustern, und findet natürlich die ganze Takelage liederlich und die Fregatte sowohl innen wie außen höchst schmutzig. Diese Ansicht bringt ebenso den Bootsmann „zumtal" zum Ver-

zweifeln. Nicht allein die schwarze Liste, sondern die ganze Mannschaft wird zum Scheuern, Waschen und Putzen gepreßt, und ihr dadurch das Land gehörig vergällt. Der wachhabende Offizier hat heute merkwürdigerweise sehr schwache Augen und wird bald vom Kapitän daran erinnert, daß die Leute am Ruder schlecht steuern, bald vom ersten Offizier darauf aufmerksam gemacht, daß ein Kabelgarn auf der Großbrasse hängt, so daß auch er die Nähe des Landes verwünscht; und die Kadetten — nun für die Kadetten hat das Land allerdings einen sehr großen Reiz, aber der unglückliche Bordarrest, der ihnen während der Reise zudiktiert wurde, erhält ja leider jetzt erst seine Geltung, und somit ist es nicht zu verwundern, daß auch ihnen die Nähe des Landes verleidet wird und sich „die rauhen Seeleute nicht mit Freudenthränen in die Arme fallen."

Freilich mit den Badegästen ist es etwas anderes. Für sie ist das Leben an Bord gleichbedeutend mit Zwang; sie sind auf dem schwankenden Boden des Schiffes nicht einmal Herr ihrer eigenen körperlichen Bewegungen. Oper, Ballet, ungestörter Schlaf, Kaffee mit Sahne und eine gemütliche Cigarre erscheinen ihnen nur als Traumbilder, und deshalb wirkt der Ruf: „Land" wie ein elektrischer Schlag auf sie.

Zwar sind sie schon seit acht Tagen fast jeden Morgen mit der ersten Dämmerung von diesem oder jenem Offizier oder Kadetten, namentlich von Vogel, aus der Koje geholt, um sich einen blauen Wolkenstreifen als Teneriffa, oder die aufgehende Venus als den Leuchtturm von Santa Cruz zeigen zu lassen, allein trotzdem zieht es sie auch heute wieder mächtig zum Deck und wirklich — diesmal sind sie nicht getäuscht.

Hoch über den ihn umlagernden Wolkenschichten schimmert die Kuppe des berühmten Pico de Teyde. Die Strahlen der Morgensonne spiegeln sich auf seinem schnee- und eisbedeckten Gipfel, der in dem Äther wie ein überirdischer Diamant erglänzt. Die Strahlenbrechung erhebt ihn so hoch über den Horizont, daß man sich ihm ganz nahe wähnt, und doch ist das Schiff noch fünfundzwanzig Meilen von ihm entfernt.

Was sind jedoch fünfundzwanzig Meilen für eine schnellfüßige Fregatte wie der „Seestern", noch dazu mit so günstigem Winde, der sie gegenwärtig durch die Fluten treibt! Dr. Salomo, der den Ruf eines gewandten Mathematikers beansprucht, ermittelt aus der Fahrt und dem Kurse, daß der „Seestern" heute abend genau um 6 Uhr 22 Minuten auf der Reede von Santa Cruz Anker werfen wird, wenn er auch nach Vogels Angaben lauter falsche Elemente in seine Rechnung eingeführt hat. Doch „Kombüsenbesteck ist falsches Besteck," sagen die Seeleute, was in das Badegastliche übersetzt etwa soviel heißt, wie: „Der Mensch denkt und Gott lenkt." So auch hier. Kaum ist das Frühstück eingenommen, als der frische Wind abstirbt und bald völlige Windstille eintritt. Willenlos schwankt das Schiff auf den kristallenen Wogen, der Windzeiger hängt schlaff an seiner Stenge nieder, und der Pik bleibt in gleicher Entfernung am Himmel gefesselt.

Die Heiterkeit macht einer allgemeinen Niedergeschlagenheit Platz, und sehnsüchtig schweifen die Blicke zu dem heißersehnten Ziel, dem man sich so nahe wähnte.

Mit dem steigenden Tagesgestirn wird die durch keinen Luftzug gemilderte Hitze unerträglich. Vergebens wird Schutz unter den Sonnensegeln gesucht; die Luft scheint zu glühen, sie beengt die Brust, und doppelt wird der Wind vermißt. Noch immer strahlt der Gipfel des schneebedeckten Pik im Sonnenglanze, doch der Blick weilt jetzt gern auf ihm, da sein Widerschein ein illusorisches Gefühl der Kühlung auf die erhitzte Atmosphäre niederspiegelt.

Der Nachmittag vergeht mit bleiernen Füßen langsam schleichend, die Sonne sinkt, doch nicht eine Katzenpfote läuft über das Wasser. Sie entsteigt am andern Morgen der kühlen Flut und noch liegt diese wie ein Spiegel.

Die Grenze der Passatwinde ist noch nicht gänzlich überwunden, und es können immer wochenlange Windstillen eintreten. Welche schreckliche Aussicht für die Badegäste!

Doch Äolus meint es diesmal nicht so böse. Schon am Mittag öffnet er leise seinen Mund, und ein östlicher Hauch kräuselt die Oberfläche des Meeres. Kaum merkbar zieht der Kiel seine Furche, aber mit dem Abend zeigen sich die Umrisse des Piks deutlicher, und auch schon die Kegel der kleineren Vulkane tauchen aus dem Horizonte auf, die sich wie Zwerge zu den Füßen des Riesen lagern.

Es ist ein köstlicher Abend; einer jener Abende, die auf der Grenze der Tropen das Herz und den Geist erheben und erquicken und das Gemüt mit staunender Verwunderung erfüllen.

Die Sonne taucht ihre glühende Scheibe in das Meer und sendet ihre letzten Strahlen zum Zenith empor als Abschiedsgruß des scheidenden Tages. Der Himmel ist klar und durchsichtig, nur im Westen haben sich dunkle Schäferwölkchen geschart, die wie duftige Inseln im tiefblauen Äthermeer schwimmen und, goldig besäumt von der Sonne, neugierig der Scheidenden nachsehen. Allmählich färbt sich der Himmel mit andern Tinten. Wie der Widerschein einer mächtigen Feuersbrunst strahlt eine glühende Krone in dunkelrotem Glanze am Horizont. An sie reihen sich in gleichen Intervallen bis zum Zenith hinauf gelbe, blaue und grüne Farbenzonen und die ganze westliche Sphäre des Himmelsgewölbes gleicht einem riesenhaften Regenbogen. Fächerförmig durchschneiden tiefblaue Strahlen das prachtvolle Kolorit und vereinigen sich mit ihren Spitzen im Untergangspunkte des gesunkenen Tagesgestirns, während im dunkleren Osten die Planeten und tropischen Sternbilder in lichtem Scheine aufflammen.

Leider ist es dem Auge nur kurze Zeit vergönnt, sich an der wunderbaren Erscheinung zu weiden. In der Nähe der Tropen fehlt das trauliche Zwielicht unserer heimischen Gegenden. Bald verschwimmen die köstlichen Farbentöne, sie erbleichen, und ein gleichmäßiges Graublau, in dem sich jetzt wie durch Zauber die ganze Sternenpracht des Himmels entfaltet, tritt an ihre Stelle.

In schweigendes Schauen versunken vermag sich das Auge von dem wunderbaren Anblick nicht zu trennen und sucht auch nach seinem Entschwinden das Bild noch zu fesseln. Wie so oft in der zürnenden Natur, offenbart heute der Schöpfer seine Allmacht in lieblich blickender Weise. Lautlos stehen die Menschen, lautlos schaukelt sich die Fregatte auf den Wogen, als fürchte sie die heilige Ruhe

der lauen Tropennacht zu stören. Es ist einer jener Augenblicke, die den Menschen der Erde entrücken, wie ein Strahl aus der ewigen Welt in die dunkelsten Falten seines Herzens dringen, und als nie vergessene Erinnerung sein irdisches Leben mit dem Abglanz des Jenseits vergolden.

Doch noch hat heute die Natur den Schatz ihrer Schönheiten nicht erschöpft. Ein anderes wunderbares Bild rollt sie auf, dessen Vorläufer das prachtvolle Gemälde des Abendhimmels war.

Kurz nach Eintritt der Dunkelheit scheint der Tag wieder zu grauen. Der Glanz der Gestirne erblaßt, ein unbestimmter Schein färbt den Horizont und breitet sich am Firmamente aus. Im Anfange kaum merklich, nimmt er schnell an Helligkeit zu, formt sich in gestaltenden Grenzen und plötzlich erscheint, in weißlichem Lichte strahlend, in Lanzenform das Zodiakallicht. In schräger Lage erstreckt es sich vom Horizont bis zum Scheitelpunkte, seine Spitze verkürzt sich bald, bald schießt sie unbegrenzt hinaus in das unendliche All, und ähnlich wie bei dem Nordlichte zucken einzelne Strahlen hoch empor, um ebenso schnell wieder zu verschwinden.

Der Schein hat seinen Höhepunkt erreicht; allmählich erlischt er, und nach einer halben Stunde hat die Nacht wieder ihren dunklen, sternbesäeten Mantel über dem Meere ausgebreitet.

Vergebens hat die Wissenschaft nach einer Erklärung dieser Erscheinung gesucht, doch die Phantasie der Seeleute hat sie gefunden.

Tief unten auf dem Grunde des Oceans thront Alge, die Seekönigin, in ihrem Schlosse von Korallen mit Bernsteindach. Jeden Morgen sendet sie ihre Diener, die Sonnenfische, aus, um die in die Tiefe dringenden Strahlen der Sonne zu sammeln, mit denen bei den Festen, die sie bei den Tag- und Nachtgleichen den Nymphen gibt, ihr Schloß erleuchtet wird. Allabendlich, wenn die Sonne geschieden, kehren die Diener mit ihrer Bürde zurück. Wenn dann der finstere Südwind, der Hüter des Palastes, die Thore des Behälters öffnet, strahlt der Schein der armen Gefangenen zum Himmel hinauf, und bisweilen gelingt es einzelnen zu entkommen. Dann zucken sie empor mit Blitzesschnelle in die Lüfte, der Sonne nachzueilen, doch vergebens ist ihr Fliehen, zu weit schon ist jene entfernt und nicht mehr zu erreichen. Langsam erbleichend sterben sie und werden von der Nacht zu Grabe getragen.

Der andere Morgen findet alle Bewohner der Kajüte an Deck versammelt; in einer Stunde wird die Fregatte ankern. Die schöne Insel, die insula felix des Altertums, liegt vor ihren Blicken. Aus den Waldungen und Gefilden, welche die Thäler und Abhänge der zahllosen Krater zieren, mit denen die Südseite Teneriffas bedeckt ist, tauchen hier und dort die weißen Häuser von Santa Cruz hervor. Ein hellgrüner Streifen durchsichtigen Wassers umsäumt das von schroffem Gestein starrende gezackte Ufer. Seine dunkeln Felsen steigen jäh aus der Tiefe empor, und die weißschäumende Brandung brüllt ohnmächtig

an den Riesen hinauf, die ihr seit Jahrtausenden trotzen. Üppiger Baumwuchs wuchert auf den Gipfeln und in den Schluchten, und der über Land streifende Wind führt das duftige Aroma eines tropischen Blumenflors auf die Fregatte herüber.

Bald ist der Ankerplatz erreicht; die Bootsmannspfeifen geben schrillende Signale, die helltönende Kommandostimme des ersten Offiziers erschallt, wie durch Zauber schnüren sich die mächtigen Segel unter den Raaen zusammen, die Fregatte schießt in den Wind, ihr Lauf ist gehemmt, und donnernd rasselt der Anker vom Bug in die Tiefe.

Der Kapitän steht schmunzelnd auf dem Hinterdeck, Kurzspleiß lächelt, und über das grimmige Gesicht des Bootsmanns fliegt etwas, das wie ein Freudenstrahl aussieht. Kein Wunder! Das Manöver war aber auch glänzend. Das Schiff ist vier Wochen in Dienst, jedoch kein Schoot hat gehakt, keine widerspenstige Raa ist oben hängen geblieben, wie ein Dieb am Galgen, und keine Brasse ist unklar gekommen. Das kommt selten vor, lieber Leser, und wenn man eine frische Mannschaft an Bord hat, ist's fast ein Wunder zu nennen.

Die schwarze Liste freut sich, und das Antlitz der Kadetten erhellt ein schwacher Hoffnungsschimmer. Es liegen mehrere fremde Kriegsschiffe auf der Reede; sie alle haben das Manöver gesehen und bewundern müssen — da wäre es doch möglich, daß eine mildere Regung das Herz der strengen Vorgesetzten bewegt und das Schuldbuch vernichtet wird.

Von dem spanischen Wachtschiffe kommt ein Boot zur üblichen Bewillkommnung an Bord. Lieutenant Bölting hat die Wache und empfängt den betreffenden Offizier mit seiner elegantesten Verbeugung, wird aber von einer solchen Menge Redensarten auf o und io überflutet, daß er ganz bestürzt in seiner Verlegenheit nichts weiter zu antworten weiß, als: „Ich danke Ihnen gehorsamst, Sie sind sehr freundlich." Endlich komplimentiert er ihn zum Kapitän hinunter; doch bisweilen hapert es auch bei den tüchtigsten Kapitänen mit dem Spanischen, und es muß daher ein Dolmetscher gefunden werden. Vogel, der Vielgewandte, muß aushelfen; er gilt an Bord als gründlicher Kenner der spanischen Sprache — natürlich nur infolge seiner eigenen Auslassungen — und der Kapitän läßt ihn kommen.

„Verstehen Sie Spanisch?"

„Zu Befehl, Herr Kapitän!" antwortet der Kadett.

„Dann übersetzen Sie, was der Herr sagt."

Vogel ist im Besitz von vier spanischen Phrasen. Er denkt: „Frechheit, stehe mir bei!" Und er bringt alle vier glücklich an. Die Antworten des Spaniers übersetzt er außergewöhnlich frei, aber mit einer solchen Zungenfertigkeit, daß der Kapitän über die unvermuteten Sprachkenntnisse seines Kadetten ganz erfreut ist. Vogels Aktien steigen, zuerst das glatte Manöver, jetzt das Dolmetschen — wenn nun der Bordarrest nicht geschenkt wird, hat der Kapitän einen Stein statt des Herzens in der Brust.

Der Spanier nimmt Abschied, und Bölting empfiehlt sich ihm auf das liebenswürdigste, diesmal aber in Glacees, von denen er soeben das zweite Dutzend angebrochen.

Nachdem das Quarantäneboot an Bord gewesen und die spanische Flagge vom „Seestern“ begrüßt ist, hat dieser sich Bürgerrecht erworben, und nach Tische gehen die Boote an Land. Wie geschwind diese heute fertig werden! Nicht ein Badegast läßt auf sich warten, was doch sonst fast regelmäßig geschieht. Freilich, welche Annehmlichkeiten knüpfen sich an die terra firma, wenn man so lange keinen festen Boden unter den Füßen gehabt hat! Die Traumbilder nehmen allmählich eine Gestalt an. Theater, Eistorte, Spazierenreiten, Südfrüchte, — das alles sind Lichtpunkte, die bis zur Landung in dunkle Nebel gehüllt, jetzt im hellsten Glanze aufleuchten und zum lockenden Genusse einladen.

Mit strahlenden Augen und klopfendem Herzen betreten die Badegäste die Insel. Verächtlich wird der Fregatte der Rücken gekehrt und im Bewußtsein der wiedergewonnenen Freiheit eine Cigarre angezündet. Sprudelnd vor Heiterkeit und Lust wandert die Gesellschaft der Stadt zu; doch die glühende Hitze und das ungewohnte, aus kleinen spitzen Kieseln bestehende Straßenpflaster setzt schnell einen Dämpfer auf. Das Verlangen nach einem schattigen Ankerplatz wird laut, und man sehnt sich nach dem geschützten Hafen einer Konditorei.

Doch jetzt taucht eine Schwierigkeit auf. Der berühmte Spanier Vogel ist an Bord geblieben, weil des Kapitäns Herz wider Erwarten nicht so schnell weich geworden, und leider will keiner der begegnenden Insulaner das Wort conditoria verstehen, obwohl es mit der verschiedensten Accentuation ausgesprochen und von der geistvollsten Mimik begleitet wird.

Der Prediger holt sein bestes Latein aus der Tiefe des Gedächtnisses; Horaz hätte ihn darum beneidet, Zumpt wäre blaß geworden vor Ärger — nein, vor Neid wollte ich sagen, über die blendenden Konstruktionen, allein die Bewohner der glücklichen Insel stehen auf zu niedriger Kulturstufe. Weder der Accusativ cum Infinitiv, noch der Ablativus absolutus beschleunigen das Verständnis, alles gleitet spurlos von den Köpfen der Guanchensprößlinge ab, und selbst daß der Doktor ut mit dem Indikativ konstruiert, hilft nichts.

Da erspähen die Herren endlich ein Schild, das den Namen Café français trägt. Sie sind aus aller Not; hier ist endlich unter all den Larven eine fühlende Brust, denn im Französischen hat man es doch wenigstens bis zu den unregelmäßigen Zeitwörtern gebracht. Das Café wird schleunigst geentert, leider ist aber nichts darin französisch als die Aufschrift des Schildes, aber es gibt doch wenigstens Fruchteis, und das versöhnt bei dreißig Grad Wärme selbst das ärgerlichste Gemüt.

Ich will nicht verraten, wie viel Portionen vertilgt wurden, weil man mich sonst leicht für einen Verleumder halten könnte, und ich will deshalb die Zahl nur mit dem algebraischen Zeichen ∞ andeuten. Aber fidel wurde die Gesellschaft außerordentlich, und als nun wirklich Vogel gegen Abend den Lohn für seine Dienste erhielt, und auch einige der anderen Kadetten erfuhren, daß der Kapitän keinen Stein in der Brust trug, da war der Jubel groß, und das Café français wurde förmlich auf den Kopf gestellt.

Nach Sonnenuntergang wird natürlich die Alameida aufgesucht, wo die ganze schöne Welt von Santa Cruz lustwandelt. Ein Privilegium der Seeleute,

besonders aber der Seeoffiziere, ist die große Leichtigkeit, mit der sie die Schranken der Etikette durchbrechen und sich an fremden Orten einbürgern. Ihre Uniform ist eine Empfehlung, die ihnen ohne weiteres Zutritt zu jeder Gesellschaft gestattet, und Blödigkeit gehört nicht zu ihren Fehlern. Sie wissen, daß ihres Bleibens nicht lange, und müssen, wollen sie überhaupt vom Leben etwas haben, die Gelegenheit auf das beste benutzen. Sie schließen daher viel leichter Bekanntschaften als andere Menschen, und fühlen sich im Augenblicke heimisch. Ihr offenes, gerades Wesen, das sich nicht hinter leeren Anstands- und Höflichkeitsredensarten versteckt, gewinnt; man kommt ihnen mit gleichen Gefühlen überall entgegen, und so wird das Verhältnis bald ein so herzliches, als ob man sich jahrelang gekannt hätte.

So auch hier; die überhaupt geselligen Inselbewohner, welche in ihrer Abgeschlossenheit jeden Besuch vom Festlande mit Freude begrüßen, nähern sich auf das freundlichste. Nach kurzer Zeit haben sich die verschiedenen Familien der einzelnen Herren bemächtigt, es wird in Französisch und Englisch geradebrecht und gestikuliert, und Vogel bringt seine vier Phrasen überall geschickt an.

Nach dem Spaziergange werden die Gäste mit nach Hause genommen, man unterhält sich köstlich, drückt sich beim Abschiede herzlich die Hände, und mit den jungen Damen wird in der Geschwindigkeit verabredet, nächstens einen Ball an Bord der Fregatte zu haben.

Diese Verabredung wird aber höchst leichtsinnigerweise von seiten der Offiziere getroffen, denn sie haben einen Hauptfaktor nicht mit in Rechnung gezogen, der ihnen leicht einen Strich durch letztere machen kann. Ein Ball an Bord ist zwar etwas ganz Absonderliches, Reizendes, Schönes und Originelles, und ich darf nach meinen Erfahrungen behaupten, daß jede Dame, die einen solchen mitgemacht, mir darin beistimmen wird; allein leider gibt es erste Offiziere in der Welt, die anders denken und immer erklärte Feinde solcher das ganze Schiff in Aufruhr bringender Festlichkeiten sind. Und nun gar Kurzspleiß, dieser erste Offizier par excellence, der schon am Lande jeder Dame hundert Schritte aus dem Wege geht, wenn sie nicht wenigstens das achtzigste Lebensjahr überschritten hat — er sollte seine Zustimmung zu einem Balle an Bord, zu einem leichtfertigen Tanze auf dem Hinterdeck Sr. Maj. Fregatte „Seestern" geben? Verblendete Menschen, wie wollt ihr das wohl fertig bringen?

Ein Ball an Bord.



Also doch! rufen die Leser bei der Überschrift aus. Ja wohl! Mit Hinterlist, Ränken und Tücke ist es gelungen, und Kurzspleiß ist endlich einer allgemeinen Verschwörung als Opfer gefallen. Nun früher oder später wird die Nemesis die Missethäter ereilen, denen leider auf Schleichwegen gelang, was sie auf geraden Pfaden nicht zu erzielen vermochten.

„Das fehlte auch noch, Sr. Maj. Hinterdeck durch leichtfertige Polkas und Walzer zu entweihen; ja wenn es noch Backbordseite allein wäre, aber auch das geheiligte Steuerbord — nein, wahrhaftig, der ganze Dienst geht zu Grunde. Und nun wohl gar die schönen blanken Kanonen forträumen und die Politur ruinieren, — Gott bewahre! das ist ja unerhört!"

Einen Augenblick mäßigt sich der Sturmschritt — ein Gedanke blitzt durch den Kopf: „Die schwarze Liste hätte freilich auf Wochen wieder lohnende Beschäftigung" — doch da braust er wieder hin: „Unmöglich! das schöne Deck und die Kanonen und der Dienst! Nein und abermals nein!"

Armer Kurzspleiß, hättest du ahnen können, daß dieser Entschluß keine vierundzwanzig Stunden vorhalten und sich in das gerade Gegenteil verwandeln würde; hätte dir jemand gesagt, daß zwei Augen dies bewirken sollten, und zwar die schwarzen Augen eines jungen Mädchens, — Himmel! ich hätte es niemand raten wollen, heute auch nur etwas dem Ähnliches anzudeuten.

„Herr Kapitänlieutenant möchten die Güte haben, zum Herrn Kapitän hinunterzukommen," meldet Kattblock ehrerbietigst.

„Lieber Kurzspleiß, ich muß Sie leider um etwas bitten, mit dem ich Sie gern verschont hätte, aber die Umstände zwingen mich dazu. Sie wissen, der Gouverneur gibt morgen unserm Offiziercorps ein dienstliches Mittagessen. Seit heute ist mein altes Leberleiden wieder stärker aufgetreten, und der Doktor hat mir strenge Schonung aufgelegt. Da müssen Sie mich schon vertreten, weil es dienstlich ist."

Der erste Offizier sieht den Kapitän erschreckt an; eine trübe Wolke fliegt über sein Gesicht. Mittagessen! Ja, wenn es sich nur um das Essen handelte, aber was für furchtbare Sachen hingen damit zusammen! — Positiv: Unterhaltung in Spanisch — unmöglich; Komparativ: Toaste — Schrecken für jeden Seeoffizier; Superlativ: eine Dame zu Tisch führen und stundenlang an ihrer Seite sitzen — vollständige Verzweiflung. Schon der bloße Gedanke macht den armen Kurzspleiß schaudern, aber es ist Dienst, und er verläßt mit stillschweigender Verbeugung die Kajüte des Kapitäns, der ihm lächelnd nachsieht.

Als Vogels Wache zu Ende ist, warnt er die ablösenden Kameraden: „Paßt auf vor Böen, Barometer sehr tief — hundertzwanzig Schritte in der Minute!"

Drei tiefe Falten auf der Stirn des Bootsmannes geben der Stimmung des ersten Offiziers auf dem Vorderdeck Ausdruck. Die Schiffsjungen gehen ihm sorgsam aus dem Wege und flüstern sich zu:

„Es gibt schlecht Wetter; er hat drei Reffe eingesteckt."



Der gefürchtete Moment ist erschienen. In Kurzspleiß' Mienen spricht sich eine wehmütige Resignation aus; er scheint eine Ahnung zu haben, daß dieser Tag für sein Leben verhängnisvoll werden wird. Eine besondere Unruhe hat sich seiner bemächtigt, die er vergebens zu bekämpfen sucht.

„Was er nur hat!" äußert der Bootsmann gegen den alten Schramm, „er ist zumtal verändert. Heute bei der Musterung kein einziger auf die schwarze Liste, und ich gebrauche sie doch so notwendig."

Schramm schüttelt den grauen Kopf. „Hm!" erwidert er, „er muß krank sein!"

Als Kurzspleiß an der Spitze des Offiziercorps das Empfangszimmer des Gouverneurs betritt, flimmert es ihm vor den Augen. Der Boden schwankt unter seinen Füßen, denn da stehen sie alle verkörpert vor ihm — die schweren Träume der vergangenen Nacht. Eine einzige Uniform, sonst nur weibliches Geschlecht. Wohin er blickt, überall Krinolinen, tanzende Fächer, blitzende Augen, bei deren Kreuzfeuer es ihm siedend heiß wird. Doch das ist nur der Beginn der Qual. Jetzt geht's an die Vorstellung: Signorita Dolores, Candellaria, Incarnacion, und noch eine ganze Reihe spanischer Kalendernamen — ein volles Dutzend und dazu lauter junge Mädchen, eine immer schöner als die andere, und — Spanierinnen. Um aber den bittern Kelch bis auf die Hefe zu leeren, hört er sich von einer der Damen plötzlich in fließendem Englisch angeredet. Damit ist seine letzte Hoffnung zertrümmert, durch seine Unkenntnis der spanischen Sprache der Unterhaltung überhoben zu sein. Erschreckt blickt er der Sprecherin in die Augen — armer Kurzspleiß, damit ist dein Schicksal besiegelt!

Zwanzig Jahre lang hast du mit Sturm und See gekämpft und bist als Sieger daraus hervorgegangen. Unerschrocken hast du stets der Gefahr ins Auge geschaut und deine Wimpern haben nie gezuckt, wenn der Orkan die Masten wie Rohr bog oder feindliche Geschosse Tod und Verderben um sich sprühten. Die See war deine Heimat, das Schiff dein Haus, dein Glück, dein Stolz. Und nun, welch wunderbares Gefühl beschleicht dein Herz, wie erbebt es unter dem Einflusse jenes strahlenden Blickes! Wie zauberisch klingt der Ton ihrer Stimme und zittert in deinem Innern nach! Eine ungeahnte Welt erschließt sich dir, du hast erkannt, daß es Schöneres auf Erden gibt, als du bisher geglaubt, der Blitz aus zwei dunklen Augen hat es dich gelehrt. — Armer „Seestern"! wie bedaure ich dich! Dein erster Offizier ist verliebt!

Das schöne Deck, die blanken Kanonen, der Dienst, der ganze „Seestern" — alles, alles ist vergessen; für die Ballaktien beginnt ein reißendes Steigen. Und wenn es noch natürlich zugegangen wäre; aber nein — der arme Kurzspleiß ist nur das Opfer einer hinterlistigen Intrigue, einer schändlichen Verschwörung geworden! Selbst die Krankheit des Kapitäns ist gemacht, auch er hat teil an der Verschwörung, die im Verein mit den Offizieren von den jungen Damen nur angezettelt ist, um den Ball zu stande zu bringen. Es galt, den ersten Offizier an Land zu locken und ihn der dämonischen Macht feuriger Mädchenaugen zu überliefern. Ach! der Plan gelang nur zu gut.

Man geht zu Tisch. Der Gouverneur bittet Kurzspleiß, seine Tochter zu führen — sie ist es, Dolores, die Schönste der Schönen, deren Augen ihn bezaubern. Schon nach wenigen Minuten macht er die Entdeckung, daß junge Mädchen bisweilen doch nicht eine so üble Gesellschaft sind, und einem noch viel Schlimmeres passieren kann, als der Tischnachbar eines so reizenden Geschöpfes zu sein.

Dann und wann drängt sich auch das Bild des „Seestern" vor sein geistiges Auge und stört die Unterhaltung. Als er von Bord fuhr, sah er, daß die Großoberbramraa nicht ganz gerade hing, und dies fällt ihm jetzt schwer auf das Herz, aber — da trifft ihn wieder ein Blitz aus den dunklen Augen und nimmt seine

ganze Seele gefangen. Das Bild des „Seestern“ verblaßt immer mehr und verschwindet endlich ganz. Stück für Stück löst sich die harte Rinde, die ein zwanzigjähriger Kampf mit den Elementen, die strengen Formen des Seedienstes und eine mißverstandene Auffassung des Lebens um das ursprünglich so gute und warme Herz gelegt. Der Widerschein innerlicher Zufriedenheit verschönt die männlichen Züge des wettergebräunten Gesichtes, das sonst so ernste Auge leuchtet im Glanze eines aufblühenden Glückes, und die Worte fließen ungezwungen und herzlich von den Lippen. Die Macht weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit hat sich hier wieder bewährt, und triumphierend läßt Dolores ihre Blicke über die Gesellschaft schweifen, die eine so schnelle Wandelung kaum zu begreifen vermag. Der Ball ist gesichert, und die junge Welt schwimmt in Entzücken. Frohsinn und Heiterkeit herrschen überall, und Kurzspleiß droht Vogel im Spanischen Konkurrenz zu machen, — soviel hat er heute gelernt.

„Hasta mañana!“ flüstert ihm eine melodische Stimme zu, als sich die Gesellschaft trennt. Ob ihr der Sieg wohl so leicht geworden? Das Zittern ihrer Hand in der seinigen, die er ihr nach spanischer Sitte zum Abschied reicht, verrät das Gegenteil.

„Hasta mañana!“ — „auf morgen!“ — erwidert er fast unbewußt und wandert träumerisch zum Hafen. Der Gruß klingt so wunderbar in seinem Herzen nach. „Auf morgen!“ sagte sie — und der Ball ist doch erst übermorgen.

Als abends um neun Uhr die Hauptronde gegangen ist, äußert der Bootsmann zu Schramm:

„Du hast recht, er ist krank; der Lampenwächter ließ die Laterne fallen, so daß ein großer Ölfleck ins Zwischendeck kam, und er hat nichts gesagt.“

Schramm schüttelt schweigend den Kopf, auf der Stirn des Bootsmannes zeigen sich die drei Falten, er seufzt: „Und ich brauche so notwendig schwarze Liste!“

Mürrisch suchte er seine Koje auf.

Am andern Tage herrscht ein überaus geschäftiges und bewegtes Leben an Bord. Alles schwirrt und fliegt durcheinander, und der ganze „Seestern“ scheint auf den Kopf gestellt. Überall lachende und fröhliche Gesichter und lustige Scherzreden.

Nur der Bootsmann ist ernster denn je. Er fährt nun zwanzig Jahre mit Kurzspleiß zur See; er ist sein Bursche gewesen, als jener noch Kadett war, er ist ihm, wie ein treuer Hund, von Schiff zu Schiff gefolgt, er glaubt ihn in- und auswendig zu kennen — aber heute wird er vollständig an ihm irre. Keine Musterung, keine schwarze Liste, kein Exercitium — sondern nur Vorbereitungen zu einem wirklichen Ball auf Sr. Majestät Hinterdeck — und der erste Offizier offenbar als einer der am meisten dabei Beteiligten mitten dazwischen! Ein wehmütig schmerzlicher Zug, der in klassisches Latein übersetzt etwa: „Et tu Kurzspleisse!“ gelautet haben würde, lagert auf seinem Gesichte, und er nimmt mit dumpfer Resignation die Befehle seines so traurig verwandelten Vorgesetzten entgegen.

Und nun geht's an die Ausführung. Sämtliche Geschütze des Hinterdecks werden nach vorn gebracht, und dadurch ein freier Raum von gewaltigen Dimensionen geschaffen. Die hoch darüber ausgespannten Sonnensegel dienen als Schirmdach des neu geschaffenen Ballsaals, zu dessen Ausschmückung der Flaggenreichtum des Schiffes benutzt wird. Mit gewähltem Geschmack und symmetrischer Farbenstellung bilden die geschickten Hände der Seeleute aus ihm Vorhänge, Draperien und Festons. Das Gangspill gibt den Unterbau für eine Pyramide von blitzenden Waffen her, und von der Decke des Sonnenzeltes schweben Kronleuchter herab, die kunstvoll aus Bajonetten hergestellt sind.

So entsteht aus dem vereinigten Wirken bald ein prachtvoller Salon, der in seiner Ursprünglichkeit und seinem blendenden Farbenschmuck namentlich bei Beleuchtung einen feenhaften Eindruck macht. Mit unermüdlichem Eifer hat Kurzspleiß alles selbst angeordnet und überwacht und dabei einen Geschmack und Schönheitssinn entwickelt, der wahrhaft überraschend ist.

Doch wie auch der schnell wieder genesene Kapitän ihm darüber Lobeserhebungen macht, der erste Offizier selbst ist mit seinem Werke noch nicht zufrieden. Es fehlt noch etwas Wesentliches — Blumen und Sträucher zur Herstellung einer künstlichen Laube um ein Becken, aus dem eine Fontäne hervorspringen und eine erfrischende Kühle verbreiten soll. Der Kapitän findet die Idee zwar sehr schön und geistreich, vermag aber noch nicht einzusehen, wie sie zur Ausführung gelangen soll. Doch Kurzspleiß entwickelt sie ihm bald sehr klar.

Eine große Deckwaschbalje, deren ursprüngliche Bestimmung natürlich durch Blumen zu verdecken ist, wird über der kleinen Luke aufgestellt, die hinten vom Oberdeck in die Kajüte des Kapitäns führt. Dann wird der Schlauch der großen im Zwischendeck befindlichen Feuerspritze außenbords herum, in ein Fenster der Kajüte wieder hineingeführt und durch den Boden der Balje geleitet, wo das eingeschraubte Spritzenrohr als Fontäne wirken soll. Die schwarze Liste pumpt, und so ist das Angenehme mit dem Nützlichen vereint.

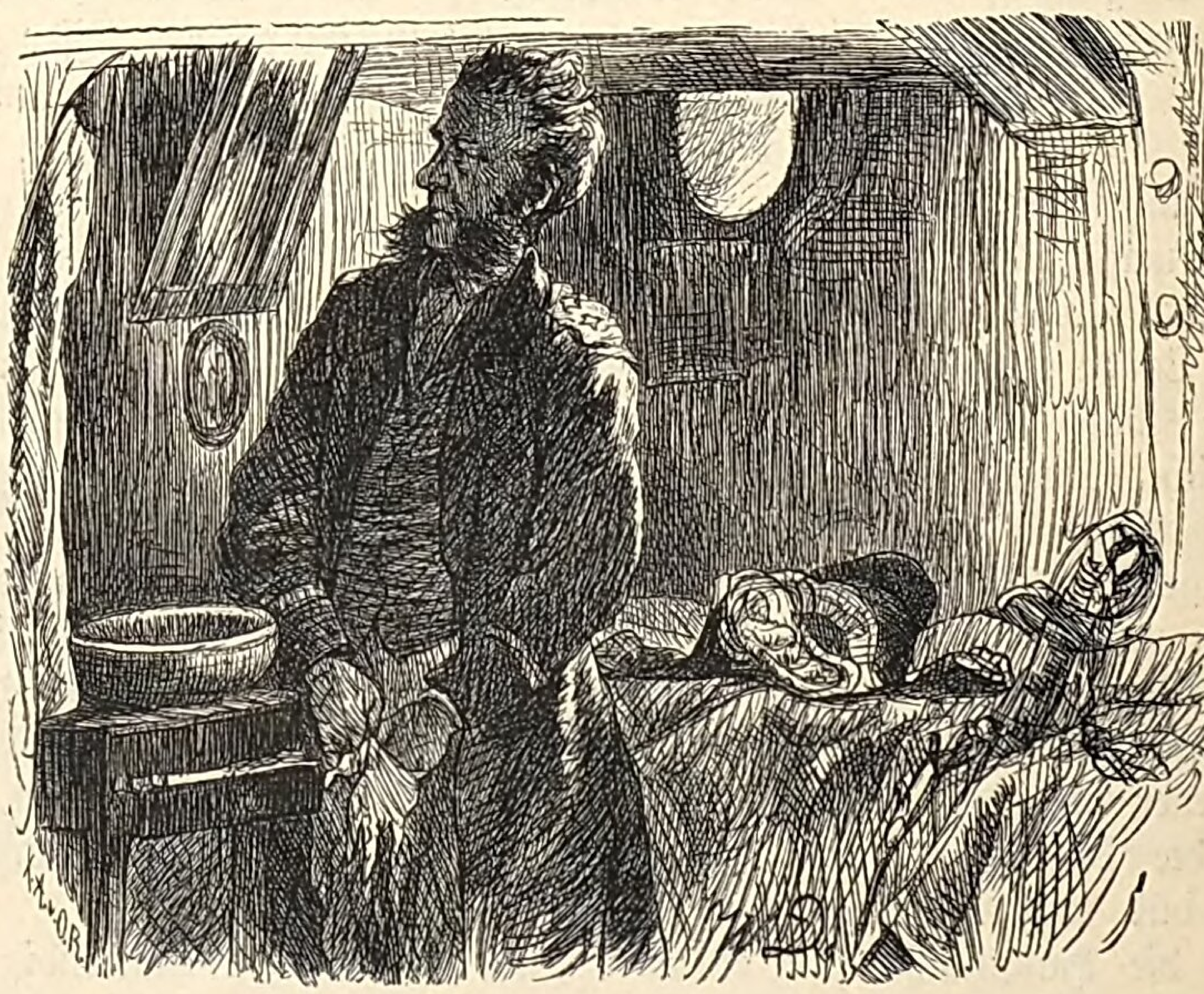
Doch die Hauptsache sind Blumen, und sie müssen notwendig beschafft werden. In der Stadt gibt es zwar keine Gärten, — aber glücklicherweise erinnert sich Kurzspleiß, gestern auf dem Vorhofe des Gouvernementsgebäudes eine reiche Orangerie in Töpfen bemerkt zu haben, und hält es daher für das angemessenste, selbst an Land zu fahren und um diese zu bitten. Dem Kapitän gefällt der Vorschlag sehr gut, und er bietet Kurzspleiß seine Gig an, damit er schneller hinkommt.

Als der Bootsmann den ersten Offizier an Land fahren sieht, glaubt er kaum seinen Augen zu trauen. Das geht wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu. Sonst ist er, so lange das Schiff in Dienst war, nie an Land gegangen, und jetzt zwei Tage nach einander, — heute sogar mit weißen Glacees, — Bölting, du bist glänzend gerächt!

Leider bin ich nicht Zeuge von dem gewesen, was im Hause des Gouverneurs verhandelt wurde, und kann deshalb nichts darüber verraten. Nur soviel weiß ich; die Gig kam sehr spät an Bord zurück. Kurzspleiß hatte in Gesellschaft von Fräulein Dolores über eine Stunde lang die betreffenden Orangeriebäume

ausgesucht. Auch soll beim Abschiede ihre Hand in der seinigen weniger gezittert, dagegen das „Hasta mañana!“ sehr freudig geklungen haben und von einem bezaubernden Lächeln begleitet gewesen sein. Doch letzteres hat Vogel mir erzählt, und ich will deshalb nicht darauf schwören.

Der Balltag bricht endlich an und findet bald sämtliche Offizier- und Kadettenburschen in angestrengtester vielseitiger Thätigkeit. Fracks werden gereinigt, Säbel geputzt, Handschuhe geweitet und gekreidet, weiße Westen geborgt und der Filz an den abgeschabten Stellen der Hüte neu aufgekratzt. Der Schreiber, ein früherer Apotheker, ist eine sehr gesuchte Persönlichkeit; man traut ihm allerlei wohlriechende Toilettenkünste, wie Pomade &c. zu.



Bölting hat schon am Abend vorher in seiner Kammer eine lange Besprechung mit ihm gehabt und ist dadurch in den Besitz eines lang ersehnten Geheimnisses gekommen. Der Schreiber hat semmelblondes Haar, aber sein kleiner Schnurrbart zeigt stets das prachtvollste Kastanienbraun, das den Neid des „schönen Adolf“ erweckt, bei dessen impertinenter Bartfärbung der Bleikamm nur höchst zweifelhafte Wirkung ausübt, während sie nach einem andern Versuche sogar grün wurde.

Jetzt hat er das Geheimmittel erfahren. Pulverisierter Kalk und Bleiglätte werden zu gleichen Teilen mit Wasser zu einer weichen Salbe gemischt und der Bart damit bestrichen. Man läßt die Salbe drei bis vier Stunden darauf sitzen, bis sie ganz trocken ist und reibt sie dann mit den Fingern aus. Das ausgebürstete Haar wird dadurch unfehlbar schön braun gefärbt. Die ätzende Salbe darf jedoch nicht mit der Haut in Berührung kommen, warnt der Schreiber, und muß unter allen Umständen trocken zerrieben werden, weil Anwendung von

Wasser sie zäh wie Leim macht. Bölting verspricht sich alles genau zu merken und beschließt, da er die Vormittagswache hat, den Versuch in den Stunden von zwölf bis drei Uhr vorzunehmen, damit er, wenn um fünf Uhr die Gesellschaft anlangt, als vollendeter Adonis hervortreten kann. Der Schreiber verspricht die Salbe gegen elf Uhr in die Kammer zu setzen und gelobt tiefes Stillschweigen. In Gedanken an die bevorstehenden Eroberungen vergeht Bölting die Wache sehr schnell. Armer Adolf, wer dir gesagt hätte, daß du nichts von dem Balle haben, sondern mit zerrissenem Gemüte kummervoll in deiner Kammer sitzen würdest, während über deinem Kopfe nur Lust und Frohsinn herrschte!

Eine sehr schlechte Einrichtung an Bord der Schiffe, die schon oft zu Unzuträglichkeiten geführt, ist die, daß man durch die dünnen Zwischenwände der Kammern jedes Wort verstehen kann, was in dem benachbarten Raume nicht ganz leise geflüstert wird. So will es Böltings böses Schicksal denn auch, daß der nichtsnutzige Vogel in der nebenanliegenden Kadettenmesse sitzt und die ganze Unterredung Wort für Wort mit anhört.

Andern Morgens, kurz bevor der „schöne Adolf“ von der Wache abgelöst wird, schlüpft geheimnisvoll eine Gestalt in seine Kammer. Aus einem mit verdächtiger Flüssigkeit angefüllten Fläschchen gießt sie etwas in eine weißliche Mischung, die in einer Tasse auf dem Pulte steht, und rührt sie sorgfältig um. Dann schweift ihr Auge prüfend in der Kammer umher. Ha! da ist das Gesuchte, die Schwefelholzdose. Der Deckel fliegt herab, zwei mit jener verräterischen Flüssigkeit befeuchtete Finger fahren über die Köpfe der Zündhölzer. Die Dose wird sorgfältig an ihren Platz zurückgestellt, und die Gestalt des Verbrechers verschwindet ebenso geräuschlos, wie sie gekommen.

Gegen drei Uhr hält Kurzspleiß noch einmal Revue und Generalprobe ab.

Der Ballsaal ist prachtvoll, doch das Gelungenste unstreitig die Baumgruppe um die Fontäne und diese selbst. Die schwarze Liste pumpt Probe, der Strahl steigt über zehn Fuß und fällt als feiner kühlender Staubregen in das Becken zurück.

Allmählich erscheinen die Offiziere im Ballanzug auf dem Oberdeck, nur Vogel hält sich merkwürdigerweise und scheinbar ohne Grund in der Batterie und zwar in der Nähe des Deckglases auf, das Böltings Kammer erhellt. Geriebener Bösewicht, dein schwarzer Plan gelingt nur zu gut!

Bölting hat den lockigen, dichten Bart sorgsam eingesalbt. Nach dreistündiger Zurückgezogenheit in seiner Kammer, die er durch schöne Bilder der nächsten Zukunft versüßt, hält er es an der Zeit, die getrocknete Salbe auszureiben. Hilf Himmel! sie sitzt fest wie Kitt. Nun, sie muß noch trocknen. Eine halbe Stunde vergeht, da schlägt die Uhr vier. Das Reiben beginnt von neuem, aber leider wieder ohne allen Erfolg. Vogels Leimwasser thut seine Dienste. Auf einmal wird es stockfinster in der Kammer — Vogels Fuß ruht auf dem Deckglase. Vergebens klopft Bölting verzweiflungsvoll mit dem Stiefelknecht gegen das Deck, der malitiöse Fuß weicht nicht. Bölting greift nach den Schwefelhölzern, um Licht anzuzünden — umsonst; Stück für Stück versagt. Er öffnet die Kammerthür ein wenig und ruft krampfhaft nach seinem Burschen — aber

der Bursche ist von Vogel im Auftrage des ersten Offiziers an Land geschickt, um einen in Bestellung gegebenen Blumenstrauß zu holen. Jetzt endlich verläßt der Fuß das Glas, aber nach wenigen Minuten kehrt er wieder darauf zurück. Die Qual wächst immer mehr. Der Trommelwirbel und die Klänge der spanischen Nationalhymne verkünden die Ankunft des Gouverneurs und seiner Damen — — und Bölting sitzt noch immer mit dem geleimten Barte in der Kammer. Endlich kommt auch der Bursche wieder, es werden frische Schwefelhölzer geholt, aber der Spiegel, der so treue Freund, bestätigt nur die schreckliche Wahrheit. Wo die infame Salbe von dem Haar abgeht, ist dasselbe zwar wunderschön braun, aber zu drei Vierteilen geht sie nicht ab, das ist ja gerade das Traurige. Lebwohl, du schöner Ball! Armer Bölting! Thränen der Wut treten ihm ins Auge, aber was hilft es, die Eitelkeit erhält ihre Strafe. Ein plötzliches Unwohlsein soll als Entschuldigung dienen, als jedoch Dr. Salomo helfend einschreiten will, wird er vor verschlossener Thür schnöde abgewiesen. Gott weiß, wie es zugeht, aber nach einer halben Stunde kennt das ganze Schiff den wahren Sachverhalt.

Armer Adolf! Die Lehre war bitter, aber heilsam. Sie hat dich tief verletzt, aber dich auch von einem unmännlichen Fehler befreit. Daß du jetzt ein tüchtiger Offizier geworden und allgemein geachtet bist, verdankst du jener Salbe und Vogels Niederträchtigkeit.

Der Ball war glänzend. Alles, was junge Damen und Herren sich Schönes und Gutes von einem solchen Feste versprechen können, sah ihr Herz erfüllt. Trotz des gebrochenen Spanisch, das mit Hilfe der Wörterbücher, die jeder Offizier unter dem Arme trug, die Unterhaltung vermittelte, gab es eine ganze Reihe gebrochener Herzen, denn ungestraft sieht kein Deutscher in die Augen einer schönen Spanierin. Und schön sind die Damen von Teneriffa — es gibt dort überhaupt keine häßliche — schön wie die Houris; ob aber auch so gut, so lieb und treu wie unsere deutschen Mädchen — ich glaube nicht.

Der Kapitän eröffnet mit der Gemahlin des Gouverneurs den Ball.

Kurzspleiß folgt mit Fräulein Dolores.

Dem Bootsmann, der an Backbord durch die Flaggenvorhänge schaut, stehen bei dem Anblick die Haare zu Berge. Sein erster Offizier tanzt! Aus „zumtaler“ Verzweiflung geht er mit Schramm in seine Kammer. Beide lassen sich während des ganzen Balles nicht mehr an Deck sehen, sondern ertränken schweigend ihren Kummer in einem Glase „Grog“, der nicht zu stark von Wasser ist.

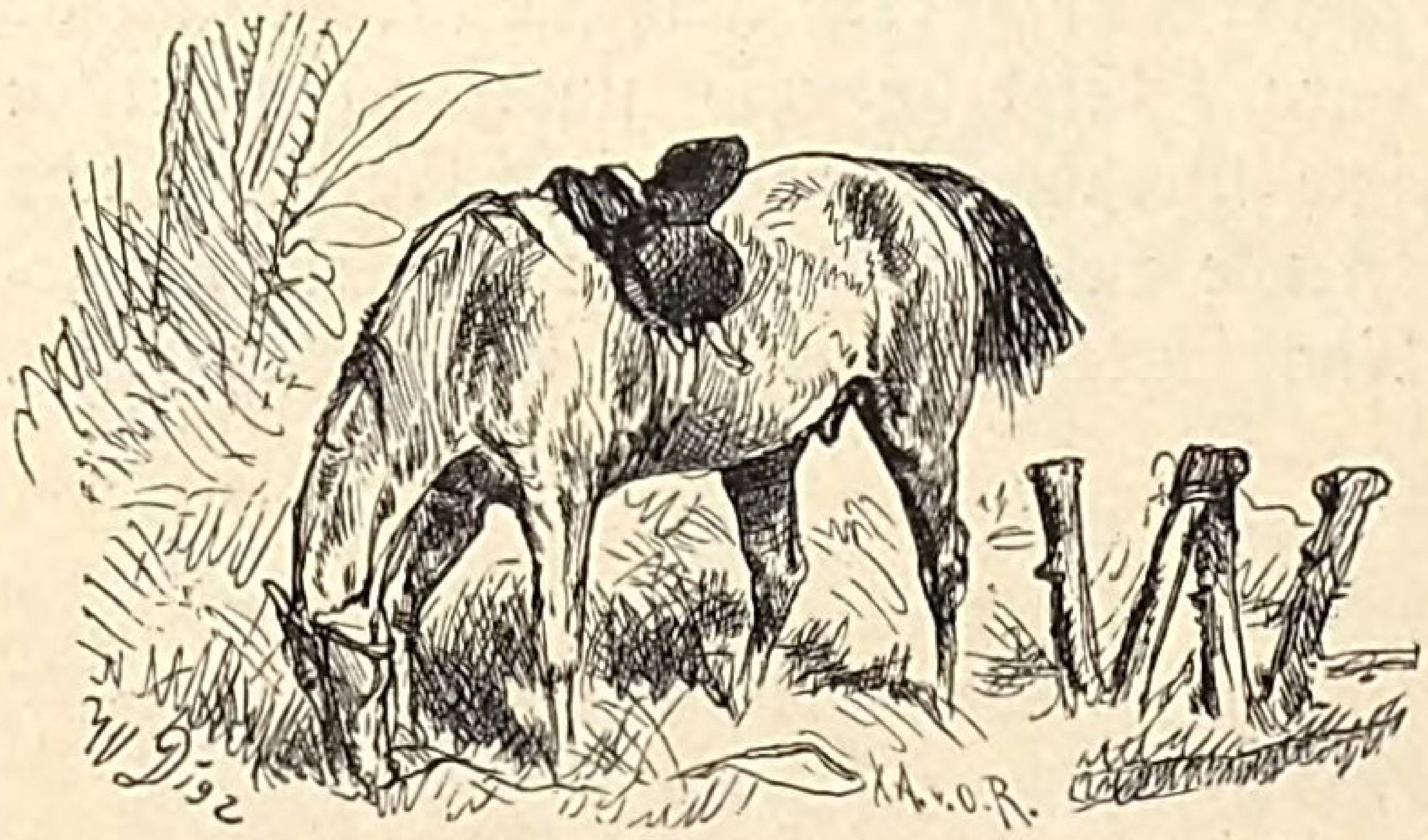
Das Fest dauert bis tief in die Nacht. Den ersten Offizier sieht man sehr oft in der Nähe des Springbrunnens neben Fräulein Dolores sitzen. Diese wird offenbar durch das Tanzen sehr erhitzt und schlägt deshalb verschiedene Aufforderungen zum Tanz aus. Sonst scheint sie sich jedoch außerordentlich wohl zu befinden und auch von Kurzspleiß' Unterhaltung sehr befriedigt zu sein. Diese wird meistenteils in englischer Sprache geführt, doch macht Kurzspleiß unbedingt Fortschritte im Spanischen; denn Vogel versichert mich, er habe beim Vorbeitanzen ganz deutlich die Worte Carissima Dolores vernommen, und da nur

der erste Offizier neben der Dame gestanden, so müsse er sie notwendig gesprochen haben.

Als der Gouverneur endlich aufbricht, zeigen die betrübten Mienen aller Gäste, wie ungern man sich von einander trennt; doch es ist ja das traurige Schicksal des Seemanns, immer dann fort zu müssen, wenn er beginnt sich wohl zu fühlen.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch wird das Oberdeck abgeräumt. Wasser, Sand und Steine vertilgen die letzten Spuren des schönen Festes, und zur Musterungszeit hat der „Seestern" wieder sein ernstes kriegerisches Aussehen gewonnen. Der Dienst geht seinen alten Gang, die Routine tritt wieder in ihr Recht, und nichts erinnert mehr an den gestrigen bedeutungsvollen Abend. Nichts? Doch etwas! Bei der Musterung verkündet Kurzspleiß Amnestie für die gesamte schwarze Liste. Der Bootsmann wird schwindelig und findet seinen ersten Offizier unbegreiflich. Ich aber, geneigte Leserinnen, fand es sehr begreiflich und habe es ihm oft nachgemacht, wenn Freude mein Herz bewegte oder ein langersehnter Brief aus der Heimat gute Nachrichten brachte. Es ist gar zu schön, andere glücklich zu machen.

Marinekavallerie.



Wer hätte wohl längere Zeit in Teneriffa verweilt, ohne seinem berühmten Pik einen Besuch zu machen? jenem riesenhaften Wahrzeichen, das die Natur einst unter welterschütternden Zuckungen aus der Tiefe des Oceans bis an den Saum der Wolken hob, durch welches jahrtausendelang die überkochende Masse des flüssigen Erdkerns sich zischend und brausend in das Meer ergoß, das aber schon seit Jahrhunderten schweigend ruht und einem üppigen Pflanzenwuchse gestattet hat, in ungestörter Arbeit bis zur Grenze des ewigen Schnees einen grünenden Teppich um sein zerklüftetes Äußere zu weben!

Ein stummer Zeuge urweltlicher Umwälzungen steht er da, der gewaltige Berg, ein Symbol der Allmacht, vor der der Mensch demütig sein Haupt neigt, eines der großen Rätsel der Schöpfung, das wir vergebens zu lösen, aber wenigstens, wenn sich Gelegenheit bietet, aus nächster Nähe zu betrachten suchen.

Naturforscher, Weltreisende par excellence, gelegentliche Besucher der Insel — alles drängt zum Pik, wär's auch nur, um sagen zu können: „Ich war oben."

Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, daß das Pikfieber auch unsere Freunde vom „Seestern" erfaßt und daß mit praktischer Schnelligkeit der Plan einer Besteigung ins Werk gesetzt wird.

„O weh!" höre ich verschiedene Leser seufzen, „jetzt wird uns wieder eine Pikreise aufgetischt."

Leider haben Sie recht, Verehrte, indessen, wenn ich zu den Hunderten bereits vorhandenen Beschreibungen noch eine füge, so hoffe ich wenigstens einen neuen Gesichtspunkt zu eröffnen, den selbst Humboldt unerwähnt ließ — Marinekavallerie.

Die Reisegesellschaft besteht etwa aus zehn Personen, Seeoffizieren, Badegästen und Kadetten, der unvermeidliche Vogel als hervorragender Spanier natürlich unter ihnen. Der arme Bölting hat verzichtet, die Bartgeschichte ist noch in zu frischem Andenken, und Kurzspleiß — nun er kann wohl abends mit dem Kapitän einige Stunden zum Gouverneur gehen, aber zwei bis drei Tage vom Schiffe fort, wo bliebe da der Dienst?

Dr. Salomo leitet die Partie, und Vogel ist sein Adjutant, da die Insulaner doch nicht so klassisch gebildet sind, um das Latein des Doktors zu verstehen.

Anfänglich will dieser Wagen nehmen, stößt aber bei der seemännischen Mehrheit auf so entschiedenen Widerstand, daß er den Gedanken aufgeben muß.

In einem geschlossenen Wagen zu sitzen, ist dem Seemanne ein schrecklicher Gedanke, es beengt ihn und flößt ihm Furcht ein. Die Bewegungen machen ihn seekrank, in beständiger Besorgnis umzuschlagen, sitzt er mit ausgebreiteten Armen und hat keinen ruhigen Augenblick, bis er sich wieder in freier Luft befindet.

Mit Ausnahme des Doktors stimmen daher alle für das Reiten, und obwohl diesen eine trübe Ahnung beschleicht, muß er sich fügen. Das Pferd ist nämlich für den Seemann dasjenige Instrument, dessen er sich nach einem Schiffe oder Boote am liebsten zur Fortbewegung bedient. Schon der Name besitzt für ihn etwas Heimisches. Wagen und Kutschen gibt es nicht an Bord, aber destomehr Pferde an den Raaen, wenn sie auch nur von Tauwerk gefertigt sind. Wie oft hat er bei Nacht und Sturm zwar nicht sehr bequem, aber sicher auf ihnen geritten!

Am liebsten nimmt er hartmäulige Tiere, bei denen er tüchtig an den Brassen reißen kann, hauptsächlich fühlt er sich aber auf einem Pferde wohl, weil er sich in freier Luft befindet und um sich schauen kann.

Am nächsten Morgen stehen die Rosse und Maultiere bereit. Ihr Aussehen beruhigt den Doktor sehr; allem Anschein nach sind sie keine Durchgänger, die herabhängenden Ohren, das schläfrige Auge und die durchscheinenden Rippen sprechen für eine lammfromme Gesinnung.

Unter Benutzung von Ecksteinen und Treppen gelingt das Aufsitzen, und die Gesellschaft begibt sich unter Führung der nebenherlaufenden Treiber auf den Weg. In Ermangelung von Sporen hat sich jeder mit einer kecken Reitgerte bewaffnet, und Vogel an der seinigen noch eine scharfe Spitze angebracht, — der Schelm, er hat schon wieder Streiche im Kopf. Als die Hufe auf dem Straßenpflaster ertönen, öffnen sich die Fensterschalter, und neugierige schwarze Augen blitzen aus den Mantillen hervor. Welcher Reiter besäße unter solchen Umständen nicht die verzeihliche Eitelkeit, ein wenig mit dem Pferde zu kokettieren! Es will nur nicht recht gehen, die Tiere sind zu fromm. Doch seht! der Doktor, hinter dem Vogel reitet, bekommt es fertig. Das Pferd wird plötzlich lebendig, schlägt hinten und vorn aus, steigt kerzengerade in die Höhe und scheint auf den Hinterbeinen gehen zu wollen. Der arme Doktor wird leichenblaß; als der Sattelknopf nicht mehr ausreicht, umklammert er krampfhaft den Hals seines Tieres und erwartet mit geschlossenen Augen sein Schicksal. Seine

bangen Ahnungen beginnen sich bereits zu erfüllen, und doch ist er sich bewußt, dem Pferde keinerlei Anlaß zu solchen Tollheiten gegeben zu haben. Einer der Treiber reißt endlich das Tier am Kopf nieder, und da Vogel inzwischen beiseite geritten ist und es dessen Stachel nicht mehr fühlt, läßt es sich auch bald beruhigen. Der Doktor wischt sich den Angstschweiß ab: einen Augenblick denkt er daran, zurückzubleiben, aber die Blamage wäre doch zu groß, und mit stoischem Gleichmute nimmt er sogar die Neckereien der Kameraden hin.

Das nächste Ziel ist Laguna, die ehemalige Hauptstadt der Insel, etwa 1½ Meilen von Santa Cruz entfernt und 1700 Fuß über der Meeresfläche gelegen. Der an schroffen Abhängen und Schluchten vorbeiführende und steil ansteigende Weg verbietet jedes schnellere als Schrittreiten, ein Glück für den Doktor und einige andere Sonntagsreiter, obwohl ihre Pferde noch öfter sehr unruhig werden, sobald Vogel in ihrer Nähe erscheint.

Die Sonne steht schon ziemlich hoch, als die Reisenden die Stadt erreichen, deren öde grasbewachsene Straßen und verfallene Gebäude einen tristen Eindruck machen. Nach langem Suchen finden sie endlich einen Gasthof, fordern jedoch vergebens ein Frühstück. Sie kennen die spanischen Posadas noch nicht genug, um zu wissen, daß man die Mahlzeit, die man dort einzunehmen beabsichtigt, vierundzwanzig Stunden vorher bestellen muß. Ein halbes Dutzend Wassermelonen ist die einzige aufzutreibende Erfrischung — schlechte Aussichten für eine dreitägige Reise!

Doch Orotava mit seinen paradiesischen Gärten und der Aussicht auf ein französisches Hotel winkt, nach kurzer Rast wird wieder aufgebrochen.

Bald ist das traurige Laguna im Rücken, und die Gesellschaft gelangt auf das hinter ihm gelegene Plateau, von wo die Straße ebener wird und ein schnelleres Fortkommen gestattet.

Die sich hier bietende wundervolle Aussicht bewegt die Reisenden einen Augenblick Halt zu machen und ihre Augen an dem Panorama zu weiden, das sich vor ihnen ausbreitet. Laguna mit seinen grauen verwitterten Gebäuden, aus deren Mitte die ehrwürdige Kathedrale emporragt, liegt zu ihren Füßen. Es macht aus der Ferne nicht mehr den Eindruck der Öde und des Ruins einstiger Größe. Umgeben von lachendem Grün üppiger Gefilde, erhöht es nur den landschaftlichen Reiz durch den Gegensatz; das Auge ruht wohlgefällig auf seinen dunkeln Häusermassen, und die melancholischen Töne der zur Messe rufenden Klosterglocken, welche der milde Wind heraufträgt, stimmen die Gemüter nur noch empfänglicher für die Schönheiten des Bildes. Das goldige Gelb der in reicher Fülle wogenden Weizen- und Maisfelder wechselt mit dem dunkeln Grün der zur Kochenillezucht dienenden Kaktuspflanzungen, Hecken von wilden Rosen friedigen die Gefilde ein, und ihre blaßroten Blüten bedecken wie ein Teppich das Gesträuch.

Von drei Seiten durch groteske Felsmassen umschlossen, öffnet sich das liebliche Thal auf das Meer, an dessen fernem Horizonte die Insel Gran Canaria sich erhebt, übergossen von dem bläulichen Dufte der tropischen Atmosphäre. Auf der nach Santa Cruz führenden Straße steigen in langsamen

Zickzackgange schwerbeladene Kamele und Maultiere herauf, deren phantastisch gekleidete Führer mit einer Rohrpfeife das Ohr ihrer musikliebenden Tiere ergötzen. An den Abhängen der Berge klettern wagehalsige Ziegen und suchen in gefährlichen Sprüngen eine wohlschmeckende Pflanze zu erhaschen, während der Hirt, auf einer vorspringenden Klippe stehend, sie bewacht. Ein hoher, spitzer Hut von braunem Filz deckt den mit reicher Fülle schwarzen Haares geschmückten Kopf; ein kunstlos von weißem Wollzeuge gearbeiteter Mantel umschließt die sehnigen Glieder, und gestützt auf den langen Hirtenstab, schaut er sinnend auf das romantische Thal zu seinen Füßen, das er selten oder nie betreten hat.

Die Berge sind seine Heimat, die Tiere seine Gespielen in der Kindheit, seine Gefährten im späteren Alter. In einer Höhle, welche einst seine Voreltern, die Guanchen, in die Felsen gruben, hat er das Licht der Welt erblickt. Sie dient ihm als Wohnung, wenn er sich selbst einen Herd gründet, in ihrer Nähe wird einst sein Grab sein. In halbwildem Zustande aufferwachsen, kennt er kaum die Bedürfnisse der Civilisation. Seine Herden geben ihm Nahrung und Kleidung, und er sehnt sich nicht nach andern Genüssen, als seine Berge ihm bieten.

Zur Linken erhebt sich eine Kette von spitzen Felskegeln. An ihrer gleichmäßigen Form, an ihren schwarzen ausgebrannten Kratern, die wie drohende Schlünde sich öffnen, kennzeichnen sich die Vulkane. Es dringt keine Rauchsäule aus ihnen, ihre Ränder sind von Euphorbien und baumartigen Ericeen bekränzt, das unterirdische Feuer im Innern ruht seit langer Zeit, aber die Bewohner der Insel werden von Zeit zu Zeit durch Erderschütterungen daran erinnert, daß das Feuer nicht ganz erloschen ist und sie auf unterhöhltem Boden stehen.

Im Westen ragt der Pik klar und unverhüllt in den wolkenlosen Äther empor. Sein Fuß prangt im schönsten Smaragd eines üppigen Baumwuchses: ein graugelber Streifen bezeichnet die Grenze der Vegetation, während ein blendender Schneegürtel den Gipfel umlagert und im Lichte der wiedergespiegelten Sonne weithin wie ein strahlendes Meteor erglänzt.

In der Ferne auf dem tiefblauen Ocean schimmern die weißen Segel vorüberfahrender Schiffe, die wie leuchtende Punkte am Horizonte schwimmen, und in der nahen Umgebung des Hafens von Santa Cruz schaukeln sich Hunderte von Fischerbooten auf dem hellgrünen Meeresstreifen, der wie ein Kranz die Inseln umgibt und die geringere Wassertiefe bezeichnet.

Über dem ganzen Gemälde lagert eine tiefe sonntägliche Ruhe. Der Himmel leuchtet im schönsten Azur, die Sonne wirft ihre erwärmenden Strahlen auf die frischsprossende Natur, und ein milder Lufthauch führt aus dem Thal aromatische Düfte zu den Höhen empor, auf denen unsere Reisenden, in stilles Schauen versunken, das wunderbare Schauspiel genießen.

Doch plötzlich wird ihre idyllische Andacht unterbrochen. Ein höchst unerwartetes Intermezzo lenkt die Aufmerksamkeit von dem Naturgemälde ab und in weit höherem Grad auf ihre eigenen werten Persönlichkeiten.

Außer dem Pferde des Doktors hat sich schon während des ganzen Rittes namentlich das Maultier des Lieutenants Bohr auf eine auffallende Weise be-

nommen und seinem Reiter nicht wenig Sorge gemacht. Er hat bald die Steuerbord-, bald die Backbordbrasse scharf an den Wind geholt, um sein Fahrzeug besser zu steuern und auf dem richtigen Kurse zu halten, allein das hat bei dem störrischen Tiere wenig geholfen. Es treibt stets Allotria, geht seitwärts, wenn es voraus soll, schlägt hinten und vorn aus, wenn es Vogels Schimmel in Sicht bekommt, scheuert seinen Reiter gegen jeden Baumstamm und jede Mauer, die sich irgend in der Nähe befindet, und bringt den schweißtriefenden Bohr, der mit Taupferden besser als mit vierbeinigen umzugehen versteht, fast zur Verzweiflung. Nachdem es bei dem allgemeinen Halt seinem Herrn eine kurze Ruhe gegönnt, so daß dessen Aufmerksamkeit nicht ungeteilt ihm zugewandt sein muß, will es das Unglück, daß ein Trupp Kamele um die Ecke des Hohlweges biegt, an dessen Mündung sich das Plateau ausbreitet, auf dem unsere Marinekavallerie Halt gemacht.

Bekanntlich sind Pferde und Kamele Antagonisten und verabscheuen sich gegenseitig; kaum steckt daher das erste der mißgestalteten Tiere seinen Kopf aus dem Hohlwege, als unter den Pferden und Maultieren der Reisenden sich eine allgemeine Unruhe kundgibt, von der selbst Vogels Schimmel nicht ausgeschlossen bleibt, so daß sein Reiter nur an sich selbst zu denken hat.

Insbesondere wird aber Bohrs Fahrzeug sehr unbequem; kein Brassen hilft; es bäumt sich so plötzlich, daß nur ein energischer Griff nach dem Sattelknopf den Lieutenant vor dem Herunterfallen bewahrt. Dann läßt es sich ebenso schnell auf die Vorderfüße nieder, um mit seinem geängstigten Reiter auf und davon zu gehen.

Böse Beispiele verderben gute Sitten. Kaum hat es sich in Galopp gesetzt, als eine gleiche Wut seine vierbeinigen Kameraden erfaßt, und im Augenblicke jagen alle Seesternianer ventre à terre über die Fläche dahin.

Es ist ein Wettrennen mit Hindernissen in bester Form, und die Marinekavallerie bietet ein Genrebild, wie es sich wohl selten dem Pinsel eines Malers präsentiert. Links und rechts fliegen Hüte, Mützen und andere Gegenstände durch die Luft, die Zügel sind losgelassen, die Reiter haben krampfhaft den Sattelknopf oder die Mähnen erfaßt. Todesschrecken malt sich auf ihren Gesichtern, Haare und Rockschöße flattern in horizontaler Richtung im Winde, während die schnaubenden Rosse in unaufhaltsamer Flucht über Stock und Stein, über Berg und Thal, durch Büsche und Dornen ihren rasenden Lauf verfolgen. Bohrs wahnsinniger Klepper ist voran; eine Pferdeschnauze dahinter der Schimmel, über den Vogel alle Herrschaft verloren, links vor ihm der Doktor, die übrigen sind etwas zurück.

Bohr und der Doktor überlassen sich resigniert ihrem Schicksal, und ersterer erwartet mit geschlossenen Augen den Moment, wo er beim Kentern mit gebrochenen Rundhölzern (Armen und Beinen) vollständig zum Wrack gemacht werden wird. Nur eins wirft er sich vor, daß er nicht so vorsichtig gewesen ist, einen Anker mitzunehmen, um im Notfalle vor Anker zu gehen. Dem Doktor ist alles Denken vergangen, Vogel dagegen verliert die Geistesgegenwart nicht. Er beugt sich soweit wie möglich vornüber und blendet sein Pferd



durch Schließen der Scheuklappen mit den Händen. Ein Teneriffapferd läßt sich jedoch wegen seines steifen Kreuzes ebensowenig wie ein englisches Kavalleriepferd parieren, wenn es einmal im Zuge ist. Der Schimmel galoppiert deshalb ruhig weiter, nur schlägt er jetzt einen andern Weg ein als der übrige Trupp und rast seitwärts feldein. Sumpfiger Boden, in den das Tier bei diesem neuen Kurse gerät, wirkt jedoch besser als Sturzacker, und Vogel befindet sich in kurzer Zeit in einem Moraste, in dem das bis über die Knie eingesunkene Pferd sich festgelaufen hat.

Derselbe sich im Halbkreise zu bedeutender Länge ausdehnende Morast setzt einige tausend Schritte weiter auch dem Rennen der übrigen Kameraden ein Ziel, nur nicht so allmählich, da er dort bedeutend tiefer, mit Wasser bedeckt und der Boden bis unmittelbar an den Rand fest ist.

Als die unglücklichen Reiter die Wasserfläche vor sich sehen, wird es schwarz vor ihren Augen. Obgleich ihr Element, können sie sich nicht mit dem Gedanken befreunden, sich demselben mit so steuerlosen Fahrzeugen anzuvertrauen, wie sie in ihren Pferden entdeckt haben, und ein eisiger Frost schüttelt sie. Doch auch die Pferde teilen die Ansicht ihrer Herren. Am Rande des Sumpfes angekommen, parieren die Tiere des Lieutenants und des Doktors so aus dem Stegreif, daß die von dieser neuen Heimtücke nichts ahnenden Reiter über den Hals fort und zehn Schritte weit in den Morast fliegen. Von der nachfolgenden Truppe machen die nächsten einen gleichen salto mortale, während die Pferde schadenfroh am Ufer stehen und auf die zappelnden Bewegungen ihrer gestrandeten Herren schauen, die wie Frösche in dem Schlamme umher und dem festen Lande zu kriechen. Der Rest der Marinekavallerie langt später und vereinzelt an, jedoch sind ihre Rosse etwas humaner und begnügen sich, sie einzeln auf festem Boden abzusetzen oder wohl gar im Sattel zu lassen.

Die sich jetzt bietende Scene ist kostbar. Die Zappler im Moraste erreichen nach vielen Kämpfen halb erstickt und natürlich von oben bis unten mit einer Lage schwarzen Schlammes bedeckt das Ufer. Mit schmerzlich verzogenen Gesichtern reiben sich die meisten ihre geschundenen oder verstauchten Gliedmaßen. Fast alle sind ohne Kopfbedeckung, der zurückgelegte Weg ist damit, sowie mit vielen andern verlorenen Gegenständen bestreut, die Garderobe hat bei den wütenden Jagen durch Busch und Dorn entsetzlich gelitten, und der ganze Trupp macht den kläglichsten Eindruck. Im Hintergrunde erscheint Vogel, der seine Strafe erhalten, und da er die Reitgerte verloren, nur mit größter Mühe seinen halsstarrigen Schimmel aus dem Moraste hat ziehen können, und am fernen Horizonte erblickt man die zurückgelassenen Führer, welche mit Entsetzen den Spuren ihrer durchgegangenen Pflegebefohlenen nachlaufen.

Als die verschiedenen Gruppen sich einigermaßen von ihrem Schrecken erholt haben, versuchen einige minder Beschädigte das Abenteuer vom humoristischen Standpunkte aufzufassen; es gelingt ihnen jedoch nicht, denn die meisten sind zu empfindlich von dem Unfalle betroffen. Bohr besonders ist äußerst ungehalten über das Schlammbad; kein Fleck an ihm ist verschont, aber er beteuert in kräftiger Weise, ihn solle dieser oder jener holen, wenn er in seinem Leben je



Torpedoangriff bei Nacht.

Nach einem Aquarell von Hans Bohrdt.

wieder ein anderes, als ein Pferd unter der Raa bestiege. Um wieder zu den verlorenen Sachen zu gelangen, muß der ganze Weg noch einmal zurückgelegt werden, und da jetzt jeder Reiter seinen Gaul an der Hand führt, um sich nicht einem abermaligen Parforceritt auszusetzen, geht dies viel langsamer von statten. In ziemlich trübseliger Stimmung erreicht man nach einer Stunde das verhängnisvolle Plateau, wo sich auch die letzten Hüte wiederfinden. An eine Fortsetzung der so gewaltsam unterbrochenen Pikpartie ist unter solchen Umständen natürlich nicht zu denken. Dies scheint auch allen so selbstverständlich, daß derselben mit keiner Silbe erwähnt wird. Für eine Fußtour ist es zu weit, und wer wollte so kühn sein, nach so bitteren Erfahrungen wieder zu Pferde zu steigen. Schweigend tritt daher die Gesellschaft nach kurzer Rast den Rückweg an, die widerspenstigen Tiere hinter sich herziehend, die ihren Herren noch manchen Kummer bereiten, sich ohne weiteres in jeder Pfütze am Wege niederlegen oder plötzlich eine Schwenkung in eine Herde friedlicher Esel machen, die ihren Weg kreuzen. Lahm, schweißtriefend, mit Staub und Schmutz bedeckt und mit allerlei Reitfolgen gesegnet, erreichen die Reisenden endlich Laguna, wo sich wiederum die Fensterschalter öffnen und die schwarzen Augen von heute morgen abermals aus den Mantillen hervorschauen. Welcher Gegensatz! Niemand denkt jetzt an Kokettieren, und das Lächeln der Schönen schneidet den Deutschen tief ins Herz.

Ein lawinenartig anwachsender Haufe von Bettlern und Straßenbuben bildet ihre Begleitung bis zu der Posada, wo sie wenigstens einige Ruhe finden. Es kostet geraume Zeit, ehe die Spuren des Abenteuers einigermaßen vertilgt sind. Nach mehreren Stunden geduldigen Harrens gelingt es auch, einen etwas kräftigeren Imbiß zu erhalten, als Wassermelonen und Oliven, und gegen Abend tritt die getäuschte Schar ihren Rückzug nach Santa Cruz an. Diesmal triumphiert aber der Doktor; es sind Wagen gemietet, und bald rasseln sie durch die öden Straßen der Stadt. Nur Lieutenant Bohr bleibt zurück; er hat sich geschworen, von jetzt ab nur Boote zu benutzen, wenn er Touren über Land macht, und da er in Laguna keins bekommen kann, zieht er es vor, den langen Weg zu Fuß zurückzulegen. Im Herzen tief seinen Leichtsinn bereuend, atmet er erst wieder froh auf, als er die Decksplanken des „Seestern“ unter seinen Füßen fühlt, und gelobt sich feierlichst, ohne Not nicht wieder sein sicheres Schiff zu verlassen und sich dem wechselvollen Landleben anzuvertrauen.

Im Passat.



Licht und Schatten sind im Leben des Seemanns sehr ungleich verteilt. Der Schatten sind sehr viele, und nur dann und wann erhellt ein Silberblick das Dunkel. Entbehrungen, Sorgen und Kämpfe sind fast die steten Begleiter des Seemanns, und der melancholische Ernst, der Grundzug seines Charakters, ist ihr Widerschein auf Seele und Gemüt.

Mag Gewohnheit manches Schwere weniger fühlbar machen, mag der ununterbrochene Kampf mit den Elementen eine gewisse Befriedigung und dem männlichen Selbstgefühl Reiz gewähren — es schlummern tief im Herzen auch noch zartere Saiten. Zu ihnen stimmen die Disharmonien der Natur und des Lebens nicht; sie erklingen nicht in Sturm und Nacht, sondern nur im goldigen Sonnenlicht,

wenn Friede und Stille auf dem Meer und im Herzen wohnen und Gottes Antlitz freundlich auf die Menschheit herabschaut.

Dann aber ertönen sie um so lieblicher, und der strenge, ernste Mann, der trotzig und kalt dem brüllenden Orkan entgegentritt, der vor dem Brausen der Wasser nicht erbebt — er lauscht willig ihren harmonischen Klängen, und sie legen sich weich und warm um sein Herz. Es schwinden Trotz und Ernst, Heiterkeit und Milde ziehen ein an ihrer Statt, und mit kindlich empfänglichem Gemüt nimmt er in sich auf, was sein schweres Leben an schönen Augenblicken ihm darreicht.

Solche Lichtblicke bieten sich ihm nicht häufig; aber es gibt deren von wunderbarer Pracht, und sie erwärmen das Herz auf lange Zeit. Das Trübe, was uns bedrückte, und das wir nicht tragen zu können vermeinten, es versinkt im Strome der Vergessenheit; aber das Schöne und Erhabene haftet in der Seele. Die Zeit verwischt es nicht, sondern hält die Farben frisch und jung in unserer Erinnerung.

So ist es mit dem Passat. Wer einmal ihn zu Schiffe durchzog, vergißt ihn nicht; er bewahrt für immer die Eindrücke, die er dort erhalten, und zehrt von ihnen sein lebenlang.

Das Meer im Sturm ist groß; die grollende Natur spricht mit Donnerworten zum Menschen und läßt ihn zittern vor der Allgewalt des Schöpfers. Das Chaos der brandenden Wogen, wie sie am steilen Fels den dampfenden Gischt himmelan tragen und alles Menschenwerk vernichtend zermalmen, es ist erhaben, überwältigend; aber dem Herzen thut es nicht wohl, es erfüllt nur mit Bangen und Grauen.

Wie anders ist es im Passat! Wie schön und lieblich schaukelt es sich auf den kristallenen Fluten, in denen das Blau des Himmels sich widerspiegelt. Kein Sturm türmt je die Wogen, keine Wetterwolke zieht drohend am Horizont herauf. Ruhe, himmlischer Friede, Sonnenlicht überall, wohin das Auge schaut. Gleichmäßiger sanfter Wind schwellt die Segel; im neckischen Spiel tändeln die leichten Wellen, das durchsichtige Haupt mit duftigem Perlenschaum gekrönt, und leise rauschend zieht das Schiff durch sie seine Bahn.

Der Passat ist das Eldorado des Seemanns. In ihm findet er Entschädigung für die schweren Tage der nordischen Gewässer und sammelt neue Kraft zu den ihn im Süden wieder erwartenden Kämpfen. Hier umnachtet ihn kein Nebel, es drohen keine Klippen, und das spähende Auge starrt nicht vergeblich in das Dunkel, um den warnenden Leuchtturm oder entgegenkommende Schiffe zu entdecken.

Sanft wiegt er sich mit seinem Schiffe auf den friedlichen Gewässern, über denen ein stets heiterer Himmel seine lichte Kuppel wölbt. Unverhüllt entsteigt die Sonne dem Meer und beschreibt ihren strahlenden Kreislauf am Firmament, um ebenso klar und goldig wieder hinabzutauchen in die blaue Flut. Ihr erwärmender Hauch zaubert tausendfaches Leben hervor. Aus dem dunkeln Schoß der Tiefe strebt es überall nach oben, um im Himmelslicht zu keimen, zu wachsen und zu gedeihen. In Formen und Farben, wie die glühendste Phantasie sie

kaum zu erdenken vermag, drängen sich Millionen Lebewesen an die Oberfläche, um ihr Tagewerk im Haushalt der Schöpfung zu verrichten, sterbend wieder hinabzusinken in die Tiefe und dort verwitternd den Kreislauf der Natur zu vollenden.

Der räuberische Bonnit und der buntschillernde Delphin halten Wettlauf miteinander und stürzen sich in die zahllosen Herden fliegender Fische, die gejagt und verfolgt von hundert Feinden über die Wasserfläche schwirren, um ihnen dennoch zur Beute zu werden. Der Wasserstrahl des Pottfisches steigt wie ein Nebelwölkchen am Horizont empor, die Tümmler ziehen in Scharen gegen den Wind, und die Sichelflosse des Hai, des heimtückischen Räubers der Tiefe, umkreist in weitem Bogen das Schiff.

Der Tropikvogel, im Licht der Sonne goldig glänzend, schwebt neugierig flatternd über den Spitzen der Masten, und sein eintöniger Schrei mischt sich mit dem leisen Gezwitscher der Seeschwalbe, die rastlos dem Kielwasser folgt.

Hier im Passat hat das Meer seine Schrecken verloren. Wohl gibt es auch hier tausendfältig Zeugnis von der Allmacht Gottes, aber sie offenbart sich nicht in Zorneswörten, sondern in liebevoller, freundlicher Weise.

Der Körper fühlt sich leicht und frei unter dem belebenden Einfluß des Lichtes und der Wärme, und mit ihm der Geist; die Brust atmet mit vollen Zügen die schöne freie Gottesnatur, und das Auge strahlt in Frohsinn und Heiterkeit.

So ist es auch heute auf dem „Seestern".

Seit acht Tagen ist die schöne Insel verlassen. Als man den Anker lichtete, ward es zwar manchem eigen ums Herz! Dort unten an der Landungsbrücke flatterten so viele weiße Tücher lustig im Winde; aber die Hand, die sie trug, zitterte. Der Gruß, den sie brachten, war kein fröhliches Willkommen, wie sonst, sondern ein bitterer Scheidegruß; ihn begleitete kein lächelndes hasta mañana, sondern ein thränenumflortes Adios.

Und als abends sich ein grauer Nebelschleier auf das liebliche Teneriffa herabsenkte, als die letzten Strahlen der scheidenden Sonne das schneebekränzte Haupt des mächtigen Pik küßten, und dann die Nacht auch über ihn ihren dunkeln Mantel breitete, da klang das Adios noch einmal so schmerzlich in der Seele nach. Galt es nicht für immer?

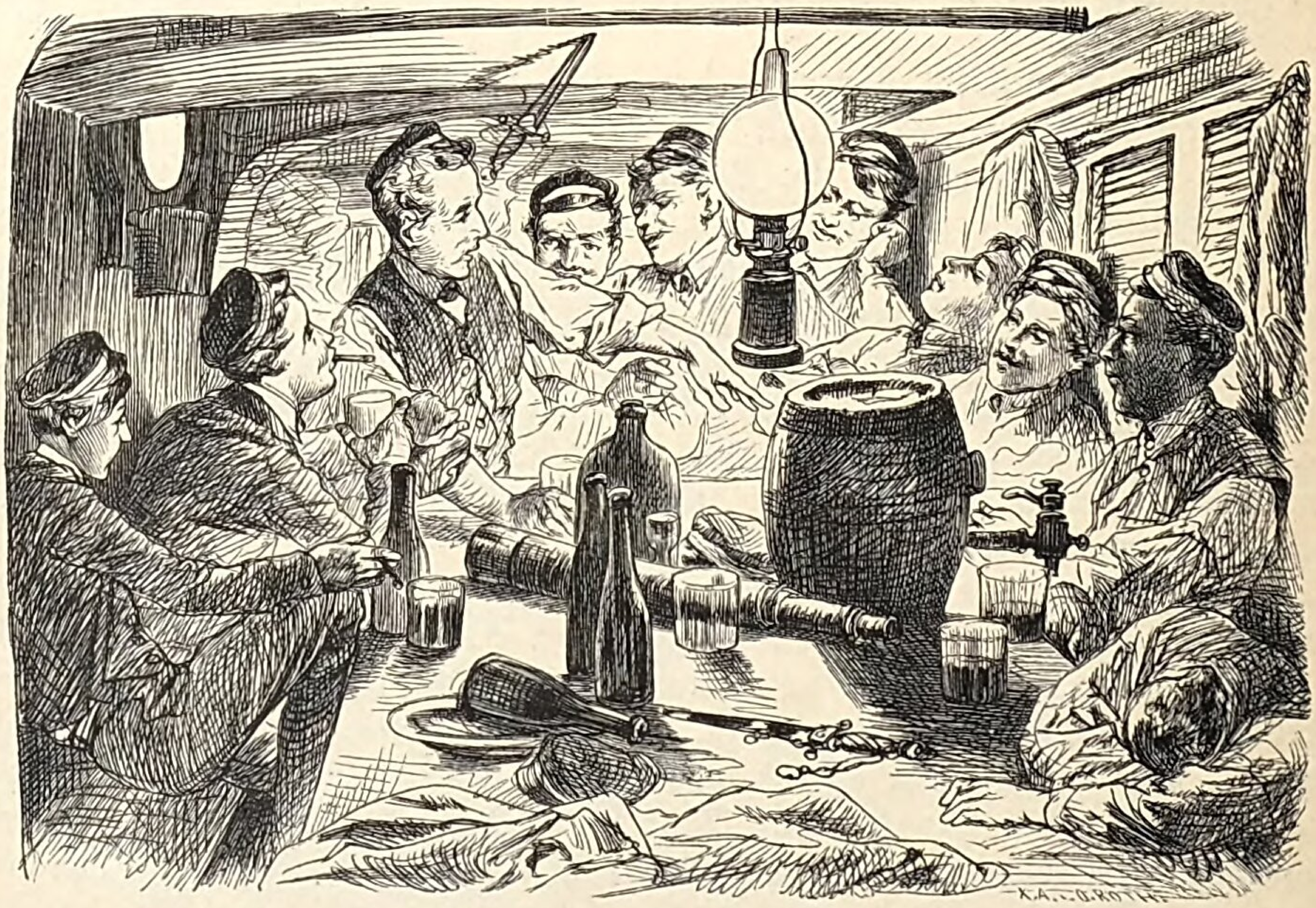
Doch acht Tage und der Passat haben lindernden Balsam auf die Wunden gelegt. Die Sorgen sind über Bord geworfen, und aus den Gesichtern lacht innerliche Zufriedenheit. Der Seemann mag nicht gern rückwärts schauen; vor ihm liegt das Leben, von dem er Gutes hofft, und wenn er sich der Vergangenheit erinnert, hat er nur ihre Lichtseiten festgehalten. — Wie das wogt und summt auf den Verdecken der Fregatte! Hier erschallt lustiges Gelächter, dort tönt Gesang, überall herrscht munteres Leben. Ist heute etwa ein Fest? wo ist der feierliche Ernst des „Seestern" geblieben? Nun, es ist Sonntag nachmittag, und der ist für die Mannschaft eines Kriegsschiffes immer ein Fest, denn er gehört ihr. An ihm erscheint der Matrose in seiner eigentümlichen Individualität und überläßt sich für einen halben Tag dem behaglichen Gefühl, sein eigener Herr zu sein. O

wie das wohlthut nach dem langen Zwange! Freilich der Seemann macht wenig Ansprüche an das Leben, denn mit dem „eigenen Herrn“ hat es nicht viel auf sich; er besteht hauptsächlich in negativen Vorzügen. Es wird nicht exerziert, der gemutmaßte Staub nicht sechs, sondern nur dreimal gefegt, die schwarze Liste schabt nicht den Rost von den Ankerketten, aber es wird auch nicht so strenge auf Ruhe gehalten wie sonst, und gerade dies letztere betrachtet der mitteilsame Seemann als eine große Wohlthat. Ein wenig schwatzen, ein kleines „Garn spinnen“ — das ist doch ein wahres Labsal. Und nun erst das Singen! ein gutes fröhliches Lied, namentlich wenn es so recht nach Salzwasser schmeckt, das geht noch weit über das Schwatzen, dafür läßt er selbst ein Glas Grog im Stich.

Im Zwischendeck ist es ziemlich leer. Das schöne Wetter hat die meisten in die Batterie und an Deck gelockt, nur einige Dutzend Seesoldaten sind unten geblieben. Natürlich schlafen sie; Seesoldaten schlafen immer, wenn sie nicht auf Wache sind; es liegt einmal in ihrer Natur. Was könnten sie auch Besseres thun? Sie sind keine Seeleute, fühlen sich nicht an Bord heimisch, wissen sich nicht in die Verhältnisse des Schiffes zu schicken und sind unter den Matrosen überall die Gefoppten. Da suchen sie dann Trost im Schlaf, aber auch dieser wird ihnen oft vergällt, und schon haben einige lose Blaujacken die träumenden „Tümmler“, wie die Soldaten von den Matrosen genannt werden, mit so kunstgerechten Schlingen aneinander festgebunden, daß sie wenigstens eine halbe Stunde brauchen, um sich wieder loszumachen.

Im hintern Teile des Zwischendecks, in der Kammer des Botteliers, sitzt aber auch noch eine wachende Gesellschaft. Der Bottelier ist der mit der Verausgabung des Proviants betraute Unteroffizier und eine Persönlichkeit, deren Freundschaft an Bord sehr gesucht ist, weil er die Stoffe zu einem guten Glase Grog — nicht zu stark von Wasser und steif wie eine Bramsegelskuhlte — unter seiner Obhut hält. Gewöhnlichen Matrosen gelingt es sehr selten, in intime Beziehungen zu ihm zu treten, und selbst junge Unteroffiziere werden kalt von ihm behandelt. Dagegen steht er mit den älteren Kameraden auf gutem Fuß. Heute ist Klubtag bei ihm; die alten Knaben haben es sich in dem engen Raum so bequem wie möglich gemacht, schlürfen mit Behagen den aus den Ersparnissen der vorigen Woche bereiteten und nach der Ergiebigkeit der schwarzen Liste diesmal sehr kräftig ausgefallenen Nektar und rauchen ihren „Stummel“ dazu. Doch beides ist Kontrebande, und der Klub hat deshalb die Stunde gewählt, während der erste Offizier seine Mittagsruhe hält. Auch ist die Thür sorgfältig verschlossen, damit der verräterische Duft nicht in das Zwischendeck dringt und indiskrete Zuschauer herbeilockt. Neben der Bottelierskammer liegt die Kadettenmesse, jener 24 Fuß lange und 8 Fuß breite Raum auf Fregatten, in den nie Tageslicht dringt, dessen Inneres zu fünf Sechstel durch einen schweren Tisch und zwei hölzerne Bänke ausgefüllt wird und in dem zwölf junge hoffnungsvolle Burschen lernen, drei Jahre lang sich mit je zwei Quadratfuß Platz zu behelfen und dabei allerlei lustige Streiche zu machen. Eine stets in Unordnung befindliche Lampe verbreitet ein zweifelhaftes Licht, und auf den längs den Wänden laufenden Regalen

liegen die heterogensten Gegenstände in genialster Unordnung durcheinander. Man hält es kaum für möglich, daß zwölf Menschen in diesem „Salon" existieren können, und doch herrscht in ihm eine immerwährende Lust und Heiterkeit, die tollsten Streiche werden ausgeheckt, und gar oft muß eine Botschaft aus der Kammer des ersten Offiziers das ausgelassene Völkchen zur Ruhe ermahnen. Jugend, frischer Geist in frischem Körper und übersprudelnder Lebensmut machen die Kadettenmesse wirklich zum schönsten Salon, und noch im reiferen Alter bleibt die Erinnerung an sie, an die in ihr verlebte Zeit, an alle die ersonnenen Ränke und Streiche ein Lichtpunkt.



Auf Verweichlichung des Körpers ist sie allerdings nicht berechnet, und auch die Messe trifft dieser Vorwurf nicht. Zu Anfang der Reise wird zwar ein wenig flott gewirtschaftet, aber die Herrlichkeit dauert nicht lange, und die Seekost macht nicht übermütig. Dann ist es keine Kleinigkeit für den Messevorstand, Abwechselung hineinzubringen, doch Vogel ist Meister in dieser Kunst. Als ältester und kräftigster Kadett hat er sich als Messevorstand wählen lassen, — wehe auch dem, der gegen ihn gestimmt hätte, — und er führt unter Beistand des Koches das Scepter mit geschickter Hand.

Die Dehors werden stets auf das sorgfältigste von ihm gewahrt, und beim Sonntagsdiner, zu dem dieser oder jener Deckoffizier eingeladen wird, liegt neben jedem Kouvert zwar keine Serviette, denn diese sind vom Kellner längst als Aufwaschtücher verbraucht, aber eine sehr schön geschriebene Speisekarte.

Es ist keine Schwierigkeit, alle möglichen schönen Gerichte zu bereiten, wenn man die erwünschten Zuthaten hat, aber aus einem Stück Rindfleisch, das

bereits zwei Jahre auf dem Marinedepot in der Pökel gelegen, eine gefüllte Kalbsbrust herzustellen, oder eine thranige Möwe in eine Straßburger Gänseleberpastete zu verwandeln, das ist wahre Kunst, und darin zeichnet sich Vogels Adjunkt aus, der Koch.

Heute zum Diner hat er sich wieder selbst übertroffen. Fünf Gänge außer dem Nachtisch, das will etwas bedeuten für eine Kadettenmesse, die beim Zahlmeister mit hundert Thaler im Vorschuß sitzt.

Soupe au sable mouvant — Schokoladensuppe aus gebranntem Mehl. Fricassée aux impédiments — die Klassifikation des darin befindlichen Fleisches würde sogar Cuvier in Verlegenheit gesetzt haben. Zander au long cours — gefangener trockener Bonnit mit einer Sauce, deren Hauptbestandteile Cayennepfeffer und Rosinen bilden. Pudding aux brisans — solide Mehlspeise ohne Eier mit vereinsamten Pflaumen. Rôti au bossoir — Pökelrindfleisch gebraten. Nachtisch: Schiffszwieback, sehr weiche Butter und Kräuterkäse. Letzterer ist eine treffliche Erfindung für sparsame Messevorstände; er hält sich lange und wird wenig gegessen.

Das sind die Leckerbissen, mit denen Vogel heute den „Salon“ bewirtet hat und die, wenn sie nicht schön schmeckten, wenigstens einen schönen Namen hatten. Die beste Würze des Mahles war jedoch immer die heitere Unterhaltung, und Erinnerungen an Teneriffa trugen nicht wenig dazu bei. Jetzt thront die ganze muntere Gesellschaft in der Batterie bei der Cigarre und amüsiert sich auf Kosten — Vogels. Der Arme sitzt einsam unten bei dem trüben Lichte der blakenden Lampe. Er zeichnet gut und entwirft vortreffliche Karikaturen seiner Vorgesetzten. Unglücklicherweise hat er eine derselben — Kurzspleiß als Liebesgott — in seinem Rollenbuche liegen lassen, und sie ist bei der heutigen Revision dem gestrengen ersten Offizier in die Hände gefallen.

„Sie zeichnen ja vortrefflich, da können Sie mir eine dringende Arbeit abnehmen, die notwendig bis heute abend sechs Uhr fertig werden muß.“

Dabei holt er ein Buch aus seiner Kammer und übergibt es dem Delinquenten zum — Liniieren! Armer Vogel! Folioformat, vierzig Blätter, und jede Seite sechzig Linien, macht viertausendachthundert. Der schöne Sonntagnachmittag, und dazu noch der Hohn der Kameraden. So kann einer selbst durch seine Talente ins Unglück geraten.

Oben in der Batterie geht es lebendig zu. Überall sieht man Gruppen auf das verschiedenste beschäftigt. Hier wird gelesen, dort geschrieben, weiterhin Schach oder Dame gespielt. Die einen flechten Strohhüte, die andern sticken Teppiche, dieser schnitzt ein Schiff, jener zeichnet — aber keiner hält den Mund, alle schwatzen, und ein Gesumme, wie das eines Bienenschwarmes, erfüllt die ganze Batterie. Das Hauptvergnügen bildet jedoch die Revision des Kleidersacks. Ich habe oft darüber nachgedacht, worauf dies Vergnügen begründet ist, bin aber nie recht dahinter gekommen, weshalb eigentlich die Matrosen mit ihrem Kommißzeuge, das überdem damals nicht einmal ihr, sondern Staatseigentum war, so schön thun. Genug, sie sparen sich diese Erquickung stets zum Sonntag-

nachmittag auf; dann wird mit jedem Stück geliebäugelt, dasselbe nach allen Seiten besehen, auseinandergenommen, wieder zusammengelegt und fortgepackt, als ob jedes ein kostbarer Schatz wäre.

Weit eher kann ich das Gefühl verstehen, wenn das kleine Kistchen an die Reihe kommt, das seinen Platz mitten im Sack zwischen den besten Sachen hat und in dem sich nicht nur Schätze, sondern Heiligtümer befinden. Briefe von lieber Hand, ein verwelkter Strauß, eine Stickerei — an jedes knüpft sich eine Erinnerung, die auf dem weiten Ocean und so fern von der Heimat jetzt doppelt teuer wird. Da wird manches Auge naß, und die Hand zittert, wenn sie die Sachen wieder fortlegt. Das Herz bleibt doch immer dasselbe.

An Steuerbord bei der Großluke hält das Musikcorps Probe. Der neue Teneriffamarsch will gar nicht gehen. Dem Kapellmeister reißt die Geduld. „Herrrrr Klapphorn! (Herr Fritz bezeichnet seine Musiker immer nach dem Instrument, das sie spielen) sind Sie des Henkers? Glauben Sie, daß ich den Marsch deshalb in A-dur gesetzt habe, damit Sie immer h blasen!“ — und der Takt wird von neuem probiert.

Auf dem Oberdeck vertreibt sich die Wache ähnlich die Zeit, wie die Freiwache in der Batterie, denn manövriert wird selten im Passat. Wie die Segel einmal stehen, so bleiben sie bei dem stetigen Nordost wochenlang. Diese Gleichmäßigkeit des Windes verhindert auch jede unregelmäßige oder hohe See. Der „Seestern“ schwankt auf der endlosen Meeresfläche fast unmerklich, der stolze Pyramidenbau seiner Segel ragt hoch in die Lüfte, und der sanfte Passat schwellt sie in leiser Rundung. Sein erfrischender Hauch mildert die Glut der Tropensonne zu einer angenehmen Wärme, in der sich alles wohl und behaglich fühlt.

„Ein Hai! ein Hai!“ ertönt es plötzlich aus hundert Kehlen, und wie ein elektrischer Schlag wirkt der Ruf auf die Mannschaft. Alles wird beiseite geworfen, das geliebkoste Zeug mit rauher Hand in die Kleidersäcke gestopft, und das Klapphorn bläst einen ganzen Ton falsch, ohne daß der Kapellmeister es merkt. Alles stürmt nach oben auf das Hinterdeck, in die Kanonenpforten und auf die Hängemattskasten — sämtlich schwere Verbrechen gegen die Schiffsordnung selbst am Sonntagnachmittag, aber der Hai, der Todfeind, sühnt die Sünden.

„Da schwimmt er! O was für ein Kerl, mindestens seine zwölf Fuß! Sieh, die Lotsmännchen! Wo ist der Haken? Bottelier, ein Stück Speck!“ — so schreit es durcheinander, und auf allen Gesichtern liest man freudige Erregung und die Lust am bevorstehenden Fange.

Der Haihaken kommt und wird, mit einigen Pfund Speck beschwert, an einem Tau befestigt, das zuvor durch einen Block geschoren ist. Der Offizier der Wache läßt das Schiff in den Wind luven, um die Fahrt zu schwächen, und der Haken plätschert im Wasser. Enger und enger zieht der Hai seine Kreise, jetzt wittert er den Köder und schießt darauf los. Er wirft sich auf den Rücken, um danach zu schnappen, der weiße Schein seines Bauches ist das Signal, daß er gebissen. „Er ist fest, hol durch!“ lautet das Kommando, hundert kräftige Arme spannen sich an das Tau, und mit einem Hurra fliegt das Ungeheuer unter den Besansbaum.

Da hängt er; doch bevor man ihn an Bord holen kann, muß er unschädlich gemacht werden; seine furchtbaren Schwanzschläge würden alles zerschmettern, was in seinen Bereich kommt. Drei Wagehälse klettern auf den Besansbaum und stoßen ihm mit vereinten Kräften eine achtfüßige Gangspillspeiche durch den Rachen in den Leib. Das setzt seinen Schwanzschlägen ein Ziel, er wird mit Schlingen an Bord geholt und jubelnd über Deck nach vorn geschleift, wo er einer allgemeinen Schlächterei verfällt. Dieser nimmt den Kopf, um die Kiefern mit dem furchtbaren Gebiß zu skelettisieren, jener schneidet sich das Rückgrat aus, um es zu einem Spazierstock zu verarbeiten, die Leber muß Thran für die Seestiefel liefern, der Zimmermann löst die scharfe Haut ab, um sie zum Glätten des Holzes zu verwenden, Dr. Salomo wühlt in den Eingeweiden nach Entozoen, und der alte Schramm schneidet sich die dreieckige Rückenflosse ab, um sie auf den Klüverbaum zu nageln. Das bringt Glück und gibt eine schnelle Reise.

Als alle ihren Teil vom Fange erhalten, naht sich noch Vogels Adjunkt. Mit Kennermiene prüft er den Rest der zuckenden Fleischmasse. Ein Blick überzeugt ihn, daß er unbeobachtet ist und sich namentlich kein Kadett in der Nähe befindet. Dann blitzt unter der weißen Schürze ein Messer hervor, ein kühner Schnitt — und fünfzehn Pfund Hai sind vor dem Überbordwerfen gerettet, um einem edleren Zwecke zu dienen.

Drei Tage darauf, als vom Haifang nicht mehr die Rede ist, erscheint im „Salon" zum Frühstück ein neues Gericht, filet d'agneau aux truffes. Zwar haben die Trüffeln eine verdächtige Ähnlichkeit mit grauen Erbsen, und für einen Lammbraten ist das Fleisch etwas zähe, doch Vogel meint, das dürfe man nicht so genau nehmen, der Braten habe sich seit Teneriffa nur in Essig konservieren lassen und sei davon etwas hart geworden, jedenfalls sei er aber vortrefflich zubereitet, und wenn er auch wegen seines schwachen Magens darauf verzichten müsse, so verdiene der Koch doch ein Glas Kognak.

Der Abend ist gekommen. Die Hauptronde des ersten Offiziers hat dem schönen Tage und der bescheidenen „Selbstherrschaft" ein Ende gemacht, das Kommando „Ruhe im Schiff" den letzten Schwätzern den Mund geschlossen. Auf dem Oberdeck hört man nur noch hier und dort ein leises Flüstern, und unten wiegt sich die Freiwache träumend in ihren Hängematten.

Ruhe und Frieden herrschen auch in der Natur. Die Sterne senden ihr mildes Licht hernieder, und auf das Wasser zeichnet die Sichel des Mondes den goldenen Weg, auf dem die Engel vom Himmel herniedersteigen, wenn sie ein Menschenkind beglücken wollen.

Auf der Kommandobank steht ein Offizier. Sein Auge ruht träumerisch auf der Meeresfläche, und seine Gedanken schweifen in weite Ferne. Sie wandern über den Erdkreis und dann auf dem goldenen Wege des Mondes um viele, viele Jahre zurück in die Vergangenheit, in die glückliche Zeit seiner Kindheit, als noch das liebende Mutterauge über ihm wachte und ihr Mund ihm lächelte.

Sie ist lange zur Ruhe gegangen, die zärtliche Mutter, seine einzige Freundin, und schlummert in kühler Erde. Verlassen ist ihr Kind in die kalte Welt hinausgestoßen, und schwere Jahre sind über seinem Haupte dahingezogen. Der Knabe

ist zum Manne gereift, er hat durch eigene Kraft sich emporgeschwungen, aber auch durch vieles Leid, und keine weiche Hand hat die Falten von seiner Stirn geglättet, keine tröstende Stimme zu seinem Herzen gesprochen, wenn Kummer daran zehrte.

Einsam und liebeleer ist er durch das Leben gegangen; für das ungestillte Sehnen in seiner Brust hat er Ersatz in seinem ernsten Berufe gesucht. Das Schiff ist sein Haus, das Meer seine Heimat, in ihnen glaubte er glücklich zu werden.

Ob er es geworden? Weshalb läßt er die Bilder seiner Jugend vor seiner Seele vorüberschweben, weshalb glaubt er im leisen Rauschen der Wellen die Stimme der Mutter zu vernehmen und ihren Kuß zu fühlen, wenn der laue Wind seine Wangen fächelt?

Und am fernen Horizonte, am Ende des goldigen Weges, steigt jetzt noch ein anderes Bild vor seiner Seele auf. Wie strahlt es in hellem Glanze, wie ergreift es ihn so wunderbar und läßt ihn in Wonneschauern erbeben. Hasta mañana! rauschen die Wellen und flüstert der Wind.

Wie das so lieblich klingt, wie sie so bezaubernd lächelt und die schwarzen Augen sich so tief in sein Herz senken!

Eine Wolke zieht über den Mond, der goldene Weg und das Bild sind entschwunden. Der erste Offizier verläßt das Deck und sucht die Ruhe. Aber mit sich nimmt er einen himmlischen Trost — die seligen Tage seiner Jugend kehren wieder, ein liebendes Herz denket sein.

Und als sanfter Schlummer ihm die müden Lider schließt, da rauschen wieder die Wellen und es flüstert der Wind — hasta mañana!

Afrika.

Das nächste Ziel des „Seestern“ ist die Westküste von Afrika und zwar jene kleine Negerrepublik, die zwischen dem Äquator und dem zehnten Grade nördlicher Breite gelegen ihren Ursprung den menschenfreundlichen Bemühungen der nordamerikanischen Kolonisationsgesellschaft verdankt. Im Jahre 1822 als Kolonie auf Kap Mesurado gegründet, von freigelassenen Sklaven und Eingebornen der Küste bevölkert, erhielt sie den Namen Liberia und wurde 1847 von den Vereinigten Staaten als selbständige Republik anerkannt. Sie sollte den Beweis liefern, daß Neger unter dem Einflusse der Civilisation und der christlichen Religion ebenso gut im stande seien, staatlich geordnete Gemeinwesen zu bilden, wie die weiße Rasse. Die Reise der Fregatte gilt der Anbahnung eines Handelsvertrages mit dem jungen Staate und seiner offiziellen Anerkennung.

Sie wird an Bord mit großer Freudigkeit begrüßt. Welche interessanten Aussichten eröffnen sich bei dem Besuche des geheimnisvollen Weltteiles, der von der Menschheit mit am längsten gekannt, doch noch heute der unbekannteste ist. Wie erregt pochen die Herzen der Badegäste und Kadetten bei dem Gedanken an Urwälder, Löwen, Elefanten, Krokodile und Nashörner; wie lebhaft beschäftigt sich die Phantasie mit Entwürfen zu Jagd- und anderen Partien, auf denen man durch wunderbare Abenteuer, ungeahnte Entdeckungen und an Kühnheit nie erreichte Thaten die Welt in Erstaunen setzen und dem eigenen Namen Unsterblichkeit verleihen wird!

Alle Vorbereitungen für das Gelingen der Pläne sind vorhanden. Der erste Offizier, welcher seit Teneriffa zum großen Kummer des Bootsmanns immer noch ein sehr weiches Herz zeigt, ist nicht abgeneigt, Vogel die Pinasse auf mehrere Tage anzuvertrauen und hat sogar nichts dagegen, daß die Entdeckungsreisenden die vier alten Perkussionsflinten mitnehmen, welche zur Schonung der Zündnadelgewehre bei der Flaggenparade abgefeuert werden. In Bezug auf Arrest hat in letzterer Zeit auch eine mildere Praxis obgewaltet, und somit scheint sich alles auf das günstigste gestalten zu wollen.

Die Fahrt an der afrikanischen Küste ist für Segelschiffe keine angenehme, und ihre Unbequemlichkeiten werden im Gegensatz zu dem Eldoradoleben im Passat sehr schmerzlich empfunden. Fast vierzehn Tage lang hat die Fregatte mit Windstillen und stürmischen Böen zu kämpfen, die sich in schneller Folge ablösen und alles in Atem erhalten, ohne dem Schiffe viel vorwärts zu helfen. Die trauten Ruheplätze auf der Mittelwache werden nur noch wehmütig aus der Ferne betrachtet, es bietet sich keine ungestörte Pause zur Erquickung an heimlichem Kaffee, denn das Brassen, Segelbergen und wieder Setzen ist bei dem ungleichen und keine fünf Minuten aus derselben Richtung blasenden Winde ohne Ende. Doch ohne Kampf kein Sieg; die Hoffnung auf die bevorstehenden Abenteuer kürzt die Zeit, und endlich ist man auch so weit ostwärts vorgedrungen, daß man auf Küstenwind hoffen darf. Er läßt nicht lange auf sich warten und kommt steif durch; die Fregatte fliegt vor ihm dahin, dem Kap Palmas zu, aber der Wind ist der Harmattan, ein Kind der Wüste wie der Samum. Er ist über den brennenden Sand der Sahara gezogen, sein Hauch ist glühend, und das Meer hat ihn nicht kühlen können.

Welche entsetzliche Hitze bringt er! Die Atmosphäre zittert wie die Luftschicht über einem Hochofen, und keine tröstende Wolke zeigt sich am Himmel, um die sengenden Strahlen der Sonne aufzufangen.

Die Zunge klebt am Gaumen, die Augen schmerzen, die Brust ist beengt, die Haut schrumpft ein und wird wund durch den strömenden Schweiß. Vergebens sucht der gequälte Körper Kühlung im Bade. Das Wasser erfrischt nicht, es ist heiß wie der Harmattan, der darüber streicht. Glut, überall Glut, das ist der Gruß Afrikas, den es seinen Gästen entgegensendet.

Der Tag scheint ewig, und der ersehnte Abend will nicht kommen. Endlich sinkt die Sonne und mit ihrem Scheiden legt sich auch der glühende Harmattan. Die erschöpften Menschen atmen neues Leben mit der kühleren Luft und von ihrer Brust weicht es wie ein Alp.

Bald wird es ganz windstill, die Sonne taucht in den Ocean, der unter ihren blendenden Strahlen verschwommene Horizont erweitert sich allmählich, als würde ein Schleier von ihm fortgezogen, und den forschenden Blicken zeigt sich, kaum zwei Meilen entfernt, die Küste von Afrika, Kap Palmas.

Doch welche bittere Enttäuschung erfährt das Wunder hoffende Auge! Nicht jene wildromantischen Gestade erblickt es, die kühn und himmelanstrebend aus der Tiefe emporsteigen, gekrönt mit Palmen und üppiger Vegetation — nicht den majestätischen Urwald mit gigantischen Bäumen und dem undurchdringlichen Gewirr der Lianen — nicht jene lieblichen Thäler, berieselt vom silbernen Quell, prangend im schönsten Grün und geschmückt mit dem Schmelz einer südländischen Blütenpracht. Keines dieser Attribute, mit denen die Phantasie so gern die Tropen beschenkt, zeigt sich dem Auge; nur ein kahler gelblicher Hügel ohne Spur eines Pflanzenwuchses, eine flache sandige Küste rollt sich auf in trostloser Eintönigkeit.

Einzelne Wasservögel schweben kreischend in den Lüften und spähen nach Beute, das ist das Leben in der toten Scene — die brandenden Wogen rauschen auf den weißen Strand, das ist die Abwechselung.

Die Nacht senkt ihren dunklen Schleier auf das Meer und verhüllt mitleidig das trübe Bild. Stumm sehen sich die Badegäste an, der Anblick stimmt gar zu schlecht mit den Illusionen, in denen sie sich bisher gewiegt. Doch die Niedergeschlagenheit währt zum Glück nicht lange; abermals sendet Afrika jetzt einen Gruß, aber diesmal ist er lieblich und wohlthuend.

Durch das schnelle Abkühlen des Landes nach Sonnenuntergang ist das Gleichgewicht der Atmosphäre unterbrochen, und die alles ausgleichende Natur strebt es wieder herzustellen. Ein leichter erfrischender Hauch, die Landbrise, erhebt sich und strömt dem Meere zu, das seine Wärme länger als das Land bewahrt. Aber er kommt nicht aus der Wüste, wie der Samum und der Harmattan, er streift nicht über den Totenacker der Schöpfung, über die bleiche Sahara — nein, er wird geboren in dem frischen üppigen Leben der sprossenden Bäume und Kräuter, er küßt die Knospen und Blüten wach, deren Augen sich vor dem blendenden Sonnenlicht schlossen. Sie öffnen jetzt ihre duftenden Kelche und Kronen und beschenken die linde Nacht mit ihrem reichströmenden Aroma. Der Landwind pflückt sich einen kostbaren Strauß aus den Düften und führt ihn mit sich hinaus weit auf das Meer, um die Sinne der Seefahrer zu ergötzen. Mit welcher Wonne schlürfen diese sie ein! Die Düfte künden ihnen die Nähe der Tropen; nicht die öde Sandküste des Kap Palmas, nein die reiche lebendige Natur des Südens, die sich hinter jenem toten Sandstreifen verbirgt; sie erzählen ihnen von Palmenhainen mit dunklen Blätterkronen, von dem grünen Laubdach der Orangenbäume mit schneeigen Blüten und goldenen Früchten.

Sanft schwellen die Segel der Fregatte vor dem milden Hauche, der nur leicht die Spiegelfläche des Meeres kräuselt. Geräuschlos gleitet sie durch die Fluten, und nur der matte Schimmer des Kielwassers gibt Zeugnis von ihrer Bewegung.

Als die Sonne am andern Morgen ihrem kühlen Bade entsteigt, beleuchtet sie eine schönere Scene als am Abend vorher. Ein ziemlich hohes Vorgebirge, Kap Mesurado, zeigt sich in geringer Entfernung. Es ist mit dichten Waldungen bekränzt und prangt in saftigem Grün. Seine südliche Seite hebt sich schroff empor, und an den zerrissenen Felsen ihres Fußes brechen sich schäumend die Wogen des Oceans. Der nördliche Abhang flacht sich weniger steil ab; aus den ihn zierenden Gebüschen tauchen die roten Dächer und weißen Mauern europäisch gebauter Häuser und überraschen durch ihre unerwartete Erscheinung. Das Land weiter nördlich ist niedrig und gestattet einen weiten Blick in das Innere. Durch seine üppigen Gefilde schlängelt sich in mannigfachen Windungen der Mesuradofluß wie ein breites leuchtendes Band, um sich bei dem Vorgebirge in das Meer zu ergießen, und am fernen Horizont wird das liebliche Gemälde von einem Höhenzuge eingerahmt, den dichter Urwald krönt.

Das Ziel der Reise ist erreicht; nach kurzer Zeit geht die Fregatte vor dem Mesuradofluß vor Anker, und das Auge erblickt nun nicht mehr einzelne versteckte Häuser am Abhange, sondern ein romantisch gelegenes Städtchen, das wie durch Zauber aus dem Grün der Umgebung hervorspringt. Es ist Monrovia, die Hauptstadt der Republik; aber so reizend und pittoresk es sich auch zeigt, dem

jüngeren Personal des Stabes verdirbt seine Erscheinung offenbar etwas den Humor. Sie paßt gar nicht in das Bild, das sie im Geiste sich entworfen. Wo bleiben die erwarteten Abenteuer, wo die Kämpfe mit Elefanten und wilden Völkerschaften, wenn es hier regelrechte Häuser aus Backsteinen gibt, deren Aussehen darauf schließen läßt, daß Frack und Krinoline statt des erwarteten Federschurzes darin ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben!

Doch halt, was ist das? Welche wilde Jagd kommt dort plötzlich angebraust?

Ein Heer von Booten ergießt sich aus der Flußmündung auf die Reede, und in jedem derselben befinden sich schwarze Gestalten. In wilder Hast nehmen sie ihren Weg auf das Schiff; dort schlägt eins der gebrechlichen Kanoes um, dort wieder eins, dort das dritte, ihre Insassen verschwinden in den Fluten, aber keins der übrigen Boote nimmt Notiz davon. In dichtgedrängten Massen kommt sie herangestürmt, die schwarze Schar, und peitscht mit gewaltigem Ruderschlag ihre Fahrzeuge durch die Wellen.

An Bord des „Seestern“ herrscht eine Zeitlang Ungewißheit über ihre Absichten. Fast hat es den Anschein, als wollten sie das Schiff überfallen, und in den Badegästen steigen schon allerlei unheimliche Gedanken auf, doch bald stellt sich heraus, daß die des Kannibalismus verdächtigten Wilden ganz zahme Bürger der freien Republik Liberia sind, welche nur ein Konkurrenzjagen angestellt haben, um sich der Fregatte als Arbeiter anzubieten. Sie gehören zu dem friedlichen Stamme der an der Westküste Afrikas verstreuten Kruneger, welche dadurch merkwürdig sind, das sie ohne Hunger und Peitsche arbeiten und ihren Verdienst sorgsam ersparen, um später als ehrsame Rentiers und Hüttenbesitzer in dem Winkel eines Urwaldes auf ihren Lorbeeren auszuruhen und ihr Dasein durch eine Pfeife Tabak und ein Glas selbstgebrautes Bier aus sauren Pflaumen zu erheitern.

Daß sie sparsam sind, geht schon aus ihrer Kleidung hervor. Sie tragen einen baumwollenen Schurz, haben ihn aber zur Schonung und, um ihn beim Umschlagen ihrer Boote nicht naß zu machen, um den Kopf gewunden, und erscheinen auch in diesem Kostüm an Bord des „Seestern“.

Bei diesem Anblick heitern sich die Gesichter der verstimmten Badegäste wieder auf. Hier ist doch Natur und Romantik; eine solche Kleidung paßt zu dem Plane der beabsichtigten Expedition, nun wird es auch an Urwald, Krokodilen und Nashörnern nicht fehlen.

Inzwischen wird die Gig klar gemacht und mit einem Offizier an das Land gesandt, um dem Präsidenten der Republik die Ankunft der Fregatte anzuzeigen und mit ihm das Erforderliche wegen Austausches der üblichen Besuche und Salute zu verabreden.

Der Kapitän hat Lieutenant Bölting dazu bestimmt, und dieser fühlt sich dadurch nicht wenig geschmeichelt und gehoben. Würde der Kapitän ihn, den jüngsten Lieutenant, gewählt haben, wenn er nicht seine besonderen Ursachen hätte? Zu dergleichen Missionen gehörte nach Böltings Ansicht nicht nur ein feiner Kopf, sondern auch ein feines, höfliches Benehmen — er hat also allen Grund, stolz

zu sein, und wenn sich in seinen Mienen etwas wie Triumph spiegelt, so ist dies nur das Resultat einer im Innern gezogenen Parallele mit den Kameraden. Das seit der unangenehmen Bartgeschichte in Teneriffa stark erschütterte Selbstvertrauen kehrt zurück, und ein klein wenig beginnt sich auch die Eitelkeit wieder zu regen.

Die Toilette wird mit größter Sorgfalt behandelt, und der wachhabende Offizier muß zweimal daran erinnern lassen, daß die Gig fertig ist, dann aber erscheint Bölting auch tadellos. Mit Händen und Füßen in Glacees, begibt er sich klopfenden Herzens auf die diplomatische Sendung. Bei der Landung betritt er ein Dorf, dessen niedrige, mit Blättern und Strauchwerk gedeckte Lehmhütten in Kegelform ihm keinen hohen Begriff von den Zuständen der Republik geben. Aus den kaum drei Fuß hohen Thüröffnungen schauen schrecklich bemalte und grinsende Gesichter wollköpfiger Schwarzen auf den Fremdling, und ein Haufe nackter Kinder sammelt sich gaffend um ihn.

Ein unbehagliches Gefühl beschleicht ihn bei dem Gedanken, den Präsidenten in einer ähnlichen Hütte zu treffen und mit der neuen Uniform durch ein so niedriges Thürloch kriechen zu müssen, jedoch erfährt er zu seiner Beruhigung, daß das Staatsoberhaupt oben in Monrovia in einem jener komfortabel aussehenden Häuser wohne, die er bisher für europäische Niederlassungen gehalten.

Ein kleiner Negerknabe, barfuß bis zum Halse, erbietet sich als Führer, und nach tausend Schritten beschwerlichen Kletterns befindet sich Bölting auf dem Rücken des Vorgebirges und in der Residenz, die zwar nur aus einer Straße von beschränkten Abmessungen besteht, deren Gebäude jedoch einen höheren Grad von Kultur aufweisen.

Im Vorübergehen wirft er durch ein offen stehendes Fenster einen Blick in das Innere eines Hauses, wendet jedoch errötend schnell wieder den Kopf. Was hat er auch in die Fenster eines Damenboudoirs zu sehen? In so heißen Klimaten machen die Leute es sich in ihren Wohnungen bequem.

Endlich ist er vor dem Hause des Präsidenten angelangt, das sehr geräumig und in europäischem Stile gebaut, mit allen tropischen Bequemlichkeiten ausgestattet ist und einen höchst gastlichen Eindruck macht. Die Thür steht offen, und der Lieutenant betritt den Flur. Nachdem er sich vergebens nach einer Klingel oder Dienerschaft umgeschaut, klopft er an eine Zimmerthür. Sie öffnet sich, und ein alter, sehr würdevoll aussehender Herr in schwarzem Frack und hoher weißer Halsbinde tritt ihm entgegen.

Bölting macht ihm die eleganteste Verbeugung, die ihm zur Verfügung steht, und stellt sich in gewähltester Redeform und klassischem Englisch vor.

Der alte würdevolle Herr zieht die Augenbrauen in die Höhe, steckt das Kinn noch tiefer in die weiße Halsbinde und dankt mit einem verbindlichen Lächeln, wobei er ein formidables Gebiß zeigt, das mit seinen zweiunddreißig nach Landessitte spitzgefeilten Zähnen viel Ähnlichkeit mit dem eines Hai besitzt.

Bölting ist im Begriff, in wohlgesetzter Rede jetzt auf den eigentlichen Zweck seiner Sendung zu kommen, als ein zufälliger Blick auf die Füße des Präsidenten ihn einen Augenblick stocken läßt. Seine Excellenz sind nämlich trotz Frack und

weißer Kravatte barfuß, und da auch die Beinkleider etwas kurz geraten sind, macht sich dieser Umstand sehr bemerklich.

Der Lieutenant hält diese absonderliche Toilette jedoch für landesüblich, wie die spitzgefeilten Zähne, und findet bald den Faden seiner gut gelernten Rede wieder. Der Präsident hört anscheinend mit großer Aufmerksamkeit zu, aber vergebens wartet Bölting auf eine Antwort seiner zuletzt gestellten Frage, wann Se. Excellenz geruhen wolle, dem Kommandanten Sr. Maj. Fregatte „Seestern“ zu gestatten, daß er seine Aufwartung machen könne.

Der Präsident verneigt sich nur wieder schweigend und zeigt abermals sein Gebiß. Bölting wird unruhig; man hat ihm mitgeteilt, Se. Excellenz spreche fertig englisch, doch es scheint fast, als ob er von seiner ganzen Rede kein Wort verstanden habe. Er richtet noch einmal dieselbe Frage an ihn, aber es erfolgt nur dieselbe Grimasse von seiten des alten Herrn. Jetzt wird der Lieutenant verlegen, sein ganzer diplomatischer Ruf steht auf dem Spiel. Vergebens sinnt er auf ein Mittel, um sich aus der schwierigen Lage zu ziehen, da ertönt auf einmal eine Klingel, Se. Excellenz schnellt empor, verliert seine würdevolle Haltung und verschwindet spornstreichs durch eine Thür.

Dem Lieutenant steigt ein Gedanke auf, bei dem ihm siedend heiß wird. In dem Augenblicke öffnet sich die Thür, durch welche der alte Herr verschwand, und ein Mulatte von mittleren Jahren und feinem gesellschaftlichen Anstande tritt in das Zimmer.

„Verzeihen Sie, Herr Lieutenant“, beginnt er im fließenden Englisch, „daß Sie so lange im Vorzimmer haben warten müssen, aber mein Diener ist ein erst vor kurzem engagierter Kruneger, der englischen Sprache nicht mächtig, und er hat es versäumt, mich rechtzeitig von Ihrer Anwesenheit zu unterrichten. Darf ich ergebenst bitten, in mein Zimmer zu treten?

Bölting wird blutrot; was er vorhin kaum auszudenken wagte, verhält sich wirklich so. Sein diplomatisches Gefühl hat ihm einen argen Streich gespielt, und er hat den Herrn mit dem Diener verwechselt. Wenn das an Bord bekannt würde! Glücklicherweise hat das Quiproquo keinen Zeugen gehabt, und die Pseudo-Excellenz versteht kein Englisch.

Die Liebenswürdigkeit des Präsidenten gibt dem Lieutenant auch bald seine Selbstbeherrschung wieder und macht es ihm leicht, zum zweitenmale seines Auftrages sich zu entledigen. Nach zehn Minuten ist alles zur Zufriedenheit geregelt, und Bölting kehrt an Bord zurück, um dem Kapitän Meldung abzustatten.

Am andern Tage werden die offiziellen Besuche gemacht, und die Salute ausgewechselt, wenngleich letzteres seitens der Republik einige Schwierigkeiten verursacht. Die Geschützrohre sind zwar vorhanden, aber die Kammern haben noch nicht das Geld für die Laffeten bewilligt, und der Kriegsminister sieht sich daher genötigt, die Kanonen zuvor auf Steinhaufen zu montieren, um schießen zu können.

Alles geht indessen gut, und mit Abschluß dieser Formalitäten ist der ungehinderte Verkehr zwischen Schiff und Land eröffnet. Der Kapitän erteilt mit großer Liberalität Urlaub, Kurzspleiß drückt mit Bezug auf den Gebrauch der

Boote ebenfalls ein Auge zu, und die gute Gelegenheit wird eifrig benutzt, um den interessanten Küstenpunkt nach allen Richtungen hin kennen zu lernen. Vogel und Genossen bereiten mit großem Ernst die auf mindestens acht Tage berechnete wissenschaftliche Expedition in das Innere vor, welche auf dem eine Meile nördlich von Monrovia sich ergießenden St. Paul-Strom vor sich gehen soll. Andere beabsichtigen auf dem Mesuradofluß landeinwärts zu dringen, und eine dritte Partie will zu Lande die Urwälder besuchen.

Vorher einigen sich jedoch alle darin, die Eigentümlichkeiten des Landes an Ort und Stelle zu studieren und wählen als passendste Lokalität dazu das in der Straße der Stadt gelegene Navy-Hotel, dessen koulanter Wirt, Mr. Darkey, ein Neger vom reinsten Wasser, es trefflich versteht, seinen Gästen den Aufenthalt im Hause angenehm zu machen.

Ein feierliches Frühstück, an dem man sich für die von den Messevorständen erlittene Salzfleischunbill rächen will, und das neben zarten Affenkeulen auch ein Glas vaterländischen Rheinweins bietet, verschwindet in unglaublich kurzer Zeit, versetzt aber auch die Teilnehmer in eine angenehme Stimmung.

Bei Tische präsidiert nach englischer Weise Mrs. Darkey, eine Mulattin in gesetzten Jahren, die würdige Lebensgefährtin des Hotelbesitzers, Vorsteherin eines Frauenvereins für verschämte Arme und verschiedener anderer menschenfreundlicher Anstalten.

Neben anderen schätzenswerten Charaktereigenschaften besitzt sie auch die Gabe der Unterhaltung in hohem Grade und ist außerdem über alle Verhältnisse der Stadt genau unterrichtet. Nach einer halben Stunde sind die Seesternianer in sämtliche politischen und socialen Mysterien Monrovias eingeweiht und haben auch beiläufig erfahren, daß Mrs. Darkey die Wäsche für die hier einlaufenden Schiffe besorgt.

Nur einen Punkt berührt die redselige Wirtin nicht, die Preise ihrer Waren, und sie thut sehr recht daran, um ihren Gästen nicht den Appetit zu verderben. Als nach dem Nachtisch die Rechnung erscheint, stehen ihnen die Haare zu Berge, die Preise sind echt afrikanisch, und Mrs. Darkey liefert dadurch den Beweis, daß man Vorsteherin des Vereins für verschämte Arme und dennoch unverschämt sein kann. Jedenfalls aber haben die Herren für das Studium liberianischer Eigentümlichkeit den passendsten Punkt ausgewählt und sind vorläufig befriedigt. Ihre ferneren Mahlzeiten beschließen sie jedoch entweder an Bord, oder als Picknick im Freien einzunehmen und sich dann die Affen selbst zu schießen.

Die beabsichtigten Partien sollen jetzt vor sich gehen, aber sie werden noch einige Tage verschoben, da es verlautet, daß der Präsident dem Offiziercorps ein dienstliches Mittagessen zu geben beabsichtigt und niemand diese vielversprechende Festlichkeit versäumen will.

Die Einladung ergeht und alle dienstfreien Offiziere ꝛc. geben ihr Folge. Bei Landung der Boote hat sich die gesamte Einwohnerschaft der Vorstadt, in der Bölting anfänglich den Präsidenten zu treffen fürchtete, am Ufer eingefunden und gibt der Gesellschaft bis vor die Stadt das Ehrengeleite. Hier werden die leichtgeschürzten Vorstädter jedoch durch Herrn Appollonius Applepie, General

der Miliz — Liberia ist noch nicht so glücklich, ein stehendes Heer zu besitzen — und Polizeidirektor auf energische Weise zurückgewiesen, um einer andern Bürgerbegleitung Platz zu machen, die aus Monrovianern besteht, zwar ebenso neugierig ist, sich jedoch in Besitz von Beinkleidern und Unterröcken befindet.

Im Hause des Präsidenten haben sich bereits die Spitzen der Behörden und die hohen Würdenträger der Republik eingefunden, sämtlich Farbige, und nach der Vorstellung geht es zur Tafel. Das Mittagessen läßt nichts zu wünschen übrig, auch an der Beschaffenheit der Weine finden die Kenner nichts auszusetzen; wenn man nicht in Gesellschaft der Schwarzen wäre, würde man glauben, in dem ersten Hotel einer europäischen Residenz zu essen.

Die Unterhaltung ist angeregt, die Neger sind lebhaften Temperaments und sprechen gern und viel. Die Konversation wird in Englisch, der offiziellen Landessprache, geführt; einige der Herren verstehen jedoch auch französisch und der Finanzminister sogar etwas deutsch. Es ist bunte Reihe gemacht, und ein Weißer sitzt immer zwischen zwei Schwarzen, eine zarte Anspielung auf die Landesfarben der Fregatte.

Die einzelnen Tischnachbarn sind im eifrigen Gespräch begriffen; liberische und deutsche Verhältnisse geben genügenden und für beide Seiten interessanten Stoff, und man scheint sich sehr gut zu amüsieren. Nur Bölting und Dr. Salomo fühlen sich offenbar unbehaglich. Ersterem gegenüber bedient der würdevolle alte Herr von neulich mit den nackten Füßen und benutzt jede Gelegenheit, wenn der Lieutenant aufblickt, ihm als alten Bekannten vertraulich zuzulächeln, was den feinen Diplomaten jedesmal schaudern macht und ihm vollständig den Appetit benimmt. Dr. Salomo dagegen sitzt verlegen und schweigend, weil er zwischen zwei Herren geraten ist, die weder französisch noch deutsch verstehen, während er selbst mit dem Englischen auf nichts weniger als vertrautem Fuße steht.

Endlich stellt sich durch Vermittelung des gegenübersitzenden Lieutenant Bohr heraus, daß Salomos Nachbar zur Rechten, Dr. H a n n i b a l Greasebelly, der Kultusminister, in Oxford studiert hat. Über Salomos Gesicht fliegt ein freudiges Lächeln, aller Verlegenheit ist auf einmal abgeholfen. Die Brücke des Verständnisses ist gefunden, und der Doktor beginnt die Unterhaltung mit einem kühnen „loquerisne latine?“ — „Loquor,“ ist die Antwort, aber ach, die Freude dauert nicht lange. Schon das nächste Wort klingt Salomos klassischem Ohr durchaus nicht ciceronianisch. Es lautet ungefähr wie „A m e i s e“, und die folgende Phrase bleibt ihm völlig unverständlich.

Der Minister hat sein Latein in England, der Doktor in Deutschland gelernt, da sitzt der Haken. Dort richtet sich die Aussprache nach den Regeln der englischen Grammatik; mit jenem „Ameise“ meinte der Kultusminister „amice“ und bitter enttäuscht sieht sich der arme Doktor abermals zu einem teilnahmlosen Schweigen verurteilt.

Gegen Ende der Tafel kommt die Reihe an die Trinksprüche. Auch diese schrecklichsten aller Zuthaten eines Diners sind mit der Kultur in Liberia eingedrungen, und sie schießen wie Pilze aus dem Munde der verschiedenen Gäste auf. Das einzige Glück dabei ist, daß kein verschiedentliches Steckenbleiben Sprechern

und Zuhörern den Angstschweiß auf die Stirn treibt, im Gegenteil erfüllt die Beredsamkeit der Schwarzen die Europäer mit Staunen und Bewunderung, namentlich da sie vielfach eine Bildung und Kulturstufe verrät, die man bei früheren Sklaven durchaus nicht erwartet hat.

Nach aufgehobener Tafel, während welcher das Musikcorps der Fregatte mit deutschen Weisen das Ohr der Monrovianer ergötzt, erweitert sich der Gesellschaftskreis bedeutend.

In Anlaß einer so feierlichen Gelegenheit hat der Präsident geglaubt, nach nordamerikanischer Sitte einen allgemeinen Empfangstag anberaumen zu müssen, und in kurzer Zeit füllt sich der große Saal des Hauses mit einigen sechzig neuen Gästen, der Creme der Gesellschaft der Stadt, zu der auch Mrs. Darkey, Vorsteherin des Vereins für verschämte Arme, zählt.

Wurden bisher in dem kleinen Kreise jene komischen Seiten der Negernatur, die sich so häufig bei den freigewordenen Schwarzen zeigen, vermißt, so zeigen sie sich dagegen jetzt um so auffälliger. Die hervorragendsten derselben sind das lächerliche Selbstgefühl, welches der wenig gebildete unabhängige Schwarze so gern zur Schau trägt, die an Karikatur streifende Nachahmungssucht, was Sitten, Gebräuche und Kleidung der Weißen betrifft, das quirlige, unstäte Wesen und ein unaufhörliches Plappern.

Sie rufen bei den Europäern mehr als einmal ein Lächeln auf die Lippen, aber sie geben anderseits auch der Festlichkeit eine scharfe Würze, wie sie selten einer Gesellschaft eigen ist.

Ein Kranz von Damen, der sich durch die Mannigfaltigkeit seiner Färbung auszeichnet, zieht vor allem die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich. Alle Schattierungen vom tiefsten Schwarz der reinen Rasse bis zum fast weißen Teint der Quarterone sind vertreten und die Toiletten darauf berechnet, sie möglichst vorteilhaft zur Geltung zu bringen.

Niedrige Kleider und kurze Ärmel setzen die Fülle des Nackens und die Rundung der Arme in das beste Licht, Krinoline und Schleppkleider verbergen die Plattfüße, und das Einreiben der Haut mit Öl macht die Damen in wahrem Sinne des Wortes zu g l ä n z e n d e n Erscheinungen.

Die Krone des Festes ist jedoch Miß Minerva Applepie, die Tochter des Generals und Polizeidirektors. Ihre Haut ist wie der schönste schwarze Samt, die Augen sprühen Feuer, zwischen den Korallenlippen schauen kokett zwei blendend weiße Zahnreihen hervor, und die Hunderte von kleinen zolllangen Zöpfchen, in die sie ihr kurzes wolliges Haar geflochten, geben dem Kopfe und der ganzen Erscheinung etwas höchst Eigentümliches.

Natürlich wirkt sie auf das jüngere Personal der Fregatte wie ein Magnet, und Miß Minerva in ihrem hübschen Rosakleide bildet zum großen Kummer ihrer braunen und gelben Genossinnen, die wegen des teilweise in ihren Adern fließenden europäischen Blutes von den Weißen vorzugsweise Berücksichtigung erwarten, den Mittelpunkt der Huldigungen.

Der alte General, mit dessen körperlicher Entwickelung der Schnitt der Uniform nicht Schritt gehalten, und der deshalb nur die beiden obersten Knöpfe

der Weste zuknöpfen kann, schwimmt in Entzücken über die seiner Tochter widerfahrene Auszeichnung und drückt aus Dankbarkeit rechts und links jedem die Hand, während die vernachlässigten Freundinnen sich durch boshafte Bemerkungen zu rächen suchen.

„Ich habe sie noch gekannt, als sie in New-Orleans Apfelsinen verkaufte und kein Hemde auf dem Leibe hatte,“ flüstert eine gelbe, hoch in die Saat geschossene Terzerone so laut ihrer Freundin zu, daß die ganze Gesellschaft es notwendig hören muß.

„Ach ja, ich erinnere mich,“ erwidert diese nicht leiser, „ihr Vater machte dem Hauptmann Somebody die Stiefel rein.“

„Das Macherlohn für ihr Kleid schuldet sie meiner Schwester auch noch,“ fügt Mrs. Darkey, die Vorsteherin des Vereins für verschämte Arme, giftig hinzu.

„Was die Deutschen wohl an dem kleinen ‚Nigger‘ mit ihrer Igelfrisur haben!“ ruft Miß Rosaura Pennyfox, eine dürre Mulattin, die aber schönes, langes Haar besitzt.

Doch der kleine schwarze Sprühteufel kehrt sich nicht an die wohlwollenden Äußerungen der Freundinnen und nimmt mit ebensoviel natürlicher Grazie als Unbefangenheit die dargebrachten Huldigungen entgegen.

Was gäbe Dr. Salomo darum, wenn er soviel Englisch verstünde, um dem kleinen Kobold auch einige angenehme Sachen zu sagen, aber Lateinisch spricht Minerva leider nicht, und so muß er sich für seinen guten Willen mit einem Händedrucke des glücklichen Vaters begnügen, dessen Weste jetzt nur noch durch den obersten Knopf gehalten wird, und der vergebens bemüht ist, sich den Freudenschweiß von der Stirn zu wischen, da der enge Frack ihm nicht gestattet, die Hände bis zu dem Gesicht zu bringen.

Nachdem eine halbe Stunde in lebhafter Unterhaltung vergangen, regt sich bei den jüngeren Seesternianern trotz der für solche Vergnügungen ungünstigen Landestemperatur die Tanzlust. Die weißen Handschuhe werden hervorgeholt, die Musik beginnt einen langsamen, dem Klima angemessenen Walzer, und die Tänzer suchen nach Engagements. Aber o weh! überall gibt es Körbe. „Ich danke Ihnen, aber ich kann nicht tanzen,“ erklingt es in den verschiedensten Tonarten, wenn auch mit schwermütigen Seufzern. Die Deutschen stehen versteinert; junge Mädchen von fünfzehn bis zwanzig Jahren können nicht tanzen, das ist nicht möglich, dahinter steckt etwas anderes.

„Ach, ich tanze leidenschaftlich gern,“ flüstert der kleine Sprühteufel Vogel zu, der natürlich seine jüngeren Kameraden beiseite geschoben und das hübsche Mädchen zuerst engagiert hat, „aber wir dürfen nicht.“

„Weshalb dürfen Sie nicht?“ fragt Vogel erstaunt.

„Dr. Greasebelly hat es verboten, er sagt, Tanzen sei Sünde.“

Vergebens sucht Vogel die Autorität des Kultusministers zu untergraben, — Minervchen bleibt fest, wenngleich sie sichtbar gegen die Verlockung ankämpft und den niedlichen Medusenkopf unbewußt nach dem Takte des reizenden Gunglschen Walzers wiegt.

Vogel schießt wütende Blicke auf den Minister, der, mit Mrs. Darkey in

einer Unterredung begriffen, ihm als der ungerechteste Tyrann erscheint. Schon sinnt er auf einen Streich, um sich an dem hohen Würdenträger zu rächen, als der Kapitän — fast scheint es wie Absicht — ihm zu Hilfe kommt, den Minister in ein Gespräch verwickelt und ihn allmählich dabei in ein anstoßendes Zimmer lotst.

Vogel, der sofort die Lage zu benutzen weiß, flüstert inzwischen dem Kapellmeister etwas in das Ohr und gibt auch für seine jüngeren Kameraden Parole aus. Als die letzte Spitze des ministeriellen Frackzipfels in der Thür verschwindet, verklingen auch die letzten Takte des sanften Walzers, aber unmittelbar danach ertönt ein rauschender Galopp. Vogel umfaßt den kleinen Kobold, die übrigen Kadetten folgen seinem Beispiel, und sieben schwarzweiße Paare wirbeln urplötzlich durch den Saal. Zwei Takte lang lassen sich die jungen Mädchen nachziehen, dann aber ist ihr Widerstand besiegt, Lust und Freude blitzt aus den feurigen Augen, die Musik scheint sie zu elektrisieren, Dr. Greasebellys Verbot ist vergessen, und sie fliegen beseligt am Arme ihrer Tänzer dahin.

Mrs. Darkey verdreht die Augen, Miß Rosaura Pennyfox hat einen Anfall von Krämpfen, aber es dauert nicht lange; Lieutenant Bohr und der Zahlmeister lassen sich ihnen vorstellen und bitten um einen Tanz. In ihrer Überraschung vergessen sie ihre Entrüstung, sie lassen sich verführen, und wenige Augenblicke danach sind sie auch in den Wirbel mitgerissen. Bölting hat die gelbe Terzerone engagiert; er hätte sich gar zu gern eine der kleinen Schwarzen geholt, aber wer bürgt ihm dafür, daß er bei einer Gesellschaft von so echt republikanischem Gepräge nicht an die Tochter des alten würdigen Herrn mit den kurzen Beinkleidern gerät?

Bald schmückt keine einzige Dame mehr die Wand, der Galopp wird immer schneller und rauschender, die Paare sind unermüdlich! Die anwesenden farbigen Herren zuckt es ebenfalls in den Füßen; Damen sind nicht mehr vorhanden, sie umschlingen sich gegenseitig, und nach einigen Minuten sind nur noch zwei Personen in dem Saale zu erblicken, die der Verführung widerstanden haben, der vom Kapitän freigelassene Dr. Greasebelly und General Applepie. Um nicht von dem tollen Wirbel überrannt zu werden, haben sie sich vis-à-vis in die Thüren gestellt; dem General ist vor Freude der letzte Westenknopf abgesprungen, aber das schmale Rückenteil des Fracks gestattet ihm noch immer nicht, sich den Schweiß zu wischen. Der Minister würde vor Wut über das tanzende Volk erbleichen, wenn es bei seiner schwarzen Haut möglich wäre; er ist eben im Begriff, der abtrünnigen Mrs. Darkey einige Zornesblicke zuzuschleudern, da fliegen Vogel und der kleine Sprühteufel an ihm vorüber. Dem nichtsnutzigen Kadetten fällt es auf einmal ein, links herumzutanzen, und der vorstehende Bauch des Ministers erhält durch das unerwartete Manöver einen Stoß, der nach einem Mittagessen ihn notwendig eine Zeitlang kampfunfähig machen muß. Ohne seine Plattfüße würde er gewiß den Halt verloren haben, diese retten ihn vor dem Hinstürzen, aber seine ganze Konstitution ist so erschüttert, daß er einen Divan aufsuchen muß und in einem Nebenzimmer verschwindet, wo seine hohen Kollegen mit dem Präsidenten im Whist vertieft sind.

Dem Galopp folgt eine Polka, der Polka ein Walzer, und so geht es fort, bis Mitternacht längst vorüber ist. Endlich gibt die Ankunft der Boote das Zeichen zum Aufbruch, und zum größten Bedauern der unerschöpflichen Tänzer packt das Musikcorps die Instrumente ein.

Das interessante Fest ist beendet, und man trennt sich allseitig befriedigt. In zarter Aufmerksamkeit hat General Applepie die der Polizeidirektion und dem Kriegsministerium gehörige Laterne anzünden lassen und trägt sie höchst eigenhändig dem Offizierscorps auf dem Rückwege vor, da die Nacht mondlos, das Terrain sehr ungleich ist und sich die Straßenbeleuchtung in Monrovia nur auf die umherschwirrenden Glühwürmer erstreckt. Man gelangt deshalb glücklich und ohne Beinbrüche zum Landungsplatze, und im letzten Augenblicke des Abstoßens erscheint auch noch Vogel, der bis dahin spurlos verschwunden war. Er hat bei Miß Minerva Vaterstelle vertreten und sie nach Hause geleitet.

Die Heimfahrt geht ohne Unfall von statten, und so schließt dieser in den Jahrbüchern Liberias ewig denkwürdige Tag, der alle politischen und socialen Verhältnisse der Republik auf den Kopf gestellt und auf Jahre hinaus dem allmonatlich erscheinenden „Liberia Herald" reichen Stoff zu Leitartikeln gegeben hat.

Einige Tage darauf wird auch die lang besprochene wissenschaftliche Expedition in das Innere wirklich ins Werk gesetzt und die Ausrüstung der Pinasse mit großem Eifer betrieben. Außer den vier Musketen, die Kurzspleiß zur Verfügung gestellt und die der Büchsenmacher so weit in stand gesetzt, daß sie einige Tage vorhalten, sind noch ein halbes Dutzend Jagdflinten und Terzerole aufgegabelt, so daß sich jeder der Teilnehmer im Besitz einer Schußwaffe befindet. Die Matrosen werden mit Enterpiken und Beilen zum Aufspießen von Riesenschlangen und Fällen von Urbäumen armiert, der Doktor packt eine Apotheke ein, und von allen alten Uniformstücken werden die Knöpfe abgeschnitten, um als Bezähmungsmittel für wilde Völkerschaften und Anbahnung von Tauschhandel zu dienen. Zelte, Kochgeschirre, Hängematten und sonstiges Gerät für Biwaks werden natürlich nicht vergessen und ebensowenig der nötige Proviant für acht Tage, wodurch schließlich das Boot dergestalt gefüllt ist, das kaum Platz zum Sitzen übrig bleibt.

Um nicht zu sehr von der Hitze zu leiden, ist der frühe Morgen zur Abfahrt gewählt, und nach einer vor innerer Aufregung schlaflos zugebrachten Nacht macht sich die Gesellschaft drei Stunden vor Sonnenaufgang auf den Weg.

Frischer Landwind begünstigt die Fahrt; ein heftiges Gewitter hat während der Nacht die Atmosphäre bedeutend abgekühlt, und der bezogene Himmel verspricht eine angenehme Temperatur für den Tag. In lebhafter Unterredung über die bevorstehenden Abenteuer segelt man längs der flachen Küste und sucht die Mündung des St. Paulstroms.

Das Boot macht bei der schlanken Brise seine sechs Knoten, aber trotzdem man schon anderthalb Stunden unterwegs und die Mündung nur eine Meile von Monrovia entfernt ist, läßt sie sich nicht entdecken. Vogel, der nautische Leiter

der Expedition, erklärt als Sachverständiger diesen Umstand aus einer Gegenströmung, und abermals segelt man eine Stunde, ohne etwas anderes als den ununterbrochenen Sandstrand zu erblicken.

Jetzt wird die Sache bedenklich; nach der Fahrt hat das Boot drei deutsche Meilen zurückgelegt, und Vogel äußert etwas kleinlaut, möglicherweise könne man bei der Dunkelheit doch wohl am Flusse vorbeigefahren sein. Das ist störend, aber man macht aus der Notwendigkeit eine Tugend und beschließt zur größeren Sicherheit vor Anker zu gehen.

Bei Tagesanbruch bestätigt sich Vogels Vermutung über das Vorhandensein einer Strömung, nur ist sie nicht entgegen, sondern mit, und das Boot ist infolge dessen etwa zwei Meilen zu weit gefahren. Kap Mesurado erscheint als ein bläulicher Hügel, und von der Fregatte entdeckt man nach langem Suchen nur die Mastspitzen über dem Horizonte.

Diese Wahrnehmung beeinträchtigt die gute Laune der Naturforscher um so mehr, als jetzt der Wind von vorn kommt und die zwei Meilen zurückzurudern sind.

Nach drei höchst langweiligen Stunden, während welcher sich die Expeditionäre gegenseitig anschweigen, ist man endlich am Ziele angelangt und befindet sich vor der Barre des Stromes, auf der eine ziemliche Brandung steht. Um dieselbe ungefährdet zu passieren, muß man dem Boote eine so schnelle Fahrt geben, wie die aufrollenden Wellen selbst haben. Die ermüdeten Matrosen können jedoch nicht rasch genug rudern, und so geschieht es, daß eine See geschwinder als das Boot ist und höchst ungalant nicht nur die hinten sitzende Gesellschaft gründlich durchnäßt, sondern auch die Pinasse halb mit Wasser füllt.

Glücklicherweise ist die Barre jetzt passiert, und das Boot entgeht dadurch der Gefahr, durch eine zweite Welle zum Sinken gebracht zu werden. Bei Besichtigung des angerichteten Schadens findet sich der mitgenommene Schiffszwieback gänzlich aufgeweicht, jedoch sieht man darüber fort, da die in einen kupfernen Kasten eingeschlossene Munition trocken geblieben ist. Ohne Brot kann man wohl in die Urwälder vordringen, nicht aber ohne Schußwaffen. Das Boot wird leer geschöpft, die Gesellschaft entledigt sich der nassen Kleider, aber trotz krampfhafter Versuche von seiten Vogels, die Sache von der humoristischen Seite aufzufassen, will diese Art von Abenteuern den Reisenden durchaus nicht behagen, und die Stimmung wird immer gedrückter. Hinter der Mündung erweitert sich der St. Paul zu einigen tausend Schritten; seine Ufer sind mit Mangroven eingefaßt, deren engverschlungenes Wurzelwerk dem Landen eine undurchdringliche Barriere entgegensetzt. Das Laubdach ihrer weit über das Wasser reichenden Zweige gewährt aber wenigstens Schutz gegen die sengenden Strahlen der das Gewölk durchbrechenden Sonne.

Eine Stunde lang rudert das Boot in ihrem Schatten dahin, ohne daß sich die eintönige Scenerie der Landschaft ändert. Sechs Stunden sind die Reisenden bereits unterwegs, sie können in der engen Pinasse nicht einmal die Füße ausstrecken und sind ganz kontrakt geworden. Vergebens spähen sie nach Flußpferden und Krokodilen; einige Tauchermöwen, die kreischend über dem Strome schweben

und blitzschnell herabschießen, um nie fehlend ihre Beute mit den spitzen Schnäbeln aufzuspießen, sind das einzige Jagdwild, was in Sicht kommt.

Endlich erscheint eine mit niedrigem Buschwerk bedeckte kleine Landspitze, auf der man einige Negerhütten zu entdecken glaubt. Dieser Anblick erweckt die Lebensgeister wieder, dort wird endlich eine Landung möglich, den Hungrigen winkt ein Frühstück, die Matrosen ziehen mit frischen Kräften an den Riemen, doch Vogel hemmt plötzlich durch das Kommando „langsam rudern!" den neuerwachten Eifer. Er ist sich der auf ihm ruhenden Verantwortlichkeit bewußt geworden und denkt an die Möglichkeit eines feindlichen Widerstandes. Es müssen die nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen und strategische Operationen entworfen werden. Der Oberbefehlshaber zeigt sich dieser schwierigen Aufgabe vollständig gewachsen und entledigt sich ihrer in ebenso umsichtiger wie kühner Weise. Er bestimmt eine Muskete, zwei Terzerole und eine Enterpike als Rerserve zur Deckung eines etwaigen Rückzuges, ordnet die Ausschiffung des übrigen Heereskörpers an, rekognosziert das Ufer und läßt schließlich auf die Spitze der Landzunge zu halten, wo er ein Kanoe liegen sieht. Seine Dispositionen sind so vortrefflich, daß alles ohne den geringsten Unfall von statten geht; nur eine Schachtel Zündhütchen fällt unbemerkt in das Wasser und ertrinkt.

Die Landungstruppen setzen sich jetzt mit gefälltem Bajonett in Marsch und dringen auf das Dorf ein, aber trotz allen Herzklopfens zeigt sich leider kein Widerstand. Die Hütten stehen leer; mit außerordentlicher Bravour wird eine nach der andern erobert, schon glaubt man im Besitze der ganzen feindlichen Position zu sein, da entdeckt die Avantgarde in der Ferne plötzlich eine Schar Schwarzer, die sich auf einem freien Platz am andern Ende des Dorfes gesammelt hat, und aus deren Mitte man Gewehrläufe blitzen zu sehen glaubt.

Die Lage wird kritisch, ein feindlicher Zusammenstoß und Blutvergießen scheint unvermeidlich. Vogel nimmt Stellung hinter einer Hütte und läßt Karree bilden, obwohl die gleichmäßige Verteilung von drei Musketen auf vier Fronten einige Schwierigkeit macht; dann erwartet alles in atemloser Spannung das Hervorbrechen der Wilden und ihr Kriegsgeheul. Die Minuten schleichen mit bleiernen Füßen dahin, doch der Feind regt sich nicht; auch er scheint zu beobachten. Eine Viertelstunde vergeht; die Ungewißheit wird zur Qual, und Vogel beschließt eine nochmalige Rekognoszierung. Dichtes Buschwerk zieht sich bis in die Nähe der Wilden, die noch immer unbeweglich ihre Stellung behaupten. Der Verwalter wird ausersehen, sich unter dem Schutze der Sträucher hinzuschleichen. Er macht anfangs einige Schwierigkeiten, aber Vogels beherrschender Blick schmettert ihn zu Boden, und er gehorcht dem Befehle.

Wiederum klopfen die Herzen hörbar vor Aufregung, wiederum vergehen fünf endlose Minuten, da hallt plötzlich ein furchtbares Geschrei von jenseits herüber und läßt in den Adern der Nichtkombattanten das Blut erstarren. „Klar zum Gefecht!" kommandiert Vogel, und die drei Musketen knacken mit Gewalt. Mit geschwungenem Säbel steht er vor der Front, aber vergebens erwartet man die Feinde; das Kriegsgeheul scheint sich eher zu entfernen als näher zu kommen.

Der Kommandierende tritt hinter der Hütte vor und schaut durch sein Fernrohr nach dem Punkte, wo die Wilden waren. Sie sind verschwunden, aber der Verwalter steht mitten auf dem freien Platze und winkt. Das Karree setzt sich in Marsch und langt im Sturmschritt bei ihm an. Der Verwalter empfängt die tapferen Streiter mit Lachen. Die schwarze Schar bestand nur aus Frauen und Kindern, die bei seinem Anblicke vor Angst in alle Winde gestiebt sind. Die Männer des friedlichen Krudorfes sind sämtlich an die Küste zur Arbeit ausgezogen, nur ein Greis ist zurückgeblieben, und um ihn hatten sich die Flüchtigen gesammelt, bis das Erscheinen des Verwalters sie plötzlich mit Schreckensgeschrei auseinander sprengte.

Mit vieler Mühe gelingt es, die Flüchtigen zurückzurufen und zu beruhigen. Geschenke von Uniformknöpfen und Cigarren überzeugen sie endlich von den friedlichen Absichten der Weißen; unter einer Fächerpalme, die das Rathaus des Dorfes vertritt, wird ein feierlicher Freundschaftsvertrag geschlossen und mit einem Frühstück besiegelt. Das vom Seewasser aufgeweichte Brot wird an die Schwarzen verteilt, diese bringen dafür Kokosnüsse und Früchte, und bald herrscht die schönste Eintracht unter den Verbündeten.

Man erkundigt sich nach dem Urwalde; ah! welche Freude, er ist ganz nahe, kaum tausend Schritte entfernt. Dort, jener kleine Fluß, der in den St. Paul mündet, führt direkt hinein.

„Gibt es auch Elefanten?“ fragt Dr. Salomo erregt.

„Viel!“ lautet die Antwort eines munteren fünfzehnjährigen Burschen, der ganz gut das Englische radebrecht und als Führer angenommen wird.

Ein Freudenstrahl verklärt die Gesichter der Naturforscher; nach so vielen Schwierigkeiten ist endlich das Ziel erreicht, der ersehnte Urwald da. Schleunigst wird das Biwak abgebrochen, und unter Führung Madimos, des schwarzen Burschen, setzt sich das Boot in Bewegung.

Der kleine Fluß ist schnell erreicht, und das Boot fliegt auf seiner glatten Spiegelfläche dahin. Die niedrige Mangrove verschwindet und riesige Stämme streben in niegesehener Höhe dem Himmel zu. Üppig wuchernde Schlinggewächse ranken sich zu ihren Wipfeln empor, und hier und dort quillt aus dem Absatze eines Astes ein dichter Strauß kostbar gefärbter und duftender Orchideen. Baumartige Farnkräuter besäumen das Ufer und wiegen ihre feingefiederten Zweige in dem sanften Windhauche, der über das Wasser zieht. Die schlanke Kokospalme, die melancholische Banane mit ihren saftgrünen Blättern, der mächtige weitverästete Papasbaum mit den wohlschmeckenden Früchten von der Größe eines Kinderkopfes, der Zuckerahorn in rötlichbraunem Laubschmucke — sie geben Zeugnis von der Erhabenheit und dem Reichtum einer tropischen Urnatur und erfüllen die Reisenden mit Staunen und Bewunderung. Ein eigenes Gefühl ergreift sie bei dem Gedanken, in diese geheimnisvolle Wildnis einzudringen, die vielleicht noch nie zuvor eines Menschen Fuß betreten. Die Majestät des dunkeln Waldes, die feierliche Stille, die ungeahnte Mannigfaltigkeit und Großartigkeit des Pflanzenwuchses — das alles wirkt eine Zeitlang fast überwältigend. In stummes Schauen versunken streift das Auge über die Wunder der fremden Welt und glaubt sich

in ein Feenreich versetzt. Jede Biegung des Flusses eröffnet dem Blicke ein neues Bild und entzückt ihn durch seine wechselvolle Schönheit.

Allmählich wird der Fluß enger; die Blätterkronen der Bäume wölben sich über ihm zu einem dichten Dache, durch welches kein Sonnenstrahl mehr dringt, die Wurzeln und Zweige hindern das Fortkommen, und oft kann das Boot nicht mehr die Ruder gebrauchen, sondern muß mit den Haken fortgeschoben werden.

Da reißt ein plötzliches Krachen und Rauschen in dem nahen Gebüsch die Touristen aus ihrer stillen Betrachtung.

„Elefanten!" ruft der eine; „Tiger!" der andere; „Hirsch!" der dritte, und alle schnellen in höchster Aufregung von den Sitzen empor. Das aufgescheuchte Wild stürmt waldeinwärts, man hört das Brechen der Zweige und sieht die Wipfel der Farnkräuter sich heftig bewegen. Gleichzeitig scheint aber der ganze Urwald lebendig zu werden; oben in den Bäumen flattert und pfeift und zischt es, die Äste biegen sich und schwanken, als würden sie vom Sturmwind gepeitscht, und doch regt sich kein Lüftchen, im wilden Chaos erschallt mißtönendes Geschrei unsichtbaren Getiers.

Entsetzt schauen sich die Naturforscher an, es ist, als ob die wilde Jagd über ihren Köpfen dahinsauste.

Nur Madimo sitzt ruhig auf dem Steven des Bootes und schlenkert mit den Beinen. Mißtrauisch blicken die Matrosen zu ihm auf und halten ihn selbst für einen Waldteufel, der sie hier unter seine Brüder und in ein Zauberland gelockt. Grinsend zeigt er ihnen seine Zähne. „Monkey!" lacht er und amüsiert sich offenbar über die furchtsamen Gesichter. Er hat recht; in demselben Augenblicke rauscht wieder ein großer Zweig über dem Boote, Hunderte von Affenköpfen mit gefletschten Zähnen schauen durch das dichte Laub und ein Hagel von Nüssen und Früchten saust auf die Besatzung nieder. Es ist ein regelrechter Angriff, und es heißt sich verteidigen. Die Gewehre fliegen an die Backe und donnernd rollen die Schüsse durch den Wald. Die Affenschar entflieht mit Geheul, aber es ist nur Kinderspiel gegen das, was folgt. Tausende von Tierstimmen erheben sich ringsum und erfüllen den stillen Wald mit markdurchdringendem Geschrei. Überall in dem Unterholz raschelt und kracht es von der Flucht des aus seiner Ruhe aufgeschreckten Wildes, Schwärme von Holztauben schwirren in den Lüften und rufen ihr melancholisches Kurkurr, buntgefiederte Papageien schlüpfen durch das dunkle Laub und lassen ihr gellendes Kreischen hören, und mit mächtigem Flügelschlag heben sich die Raubvögel von ihren Horsten in den Wipfeln der riesenhaften Bäume, als wollten sich alle den Fremdlingen widersetzen, die es wagen, ihre unerforschte Heimat zu entweihen.

Doch diese lassen sich nicht von ihrem Vorhaben abschrecken; das wilde Konzert gibt ihnen die Überzeugung, daß sie wirklich sich jetzt im Urwalde befinden. Was sie gehört und gesehen, übertrifft ihre hochgespannten Erwartungen. Humboldts und Schleidens beredte Schilderungen sind nur schwache Schatten der Wirklichkeit. Nun können auch die Abenteuer nicht fehlen; der Wald wimmelt von wilden Tieren, und die kühnen Jägerherzen klopfen vor freudiger Erregtheit.

Einstimmig wird die Landung beschlossen, und die Pinasse setzt sich gegen

das Ufer in Bewegung. Leider wird der Fluß nach beiden Seiten so seicht, daß das schwere Boot festfährt, als es noch zwanzig Schritt vom Ufer entfernt ist. Den vereinten Anstrengungen aller gelingt es, dasselbe noch drei bis vier Schritt weiter zu schieben, dann aber sitzt es wie angenagelt. Man versucht es wieder zurückzubringen, um eine andere günstige Landungsstelle aufzufinden — aber vergebens, es rührt sich nicht von der Stelle. Es bleibt nichts übrig, als es dadurch zu erleichtern, daß die Besatzung über Bord springt. Es geschieht, aber der Grund ist so morastig, daß alle bis an die Hüften versinken und sich nur mit Mühe wieder in das Boot retten können. Der Morast erklärt auch das unbegreifliche Festsitzen des Bootes. Die Abenteuer beginnen schnell, aber sie sind denen auf der Barre ähnlich und wollen nicht munden. Schöne Aussichten, Gott weiß, wie lange hier sitzen zu bleiben! Eine Verbindung mit dem Lande muß notwendig geschaffen werden, um das Boot leer zu machen, da sonst kein Gedanke daran ist, es von der Stelle zu bewegen — es fragt sich nur wie? Durch den Fluß kann niemand das Ufer erreichen, zum Schwimmen ist das Wasser zu seicht, das Waten verhindert der weiche und doch zähe Morast; um eine Brücke zu schlagen, müßten die Bootsmasten die doppelte Länge haben.

Ratlos blickt sich die Gesellschaft an. Gegenüber am Ufer steht eine schöne Stechpalme. Könnte man sie fällen, so würde sie bis zum Boote reichen und eine Brücke bilden. Dazu muß aber wieder jemand an Land.

Nach längerer fruchtloser Überlegung entschließt sich Vogel, selbst noch einen Versuch zu machen. Er läßt die Masten vorn über den Steven legen und schafft sich dadurch eine gefahrlose Passage von zwanzig Fuß; immerhin bleibt aber noch ebensoviel Morast bis zum Ufer. Beim Gehen sinkt er zu tief ein, er würde ertrinken, er beschließt deshalb, auf allen vieren zu kriechen, um sein Gewicht auf mehrere Punkte zu verteilen. Um die Brust befestigt er sich ein dünnes Tau, um im Notfalle an Bord zurückgeholt zu werden, entledigt sich seiner Kleider und beginnt seinen gefahrvollen Weg unter atemloser Spannung der übrigen.

Dem Anscheine nach gelingt alles gut, und er arbeitet sich kräftig durch den schwarzen Schlamm. Schon hat er drei Viertel der Strecke zurückgelegt, da ermattet er auffallend. Die Bewegungen werden langsamer, endlich hören sie ganz auf und der bis dahin sichtbare Kopf verschwindet hinter den Blättern eines sich dicht über das Wasser streckenden Sykomorenzweiges. Eine tödliche Angst ergreift die im Boot Zurückgebliebenen; sie rufen seinen Namen — keine Antwort; sie versuchen an dem Taue zu ziehen — es gibt nicht nach, der Unglückliche muß tief im Schlamme versunken sein. Noch stehen sie in stummer Unschlüssigkeit und bleich vor Schreck; da ertönt ein schwacher Laut vom Ufer herüber, die Blätter des Zweiges bewegen sich, und der Verlorene erscheint auf festem Boden. Ein freudiges Hurra begrüßt ihn, aber er vermag nicht zu antworten. Zum Tode ermattet sinkt er zur Erde und braucht fast eine Viertelstunde, um so viel Kräfte zu sammeln, daß er sich aufrichten und mit den Kameraden sprechen kann.

Der Sykomorenzweig ist sein Retter gewesen; kaum noch zwei Schritte vom Ufer entfernt, hätte er elend ertrinken müssen ohne ihn. So konnte er den Arm um ihn schlingen und sich soweit erholen, um das Land zu erreichen.

Eine an dem Tau ihm zugeschickte Flasche Wein bringt ihn in kurzer Zeit wieder zu Kräften; ein Beil folgt nach, und bald stürzt die Stechpalme unter seinen Streichen. Ihre Krone liegt ganz nahe am Boot; Masten und Riemen stellen eine Verbindung mit ihr her und schaffen eine Brücke, auf der man landen kann. Mit der Passage der Menschen geht es noch leidlich, die Sachen machen jedoch mehr Schwierigkeiten, und es vergeht über eine Stunde, ehe das Boot geleert ist und flott wird. Man schiebt es jetzt zurück in das tiefere Wasser, aber dadurch entsteht ein neues Dilemma; die Verbindung mit dem Lande ist abermals unterbrochen. Es bleibt nichts übrig, als einen bequemen Landungsplatz aufzusuchen und die Sachen am Ufer entlang dorthin zu schleppen. Die günstige Stelle findet sich kaum hundert Schritte unterhalb, das Boot kann mit dem Steven an Land stoßen, und jubelnd verkünden es die Matrosen. Man will sich mit den Gegenständen in Marsch setzen, da zeigt sich aber erst der Urwald in seiner wahren Gestalt.

Vom Flusse aus gewährte er ein prachtvolles Schauspiel; die Großartigkeit und Mannigfaltigkeit seiner äußeren Erscheinung, die ungeahnte Üppigkeit der Vegetation, die hehre Schönheit der gewaltigen Stämme mit ihren ausgebreiteten Laubkronen, der unerschöpfliche Reichtum des Bodens, der sich in Tausenden der verschiedensten Bäume und Sträucher bekundet, die glühende Farbenpracht der Blumen und Blüten — das alles riß das trunkene Auge zur staunenden Bewunderung hin und berauschte die Sinne, doch im Walde selbst ist der Eindruck ein gänzlich verschiedener.

Die Riesenbäume senden vom Gipfel, aus allen Zweigen und aus den Stämmen Luftwurzeln nieder, die sich in den Boden graben und den Mutterbaum auf hundert Schritte mit dichtem Pallisadenwerk umgeben. Die üppigen Schlinggewächse ranken sich daran empor und verweben es zu einer undurchsichtigen Wand; vergebens sucht das forschende Auge nach einer Öffnung, durch welche ein menschlicher Körper dringen könnte. Bei jedem mühsam vorwärts gethanen Schritte, der sich nur durch den steten Gebrauch der Beile ermöglichen läßt, fällt von den erschütterten Zweigen ein Heer von Ameisen auf die ungeschützten Körper und bringt sie mit ihren brennenden Bissen zur Verzweiflung. Ein dumpfer Modergeruch entquillt dem feuchten Boden, den durch das dichte Blätterdach nie ein Sonnenstrahl erreichen kann. Schwärme von Moskitos dringen in Auge, Nase und Ohren; an den Dornen und stachligen Blättern von Mimosen, welche die sumpfige Erde bedecken, zerreißen Kleider und Haut, oben in den Bäumen grunzt ein Heer unsichtbarer Affen und läßt faule Früchte, Holzstücke und noch unangenehmere Sachen herabregnen. Das ist der Urwald von innen, wie er sich jetzt den auf das bitterste enttäuschten Forschern präsentiert. Welchen Gegensatz bildet diese traurige Wirklichkeit zu den Bildern die ihre Phantasie bisher ihnen vorgezaubert!

Unter Kokospalmen, im Schatten duftiger Orangenbäume wollte man lagern, an Pisangstämmen unter dem Schirmdach ihrer mächtigen Blätter die Hängematte zum luftigen Biwak schlingen, die mit dem Aroma Tausender von Blüten geschwängerte Atmosphäre atmen und sich von den im Abendwinde leise rauschenden Blättern in den Schlaf summen lassen.

Alle diese schönen Träume sind jetzt dahin. Nach stundenlanger schwerer Arbeit hat man zerrissen, zerstochen, blutend und halbtot vor Erschöpfung sich den Weg bis zum Boote gebahnt; wohin das Auge blickt, stößt es überall nur auf die dichte undurchdringliche Wildnis, nirgends bietet sich Aussicht auf bessern Erfolg.

Die Lust nach Abenteuern ist vergangen, der Gedanke an Elefantenjagden und wunderbare Entdeckungen aufgegeben, der Urwald allen gründlich verleidet. Um wenigstens nicht ganz ohne Ergebnis zu sein, wird vom Boote aus Jagd auf die in Schußbereich kommenden Vögel gemacht, doch schon nach wenigen Schüssen fehlen die Zündhütchen. Vergebens wird alles umgekehrt; die Schachtel, welche den Vorrat enthielt, ist und bleibt verschwunden, sie ruht sanft auf dem Grunde des St. Paulflusses.

Dadurch ist die Rückkehr an Bord schon von selbst geboten; ohne gesprochenen Befehl wendet sich das Boot, Madimo wird an seinem Dorfe abgesetzt und dann der Kurs stromabwärts genommen. Es gelingt, die Barre noch vor Eintritt der Dunkelheit glücklich zu passieren, doch nun trifft man frischen Wind von vorn. Er hat eine kurze krappe See aufgewühlt, und das Boot kommt trotz größter Anstrengung von seiten der Ruderer nur höchst langsam vorwärts. Der Leuchtturm auf Kap Mesurado und die Laterne an der Besansgaffel des „Seestern" wollen durchaus nicht näher rücken und tragen durch ihr hartnäckiges Fernbleiben nicht zur Verbesserung der Stimmung bei. Die Pinasse stampft tot in der See auf und nieder und nimmt so viel Wasser über, das unausgesetztes Schöpfen sie kaum leer zu halten vermag. Vogel sieht sich genötigt, sie zu erleichtern und Entbehrliches über Bord zu werfen. Das Baum- und Strauchwerk, mit dem Dr. Salomos botanischer Eifer das Boot halb gefüllt, die trotz allen Reisekummers von ihm aufgelesenen Mineralien, die geschossenen und in der Dunkelheit bereits zertretenen Vögel, die Proviantvorräte, der Ballast, alles muß über Bord wandern, um den angestrebten Zweck endlich zu erreichen. Nach sechsstündigem Rudern, durchnäßt bis auf die Haut, auf das äußerste ermattet und tief gebeugt unter der Last vereitelter Hoffnungen, langen endlich die so schwer heimgesuchten Elefantenjäger an Bord des „Seestern" an.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, sagt das alte Sprichwort und bewährt sich auch in diesem Falle. Die Expedition wird noch lange als Zielscheibe witzigen Hohnes dienen, und wenn Vogel während des ferneren kurzen Bleibens der Fregatte nicht noch einigemale Vaterstelle bei Minervchen vertreten hätte, würde er von Afrika gewiß einen ebenso trübseligen Eindruck erhalten haben, wie Dr. Salomo, der sich fest vorgenommen, bei seiner Rückkehr A. von Humboldt und Dr. Schleiden wegen ihrer falschen Schilderungen der Urwälder durch eine wahrhaftige Darstellung der Thatsachen gründlich bloßzustellen.

Ein Sonntagnachmittag.

In der Kammer des Bottelier geht es einmal wieder lustig her. Es ist wahrhaft rührend, mit welcher Pietät die Stammgäste des Sonntagsnachmittagsklub der Geburtstage ihrer Verwandten, und sei dies auch im zehnten Grade, erinnern, und wie sie in treuer Familienanhänglichkeit darauf bedacht sind, dieselben in passender Weise zu feiern. Heute handelt es sich jedoch nicht um einen Verwandten, sondern um einen der Stammgäste selbst. Der alte Schramm hat in voriger Woche das zweite halbe Jahrhundert seines Lebens begonnen und der Bottelier eine großartige Nachfeier dieses wichtigen Ereignisses in seinem Salon veranstaltet. In irgend einem Winkel haben sich noch einige abgelegte Flaschen Rums vorgefunden, und davon ist ein recht anständiger Grog gebraut, beinahe so steif, wie eine doppelt gereffte Marssegelkuhlte.

Außer dem Geburtstagskinde sind nicht nur dessen wachfreie Kameraden Kattblock, Lebrecht und einige andere Unteroffiziere zu der Sitzung geladen, sondern auch mehrere ältere Matrosen, die man im hohen Rat der Teilnahme an der Tafelrunde für würdig erachtet hat.

Sie haben sich, so gut es der enge Raum gestattet, um den Tisch gestaut, ihre kurzen Kalkstummel dampfen mit den Groggläsern um die Wette, und die Atmosphäre in der ohnehin schwach erleuchteten Kammer ist ziemlich trübe; in desto heiterer Stimmung befindet sich aber die Gesellschaft selbst.

Augenblicklich herrscht allgemeines Schweigen; alle lauschen, und der alte Schramm hat die nach dem Zwischendeck führende Thür ein wenig geöffnet, um das Lied besser zu hören, was der lustige Sänger des „Seestern", Peter Voß, soeben seinen Kameraden zum besten gibt.

Wenn Seeleute schon an und für sich große Liebhaber von Liedern sind, namentlich wenn sie so recht nach Salzwasser schmecken, so empfindet Schramm heute dabei noch ein besonderes Vergnügen, denn Peter Voß, der die meisten seiner Lieder selbst dichtet und auch in Musik setzt und damit an Bord großen Ruhm erntet, ist sein Seesohn, d. h. er hat ihn, der vor zehn Jahren als elternloser Knabe in die Marine trat, erzogen und zu dem gemacht, was er ist. Er liebt

den muntern, frischen Burschen wie sein eigenes Kind, ist nicht wenig stolz auf die Erfolge seiner Erziehung, läßt sich von ihm duzen und gestattet ihm trotz Alters- und Rangverschiedenheit alle Freiheiten eines Gleichgestellten.



Peter hat gerade sein neuestes Lied vorgetragen, welches das Leben des Matrosen schildert, und die letzte Strophe:

Doch lange hält er es am Lande nicht aus,
Das Geld ist im Umsehen fort;
Dann wird es zu eng ihm im steinernen Haus
Und lustig geht's wieder an Bord.

wird mit lautem Beifall der Zuhörer belohnt.

„Ist doch ein fixer Kerl, der Peter!" schmunzelt Schramm selbstgefällig.

„Das will ich meinen," stimmt Kattblock bei.

„Und mit seinem Liede hat er auch recht, es geht nichts über das Leben an Bord," sagt Lebrecht und wirft einen liebevollen Blick auf das vor ihm stehende Grogglas.

„Ja wohl," äußerte der Bottelier, „drum wollen wir den alten ‚Seestern' hoch leben lassen, der so lustige Maaten trägt, aber Peter soll auch einen Tropfen haben. Nicht wahr, seine Kehle muß ganz trocken sein?"

„Gewiß, gewiß!" lautet die einstimmige Antwort, als der gastfreie Bottelier diese Gelegenheit vom Zaun bricht, um die Gläser aufs neue zu füllen, und der herbeigerufene Sänger läßt sich nicht lange nötigen, an dem lockenden Getränk sich zu erlaben.

„Nun, alter Seevater,“ ruft er Schramm zu und klopft ihm auf die Schulter, „ich sehe, du bist noch immer derselbe. Wenn du nicht Wache hast, liegst du sicherlich hinter einem ‚Steifen‘ vor Anker.“

„Ach Gott ja!“ entgegnet dieser, „die Zeit vergeht so angenehm dabei. Wenn man so lange Jahre mit konträrem Winde segeln muß, wie ich,“ fügte er mit einem schwermütigen Seufzer hinzu, „kann man bisweilen auch vor Anker gehen, besonders in einer so ruhigen Bucht, wie hier, wo nicht einmal ein Lüftchen durch den Windsack hinkommt. Da erzählt man sich ein bißchen und im Umsehen schlägt es acht Glas. Da oben an Deck ist's oft langweilig. Da wird man mit Brassen und Segelkanten geplagt die ganze Woche durch, bis man sich die halbe Lunge ausgepfiffen hat, und wenn wirklich einmal Zeit zu einem kleinen Garn kommt, dann hat man keine Menschenseele, die einem dabei hilft; alle die jungen Kerle sind so schläfrig, als ob sie Seesoldaten wären. Da marschiert denn unsereiner mittschiffs an der Luvseite hin und her, guckt in den Mond und denkt an Gott weiß was, daß einem bisweilen ganz blümerant zu Mute wird.“

Dabei stützt der alte Schramm wehmütig den Kopf in die Hand und seufzt so tief, als ob ihn ein schweres Leid drückte, wenngleich es unentschieden bleibt, ob nicht auch das dritte Glas Grog Einfluß auf seine Gemütsstimmung gehabt hat.

„Nun das fehlte noch,“ ruft Kattblock, „ich glaube gar, du wirst noch sentimental. Schäme dich, Schramm, bist fünfzig Jahre geworden und willst auf deine alten Tage traurig sein.“

„Wartet nur,“ lacht Peter, „ich werde ihm ein Lied singen, das soll ihm schon das Wasser aus den Augen klaren.“

Und der singlustige Peter beginnt mit schöner kräftiger Stimme:

Ich hab' es noch nimmer begreifen gekonnt, wozu das Weinen nützt,
Wenn gleich bei jeder Kleinigkeit im Auge Wasser sitzt;
Salzwasser gibt's ja wahrhaftig genug, ohne daß wir pumpen noch mehr,
So laßt denn das Weinen den Weibern an Land, denn denen fällt's nicht schwer.
Laßt immer sie pumpen,
Wenn lustig wir jumpen
Ins Boot und sagen Adieu:
Doch einem Mann
Steht's nicht gut an,
Das Jammern mit Ach und Weh!

Als Junge da ging ich zur Schule, doch lernt' ich nimmer das Buchstabier'n,
Der Lehrer versucht es auf jegliche Art, zu treiben es ins Gehirn;
Zuletzt da sah er, 's ging nicht an, da schickte man mich zur See,
Meine Mutter jammerte, weinte und schrie den ganzen Tag: „O Weh!“
Doch wie sie auch pumpte,
Als lustig ich jumpte
Ins Boot und sagte Adieu;
Ich ging zur See,
Mir that nicht weh,
Des Mütterleins „Ach Herrjeh“

Bald wurd' ich Matrose, da macht' ich ganz fein der Anne Marie die Cour,
Ich kaufte ihr Ohrringe, Mantel und Hut und auch eine goldene Uhr!
Zuletzt war's Zeit an Bord zu gehn, da sagt' ich: „Anna, leb' wohl!"
Da klammerte sie wie 'ne Klette an mir und jammert' und schrie wie toll.
Doch wie sie auch pumpte,
Als lustig ich jumpte
Ins Boot und sagte Adieu;
Ich war Matros,
Hatt's drum nicht los,
Das Jammern mit Ach und Weh.

Bald drauf kehrt' ich wieder, da nahm ich das Boot und schob mich abends an Land,
Und staunte nicht wenig, als Anne Marie ich dort schon wartend fand;
Sie sah mich gleich und winkte mir, und wie ein Wasserschlauch,
Der leck geworden, so pumpte sie los vor Freud' aus jedem Aug'.
Und während sie pumpte,
Kopfüber ich jumpte
Ans Land durch dick und dünn.
Da gab es Küss',
Ach je, wie süß!
Sie liegen mir noch im Sinn.

Doch lasset die Flasche nun kreisen, ihr Jung's, und laßt uns fröhlich sein,
Woll'n klaren die Pumpen im Fall für'n Leck, doch dann zu Grog und Wein!
Salzwasser gibt's Hülle und Fülle umher, ohn' daß wir pumpen noch mehr,
Drum laßt das Weinen den Weibern an Land, denn denen fällt's nicht schwer.
Laß immer sie pumpen,
Wenn lustig wir jumpen
Ins Boot und sagen Adieu;
Doch ein Matros
Kriegt's nimmer los,
Das Jammern mit Ach und Weh.

„Bravo, bravo, Peter!" ertönt es von allen Seiten.

„Nun, wenn auch der Wein bei uns Deutschen etwas Seltenes vor dem Mast ist," sagt der Bottelier, „so haben wir den Grog, den wir herumgeben können. Zuviel Wasser ist auch nicht darin, wir haben in voriger Woche eine ergiebige schwarze Liste gehabt. Wir können deshalb mit gutem Gewissen auf eine glückliche Fahrt trinken. Nun, Schramm, komm alter Junge, stoß an und sei vergnügt."

Doch Schramm scheint heute schwer zu erheitern; er seufzt noch einmal tief und murmelt für sich: „Die Weiber, ja die Weiber!"

„Ach," meint Kattblock, „jetzt weiß ich, was ihm fehlt, er denkt an seine Frau, und dann wird er allemal traurig."

„Was?" ruft Lebrecht, „gespleißt altes Fahrzeug! Das ist mir ja ganz etwas Neues."

„Ach ja!" stöhnt Schramm schmerzlich.

„Halt," sagt Kattblock „du hast uns schon immer einmal erzählen wollen, wie du zu deiner Frau gekommen bist. Jetzt haben wir eine schöne Gelegenheit

dazu; eben ist es sechs Glas, und es bleibt uns noch ein volles Stündchen zum Schwatzen, ehe wir an Deck müssen."

„Ja, Schramm, los damit!" drängten die übrigen, doch erst nach vielem Sträuben läßt sich dieser dazu bestimmen. Es ist dies ein Thema, das ihm seine eigene Schwäche zu sehr vor Augen führt, um mit angenehmen Gefühlen dabei zu verweilen, und er hat bis jetzt stets den darüber an ihn gerichteten Fragen auszuweichen versucht. Er gehört zu der Zahl von Seeleuten, die auf dem Lande kein häusliches Glück gefunden haben, oder wie er sich ausdrückt, stets mit konträrem Wind segeln müssen. Wie so viele seines Schlages hat er sich nach Rückkehr von einer langen Reise als junger Mann durch das erste hübsche Lärvchen, das ihm aufstieß, in den Ehestand verlocken lassen, seine sanguinischen Hoffnungen aber keineswegs gerechtfertigt gefunden. Da er nicht den Mut besitzt, ein so drückendes Verhältnis zu lösen, fühlt er sich sowohl am Lande wie bei dem bloßen Gedanken an seine Frau sehr unglücklich. Sobald wie möglich geht er wieder an Bord und sucht dort Ruhe und Trost gegen die drohenden Gewitterwolken, die seinen häuslichen Horizont verfinstern. Stürme auf dem Meer erträgt er mit Mut und Standhaftigkeit. Er ist sich bewußt, ihnen im Kampfe die Spitze bieten zu können; Stürme zu Hause sind ihm jedoch ein Schrecken; er fühlt seine Ohnmacht und läßt sie entweder in dumpfer Resignation über sich hereinbrechen oder flieht feige vor ihnen.

Der Bottelier hat eine neue Auflage von Grog veranstaltet; sei es dies oder weicht er dem Drängen der Kameraden, genug, er läßt sich endlich bewegen, ihren Wunsch zu erfüllen. Er thut einen tiefen Zug aus seinem Glase, klopft bedächtig die Asche aus seinem „Stummel", um ihn dann in die Tasche zu stecken, staut als Ersatz ein zolllanges Stück Tabak hinter den letzten Backzahn an Steuerbord und beginnt für die bevorstehende Strapaze in solcher Weise gestärkt seine Erzählung.

„Ihr wollt wissen, wie ich mit meiner Trine zusammengekommen bin, — ja das ist eine lange Geschichte, und eigentlich weiß ich selber nicht recht, wie es zugegangen ist, auch ist's schon lange her, nächstens werden es dreißig Jahre. Ich fuhr damals von Holland, war das Jahr vorher von einem Hamburger in Amsterdam desertiert, weil es siebenmal in der Woche Erbsen gab, und hatte mich zum erstenmale auf einem Kriegsschiffe anwerben lassen. Potz Teufel und Pumpstock, was war ich damals für ein Kerl!" ruft Schramm in wehmütiger Erinnerung und schweigt nachdenklich ein Weilchen.

„Wir waren gerade mit dem alten ‚Hai' aus Westindien nach Hause gekommen," fährt er dann fort, „landeten eines schönen Morgens mit einer Partie Schiffsmaaten am Kai von Vlissingen und machten Segel auf den alten Jan Poller, der damals das ‚goldene Schiff' hielt. Es war eine nette alte Schenke, das ‚Schiff', und wenn man einmal allein sein wollte, kam einem dort keine Seele vor den Bug."

„Ja, aber, wie war's mit der Trine?" unterbricht ein ungeduldiger Zuhörer.

„Was Teufel! komme ich nicht Hand über Hand darauf los?" erwidert

Schramm ärgerlich. „Verdammt, ehe man Segel setzen kann, muß man doch losmachen und vorschooten."

„Nun mit einem Wort gesagt," fährt er wieder ruhiger werdend fort, „wir gingen beim alten Jan vor Anker und ließen ein halbes Dutzend Rum anfahren — aber ich sage euch, es war wie Wasser; wenn man so lange in der Nähe von Jamaika gekreuzt hat, will einem das Zeug hier gar nicht schmecken, denn nur dort ist Rum wirklich Rum."

„Das will ich meinen," stimmt Lebrecht mit der Zunge schnalzend bei und nimmt einen Schluck, um auch einen praktischen Vergleich anzustellen.

„Na," erzählt Schramm weiter, „wenn man seine zwei Jahre an Bord gewesen ist, will man doch auch 'mal eine kleine Abwechselung haben; also der alte Jan mußte alle Musikanten und hübschen Dirnen in der Nachbarschaft auftreiben, die zu haben waren, und wir klarten unterdessen die große Stube zu einem Tanze auf.

„Allmählich kamen auch die Mädchen an, Donnerwetter! was konnte man da für Augen sehen! Ah!" macht Schramm und schmatzt mit den Lippen, „aber," fügt er bedauernd hinzu, „was hilft es jetzt noch daran zu denken! Nun, um es kurz zu machen, sie waren alle da, alles vierkant und aufgetakelt mit Bändern und Flaggen, wie eine Fregatte an Königs Geburtstag. Und hier war es, wo ich zuerst Trine in Sicht bekam."

„Was für eine Art Fahrzeug war sie damals?" fragte Peter Voß mit augenscheinlichem Interesse, da er weiß, wie seines Seevaters eheliche Hälfte jetzt aussieht.

„Nun," entgegnet Schramm, „sie war ziemlich solide gebaut, mit rundem Bug wie eine holländische Kuff, takelte aber wie ein Klipperschuner. Sie trug einen schönen rotgestreiften Unterrock, Schuhe mit roten Hacken und silbernen Schnallen und ihr Messinggeschirr an der Haube blitzte wie Gold. Dabei war sie ganz nett gestagt — nun ich sage euch, Maaten, ich will verdammt sein, wenn ich nicht das erste Mal, als ich mit ihr tanzte, Hals über Kopf ging."

„Und so wurdet ihr gespleißt?" unterbricht ihn der Bottelier.

„Ja, nur gerade nicht gleich; denn siehst du, zuerst hatten wir einen Tanz, dann eine Prügelei — nein, das Heiraten kam erst am andern Tage."

„Prügelei?" wird lebhaft gefragt, da eine solche für Jan Maat stets eine Sache von hohem Interesse ist.

„Eine gehörige, sage ich euch," fährt Schramm fort, „und das kam so, seht ihr. Alles ging so sanft wie in der Kirche, und wir liebten uns wie die Engel, nur daß ein paar Feuerwerker voneinander unklar kamen, die sich wegen eines Mädchens erzürnten. Unser Bootsmann jedoch, ein Kerl lang wie eine Marsstenge, brachte sie bald zur Ruhe. ‚Verdammt,' sagte er, ‚ich will hier keinen Skandal haben,' und damit schlägt er den einen mit der Linken nieder und den andern mit einer Porzellanterrine über den Kopf, daß er über Steuer ging und vor den Tischbeinen erst wieder aufdrehte. Aber das war doch eigentlich nichts, Maaten, nicht wahr?"

„Gott bewahre, gar nichts," erwidern die Zuhörer lachend, „aber vorwärts, Schramm, was weiter?"

„Ha! wie wir tanzten und tranken, und die Mädchen küßten!" fährt Schramm fort und erhebt sich in lebhafter Erinnerung der geschilderten Scene von seinem Sitze. „Hurra! das ging, Hacken und Zeh, links und rechts herum, Hände über Kreuz, Hopser und Galopp, wie ich es in meinem Leben nicht gesehen habe. Die Musikanten spielten wie verrückt, der ganze Saal war ein Staub, und von einem Ende zum andern flogen ein Dutzend der wildesten Burschen, die je auf dem alten ‚Hai' geschwommen haben."

„Na, da wir doch gerade von dem Fahrzeuge reden," wirft er ein, „muß ich euch sagen, das es die niedlichste kleine Kutterbrigg in der ganzen Flotte war, und sie fällt mir immer ein, wenn ich an meine Frau denke — d. h. wie sie damals war. Sie hatten eine merkwürdige Ähnlichkeit miteinander. Ihr ganzes Geschirr stand kriegsschiffmäßig; Backen hatte sie wie Äpfel, und die Augen blitzten wie das Feuer von Rixhöft in einer Winternacht. Vom Top bis auf die Wasserlinie war sie ein wahres Muster, rein wie aus dem Ei gepellt, und man freute sich, wenn man sie ansah. Nun gerade war es so mit der Brigg; ich wollte, ihr hättet sie sehen können. Schwarz mit roten Kanonenpforten und niedrigem Unterschiff lag sie zu Wasser wie eine Möwe. Die langen blanken Stengen, die vierkanten Raaen, mit den schneeweißen Segeln daran, und die Takelage überall schnugg und steif gesetzt. Das weißgescheuerte Deck mit dem schwarzen Wassergang sah aus, als ob es mit Ebenholz eingerahmt wäre. Die Blöcke glitzerten in der Sonne mit ihren blanken Beschlägen, und das Messingwerk auf dem Hinterdeck strahlte wie Gold. Und die Masten jeder mit einem Kranze von Enterpiken, Säbeln und den Enterbeilen — Teufel und Pumpstock, sie sah aus wie eine schöne junge Dirne, die zu Tanze will. Flagge und Wimpel wehten lang aus und lachten einen ordentlich an. Sie flatterten im Winde auf und nieder, gerade wie ein Mädchen, das mit euch tändelt — seht, da habt ihr sie, ein so allerliebstes Ding, als je auf dem blauen Wasser getanzt hat . . ."

„Aber stopp!" unterbricht ihn Lebrecht, „das ist nicht die Prügelei, von der du sprachst. Wir sind hier förmlich in einer Nebelbank, da ist weder Anfang noch Ende — alles Bug und kein Hinterende am Schiff."

„Na, ein bißchen habe ich wohl vom Kurs abgegiert," gibt Schramm zu, „aber . . ."

„Gieren?" lacht Peter Voß, „Donnerwetter, das ist ja gerade, als ob du über den andern Bug gingst, ohne zu kommandieren: ‚Klar zum Wenden!' und . . ."

„Hört nur weiter!" lenkt Schramm ein. „Also wie ich gerade sagte, wir liebten uns wie die Engel, und als ich Trine nach einem Tanze ein Tröpfchen Punsch anbot, das sie wie Muttermilch nahm, sagte ich: ‚Trine,' sagte ich, ‚hol's der Henker, du hast ein paar Augen im Kopf wie ein Leuchtfeuer. Du hast damit die Pulverkammer meines Herzens in Brand gesteckt, und siehst du, nun kommt der Salut,' damit wollte ich sie küssen, aber ich bekam eins mit der linken Hand, daß mir Hören und Sehen verging. ‚Da,' rief sie und quickte vor Lachen,

‚das ist ein Salut für dich, du Stockfisch!‘ — Na, ich war leider zu verliebt und nahm das Ding für Spaß. ‚Ich will dich aber heiraten, Trine,‘ sagte ich, ‚wenn du mich haben willst.‘ — ‚So,‘ sagte sie auf einmal sehr freundlich, ‚willst du?‘ — ‚Ja,‘ sag' ich, ‚gewiß, hier hast du meine Hand darauf.‘ Am selben Tage wollten wir uns heiraten — es kam aber nicht dazu.“

„Warum denn nicht?“ fragte Kattblock.

„Na, das war ja gerade die Prügelei!“ erwidert Schramm. „Seht, als wir so recht lustig waren, machte einer den Vorschlag, uns ein Extravergnügen zu machen, alles Porzellangeschirr aus dem Hause im Saale aufzustapeln und darauf zu tanzen. Ihr wißt wohl, wenn Jan Maat mit einer zwei Jahresabrechnung nach Hause kommt, dann geht es bunt her, und so stimmte auch alles gleich bei. Der alte Jan Poller wurde hereingerufen, wir bezahlten ihm sein Porzellan, er mußte ein Quart Punsch auf seine Gesundheit trinken, und eine Rede halten. Dann wurde er hinausgeworfen, und wir fingen an zu stapeln. Als der Haufen fertig war, holte der lange Bootsmann seine Pfeife hervor und wollte eben das Signal geben: ‚Alle Mann klar zum Entern!‘ als auf einmal der alte Poller, pustend wie ein Nordkaper, in die Thür stürzte und schrie: ‚Halt ein, halt ein, brecht das Geschirr nicht.‘

„‚Und warum nicht?‘ fragten wir.

„‚Da oben sind einige Matrosen, die wollen ein Beefsteak, und es ist kein einziger Teller im Hause.‘

„‚Was sind's für Landsleute?‘

„‚Irländer.‘

„‚Hol sie der Teufel!‘ sagt der Bootsmann, ‚aber hier bekommen sie keinen Teller, es ist alles bezahlt,‘ und damit macht er einen Satz und springt mit seinen großen Seestiefeln mitten in den Haufen, daß alles nur so kracht, als ob ein Dutzend Granaten im Saale krepierten. Donnerwetter, was fluchten unsere Kerls und räsonnierten über den Spielverderber, und die Weiber quiekten und schrien und fielen in Ohnmacht, aber der lange Bootsmann raste wie toll in dem Porzellan umher, pfiff dazwischen und trat und brach alles in tausend Stücke.“

„O! also jetzt fing der Skandal an?“ fragt Lebrecht eifrig.

„Gewiß fing er an,“ fährt Schramm fort, „und zwar ebenso geschwind, wie Heinrich Koch durch die Decke eines Linienschiffes fiel und auf dem Ballast wiedergefunden wurde.“

„Hol's der Teufel!“ sagt Kattblock unwillig. „Das vertrage wer kann!“

„Halt, das müssen wir wissen,“ rufen die übrigen, „durch die drei Decke, sagst du, das mußt du uns erzählen.“

Nichts ist Schramm lieber, als wieder einmal vom richtigen Kurs einige Striche abgieren zu können. „Ich werde es euch sagen, wie es zuging. Es klingt zwar etwas unwahrscheinlich, aber jedes Wort ist wahr!“ beteuert er mit größtem Ernste. „Na, Heinrich war ein dünner schmächtiger Kerl, er sollte eines Tages Stengen schmieren und hatte sich selbst tüchtig dabei eingesalbt. Er war nämlich ein alter Grönlandsfahrer und ein großer Freund von Fett.“

„Ja wohl, aber was weiter?“ drängen die Zuhörer.

„Na, wie ich euch sagte, Heinrich stand mit seinem dünnen Körper und scharfen Knochen und so fettig, wie er war, oben auf der Oberbramraa. Auf einmal macht er einen Fehltritt und herunter kam er mit den Füßen nach unten und den Händen hoch über dem Kopfe.“

„Was, herunter gefallen?“ fragt Peter Voß.

„Ja wohl, und er fiel so glatt durch das Deck, wie ein Marlspiker durchs Wasser.“

„Durch! sagst du?“ fragt Lebrecht und man sieht an den Mienen der Zuhörer, daß Schramm ihrer Leichtgläubigkeit etwas zu viel zugemutet hat. Doch dies stört ihn nicht in seinem Vortrage.

„Durch!“ fährt er ruhig fort, „zuerst durch das obere, und dann durch die beiden andern, zuletzt fanden sie ihn auf dem Ballast.“

„Zu Brei gequetscht natürlich.“

„Gott bewahre, so munter wie ein Fisch, er verstauchte sich bloß ein bißchen die Füße.“

Eine allgemeine Mißbilligung der großartigen Kühnheit, mit der Schramm sein Garn spinnt, macht sich in verschiedenen anzüglichen Redensarten laut.

Der endlose Erzähler ignoriert dies jedoch, stärkt sich an einem Trunke und sagt endlich mit großer Ruhe: „Ich hab's euch ja vorher gesagt, es klingt unwahrscheinlich und doch ist's ganz natürlich. Er fiel durch die drei Decke, weil die Luken offen waren, und unten im Raum hatte der Bootsmann die Takler dabei, ein neues Netz für den Klüverbaum zu stricken. Das war über den Ballast ausgespannt, und Heinrich fiel hinein — ist's da nun so merkwürdig, daß er glücklich davon kam?“

„Warum hast du das nicht gleich erzählt?“

„Weil ihr mich immer unterbrecht und mich nicht aussprechen laßt,“ erwidert Schramm unwirsch, „auf diese Weise kann man nie einen geraden Kurs steuern.“

„Na, sei nur wieder gut, Alter,“ besänftigt der Bottelier, „wie war's denn weiter mit der Prügelei?“

„Ja so,“ nimmt Schramm den Faden wieder auf, „das hätte ich beinahe vergessen, und eigentlich wollte ich ja erzählen, wie ich mit Trine verheiratet wurde. Na, wie gesagt, infolge des Spektakels kamen die Irländer herunter, ein Wort gab das andere, ihr wißt wohl, wie es bei solchen Gelegenheiten geht, und in fünf Minuten hatten wir das schönste Gefecht der Welt. Tisch- und Stuhlbeine thaten ihr Bestes, und der lange Bootsmann räumte schrecklich auf, aber die verdammten Irländer sind schnell mit dem Messer bei der Hand wie die Spanier, und so floß Blut. Die Sache begann bedenklich zu werden, als der alte Poller auf einen guten Einfall kam und mir einen Wink gab. Wir liefen hinaus und holten aus seinem Schuppen ein Bootsegel.“

„Bootsegel, was Teufel, wozu das?“ fragt einer von den als Ehrengäste geladenen Matrosen.

Statt aller Antwort mißt Schramm den Fragenden von oben bis unten

mit einem strengen Blicke und fragt ihn seinerseits: „Bist du schon einmal gekielholt, mein Junge?“

„Nein,“ antwortet dieser unbefangen, „gehört habe ich jedoch schon davon, sind Sie's schon?“

Ein funkelnder Zornesblick aus Schramms Auge weist die beleidigende Zumutung zurück, die in des jungen Mannes Frage liegt, doch er überwindet seine Erregung und sagt ruhig: „Nein, aber ich will dir sagen, wie das ist. Sieh, wenn du in früheren Jahren einmal vergaßest, daß du Vorgesetzten Gehorsam schuldig warst oder wenn du desertiert warst und sie dich wieder faßten, dann wurdest du gekielholt. Das will so viel sagen, man ließ dich eine Reise unter dem Schiff durchmachen, um den Boden nachzusehen. Du konntest dabei längs oder quer gehen; im Fall du den letzten Weg als den kürzern vorzogst, wurde ein Jolltau durch einen Block an der Großraa geschoren unter dem Kiel durch nach der andern Seite genommen und wieder durch einen Block an der Raa geleitet. Du wurdest dann fest gemacht und plumps! gingst du über Bord. Dann hieß es ‚Steck aus Steuerbord — Hol ein Backbord!‘ bis du wieder heraufkamst. Nun mußt du aber wissen, verschönt es keineswegs die Haut, wenn du so ungefähr drei Minuten lang an den Langhalsen geraspelt wirst, die früher unten am Schiffsboden saßen, als die Schiffe noch nicht gekupfert waren. Sie waren so scharf wie schartige Rasiermesser, und die Katze war Gold dagegen. Ich habe einmal einen Kerl kielholen sehen, der war so zerschnitten und zerhackt, daß nicht einmal ein Hai ihn angerührt hätte.“

„So, aber was soll alles dies?“ fragt der Matrose, der nicht recht begreifen kann, wo Schramm mit seiner Schilderung hinaus will.

„Was das soll?“ entgegnet dieser entrüstet, „das soll, daß du ein andermal nicht einen verkehrten Kink in eines andern Mannes Garn drehst und nicht immer fragst, was soll dies? und was ist das? das bringt einen immer aus dem Fahrwasser, man giert hin und her und kommt nie zu Ende.“

„Komm, Schramm,“ beruhigen die andern den erzürnten Alten, „sei nicht närrisch. Laß uns wieder nach dem ‚Schiff‘ unter Segel gehen; du warst gerade beim Bootsegel.“

„Ach ja,“ fährt Schramm fort, der nach dieser Selbstrechtfertigung bald den alten Ton wieder findet. „Na, seht ihr, da oben in der Zimmerdecke war eine Klappe, so eine Art Kabelgattluke. Da hinauf ging Poller mit dem Segel und langte einigen von uns die Schooten herunter. Wir verteilten uns zu beiden Seiten und holten die Enden steif. ‚Klar überall?‘ rief Poller. — ‚Alles klar,‘ riefen wir, ‚laß fallen,‘ und herunter kam das Segel gerade auf die wütenden Kerle. Wir holten geschwind die Schooten an und hatten die ganze Gesellschaft unter der Leinwand gefangen. Es war zum Totlachen, wie sie darunter krabbelten und taumelten, und man ihre halberstickten Flüche und Verwünschungen hörte. In dem Augenblick wurde uns aber das Spiel verdorben, denn es kam der Profoß vom Schiffe mit den Seesoldaten ins Haus. Ich machte mich eiligst aus dem Staube und nur einmal in meinem Leben, als eine Klappmütze in Grönland mit mir durchging, bin ich schneller vorwärts gekommen.“

„Was, du bist auch in Grönland gewesen?“ ruft Lebrecht.

„Ja wohl,“ sagt Schramm, dem nichts erwünschter ist, als auf diese Weise wieder einen kleinen Seitensprung machen zu können. „Ich machte meine erste Reise mit dem ‚jungen Konrad‘ von Glückstadt. Ich war damals ein dicker untersetzter Bengel, und das war mein Glück, sonst säße ich wahrhaftig hier nicht so trocken unter euch. Wir hatten uns schon acht Tage zwischen den Eisbergen ohne Fang umhergetrieben, als wir auf einer Scholle ein paar Hundert von den größten Seehunden, den Klappmützen, entdeckten, die ihr Mittagschläfchen hielten. Die Boote wurden fertig gemacht, die Leute bewaffneten sich mit ihren langen Knütteln, mit denen sie die Robben auf die Nase schlagen, und auch ich durfte mitgehen. Zwar war ich noch nicht geschickt genug, die Hunde zu schlagen, allein ich mußte sie mit einem Haken, an dem sich eine Schlinge befand, über das Eis nach den Booten schleppen. Ich hatte schon mehrere glücklich an Bord gebracht und meinen Haken eben wieder in eine achtfüßige Klappmütze geschlagen, als der Kerl auf einmal wieder lebendig wird und anfängt auszureißen. Vergebens suchte ich ihn aufzuhalten, die Robbe war stärker als ich, und das Eis so glatt, daß ich gar keinen festen Haltpunkt bekommen konnte, noch dazu, da ich meine Eissporen an Bord gelassen hatte.

„Als ich merkte, daß das Tier mein Meister war, wollte ich mich von der über meine Schulter geworfenen Schlinge losmachen, aber es war zu spät. Unwillkürlich setzte ich mich nieder, aber das machte die Sache erst schlimm. Die Klappmütze war jetzt ganz lebendig und jagte mit mir über das glatte Eis, als hätte sie den Teufel im Leibe. Ich schrie aus Leibeskräften, und meine Kameraden hörten mich auch, sie konnten uns jedoch weder einholen noch abschneiden.

„Die Robbe lief direkt auf das Wasser los, und ich würde darin sicherlich nicht so lange wie sie ausgehalten haben, wenn nicht glücklicherweise eine Eisspalte unseren Weg gekreuzt hätte. Augenblicklich zwängte sich die Klappmütze durch und ich flog mit einer Gewalt dahinter her, daß mir Hören und Sehen verging. Wie gesagt, war ich damals dicker als die Robbe, und während sie durch die enge Spalte in das Wasser schlüpfte, lag ich zwischen dem Eise eingeklemmt, und hier fanden mich meine Maaten; aber von dem Augenblicke an gelobte ich mir, nie wieder nach Grönland auf den Robbenfang zu gehen.“

„Das ist alles recht hübsch,“ sagt der Bottelier, „aber du bist schon wieder nicht auf dem Kurs. Eben erzähltest du von Vlissingen und nun bist du auf einmal in Grönland, der Teufel hole ein solches Steuern.“

„Nun, wie wurde es mit dem Profoß und den Seesoldaten?“ fragt Kattblock.

„Ja, das ist wahr,“ nimmt Schramm seine Erzählung wieder auf, „na wie sollte es damit werden, sie arretierten die ganze Sippschaft und schleppten sie an Bord. Was danach kam, könnt ihr euch denken; unter drei Dutzend kam keiner fort. Bei den Holländern gibt's überhaupt reichlich von der Sorte, und ich habe mich manchmal gewundert, was Menschen aushalten können. Freilich sie waren auch danach, und zum zweitenmale bin ich auf kein holländisches Kriegsschiff gegangen. Ich erinnere mich einst, als wir mit dem ‚Hai‘ in Curaçao lagen ...“

„Acht Glas, Steuerbordwache an Deck, Leesegel ein!“ hallt es jetzt durch die Luken herunter, der entstehende Lärm unterbricht Schramm in seiner neuen Erzählung, und der Sonntagsnachmittagsklub ist für diesmal aufgehoben.

„Na, wahrhaftig,“ brummt Kattblock, während die Gesellschaft sich fertig macht, um die Wache an Deck anzutreten, „ist das ein Hin- und Herkreuzen durch alle zweiunddreißig Kompaßstriche, und keinen Augenblick liegt es ruhig an. Die Landratten sagen so schon immer, daß kein vernünftiger Mensch unsere Erzählungen versteht, aber diesmal ist's wahr; da kann sich ja unsereiner kaum durchfinden. Will der uns von seiner Heimat erzählen und kommt da mit Kielholen und Klappmützen und Gott weiß was.“

„Nun wie lange dauert das heute? Steuerbordwache an Deck, habt ihr nicht gehört?“ ruft der Stabswachtmeister.

Die unfreundliche Mahnung treibt die Nachzügler schleunig an Deck, und in der Kammer des Bottelier, der die leeren Flaschen und Gläser vom Tische räumt und seinen Salon fertig zur Inspektion bei der Ronde macht, ist es einsam und still geworden. Möglicherweise kommt aber Schramm dazu, am nächsten Klubtage zu erzählen, wie er mit seiner Trine verheiratet wurde.

Unter dem Äquator.



Haben Sie schon einen Sturm erlebt?“ und „Haben Sie schon einmal den Äquator passiert?“ — diese beiden Fragen hat der Seemann täglich sehr oft zu beantworten, wenn das Schicksal ihn einmal in das Innere von Deutschland verschlägt.

Die erstere wird vorzugsweise und am häufigsten von jüngeren Damen gestellt, und aus eigener Erfahrung rate ich den Kameraden, sie möglichst eingehend zu beantworten, selbst auf die Gefahr hin, ein klein wenig nachhelfen zu müssen. Es ist dies ein höchst dankbares Thema, und wenn der Erzähler nur einigermaßen das Talent besitzt, auf die Nerven der Zuhörerinnen einzuwirken, so bietet sich ihm eine herrliche Gelegenheit, sich interessant zu machen.

Bei der zweiten Frage möchte ich Damen gegenüber jedoch mehr Vorsicht empfehlen.

Äquator — Linie — Gleicher — diese geheimnisvollen Begriffe werden wohl in der ersten Klasse der höheren Töchterschulen pflichtschuldigst erklärt, indessen, da sie nicht im stande sind, Phantasie und Gefühl dauernd zu fesseln und ihre genaue Kenntnis auch keineswegs einen notwendigen Bestandteil weiblicher Liebenswürdigkeit bildet, so schwimmen sie bald nach der Einsegnung im Strome der Vergessenheit.

Nur dann und wann, wenn in beängstigenden Träumen die Schuljahre mit ihren Folgen vor der Seele vorüberziehen, erscheinen sie noch als wesenlose und durcheinander wogende Nebelbilder, denen die strenge Klassenlehrerin vergebens eine feste Gestaltung zu geben sucht.

Es gilt deshalb, geschickt zwischen diesen Klippen hinwegzusteuern und nicht zu sehr in geographisch-astronomische Einzelheiten einzugehen, wenngleich ich zugebe, daß für junge Seeleute die Versuchung dazu nahe liegt, namentlich nach eben bestandenem Navigationsexamen.

Jedenfalls haben meine geneigten Leserinnen nichts dergleichen von mir zu fürchten, wenn ich sie heute unter den Äquator führe, ich bin aber trotzdem besorgt, daß das, was ich zu erzählen habe, sie nicht befriedigen wird. Es ist eine traurige Gegend dort herum, und der Seemann ist froh, wenn er sie im Rücken hat. Nicht etwa wegen der unerträglichen Hitze — damit ist es nicht so schlimm, wie man vielfach annimmt; es schmelzen weder die Anker vom Bug, noch schwimmen die Fische gekocht im Wasser, aber dafür gibt es desto mehr Regen, so viel, daß selbst das beste Guttapercha sich ohnmächtig dagegen erweist.

Der nördliche und südliche Passat stoßen hier aufeinander und lagern alle die wässerigen Dünste ab, die sie auf ihrer langen Tour über den Ocean aufgesogen. Da sie außerdem mit gleicher Kraft gegeneinander wehen, so entsteht hier auch ein Stillgürtel von 30—40 Meilen Breite, der je nach dem jeweiligen Stande der Sonne nord- oder südwärts schwankt. Für Dampfschiffe bildet derselbe zwar kein wesentliches Hindernis; sie durchkreuzen ihn in vierundzwanzig Stunden, aber den armen Segelschiffen bereitet er gewöhnlich einige höchst unangenehme Wochen. Bald springt hier, bald dort ein schwacher Hauch auf, und da jede „Katzenpfote" benutzt werden muß, um weiter zu kommen, so sind die Raaen in beständiger Bewegung, und die geplagte Mannschaft hat fast ununterbrochen an den Brassen zu reißen, während ihr der Regen in den Nacken strömt.

Auf dem „Seestern" geht es nicht besser, und nach mehrwöchentlichem Götterleben im Paradiese des Nordostpassats wird die Besatzung einmal wieder gründlich an das irdische Jammerthal erinnert. Sonst gab es doch wöchentlich nur einen „Sonnabend" an Bord, wo alles schwamm, aber hier ist er für dauernd erklärt, der Himmel sorgt dafür. Damit die Luft im Schiffe nicht zu schlecht wird, müssen die Luken offen bleiben, und der Regen findet deshalb ungehindert seinen Weg in die Batterie. Wo hier nur irgend ein Stückchen Pech aus den Decksnähten gesprungen, zwängt er sich gewiß durch die Öffnung und tröpfelt emsig den Schläfern im Zwischendeck auf die Nase. Das ist dann gerade keine beneidenswerte Situation. Zuerst hegt man noch eine schwache Hoffnung, daß es wieder aufhört, dreht sich um und macht den Versuch von neuem einzuschlafen, aber jetzt fallen die Tropfen eben so emsig und mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks in den Nacken. In gelinder Raserei springt man aus der Koje, von den feuchtgewordenen Streichhölzern gibt das fünfzigste endlich Licht, und man findet die leckende Naht. Das ist nun eine Art von Beruhigung, aber siehe da! tripp, tripp — am Fußende des Bettes tröpfelt es auch, und die wollene Decke ist dort bereits wie ein Schwamm vollgesogen. Das gehoffte Umbetten ist dadurch vereitelt, in der Kammer selbst weiter kein Platz zum Schlafen, que faire? Halt! das geht, der Regenschirm muß helfen, und er wird nach vielen vergeblichen Versuchen so aufgestellt, daß er wenigstens den Kopf schützt. Für das übrige muß der Regenrock sorgen, und es wird eine neue Schlafprobe angestellt.

Bereits beginnen die Gedanken sich zu verwirren, da wird an die Thür geklopft. Der Kadett der Ronde hat das aus Versehen brennen gebliebene Licht entdeckt und macht höflichst darauf aufmerksam, daß Licht in so später Nachtstunde nicht gestattet sei. Fahre wohl, du schöner Schlaf! das ewige tripp, tripp auf Schirm und Regenrock macht vollständig nervös — und die Uhr ist erst halb zwei!

Man kann sich wohl denken, daß dergleichen keine behagliche Stimmung gibt. Unter dem Äquator ärgert sich überhaupt alles an Bord, der Kapitän, weil das Schiff nicht vorwärts kommt, und der erste Offizier, weil es wie ein Schmutzkasten aussieht. Der Bootsmann ärgert sich aus Pflichtgefühl gegen seine Vorgesetzten, und die Kadetten, weil sie auf der Nachtwache keine einzige trockene Ecke zum Schlummer finden. Der Unteroffizier Schramm ist erbost, daß die Haifischflosse auf dem Klüverbaum ihre Schuldigkeit nicht thut, und weder Pfeifen noch Kratzen an den Masten den ersehnten Wind bringen will, und die Mannschaft flucht innerlich, weil sie in dem Regen beständig brassen muß.

Doch „ewig kann es ja nicht so bleiben", lautet der philosophische Trost der Seeleute in unangenehmer Zeit, und auch die gegenwärtige nimmt ein Ende. Die Linie ist erreicht; verschiedenen Seesoldaten wird sie von den Matrosen auch durch ein Fernrohr gezeigt, vor dessen Objektivglas sie ein Haar gespannt haben, aber sonst geht der Übergang in die südliche Hemisphäre ohne Geräusch von statten. Der „Taufe" entgehen die Neulinge zu ihrer großen Beruhigung. Der Kapitän hat gegen die Erscheinung Neptuns ein Veto eingelegt. Sie ist ein Überbleibsel mittelalterlicher Roheit, lockert die Mannszucht und führt leicht zu Ausschreitungen. Trotzdem fallen jedoch einige Seesoldaten unversehens in Deckwaschbaljen, die heute merkwürdigerweise an verschiedenen dunklen Orten des Zwischendecks stehen, und in denen sie von unsichtbaren Kräften mit Blitzesschnelle untergetaucht werden.

Mit dem Äquator ist das Schlimmste überwunden. Der Südostpassat steht im Sommer ziemlich nördlich und wird bald erreicht. Der Regen läßt nach, die Wolken teilen sich, und hier und dort lacht freundlich ein Stückchen Blau vom Himmel hernieder, das den Mißmut von den Gesichtern scheucht und die Herzen wieder weit macht. Alles strömt nach oben, um den langentbehrten Anblick zu genießen und nach vierzehntägigem Gefängnisleben in der dumpfen Messe sich an der schönen reinen Luft zu erlaben. Das Fleckchen Blau vergrößert sich schnell, die grauen Regenwolken schieben sich am nördlichen Horizont hinunter, und bald strahlt das ganze Firmament im kostbarsten Azur.

Noch liegt die Meeresfläche wie ein Spiegel von keinem Hauche getrübt. Die Fregatte schwankt langsam hin und her, und die nassen Segel schlagen schwerfällig gegen Masten und Stengen; doch im Süden zeigt sich auf dem Wasser ein breiter, dunkler Streifen, das ist der Passat, der sehnlichst erwartete. Wenn er auch die ihm von der Natur angewiesenen Grenzen nicht überschreiten und dem Schiffe sich nicht nähern kann, so sendet er doch dann und wann einen schwachen Hauch zu ihm herüber, der leicht das Wasser kräuselt. Der genäßte Finger verrät kaum die Richtung, aus der er kommt, doch die Segel fangen ihn auf und übertragen seine Wirkung auf das Schiff; es beginnt dem Ruder zu gehorchen und vorwärts zu gehen. Schritt für Schritt nähert es sich dem Windstreifen,

hinter dem man die kleinen Wellen schon schäumend überköpfen sieht. Jetzt ist er endlich erreicht, die frische Brise fällt in die Segel, das Schiff neigt sich unter ihrem Druck auf die Seite und fliegt dann leicht wie ein Vogel durch die blauen Fluten.

Alles an Bord blickt heiter und vergnügt; die Aussicht auf drei Wochen Passats verwischt die Erinnerung an die Vergangenheit und malt die nächste Zukunft wieder mit rosigen Farben.

In Kurzspleiß' Kopfe überstürzen sich Pläne zum Scheuern, Putzen und Polieren — das Schiff sieht aber auch wirklich zu traurig aus — der Bootsmann schwimmt in Entzücken; er hat eine neue Mischung zum Labsalben erfunden und die Aussicht, das vom Regen weiß gewaschene Tauwerk glänzend schwarz machen zu können. Den Kadetten winken trockene Nachtwachen, die Matrosen freuen sich, daß das Brassen aufhört, und die Badegäste, daß sie nicht mehr ihre Nächte unter Regenschirmen zubringen müssen.

Nur das Gesicht des alten Schramm stimmt nicht zu den übrigen. In vergangener Nacht, als das Schiff durchdrehte, hat der Klüver die Haifischflosse vom Baum geschlagen, das bedeutet Schlimmes. Und weshalb mußte der Passat gerade heute einsetzen? Aus einem Freitagswinde kann doch nie etwas Gutes erwachsen! „Windsäcke auf! Kleider lüften!" ertönt das Kommando des wachehabenden Offiziers, und in wenigen Minuten ist das ganze Schiff von oben bis unten in einen Trockenplatz verwandelt. Alle möglichen Kleidungsstücke, Hängematten und Decken flattern in buntem Durcheinander lustig im Winde, Batteriepforten und Zwischendeckfenster werden geöffnet, die frische Brise bläht die bauchigen Windsäcke und strömt durch sie in die unteren Räume, um die feuchte und schlechte Luft zu verjagen.

Nach wenigen Stunden sind die letzten Spuren des Äquators ver- und aufgewischt; der Passat hat tüchtig mitgeholfen, Kleider und Decken sind trocken, und der „Seestern" hat einigermaßen sein früheres gutes Aussehen wieder erhalten. Stolz und schlank gleitet er durch die Wogen, er ist darin wieder ganz der alte — aber Kurzspleiß geht im schnellen Schritt auf dem Hinterdeck auf und ab, da ist irgend etwas verkehrt. Auf des Bootsmanns Stirn zeigen sich die drei Reffe, die den Schiffsjungen schlecht Wetter anzeigen, und diese halten sich deshalb möglichst außer Sicht.

„Bootsmann!" ruft der erste Offizier.

„Herr Kapitänlieutenant!" erwidert dieser, und die drei Falten furchen sich noch tiefer.

„Wie steht es mit dem Labsalben?"

„Alles klar, Herr Kapitänlieutenant, mein neues Rezepft ist porbat. Soll ich anfangen heute?"

„Nein, wir wollen es bis Montag aussetzen, wir werden heute nicht fertig, und morgen ist Scheuertag. Es ist Zeit, daß wir einmal wieder ordentlich rein machen."

Des Bootsmanns Stirn ist ganz glatt geworden; morgen scheuern, am Montag labsalben — mehr kann man ja nicht verlangen, Kurzspleiß hat jedoch noch etwas auf dem Herzen.

„Bootsmann!“

„Herr Kapitänlieutenant!“ und die Reffe werden schnell wieder eingesteckt.

„Die Leute gefallen mir nicht, das vierzehntägige Regenwetter hat sie verdorben, es sitzt kein ‚Zug‘ mehr darin.“

„Nein, Herr Kapitänlieutenant, der Zug ist zumtal heraus. Es fehlt die Munition, Marsraaen wechseln würde sie gewiß etwas auf den Trab bringen.“

Kurzspleiß nickt lächelnd. Er hat auch schon daran gedacht, der Besatzung etwas Motion zu machen, und das heutige prachtvolle Wetter ist gerade dazu angethan. Der Wink des Bootsmanns kommt ihm daher gelegen, und er beschließt ihn zu benutzen.

Es giebt wohl kein Manöver an Bord, bei dem die Gewandtheit und fachliche Leistungsfähigkeit der Seeleute in helleres Licht tritt, als beim Segelexercitium. Das „Alle Mann klar zum Manöver“ bannt mit einem Male alle Schlaffheit, und in den Gesichtern spiegelt sich die Ungeduld, mit der das Ausführungskommando erwartet wird. Jeder drängt sich an die Wanten, um der erste zu sein, und es ist, als ob der Matrose erst dort oben in der Takelung und auf den Raaen sich in seinem wahren Elemente fühlte, weil er dort die beste Gelegenheit findet, seine Eigenartigkeit zur Geltung zu bringen, seine Kraft, Gewandtheit und Kühnheit zu zeigen. Dabei kommt dann noch der Wetteifer zwischen den Mannschaften der einzelnen Masten in das Spiel, und der Erfolg dieses Wetteifers ist eine Schnelligkeit und Eleganz der Manöver, die den Laien mit bewunderndem Staunen erfüllen muß und ihm um so unbegreiflicher erscheint, wenn er sieht, wie ein dünnes Tau unter den Füßen der einzige Halt der in schwindelnder Höhe arbeitenden Leute ist.

Der Glanzpunkt dieser Manöver und der beste Maßstab für die seemännische Tüchtigkeit ist aber das Wechseln der Marsraaen. Es ist dies der Parademarsch der Matrosen und zugleich das schwierigste Exercitium. Drei Raaen von 50—70 Fuß Länge aus eben solcher Höhe herunterzunehmen, andere wieder hinaufzubringen, die Segel ab- und anzuschlagen, das Lösen und Befestigen der zahllosen Taue, und das alles auf so beschränktem Raume und in einer Zeitdauer von fünfzehn Minuten auszuführen, ist gewiß keine Kleinigkeit, und man muß es gesehen haben, um daran zu glauben.

Das Kommando: „Entert auf!“ löst endlich die Fesseln der ungeduldigen Mannschaft. Hui! wie das hinaufstürmt und wimmelt in den Wanten, und wie die Toppen und Raaen sich mit den kühnen Wagehälsen füllen.

Da ist kein weiterer Befehl als: „Marsraaen wechseln!“ nötig, jeder weiß, was er zu thun hat, und thut es auf das schnellste, um noch den Kameraden zu helfen, wo es erforderlich ist. In wenigen Minuten sind die Segel abgeschlagen, und die Raaen zum Herunternehmen fertig gemacht.

„Klar Kreuztop!“ „Klar Vortop!“ „Klar Großtop!“ melden nacheinander die Top-Kadetten von oben.

Die Raaen werden heruntergelassen, und die neuen zum Aufbringen vorbereitet.

„Hurra Vortop, wir sind die ersten!“ schallt der ermunternde Ruf des

Offiziers vom Fockmast. Die Mannschaften stürmten mit dem Flaschenzuge längs Deck, und die Raa fliegt wie durch Zauber nach oben.

Und wirklich, der Vortop scheint Sieger sein zu wollen. Mit verzweifelnder Hast arbeitet der Großtop, um ihn einzuholen, doch vergebens. Das Vormarssegel ist angeschlagen und geht bereits wieder in die Höhe, obwohl erst zwölfeinhalb Minuten verflossen sind. Der Offizier vom Großtop wirft einen neidischen Blick auf seinen Nebenbuhler, doch plötzlich spiegelt sich Schadenfreude auf seinem Gesicht.

„Ihr Steuerbord-Marsschoot ist unklar," ruft er triumphierend dem Vortop-Offizier zu und bringt diesen dadurch zur Verzweiflung. Aber was hilft es, das Marssegel muß wieder herunter. Das geht zwar wie ein Blitz, jedoch der Großtop hat zu viel gewonnen, und er ist nun Sieger. „Klar Großtop vierzehneinhalb Minuten," meldet der Offizier dem ersten Lieutenant, während seine Mannschaft mit schweißtriefenden erregten Gesichtern, aber stolz und selbstgefällig auf die Kameraden am Vortop herabblickt.

Kurzspleiß schmunzelt, und der Bootsmann hat die drei Reffe ausgesteckt. Die „Munition" hat angeschlagen, und der alte „Zug" sitzt wieder vollständig in der Besatzung.

Das Kommando: „Klar Deck" zeigt das Ende der Übung an und ist der Lohn für die gute Ausführung des Manövers. Die Marsen leeren sich und die Mannschaften entern nieder.

Da ertönt plötzlich ein gellender Schrei. Ein dunkler Schatten fährt durch die Luft hernieder, ein schwerer Fall auf das Deck wird gehört. Großer Gott, es ist ein Mann von oben gestürzt.

Jäher Schreck bannt einen Augenblick die Mannschaft lautlos an Ort und Stelle; dann drängt sich alles um den Unglücklichen, um zu helfen. Es ist zu spät! Mit einem letzten konvulsivischen Zucken flieht das Leben für immer, und man trägt eine Leiche fort. Es ist der Kadett des Großtops, ein loses Tau, an dem er sich unvorsichtigerweise hielt, hat nachgegeben und den Sturz verursacht.

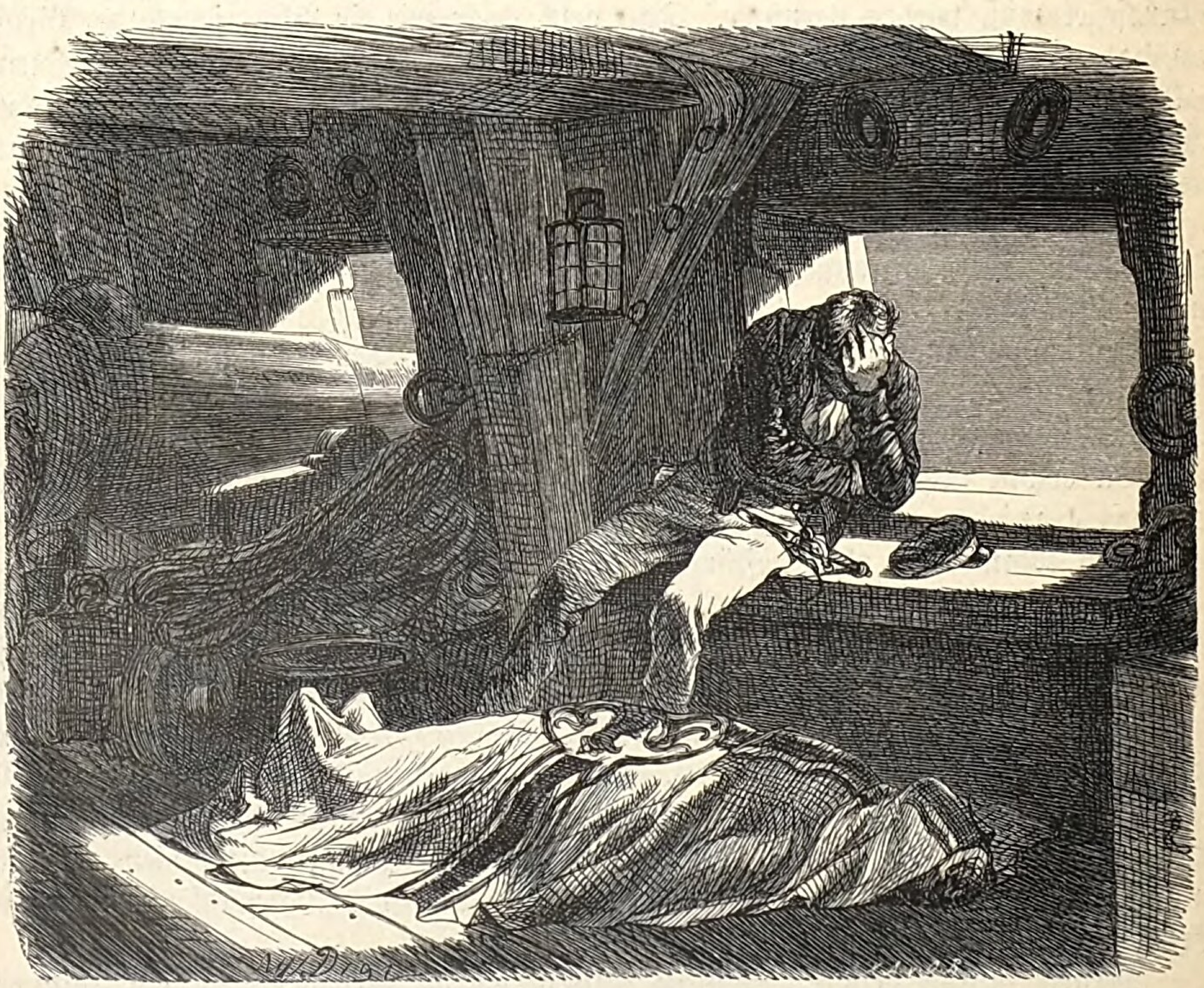
Armes junges Blut! Wie strahlten noch vor wenigen Minuten die Augen im frischem kecken Jugendmute, wie blühten auf den Wangen die Rosen der Gesundheit, und jetzt das Auge schon gebrochen, und der Totenschleier über das Gesicht gebreitet!

Mitten in die heitere, fröhliche Stimmung ist wieder einmal ein Blitz geschlagen, wie so oft im Leben des Seemannes. Er hat die Gemüter tief erschüttert und sie an die Vergänglichkeit des Irdischen gemahnt. Die Leiche wird in die Batterie gebracht, und die Flagge ist ihr Leichentuch. Die Zimmerleute fertigen den Sarg; am andern Morgen soll das Begräbnis sein.

Arme Mutter, du weißt es nicht, daß so bald alle deine Hoffnungen zu Grabe getragen werden sollen. Da ahnst es noch nicht, daß dein einziges Kind, dein Glück und dein Stolz, von dir gerissen ist. Wohl wird heute, wie alle Abende, dein Auge hinauf zum Sternenheer blicken, weil du glaubst, daß es auch über seinem Haupte leuchte; wohl wirst du den eilenden Wolken heiße Grüße für das geliebte Kind mitgeben und in deinem Gebete den Segen des Höchsten auf

ihn herabflehen. Arme Mutter! Gott hat es anders bestimmt, aber er, der ihn zu sich gerufen, er wird dir auch Trost senden für dein Herz, wenn die Trauerkunde es zu brechen droht. Bleich und blutig liegt dein Kind da. Du hast nicht sein brechendes Auge schließen, nicht den letzten Hauch von seinen Lippen küssen können, aber der Segen der Mutter hat dennoch bis zum Tode auf ihm geruht. Und auch an Liebe hat es ihm nicht gefehlt. Sieh, einer nach dem andern schleicht sich zu seiner Bahre, um leise die Flagge zu heben und einen letzten Blick auf das bleiche Antlitz zu werfen, das allen an Bord so lieb und wert war.

Vogel hat sich die Totenwache ausgebeten; er will es sich nicht nehmen lassen, dem Kameraden den letzten Liebesdienst zu erweisen.



Die Nacht breitet ihren Schleier über das Meer, und tiefe Ruhe herrscht im Schiff. Ohne Schwanken, fast gespenstisch zieht es seine Bahn durch die Wellen, die nur leise rauschen, als fürchteten sie die Ruhe des Toten zu stören. Der Mond glänzt am wolkenlosen Himmel und sendet seine milden Strahlen durch die Batteriepforten. Vogel sitzt einsam am Lager seines toten Freundes; wenn er es auch nur selten merken ließ, er liebte den Verstorbenen wie einen Bruder. Hier wo niemand ihn sieht, gibt er den Gefühlen nach, die sein Herz erfüllen, und wehrt nicht den Thränen, die über seine Wangen perlen.

Die Zeit verrinnt, der Mond hat seinen Kreislauf bald vollendet; er steigt zum Horizonte und zeichnet einen goldenen Weg auf das Wasser. Gedankenvoll

ruht Vogels Auge auf ihm und folgt dem Zickzack seiner Ränder, die mit den schaumbedeckten Wellen Haschen spielen. Sein Kopf sinkt tiefer auf das Leichentuch hinab, der Gott des Traumes berührt ihn leise mit seinem Zauberstab. Verworrene Bilder ziehen vor ihm vorüber — da trägt der laue Wind auf einmal wunderbare Töne an sein Ohr. Ganz leise erklingen ihre Harmonien wie aus weiter Ferne; er hat nie Ähnliches gehört, aber sie ergreifen ihn mächtig. Er lauscht mit ganzer Seele, er unterscheidet deutlich jetzt Gesang, aber eine Menschenbrust hat solche Töne nie geboren. Es ist Sphärenmusik, die alles irdische Weh aus dem Herzen bannt und es mit seliger Freude erfüllt.

Ein eigentümlicher Schimmer färbt jetzt die dunklen Wellen, lichter und lichter strahlt ein heller Schein aus der Tiefe und steigt zur Oberfläche. Welcher Zauber umfängt die Sinne des Kadetten? Siehe da! Eine Schar lieblicher Mädchen taucht plötzlich aus den Wellen, und aus ihrem Munde ertönen jene wunderbaren Klänge. Ist es Täuschung, ist es Traum? O nein, es sind die Nixen, die den Toten holen und ihn auf tiefen Meeresgrund betten wollen. Dort unten ist's gar schön, da ruht es sich so sanft auf dem weichen weißen Sande. Dort stört nicht Sturm und Meereswellen; die Nixen schmücken das Grab mit Schilf und Wasserlilien und pflanzen einen Korallenzweig darauf. Der wächst dann empor zu einem mächtigen Baume, dessen Krone sich über der Stätte wölbt und sie jedem ungeweihten Auge verbirgt.

Wie schön und lieblich sie sind, die Jungfrauen! Ein Mantel aus dem Perlenschaum der Wellen umhüllt die zarten Glieder, und in das dunkel wallende Haar haben sie die Bilder der Sterne geflochten, die sich in den Wogen widerspiegeln.

„Wir wollen deinen Freund begraben," flüstern sie Vogel zu und schweben durch die Pforte herein an das Lager des bleichen Jünglings. Sie streichen ihm die blonden Locken von der Stirn und hauchen einen Kuß darauf. Dann nehmen sie ihn sanft in die Arme und tragen ihn hinunter auf den großen Kirchhof in der stillen Tiefe, wo schon so viele, viele ruhen.

Tiefer und tiefer sinken sie mit ihrer Last, leiser und leiser ertönt der zauberische Gesang und erstirbt mit einem wehmütigen Accorde in dem Rauschen der Wellen. Und als der letzte Hauch der wunderbaren Melodie verklingt, da schlägt es Mitternacht. Die goldene Scheibe des Mondes taucht in das Meer; tiefes Dunkel herrscht umher, aber die Sterne blitzen freundlich vom Himmel hernieder, und in Vogels Herzen leuchtet noch immer ein milder Schein, der die Bitterkeit der Trauer von ihm genommen hat.

Am andern Nachmittage wird der Kadett seinem Wellengrabe übergeben. Der schmucklose und mit Kanonenkugeln beschwerte Sarg steht auf dem Deck nahe dem Fallreep und die gesamte Besatzung ist um ihn versammelt. Die Hintersegel sind back gelegt, um das Schiff zum Stillstande zu bringen, und die Flagge weht halbstocks. Mit dem schönen Choral: „Jesus meine Zuversicht" beginnt der Trauergottesdienst, und als der Prediger die Leiche eingesegnet, da wird der Sarg hinabgelassen in das Meer. Langsam sinkt er hinab; ein letzter weißlicher Schimmer, einige Luftblasen, — und er ist für immer verschwunden.

Keine Blume schmückt die Stelle
Und kein Hügel zeigt den Ort,
Nur des Meeres flücht'ge Welle
Und der Wind rauscht drüber fort.

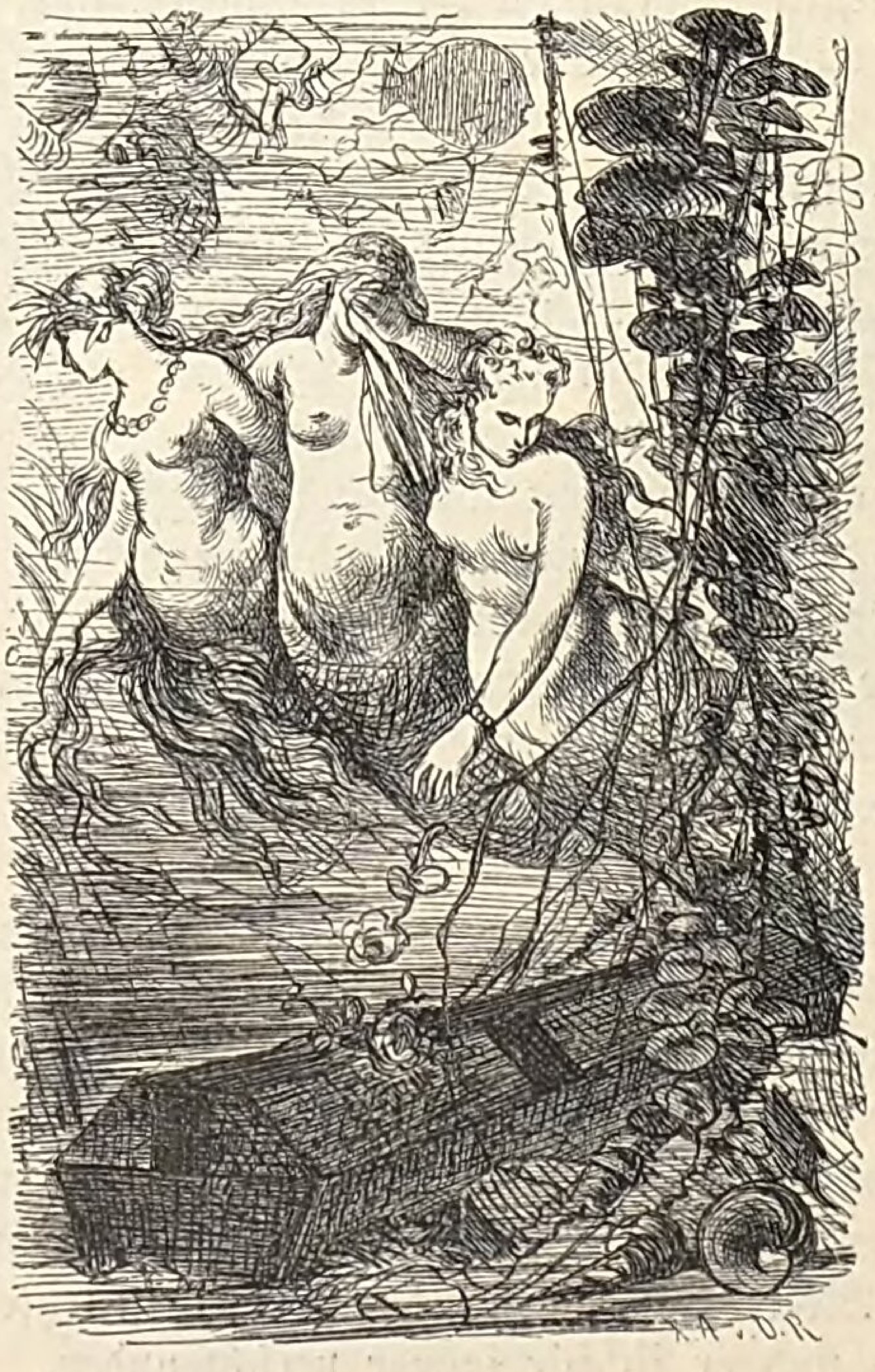
„Braßt voll!" tönt das Kommando vom Hinterdeck. Die Raaen fliegen herum, der frische Passat füllt die Segel, die Fregatte gleitet behende durch die schäumenden Wellen, und bald liegt eine weite Strecke zwischen ihr und dem Grabe.

Der Dienst des Toten ist beendet, das Leben macht neue Ansprüche an die Zurückbleibenden, und die Mannschaft geht ihren Geschäften nach.

Nur zwei Personen, Schramm und Vogel, sind noch in dem Fallreep stehen geblieben, und ihr Blick schweift in die Ferne dorthin, wo sie ihn begraben haben. Über die wettergefurchte Wange des alten Unteroffiziers rinnt eine Thräne, und er murmelt: „Armer Junge, leb wohl! Ach, ich wußt' es wohl, ein Freitagswind bringt nimmer etwas Gutes."

Auch Vogel ruft dem Freunde ein letztes Lebewohl nach, aber in seinem Herzen erklingen die Zaubertöne des Nixengesanges wieder und lindern tröstend seine Trauer.

Schlummre sanft auf kühlem Grunde,
Von den Fluten eingewiegt.
Deiner Mutter bring' ich Kunde,
Wo ihr Kind begraben liegt.



Am Kap der guten Hoffnung.



un wird uns natürlich wieder ein Sturm aufgetischt!“ denkt bei der Überschrift die Mehrzahl der Leser, „das Schiff hat den Passat hinter sich, geht um das Kap, wo es bekanntlich 366 mal im Jahre stürmt — was kann da wohl anders kommen?“

Fehlgeschossen, geehrter Leser! Ich habe zwar noch einen ganz haarsträubenden Sturm in petto, bei dem die Masten und Kanonen wie Spreu in der Luft umherfliegen und schließlich das ganze Schiff über Bord geht, diesen spare ich mir aber wohlweislich für später auf, um, dem Geiste der Zeit Rechnung tragend, das Drama mit dem gehörigen Knalleffekt bei bengalischer Beleuchtung zu beenden. Ich gedenke ein friedlicheres Bild zu zeichnen, bei dem es nur ein klein wenig Gänsehaut gibt und schwache Nerven nicht über Gebühr angegriffen werden.

Der „Seestern" hat der Kapstadt einen vierzehntägigen Besuch abgestattet, schwimmt aber inzwischen schon wieder auf der blauen Tiefe und hat seinen Kurs nach Osten zu den Kindern der Sonne im bezopften China gerichtet.

In der Kapstadt war es sehr hübsch, die Zeit im Hafen natürlich aber für alle wieder viel zu kurz, mit Ausnahme des ersten Offiziers und des Herrn Oberbootsmannes. Nur darin stimmen auch sie den übrigen zu, in Teneriffa war es doch schöner.

Weder die ätherischen Miß Brown und Smith mit den sanft geröteten Nasenspitzen, den semmelblonden Schmachtlocken und den Augen von der Farbe wie Vergißmeinnicht in Milch gekocht, noch Juffru van den Pott und Hendrika van Pipendeckel mit den Gesundheit strotzenden und aufgesprungenen Backen haben es vermocht, den von ihnen gehofften Eindruck zu machen und die durch die Dolores, Juanita und Genossinnen halb oder dreiviertel gebrochenen Herzen zu heilen. Ach! die schwarzen Augen haben auch gar zu tief verwundet. Indessen gibt es nach Dr. Luthers Ausspruch ja drei Dinge in der Welt, die ein jeder rechtschaffene Mann hochhalten soll, und wenn Teneriffa die Liebe bot, sorgte die Kapstadt für den Wein. Offiziere wie Kadetten machten sehr bald die Entdeckung, daß eine Flasche Konstantia von der richtigen Sorte und in den Zweigen des bekannten Salonbaumes serviert, den Menschen in eine sehr frohe Stimmung versetzen und ihm selbst über Liebeskummer forthelfen kann.

Selbstverständlich hat es sich der ganze Stab des „Seestern" auch nicht nehmen lassen, das milde Feuer des am Tafelbergfuße gezeitigten Rebensaftes bis zum „auf die Bäume klettern" zu erproben, und es hat je nach der Individualität des „Probierenden" verschiedenartig gewirkt. Den ernsten Kapitän hat es so heiter gestimmt, daß der Gigsteurer Kattblock im Sonntagnachmittagsklub darüber den Kameraden ein langes Garn gesponnen, Kurzspleiß dagegen soll ganz melancholisch geworden sein und nach dem vierten Glase den nach Norden ziehenden Wolken Kußfinger zugeworfen haben.

Die Offiziere haben als gute Deutsche natürlich ein Lied angestimmt, und die Kadetten — nun ich will nichts darüber sagen, um ihnen nicht etwa noch nachträglich Arrest zu verschaffen, aber selbst der alte Tafelberg soll sein graues Haupt geschüttelt und gemurmelt haben: „Eine so lustige Gesellschaft ist mir lange nicht vorgekommen." Jedenfalls haben aber alle ohne Unterschied dabei die Überzeugung gewonnen, daß Konstantia am Kap und Konstantia im Kapkeller in Berlin zwei grundverschiedene Dinge sind.

Nun liegt die Kapstadt dem „Seestern" schon über acht Tage wieder im Rücken. Der Abschied ist nicht so schwer geworden, wie in Teneriffa. Miß Smith und Miß Brown haben am Strande weder die weißen Tücher wehen, noch die gelben Locken schütteln lassen, Juffru van den Potts und Hendrika van Pipendeckels Wangen sind weder eingefallen noch blaß geworden, denn in den vierzehn Tagen ist es allen Kapdamen vollständig klar geworden, daß deutsche Seeoffiziere fischblütige Naturen und keiner zarten Empfindung fähig sind.

Als der Tafelberg von den nordischen Gästen Abschied nahm und sich unter den Horizont senkte, grenzte sich seine flache Kuppe scharf gegen letzteren ab.

Äolus hatte sich nicht bei ihm zu Gaste gebeten, und das weiße Tischtuch war nicht aufgedeckt.*) Es ist Ausgang Dezember, d. h. Hochsommer, und dann lacht über jenen berüchtigten Gegenden ein ebenso lieblicher, blauer Himmel, wie über uns im Juli und August.

An Bord des Schiffes ist scheinbar alles in den gewohnten Gang gekommen, in Wirklichkeit herrscht jedoch in den letzten Tagen eine merkwürdige Unruhe in der ganzen Besatzung. Da ist ein Heimlichthun, ein Huschen und Flüstern, als ob irgend etwas Großes im Werke wäre. Die Zimmerleute und deren Handwerkzeug sind sehr begehrt; in den Kammern der Deckoffiziere, in der Wasserlast und den Vorratsräumen, überall hört man klopfen und hämmern; aber zu sehen ist nichts, denn die Lokalitäten werden streng geschlossen gehalten und selbst bei der Musterung von Kurzspleiß respektiert. Auffallend dabei ist die große Nachfrage nach gebrauchten Stearinlichtern. Offizierburschen, Unteroffiziere, Matrosen, alles schleppt sich mit Lichtstumpfen, die aus den verschiedensten Ecken und Winkeln hervorgeholt und mit geheimnisvoller Miene in die verschlossenen Kammern gebracht werden. Wo sie alle auf einmal herkommen, wer kann's wissen? Offenbar aber sind sie seit langer Zeit zu einem bestimmten Zwecke aufgespart, und ein wenig liegt auch Verdacht vor, daß Fiskus dazu beitragen muß. Ja, dieser Verdacht wird sogar zur Gewißheit, als der Bootsmann in der Bottelierskammer verschwindet und nach einiger Zeit leise in seine Kammer schlüpft, wobei aber die Köpfe von verschiedenen ganzen Lichtern verräterisch aus den Jackentaschen hervorblicken.

Oberbootsmann Sr. Majestät Fregatte „Seestern", fleischgewordene Pflichttreue, auch du auf verbotenen Wegen? Was für ein mächtiger Hebel muß wirken, um auch dich dazu zu bewegen, Fiskus um Stearinlichter zu schädigen! Sie sind freilich erbärmlich schlecht, ein Pfund davon wiegt nur zweiundzwanzig Lot, bei vielen hat der Fabrikant den Docht vergessen, und deshalb ist Fiskus, diesem ungreifbaren, rätselhaften, aber desto mehr gefürchteten und in Geldsachen wahrhaft unbarmherzigen Wesen, schon eine kleine Schädigung zu gönnen — aber von dir, Oberbootsmann, bleibt es immer unrecht, denn wirst du dabei gesehen, so fällt „das ganze odeur auf deiner Reputation", wie du zu sagen pflegst, wenn du odium ins Hochdeutsche übersetzest. Und doch ist es kein odium, nein, eine Ehre für dein Herz und dein Gemüt ist es, du gute, brave Seele, was du mit den Lichtern heimlich in deiner Kammer beginnst. Es ist nicht viel Platz darin in der kleinen Kammer, und seit dem Verlassen der Kapstadt hast du noch freiwillig die Hälfte davon geopfert, aber ich schlüpfe dennoch mit hinein und belausche dich in deinem Thun, um meine Seele daran zu erfreuen. Und auch ihr, Mütter der Schiffsjungen, kommt mit mir und seht, was in dem engen Raume geschieht; aber huscht leise hinein und stört ihn nicht, den alten Mann, unter dessen schroffem Äußern ein so warmes Herz für eure Kinder schlägt.

Seht dort, wie er emsig beschäftigt ist, die Lichter in den Zweigen eines prachtvollen Tannenbaumes zu befestigen. Mit vieler Mühe hat er ihn sich in

*) Bei herannahenden Stürmen ruht eine flache Nebelwolke auf dem Tafelberge, welche man in der Kapstadt das „Tischtuch" nennt.

dem fernen südlichen Lande verschafft, ihn in der Dunkelheit an Bord gebracht und bis zum heutigen Tage in seiner Kammer verborgen gehalten. In den karg zugemessenen Mußestunden hat er selbst das Tischchen dazu gefertigt und mit Moos belegt, aus buntem Papier Netze und Kronen geschnitten. Eine Flagge von Knittergold ziert die schlanke Spitze, und goldige Apfelsinen schmücken mit andern Früchten und Konfekt im reichem Behange die grünen Zweige.

Weshalb zittern ihm jetzt die Hände und werden die Augen ihm feucht, als er die Lichter befestigt? Seine Gedanken schweifen weit, weit zurück in die Vergangenheit. Gerade so hatte einst die Mutter auch für ihn den Weihnachtsbaum geschmückt, als er noch als Knabe in der liebtrauten Heimat weilte. Es ist viele Jahre her, die Mutter ward längst zur Ruhe gebettet, und seitdem hat für ihn kein Christbaum mehr gebrannt. Aber er hat nicht vergessen, wie selig es ihn einst machte, und wie schmerzvoll sein junges Herz es empfand, wenn er am heiligen Abend einsam auf den dunkeln, öden Wellen schwamm und kein freundliches Wort an sein Ohr schlug, kein liebevoller Blick auf ihm ruhte.

Er hat nicht den Baum für sich geschmückt, sondern für seine Seekinder, für die Schiffsjungen. Wenn er ihnen auch nicht die Heimat ersetzen und ihnen nicht wehren kann, daß das Auge thränenvoll sich nach ihr richtet, will er ihnen doch den herben Schmerz ersparen, den er einst selbst empfand. Der brennende Christbaum soll ihnen wenigstens ein Stück der fernen Heimat zurückgeben und ihnen zeigen, daß sie auf dem weiten Ocean nicht gänzlich einsam sind.

Und nicht der Baum ist es allein. Seht dort die Schubladen; sie sind gefüllt mit kleinen Überraschungen und nützlichen Geschenken. Die Zahl der Schiffsjungen ist groß — aber keiner ist vergessen. Und nun, ihr Mütter segnet den alten Mann, der mit so vollem Herzen an eure Kinder denkt, und dann huscht leise wieder hinaus aus dem engen Kämmerchen. Noch hat er zu ordnen und zu sichten, aber heute abend, wenn die Sonne geschieden und die Nacht ihren sternbesäeten Festmantel angethan, dann kommt wieder und feiert mit uns das liebe, schöne Weihnachtsfest auf dem Meere.

„Land voraus!“ erschallt der Ruf der Posten aus den Toppen. „Wo ist Land?“ — „Unmöglich, hier gibt es keines.“ — „Doch dort ist es ganz klar, ein hoher Berg!“ so tönt es durcheinander, alles strömt nach oben, und die Fernröhre richten sich auf die gänzlich unerwartete Erscheinung. Man zerbricht sich den Kopf, auf den Karten ist auf hundert Meilen weit kein Land verzeichnet, und das Wasser zeigt keine grünliche Verfärbung, sondern bewahrt sein dunkles Azurblau, das Kennzeichen unergründlicher Tiefe.

Aber es ist unzweifelhaft Land und nur noch wenige Meilen entfernt; die Umrisse des Berges zeichnen sich zu scharf ab, eine Luftspiegelung kann es nicht sein, ebensowenig ein Nebelgebilde.

Da bricht die Sonne hinter der Wolkenschicht hervor, die sie bis dahin verborgen. Eine zauberische Verwandlung geht urplötzlich vor sich; der bläuliche Berg verschwindet, und an seine Stelle tritt ein von purpurnem Schimmer übergossener blitzender Diamant. Wie feenhaft das glänzt und strahlt! Es ist, als

ob der Himmel Millionen Sterne darauf niedergesenkt hätte, um den Menschenkindern seine ganze Pracht und Herrlichkeit auf einmal zu zeigen.

Doch nur wenige Augenblicke ist es ihnen vergönnt, den wunderbaren Anblick zu genießen. Ein Wolkenstreif deckt die Sonne, der blendende Zauber ist verschwunden, und es erscheint wieder das Land in seiner bläulichen Färbung.

„Ein Eisberg!“ rufen verschiedene Stimmen, und das strahlende Rätsel ist gelöst.

Einer jener majestätischen Krystallblöcke, die sich alljährlich zu Tausenden von den starren Massen des ewigen Eises an den Polen lösen, um von den Strömungen nach den wärmeren Gegenden getragen zu werden und dort schmelzend den Kreislauf der Natur vollenden zu helfen, schwimmt dem Schiffe entgegen und nähert sich ihm schnell.

Seine Färbung wird allmählich heller und durchsichtiger; dann schwebt die riesenhafte Masse unheimlich und starr, aber zugleich prachtvoll und imposant an dem Schiffe vorüber. An ihrem Fuße nagen brandend die Wellen und ihre zackigen Spitzen glühen im roten Lichte der untergehenden Sonne.

Weit überragen sie die Masten des „Seestern“. Noch streben sie hoch und hehr in die Lüfte hinein, aber fort und fort arbeitet das Meer an ihrem Fall. Seine warmen Gewässer zehren stetig an ihrem Fuße. Bald haben sie ihr zerstörendes Werk vollendet, der Berg ist untergraben, und eine anrollende Woge gibt ihm den letzten Stoß. Krachend wie der Donner von tausend Gewittern bricht er in sich zusammen, die stolzen Spitzen peitschen den Gischt himmelan, dann schießen sie hinunter in die dunkle Tiefe, um wieder auftauchend als formlose Trümmer auf der Oberfläche zu treiben und nach kurzer Zeit schmelzend zu verschwinden.

Wehe dem Schiffe, das sich im Bereich solcher Katastrophe befindet! Es würde rettungslos verloren und zu Atomen zerschmettert sein.

Deshalb wird der Kurs des Schiffes aus Vorsicht soweit seitwärts vorbeigerichtet, daß kein Unfall passieren kann, denn drohend hängt bereits die Vorderseite des Berges über, und das Meer hat bald sein Werk gethan.

Da ertönt plötzlich ein Schrei von der Eismasse zum Schiffe herüber, ein Schrei so voll Todesangst und Verzweiflung, daß er das Blut der Hörer fast erstarren macht.

Auf einem Vorsprunge zeigt sich eine Gestalt; sie winkt mit einem Tuche, doch damit scheint ihre letzte Kraft erschöpft und sie sinkt leblos zusammen. Dort weiter hin erblickt das suchende Auge noch mehrere dunkle Punkte, alle Fernröhre richten sich darauf — o Gott! es sind Schiffbrüchige auf dem Berge, sie scheinen sich zu bewegen.

„Klar bei den Booten, auf mit dem Großsegel, braßt back!“ kommandiert im Augenblick der Kapitän. Die Raaen fliegen wie ein Blitz herum, die Fregatte luvt in den Wind, hemmt ihre Fahrt und die beiden Kutter senken sich mit ihren Mannschaften zu Wasser.

„Vorwärts Leute, rudert was ihr könnt?“ ruft ihnen der Kapitän nach.

Es war nicht nötig; wo es gilt, einem Nebenmenschen zu helfen, da bedarf der Seemann keines Sporns, die Boote fliegen wie von übermenschlicher Kraft getrieben durch die Fluten. Jetzt haben sie den Berg erreicht, aber die Brandung verwehrt das Landen und sie müssen wieder abstoßen. Den Zuschauern an Bord schnürt sich das Herz zusammen — doch dort verschwinden sie hinter einem Eisblock; jetzt springen die Besatzungen auf das feste Eis, man sieht sie die Unglücklichen in das Boot tragen und zurückrudern, und ein freudiges Hurra schallt hundertstimmig den kühnen Rettern über das Wasser entgegen.

Indessen dem Gruß folgt fast im selben Augenblicke ein Ruf des furchtbarsten Entsetzens, der Berg wankt, ein betäubender Donnerschlag rollt durch die Lüfte, dann stürzen die Massen in wildem Gewirr in die Tiefe und das Meer schlägt heulend und brausend über ihnen zusammen.

Die Mannschaft der Fregatte steht einen Augenblick starr und stumm, das Unglück scheint ihre Sinne gelähmt zu haben. Doch Gott wollte den Weihnachtsabend nicht auf eine so furchtbare Weise enden — dort hinter jener mächtigen Scholle schwimmen die Boote unversehrt, durch ein Wunder sind sie vom Untergange gerettet.

Das Leben strömt zurück zum Herzen, der drückende Alp entweicht, und Dankgebete steigen empor zum Himmel.

Nach wenigen Minuten sind die Boote an Bord, sie bringen die Besatzung eines Schiffes, das vor zwei Nächten während einer anhaltenden dunklen Gewitterbö gegen den Eisberg gesegelt und gesunken ist. Mit größter Not hatten sich die Unglücklichen auf den Berg retten können, aber nur, um aller Wahrscheinlichkeit nach einem schrecklicheren Schicksale entgegenzugehen; achtundvierzig Stunden ohne Nahrung, auf dem Eise fast erstarrt und der Verzweiflung preisgegeben, waren sie dem Tode nahe, als das rettende Schiff sie aufnahm.

Speise, Trank und ärztliche Fürsorge geben ihnen bald die Kräfte wieder, und als sie sich erholt, da können sie fröhlich mit teilnehmen an der Weihnachtsfeier, die durch ihre wunderbare Rettung eine noch um so schönere und kostbarere geworden ist.

Unten im Zwischendeck sind alle Vorbereitungen dazu getroffen. Die geheimnisvollen Kammern und Räume haben sich aufgethan und die Früchte des Klopfens und Hämmerns zu Tage gefördert. Die dreißig Eßtische der Mannschaft im Zwischendeck sind aufgeschlagen, und auf jedem brennt ein Weihnachtsbaum. Nur wenige davon sind wirkliche Tannen aus der Kapstadt, die meisten von den Künstlern des „Seestern“ mit ebensoviel Geschick als Scharfsinn nachgebildet. Alte Krankenrapporte sind in Blätter, Strohhalme und Scharpie in Tannennadeln und Moos verwandelt, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird beim nächstmonatlichen Abschluß der Materialienrechnung ein starker Posten Schweinfurter Grün in Ausgabe erscheinen. Einzelne schwache Stellen an den Bäumen sind mit Schiffszwiebäcken verhängt, die die Stelle von Konfekt vertreten, aber das Ganze gewährt, dank den Hunderten von gesparten Lichtern, einen brillanten Anblick. Auf den Backen liegen in numerierten Papierpäckchen die vom Kapitän und Offiziercorps für die Mannschaften bestimmten Geschenke. Cigarren, Tabak,

wohlriechende Seife, Schreibmaterialien und ein paar Dutzend Bände guter Bücher und Zeitschriften, der beliebteste und gesuchteste Artikel an Bord, bilden den Inhalt der Pakete, die, obschon an und für sich nicht sehr wertvoll, dennoch große Freude bereiten werden.

Die Verteilung geschieht durch das Los, und Fortuna selbst hat es bereitwillig übernommen, die Gaben aus ihrem Füllhorne zu spenden, das jedoch etwas eckig ausfällt, weil es aus dem Marktkorbe der Offiziermesse gebildet ist. Hinten an der zum Zwischendeck führenden Luke ist ihr Thronsessel gebaut, nicht sehr hoch, weil die Batteriedecksbalken hindernd entgegentreten, aber auf das reichste mit Flaggen geschmückt und von einem wahren Stearinlichtmeer umflossen. Blendend schön ist die Göttin gerade nicht, der Teint spielt in das Bräunliche, und das ziemlich tief ausgeschnittene Kleid zeigt einen Nacken, auf den die Tropensonne stark gewirkt, indessen schmückt dafür ein prachtvoller „letzter Versuch“ das von reicher Lockenfülle umwallte Haupt, und eine stattliche Krinoline verbirgt die sonstigen kleinen Mängel der jungfräulichen Gestalt.

Ein großer Teil der an das Füllhorn tretenden Matrosen scheint mit Fortunachen auf sehr vertrautem Fuße zu stehen und übt oft eine scharfe Kritik ihrer äußeren Erscheinung; die Göttin ist jedoch nicht auf den Mund gefallen und weiß es ihnen so heimzuzahlen, daß des Jubelns kein Ende ist und im ganzen Zwischendeck bald die heiterste und fröhlichste Stimmung herrscht.

In der Messe aber, da ist der große Baum des Bootsmannes für die Schiffsjungen aufgestellt, und der ganze Tisch mit Christgaben bedeckt. O wie freudig strahlen die Augen der rotbäckigen Knaben bei dem Lichterglanze, wie emsig untersucht jeder das mit seinem Namen bezeichnete Päckchen, und wie dankbar fliegt der Blick zu dem alten Bootsmann, der so liebevoll für seine Seekinder gesorgt hat!

Und als dann die Bescherung vorüber und die gesparten Lichtstumpfe herunter gebrannt sind, werden die Bäume und Tische fortgeräumt; ein ungefährlicher Weihnachtsgrog erscheint, und die Musik spielt fröhliche Weisen. Fortunachens Krinoline wirbelt hellleuchtend im Kreise umher, die Bänder des letzten „Versuchs“ flattern lustig um ihren Kopf, große Schweißtropfen perlen über ihren gebräunten Teint, und die Göttin zeigt sich als eine ebenso flotte als begehrte Tänzerin.

Doch ihre irdische Leichtfertigkeit scheint unter den Unverheirateten im Olymp Anstoß oder Neid zu erregen. Schnell wird ein Komplott geschmiedet, um die ungebührlich lustige Cousine etwas zu ärgern und dem lauten Jubel an Bord einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. Ganymed wird eiligst nach der Unterwelt abgeschickt, um ein paar Erinnyen aufzuhetzen, und alsbald sieht man auch zwei dieser bereits hoch in die Saat geschossenen Jungfrauen aus dem Orkus (alias Zwischendecksluke) hinter dem Großmast in der Nähe des Gangspills in die Batterie emportauchen. Für ihre Toilette scheint ihnen wenig Zeit geblieben zu sein; nicht einmal die üblichen Schlangen haben sie in das Haar gewickelt, sondern nur ein langer Überwurf, der aber verdächtige Ähnlichkeit mit zusammengenähten Matratzenbezüge hat, deckt die knochigen Formen der Jungfrauen. Die eine schwingt eine Geißel aus eisernen Tonnenreifen, die andere erhebt drohend ein ganzes Stearinlicht als Fackel.

Als sie sich in Positur gesetzt, rufen sie beide in tiefen Molltönen Wehe über Fortunachen und deren wilde Tänzer; sie prophezeien alles mögliche Unglück, dichtgereffte Marssegel, Kanonenexercitium und schwarze Liste, aber auf die gottlosen Seeleute macht das alles nicht den geringsten Eindruck.

„Sommertags stürmt es nicht," höhnen die einen; „Weihnachten gibt's keine schwarze Liste" die andern, und in wenigen Minuten müssen die alten Damen vor den losen Mäulern der Matrosen vollständig die Segel streichen. Ein kecker Bursche treibt es sogar soweit, die Grogbowle vor sie hinzusetzen und ihnen ein Glas anzubieten. Mit Entrüstung sehen sie erst ihn, dann sich selbst an; der Blick scheint zu sagen: „Hier ist Hopfen und Malz verloren!" Doch der Duft des Grogs steigt ihnen in die Nase. Der Nektar im Orkus war in letzter Zeit sehr dünn und dieser riecht viel kräftiger. Die Entrüstung gibt milderen Gefühlen Raum. Kompromittiert sind sie nun doch einmal; ein bißchen mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an.

„Was meinste, Karline?" fragt leise die ältere Erinnye.

„Na, ein Dröppchen kann nicht schaden, Jette," erwidert die Schwester, und beide nehmen mit freundlichem Blick das dargebotene Glas, um es mit einem Zuge zu leeren, ohne daß das Hurra der Umstehenden sie geniert. Der Nektar des „Seestern" scheint aber merkwürdig zu wirken. Als jetzt von der andern Seite der Batterie eine lustige Polka ertönt, da entsinken Geißel und Stearinlicht den Händen der Göttinnen, und als Fortunachen bei ihnen am Arme eines schmucken Matrosen vorbeiwirbelt, da zuckt es auch ihnen krampfhaft in den Füßen. Schramm und Kattblock, die beiden zunächst Stehenden, fühlen sich plötzlich kräftig umschlungen und mit Gewalt in den Kreis der tanzenden Paare gezogen. Die Matratzenbezüge flattern mit Fortunachens Krinoline um die Wette, und die Unverheirateten im Olymp platzen vor Neid, daß sie nicht auch mit polken können.

Da schlägt die Uhr zehn; die Musik schweigt, die Bootsmannsmaate pfeifen: „Ruhe im Schiff!" und die alte Schiffsordnung tritt wieder in ihr Recht.

Den Schiffsjungen aber beschert der erste Offizier noch eine besondere Freude; er befreit sie von der Nachtwache, und sie können ruhig bis zum andern Morgen schlafen und sich in ihre Heimat träumen.

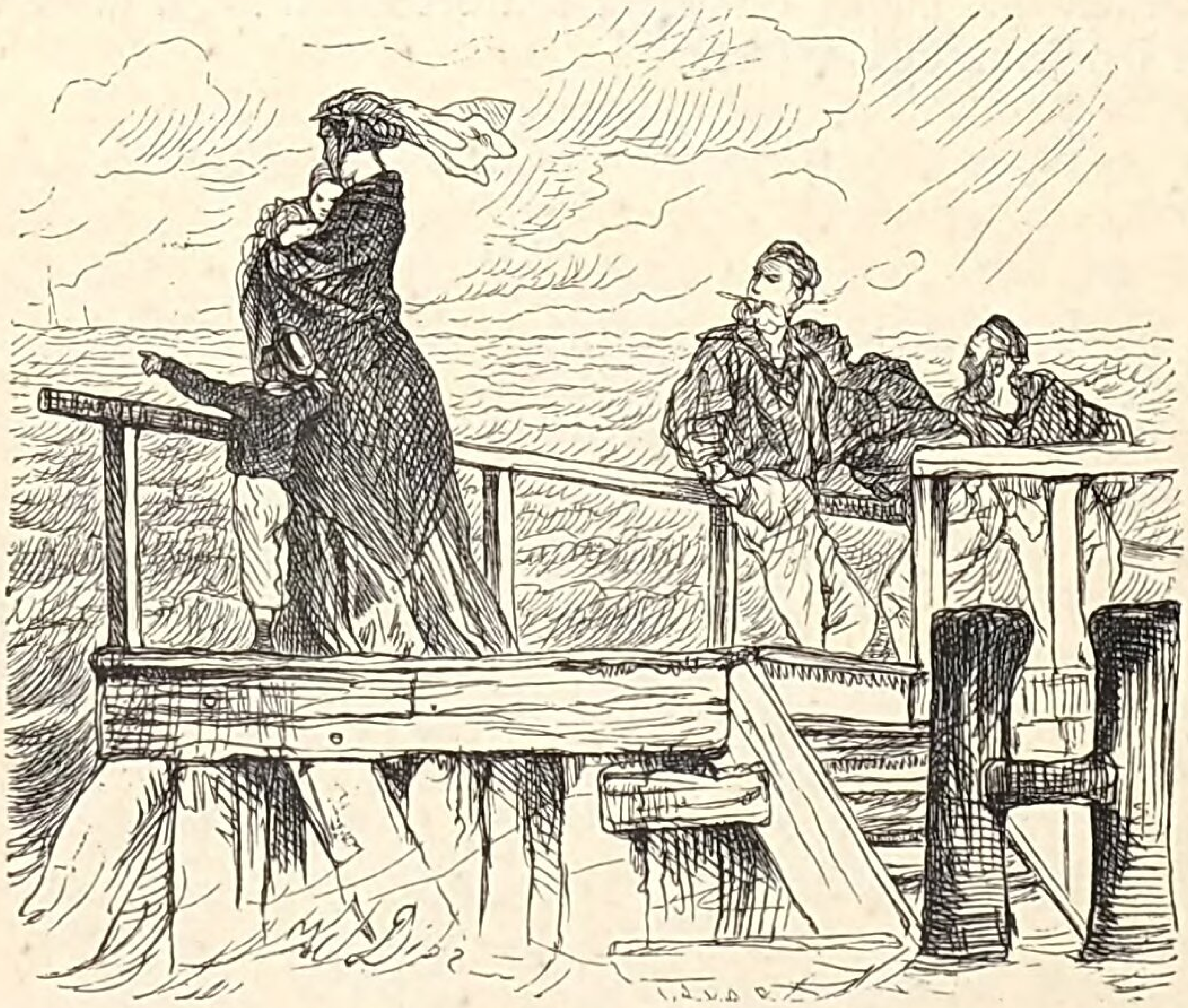
Auch der alte Bootsmann träumt, aber es ist ein wunderbarer Traum. Er hat die Stearinlichter an seinem Baume befestigt und angezündet. Sie brennen hell und glänzend, doch plötzlich erbleichen sie, und aus jeder Flamme schaut ein Gesicht so streng und drohend, daß es ihm kalt durch die Adern läuft. Er kennt sie alle die Gesichter, die so unbarmherzig auf ihn blicken mit den faltenreichen Stirnen, den aktenfarbigen Wangen und den großen Brillen. Nur das große Gesicht, oben in der Flagge von Knittergold hat er noch nie gesehen; aber es ist noch viel unheimlicher als alle übrigen, und sein kaltes, graues Auge lastet wie ein Centner auf der Brust des Bootsmannes. Eine innere Stimme flüstert ihm zu: „Das ist das wesenlose, ungreifbare Gespenst, das ist F i s k u s!" Ja, er muß es sein, denn am Weihnachtsabend kann niemand anders so aussehen. Und nun wachsen die ganzen Gestalten aus den Flammen; ganz unten auf den Zweigen stehen die Marinezahlmeister, dann kommen die Kalkulatoren und Sekre-

täre, und weiter hinauf die höheren Chargen. Sie reichen sich die Hände und beginnen einen Rundtanz um das Gesicht in der Knittergoldflagge, dessen kalte Augen sich immer tiefer in die Brust des geängsteten Bootsmanns bohren.

Immer enger ziehen sich die Kreise der Tanzenden, immer wilder wird der Reigen und immer weiter senkt er sich. Die spitzen Frackschöße und die spärlichen Haare flattern wagerecht in den Flammen, aber sie verbrennen nicht, und die Flammen züngeln und zischen näher und heißer den unglücklichen Schläfer an.

Da zittern harmonische Töne durch die Luft, und der schreckliche Zauber beginnt sich zu lösen. Die Accorde eines Chorals erklingen, die wilden Tänzer schrumpfen enger und enger zusammen und ihre drohenden Gesichter zerfließen in hellauflodernden Flammen. An ihre Stelle treten andere Gestalten; die Mütter der Schiffsjungen schweben zur Kammer herein und breiten segnend die Hände über den alten Mann aus. Seine Brust atmet wieder frei, ein freundliches Lächeln verklärt das Gesicht und glättet die Falten von der Stirne. In sanftem Schlummer umgaukeln ihn freundliche Bilder.

Heimkehr.



eimkehr! Wunderbares Wort, wie klingst du so lieblich und doch so mächtig in unserem Innern wieder! Wie plötzlich nimmst du Sorge und Kummer von der gepreßten Brust und zauberst Sonnenschein überall, wo du ertönst!

Da draußen in der Welt ist's schön; ihre Wunder berauschen oft die Sinne, Geist und Verstand erfreuen sich daran, aber das Herz vermögen sie nicht abwendig zu machen von dem kleinen Fleckchen Erde, wo seine Wiege stand und wo der Mund des Kindes die ersten Worte lallte. Die Heimat bleibt unvergessen, ihr Bild strahlt mit unvergänglichen Farben in unserer Erinnerung. Die unsichtbaren Bande, welche uns an sie fesseln, vermag keine Entfernung zu zerreißen.

Du traute Heimat, wie eng und drückend erschienst du oft dem ungestümen Sinne des Knaben; wie sehnsuchtsvoll schweiften seine Blicke über dich hinaus ins Weite, in die große Welt, über das Meer und zu fernen Ländern.

Dem heißen Drange des Knaben ist gewillfahrtet, die unbekannte Welt ihm erschlossen, und über des Oceans dunkle Fluten trug ihn das Schiff zu den fernen Gestaden. Viel Schönes zog an seinen Augen vorüber; er erschaute die großartigen Wunder der Tiefe; des Urwaldes gewaltiger Blätterdom wölbte sich über seinem Haupte, der Zauber der tropischen Natur entzückte ihn, doch eine zweite Heimat fand er nie.

Im Kampfe mit den Elementen ist der Jüngling zum Manne gereift, viele Jahre ist er umhergestreift auf der weiten Erde, Sinne und Verstand haben Befriedigung gefunden, nur nicht das Herz. Stets schaut es zurück und sehnt sich nach jener friedlichen Stätte, die ihm einst zu eng war; nach dem Buchenhain, dessen Laubdach das elterliche Haus beschattete, nach dem rieselnden Bache, dessen leise murmelnden Wellen seine Gedanken folgten, auf denen sie fortgetragen wurden zum Ocean, an dessen Ufermatten er sich träumerisch die Zukunft malte.

Drei Jahre sind dahingeschwunden, seitdem die Fregatte die vaterländischen Küsten verlassen, und die lange Zeit ist nicht spurlos an ihr und ihrer Mannschaft vorübergegangen. Sie war reich an wechselvollen Ereignissen, sie brachte manche Freude, aber auch vieles Leid. Wir finden nicht mehr jene ungebundene sorglose Heiterkeit an Bord, die allen Widerwärtigkeiten eine lachende Stirn bot, die unbekümmert um Zeit und Raum sich der Gegenwart freute und aus ihren kargen Blüten nur Honig zu saugen verstand.

Die Gemüter scheinen ihre jugendliche Schwungkraft eingebüßt zu haben, der heitere Gesang ist verstummt, das fröhliche Lachen ertönt nicht mehr, und ein schwermütiger Ernst lagert auf den Gesichtern.

Der Seemann wird oft um das, was er gesehen und erfahren, beneidet, doch der Landbewohner weiß nicht, mit welchen Opfern er diese Erfahrungen erkauft.

Sie werden bei weitem nicht durch die Kämpfe aufgewogen, die zu bestehen, nicht durch die Entbehrungen, die zu ertragen sind. Und wenn auch der Seemann selbst diese kaum in Betracht zieht, weil er nur seine Kraft an ihnen stählt und als Sieger über sie triumphiert, so bedroht ihn oft ein anderer mächtiger Feind, dem er nicht gewachsen ist, dem er nicht zu entfliehen vermag, weil er sein Nahen nicht fühlt. Es ist der tödliche Hauch des Tropenklimas, der ihn anweht, wenn sein Fuß den fremden Boden betritt, den er mit dem Aroma der Blumendüfte einatmet, und der sein Blut vergiftet.

Auch an Bord des „Seestern" ist der tückische Feind erschienen. Er hat das frische Rot der Wangen gebleicht, die jungen kräftigen Körper erschlafft und die Reihen der Besatzung gelichtet. Mancher der Kameraden ist hinabgesenkt in den dunkeln Schoß der Tiefe, und unter ihnen auch Peter Voß, der Liebling der gesamten Mannschaft, der heitere Sänger, der so oft durch seine fröhlichen Lieder den Unmut und die trüben Gedanken bannte und der es verstand, durch seine unverwüstliche gute Laune dem eintönigen Leben an Bord Lebendigkeit und Abwechselung zu verleihen. Der alte Schramm hat ihm die Augen zugedrückt und ihn in die Hängematte genäht, die anstatt des Sarges diente. Die

Thränen, welche ihm bei der Arbeit über die Wangen rollten, gaben Zeugnis von dem harten Schlage, der mit dem Verluste des geliebten Seesohnes ihn betraf.

Es war ein schweres, aber auch das letzte Opfer, welches das unbeugsame Schicksal forderte.

Seit kurzer Zeit ist neues Leben an Bord der Fregatte eingekehrt, der düstere Ernst von den Gesichtern gewichen. Die Augen strahlen wieder von Freude und Hoffnung, und ein Gesumme von Stimmen, aus dem häufig ein heiteres Lachen hervorklingt, erfüllt die Räume des Schiffes.

Vor einer Stunde ist die europäische Post gekommen und hat ein großes Paket Briefe gebracht. Kopf an Kopf drängt sich die Mannschaft um den Bootsmann, der die Austeilung vornahm. Mit klopfendem Herzen und zitternden Händen werden sie erbrochen — sind sie Boten der Freude oder der Trauer? Doch die sorgenvollen Züge der Leser verklären sich, die Briefe enthalten Gutes, und nur die wenigen, die keine Nachricht erhalten, stehen traurig und blicken mit wehmütigem Neid auf die glücklichen Kameraden.

Der Bootsmann hält noch zehn bis zwölf Briefe in der Hand — der Aufruf ist mit keinem freudigen „Hier!“ beantwortet, für sie haben sich keine Abnehmer gefunden, sie ruhen auf dem kühlen Meeresgrunde.

Doch die Briefe allein sind es nicht, welche die plötzliche Wandelung der Gemüter bewirkt haben. Heimkehr! Heimkehr! das ist das Zauberwort. Der so lange und schmerzlich erwartete Befehl dazu ist ebenfalls mit der Post eingetroffen, und wie ein Lauffeuer hat sich die frohe Kunde durch das Schiff verbreitet. Sie ist mit Jubel begrüßt, sie hat die Herzen mit Glück und Seligkeit erfüllt, vor den Blicken verschwebt die Vergangenheit wie ein schwerer Traum, und sie schauen nur noch vorwärts in die Zukunft, als deren Ziel die teure geliebte Heimat winkt. „Alle Mann klar zum Ankerlichten!“ ertönt das Kommando vom Hinterdeck. Wie schnell fliegt heute jeder auf seinen Posten, wie leicht und spielend windet sich die schwere Kette aus dem Grunde, wie elastisch und lustig marschieren die Matrosen um das Gangspill nach dem Takte der Musik, deren heitere Töne seit langer Zeit zum erstenmale wieder erklingen!

Heute bedarf es keiner Mahnung zur Pflicht, mit zauberhafter Schnelligkeit entfalten sich die Segel an den Raaen, eine frische Brise entführt die Fregatte dem fremden Lande, und nach wenigen Stunden taucht seine letzte Spitze unter den Horizont.

Kein bedauernder Blick schweift zurück zu der ungastlichen Küste, die so vieles Leid gebracht. Die Brust atmet freier bei ihrem Verschwinden, das strahlende Auge wendet sich hoffnungsvoll nach einer andern Richtung, dorthin wo die Heimat liegt.

Der Befehl zur Rückkehr erreicht die Fregatte im fernsten Winkel von China auf der Reede von Tientsin, wo sie auf ihrer Kreuztour durch die ostasiatischen Gewässer seit einigen Wochen vor Anker gelegen und sich damit die Zeit vertrieben hat, den langweiligen und öden Golf von Petchili hydrographisch aufzunehmen.

Seit fast zwei Jahren weilt sie im Chinesischen Meere, dem traurigsten Aufenthalte, zu dem ein Schiff verurteilt werden kann. Nebel, Untiefen und unheimliche Wirbelstürme gefährden die Seefahrt dort auf das äußerste, und der Aufenthalt in den Häfen bietet keineswegs Entschädigung für die Bedrängnisse der See. Sengende Glut, Nebel und Wirbelstürme im Sommer; eisige Kälte, Regen, Nebel und Wirbelstürme im Winter, das sind die Zugaben der nördlichen Küsten, deren kahle Felsenwände jeder Schönheit entbehren. Das hinter ihnen liegende Land ist niedrig, flach und ohne Abwechselung, die Städte und Dörfer sind schmutzig wie ihre Einwohner, es fehlt ihnen und ihrer Umgebung alle Romantik, und es scheint, als ob die Natur, die in den warmen Klimaten sonst so verschwenderisch mit ihren Gaben ist, China vorzugsweise stiefmütterlich behandelt habe.

Die Reede von Tientsin, der Hafenstadt von Peking, ist aber einer der schrecklichsten Ankerplätze in jenen traurigen Gegenden. Der Golf von Petchili verflacht hier so schnell nach der Küste hin, daß tiefgehende Schiffe meilenweit entfernt von ihr ankern müssen, und sie nur als ein blauer Streifen erscheint.

Es ist daher erklärlich, daß, abgesehen von den durch die Aussicht auf die Heimkehr erweckten Gefühlen, die Besatzung des „Seesterns“ diesem unwirtlichen Strande gern entflieht, aber ihre Leiden nehmen deshalb noch kein Ende. Es scheint, als ob sich das Unglück an die Fersen der Fregatte geheftet habe, und des alten Schramm Rabengekrächze von dem Freitagssegeln sich bewahrheiten solle.

Der Golf von Petchili wird vom gelben Meere durch eine Kette von felsigen Inseln getrennt. Sie sind unbewohnt, meistens ohne allen Pflanzenwuchs, und ihre schroffen Klippen steigen fast senkrecht aus der Tiefe empor. Das Fahrwasser führt zwischen ihnen durch, und die Schiffe müssen in ziemlicher Nähe an ihnen vorüber.

Der „Seestern“ durchschneidet in schneller Fahrt die Bai, deren Oberfläche bei dem über Land kommenden Winde nur wenig bewegt ist, der Himmel ist klar und wolkenlos, und die Segel der Fregatte blähen sich in bauchiger Rundung vor der backstags einkommenden frischen Brise. Die Inseln sind etwa noch zwei Meilen weit entfernt, in einer Stunde wird man hinter ihnen das freie Wasser gewonnen und für die bevorstehende Nacht keine Landgefahr mehr zu fürchten haben.

Da wandelt sich allmählich das Blau des Himmels in ein rötliches Gelb, der Horizont verschwimmt; ein Nebel scheint sich herniederzusenken, er verbirgt die Inselgruppe den Augen, und die Sonne blickt rot und strahlenlos durch den Schleier, der sich immer dichter um das Schiff webt.

Die Brise nimmt schnell zu, und die Obersegel müssen fort. Das plötzliche Fallen des Barometers gibt Warnung, und der Kapitän läßt vorsorglich zwei Reffe in die Marssegel stecken. Doch kaum sind die Leute wieder unten und die gekürzten Segel gesetzt, da zeigt sich luvwärts auf dem Wasser ein weißer Streifen — der kochende Gischt, den der Sturm vor sich herpeitscht. „Gei auf Großsegel und Besan!“ kommandiert der Kapitän mit Stentorstimme. Hunderte von Händen bemannen im Augenblick die Taue, die Schooten fliegen auf, aber da kommt auch

schon der Sturm. Mit furchtbarer Gewalt fällt er ein, und in tausend Fetzen zerrissen fliegen die beiden Segel in die Lüfte. Die Fregatte legt sich auf die Seite, als wollte sie kentern, und fliegt mit einer Höllenfahrt durch die Wogen, die von Minute zu Minute mit Riesenkraft emporwachsen und sich schon in gigantischen Massen um das Schiff türmen.

Der Posten auf der Back ruft, aber seine Worte sind nicht zu verstehen. Er zeigt ängstlich nach vorn, die Blicke folgen der Richtung, und Schrecken malt sich auf den Gesichtern. Dort einen Strich in Lee tauchen aus dem gelben Sandnebel die dunkeln Umrisse von Land auf; es ist eine der Inseln, die sich in so unheimlicher Nähe zeigt, und an deren zackigen Klippen die Brandung heulend hinaufbrüllt.

„Halt ab, halt ab!" ertönt das Kommando. Die vier Mann am Ruder stemmen sich mit ihrer ganzen Kraft gegen die Speichen des Rades — vergebens, das Schiff will nicht fallen. Der gewaltige Druck des immer mehr seitlich sich drehenden Windes hat die Luvbrassen so gereckt, daß die Raaen fast längsschiffs liegen und ihre Wirkung auf das Schiff das Abfallen unmöglich macht.

Die Klippen voraus nähern sich mit grauenerregender Geschwindigkeit — es muß etwas geschehen, wenn die Fregatte nicht in fünf Minuten an ihnen zu Atomen zerschellen soll. Der Kapitän übersieht mit einem Blick die furchtbare Lage und faßt ebenso schnell seinen Entschluß. Das Schiff will nicht fallen, aber der Wind kommt quer ein, es kann noch zwei Strich luven und dann segelt es von der Insel frei. Es ist ein gewagtes Stück, die Stengen drohen von oben zu brechen, aber es bleibt keine andere Wahl — die Klippen sind höchstens noch fünfhundert Schritt entfernt.


Der „Seestern" gehorcht willig der Drehung des Ruders und luvt an den Wind; sein Steven zeigt frei von der Insel — Hurra! nur wenige Minuten, und die drohende Gefahr ist vorüber.

Da ertönt ein Knall wie ein Kanonenschuß! Die Vormarsraa ist gebrochen, ihre herunterstürzenden Stücke fallen auf die Fock und zerreißen dieselbe, der Sturm faßt das Tuch, es peitscht einigemale und ist verschwunden. Das plötzlich vom Druck seiner Vorsegel befreite Schiff schießt in den Wind, die Hintersegel schlagen los, und auch sie teilen im Augenblick das Schicksal der Fock.

Steuerlos und ohne Segelkraft treibt jetzt die Fregatte gegen die Klippen — als letztes Rettungsmittel bleiben nur noch die Anker; halten sie nicht, dann ist der „Seestern" ohne Gnade verloren, an eine Rettung in den Booten ist bei der furchtbaren Brandung nicht zu denken.

Die beiden Buganker stürzen in die Tiefe, donnernd rasseln ihnen die schweren Ketten durch die Klüsen nach. Angstvoll sind die Blicke auf den Horizont gerichtet — jetzt klären sie sich; die Anker haben gefaßt, sie halten, das Schiff schwingt vor ihnen auf!

Doch ein Blick auf die tobende See zeigt das Trügerische der Hoffnung — die nächste anrollende Welle schleudert mit Riesengewalt den Bug des Schiffes in die Höhe, mit klingendem Tone spannen sich die Ketten straff — noch halten



Kieler Werft-Anlagen.

sie, aber jeder an Bord weiß, daß sie solche Stöße auf die Dauer nicht ertragen können.

Die beiden Rüstanker werden fertig gemacht, sie sind die schwersten des Schiffes — auch sie stürzen in die Tiefe, doch ist es unmöglich, den vier Ketten genau dieselbe Spannung zu geben, so daß sie gleichmäßig und mit vereinter Kraft tragen.

Wieder kommt eine schwere See herangerollt, wiederum hebt sie den Bug hoch und gewaltsam auf ihren Rücken — eine der Ketten hält, aber der Stoß ist zu furchtbar. Ihre fast zwei Zoll starken Eisenglieder brechen wie Glas, nach wenigen Minuten folgt ihnen die zweite und die dritte.

Der Wind steht auf das Land. Um der letzten Kette mehr Elastizität zu geben, ist ihre ganze Länge — hundert Klafter — ausgestreckt, dadurch aber auch das Schiff den drohenden Felsen um so viel näher gekommen, und das Heck ist kaum noch zwei Schiffslängen von dem nächsten entfernt. Der Sturm heult, die Brandung tobt, die Wogen scheinen sich zu immer höheren Bergen aufzuwälzen; das Schiff bäumt sich vor ihnen und erkracht in allen Fugen, der Gischt dampft sprühend darüber hin, und es liegt wie eine Klippe in der kochenden See.

Es ist eine grausige Scene, bei der das Herz des Mutigsten erstarrt. In dumpfer Resignation steht die Mannschaft an der Reiling und erwartet den Augenblick, in dem auch die letzte Kette bricht, und sich damit ihr Schicksal besiegelt. Die Menschenmacht hat aufgehört, nur der Himmel kann durch ein Wunder noch Rettung bringen. Und er bringt sie! Wo die Not am größten, da ist seine Hilfe am nächsten. Der Mittelpunkt des Wirbelsturmes hat das Schiff erreicht. Einen Moment tritt eine Ruhepause ein, dann bricht der Cyklon mit erneuter Wut hervor, aber seine Richtung ist jetzt fast die entgegengesetzte, er weht von der Insel ab.

Das Schiff schwingt herum, es rollt in der Quersee entsetzlich, die Verschanzung schöpft von beiden Seiten Wasser, die Masten scheinen aus dem Schiff fliegen zu wollen, aber dennoch atmet alles auf, die Gefahr ist vorüber; Wind und See wirken sich entgegen und nehmen die Kraft von der Kette; aber selbst wenn sie jetzt auch bräche, es wäre kein Unglück, das Schiff würde in den Golf zurück und in freies Wasser treiben.

Nach kurzer Zeit läßt die Gewalt des Sturmes nach, der Sandnebel wird dünner, die See nimmt ab, und nach einer Stunde blickt die scheidende Sonne wieder klar und goldig auf die beruhigte Wasserfläche nieder, die noch vor so kurzer Zeit im wildesten Durcheinander toste.

Während der Nacht muß die Fregatte liegen bleiben, sie kann die verlorenen Anker nicht im Stich lassen und muß sie am andern Morgen wieder auffischen. Doch die nahe Insel hat jetzt ihre Schrecken verloren; leise nur rauschen die Wellen an ihren Strand und der Mond gießt mild sein Silberlicht auf ihre scharfgezackten Felsen. Auf dem Schiffe herrscht die altgewohnte Ruhe; sie wird nur durch das Schlagen der Glocke und den Ruf der Posten unterbrochen, deren Echo an den steilen Wänden der Insel wiederhallt. Der furchtbare Nachmittag

ist vergessen, und im friedlichen Schlummer wiegt sich die Mannschaft in ihren Hängematten.

Der anbrechende Morgen bringt reges Leben; die Anker, deren Plätze die daran befestigten und auf der Oberfläche schwimmenden Bojen kennzeichnen, werden gefischt. Es ist eine schwere Arbeit, aber es geht zur Heimat, und Lust und Frohsinn fördern sie. Nach wenigen Stunden sind die Anker an Bord, die gebrochenen Ketten ausgebessert, und der „Seestern" enteilt vor dem günstigen Winde mit raschen Schritten den unfreundlichen Gegenden, die ihm so arg mitgespielt.

Kap Shantung, die nordöstliche Spitze Chinas, ist bald umsegelt, der frische Nordostmonsun treibt das Schiff mit fliegender Fahrt längs der Küste nach Süden und gestattet ihm bald in die Formosastraße einzulaufen. In ihr läßt jedoch die Brise bedeutend nach; die hohe Gebirgskette, welche die Insel der Länge nach durchzieht und sich bis zu 10000 Fuß erhebt, fängt den Wind auf, und zum großen Kummer der Mannschaft fällt Stille ein. Zwar wird sie voraussichtlich nicht von langer Dauer sein, da eine günstige Strömung die Fregatte südlich setzt und sie bald aus dem Bereich der Berge bringen muß, aber auf der Rückreise nach dreijähriger Abwesenheit ist auch der kürzeste unerwartete Aufenthalt höchst unwillkommen.

Einen Trost gewährt die Überzeugung, daß das Land wirklich durchwandert und das Schiff, wenn auch nur langsam, vorwärts geht. Auch bietet sich dem Auge Abwechselung in den Tausenden von Fischerdschunken, welche das Meer beleben und in dem längs der chinesischen Küste streifenden Kaltwasserstrom reiche Beute finden.

Zehn Millionen Bewohner des himmlischen Reiches beschäftigen sich mit Fischfang, und hunderttausend ihrer gebrechlichen Dschunken, deren Form und Ausrüstung seit dreitausend Jahren dieselben geblieben, mit hölzernen Ankern, Tauen und Segeln von Binsen, wie sie die Argonauten hatten, trotzen den Gefahren des Meeres, um ihm seine Schätze abzuringen. Bisweilen vernichtet ein einziger Taifun fünf- bis sechshundert derselben und zerschmettert sie an den Küsten, aber in China haben Menschenleben wenig Wert, und die Masse des Volkes nimmt kaum von solchen Unfällen Kenntnis. In einem Lande, wo bei jeder Mißernte Hunderttausende verhungern, macht es wenig Eindruck, wenn einmal ein Sturm deren fünf- bis sechstausend begräbt.

Während der Nacht hält die Stille an, am andern Morgen jedoch ist das Schiff schon so weit südlich gesetzt, daß die Brise sich wieder einstellt, und der „Seestern" mit runden Segeln fährt. Die Fischerflotten sind mit der Küste im Norden verschwunden, und nur im Südosten gegen die Küste von Formosa zu zeigen sich in der Entfernung von einigen Meilen die Mastspitzen mehrerer Fahrzeuge. Sie werden vom Ausguck auf der Vormarsraa gemeldet, jedoch unbeachtet gelassen und tauchen sich allmählich unter den Horizont, als die Fregatte ihren Kurs weitersteuert.

Plötzlich rollt ein dumpfer Schall über das Wasser wie ferner Donner. Nach wenigen Minuten ertönt er zum zweiten- und drittenmale; aber jetzt, wo

man darauf achtet, erkennt man seine Natur. Es ist nicht der Donner eines Gewitters, sondern der Donner von Kanonen, den der Wind herüberträgt, und er kommt aus der Gegend, wo sich vor kurzem die Mastspitzen der fremden Segler zeigten. In europäischen Gewässern würde es einem Kriegsschiffe nicht auffällig sein, Kanonenschüsse zu hören, aber in dem berüchtigten chinesischen Meere, wo es von Piraten wimmelt, erregen sie Verdacht. Der Kapitän läßt deshalb sofort anluven und nach der Richtung hinsteuern, aus der die Schüsse tönen.

Sie wiederholen sich und werden deutlicher; Offiziere und Kadetten klettern mit den Fernrohren in die Toppen, und **Vogel** sitzt dicht unter dem Flaggenknopf auf der Voroberbramraa, um der erste zu sein, der etwas entdeckt. Bald tauchen die Fahrzeuge von vorhin wieder aus dem Wasser empor; das Schießen geht von ihnen aus, bei der klaren Luft sieht man schon den Pulverdampf aufsteigen. Die Fregatte nähert sich schnell, die Unterschiffe der Fremden zeigen sich den Beobachtern über dem Horizont, und das bewaffnete Auge läßt ihre Bauart erkennen.

„Drei Dschunken und ein Vollschiff," ruft Vogel von seinem hohen Sitze, wo er den weitesten Gesichtskreis hat. Die Meldung verursacht allgemeine Aufregung unter der Besatzung — es unterliegt keinem Zweifel mehr, das Schiff ist von Piratendschunken angegriffen und mit ihnen im Kampfe. Es gilt, ihm zu Hilfe zu kommen und die frechen Seeräuber zu bestrafen.

Die Fregatte geht schärfer an den Wind, um den Dschunken, ehe sie von ihnen als Kriegsschiff erkannt wird, die Luv abzuschneiden, zwischen sie und das Land zu kommen und ihnen den Weg nach der Küste zu verlegen. Es scheint, als ob die auffrischende Brise diesen Plan begünstigen wollte; der „Seestern" hat alle Leinwand beigesetzt, die irgend darauf hängen will, er steuert unter Preß von Segeln landwärts und rauscht mit zehn Meilen Fahrt durch das Wasser. Nach einer halben Stunde ist er den Piraten weit genug im Rücken, um auf sie abzuhalten und sie unter seine Kanonen zu bringen. Schon eilen die Mannschaften von selbst an ihre Geschütze, um alles vorzubereiten, ehe noch einmal Trommel und Horn das Signal zum „Klar zum Gefecht" gegeben haben. Die Masten der Dschunken sind bereits von Deck aus zu sehen, und in einer halben Stunde müssen sie in Schußbereich sein — da verschwinden sie auf einmal wie durch Zauber, und vergebens strengen sich Hunderte von Augen an, sie wieder aufzufinden. Einer jener Nebel, die im Chinesischen Meere an den Küsten so plötzlich sich herniedersenken und ihr Nahen nur durch einen eisigen Hauch verkünden, hat sie den spähenden Blicken entzogen.

In kurzem hat der Nebel auch die Fregatte erreicht und sie in einen dichten Schleier gehüllt, der kaum eine Schiffslänge weit zu sehen gestattet. Gleichzeitig läßt auch die frische Brise nach, und nach kaum zwanzig Minuten hängen die Segel tot an Masten und Stengen nieder; es ist vollständige Windstille geworden, und der „Seestern" treibt steuerlos auf den Wellen.

Allgemeine Niedergeschlagenheit macht der Aufregung Platz, die gehoffte Beute ist entkommen.

Traurig blickten die Geschützmannschaften auf ihre Kanonen. Drei Jahre lang haben sie täglich an ihnen kalt exerziert und sich fast die Arme ausgerenkt; heute hofften sie nun endlich einmal einen wirklichen warmen Schuß daraus zu thun, und nun diese bittere Enttäuschung. Auch die Fangschnüre des Unterlieutenants, welche zu verdienen Vogel sich schon oben auf der Voroberbramraa im stillen gelobt hatte, verschweben wieder in nebelhafte Ferne — er hätte sie sich so gern mit dem Säbel in der Faust auf einer Piratendschunke erobert, nun aber wird er sie doch wohl im Prüfungszimmer der Marineschule mit Hilfe der Kosinusse und Sekanten erringen müssen. Dr. Salomo packt höchst mißmutig seine Knochensägen und Amputationsmesser wieder ein. Welche Fülle höchst interessanter Fälle würde eine einzige Breitseite mit Kartätschen auf dreihundert Schritt ihm unter die Finger geliefert haben! Alle die schönen zerschossenen Arme und Beine, die brillanten Perforationen des Thorax, die wunderbaren Frakturen des Kraniums — auch sie sind dahin und eitel Träume gewesen!

Dieser unselige Nebel, welche schöne Hoffnungen hat er geknickt!

Doch halt! was ist das? Eine Salve von Flintenschüssen, gefolgt von einem furchtbaren Geheul menschlicher Stimmen, hallt über das Wasser herüber, dann wieder Schüsse. Man hört sie ganz deutlich, sie können kaum tausend Schritte entfernt sein.

Die gesamte Mannschaft der Fregatte schnellt empor, und die Augen blitzen vor Erregung. Der Kampf hat noch nicht geendet, die Piraten haben das Kauffahrteischiff noch nicht genommen, davon zeugt das Wutgeschrei der Chinesen und das fortdauernde Schießen.

„Klar die Boote zu armieren!" ertönt der Befehl vom Hinterdeck. Es ist die höchste Zeit, Hilfe zu bringen, und dies kann nur mit den Booten geschehen, das Schiff liegt bewegungslos auf dem Wasser.

Ha! wie fliegt bei dem Kommando jeder auf seinen Posten, wie zauberhaft schnell werden die schweren Boote über Bord gesetzt, bemannt und bewaffnet!"

„Klar Barkasse," „klar Pinasse," „klar Kutter," melden die Bootsoffiziere, und nach kaum einer Viertelstunde rudern die Boote gefechtsbereit nach der Richtung, aus der noch immer die Schüsse ertönen, die Barkasse voran unter Führung des ersten Offiziers, der den Befehl über die Expedition führt. Es bedarf keiner Ermunterung zum schnellen Rudern, die Matrosen geben von selbst ihre letzte Kraft aus, und die Fahrzeuge fliegen durch das Wasser.

Nach zehn Minuten sind sie an Ort und Stelle angelangt, und vor ihnen tauchen die Formen eines größeren Schiffes aus dem Nebel auf. Wie es scheint, hat sich seine Mannschaft auf das hohe Halbdeck zurückgezogen und verteidigt sich von dort aus gegen die wütenden Angriffe zweier Dschunken, von denen die eine soeben sich längseit festmacht und sich zum Entern anschickt. Die zweite liegt vorn am Bug, und eine dritte ist kaum hundert Schritt weit im Anrudern begriffen.

„Feuer auf die hinterste Dschunke und dann an Bord!" ruft der erste Offizier den Booten zu. Pinasse und Kutter schießen auf und rangieren sich zu beiden Seiten der Barkasse in Linie. Die Kämpfenden scheinen die Boote noch immer

nicht zu sehen, obwohl diese kaum fünfzig Schritte entfernt sind, doch da künden die Geschütze der Barkasse und Pinasse donnernd ihre Ankunft. Die Kartätschen ihrer Zwölfpfünder rasseln in todbringender Nähe über das Verdeck der Dschunke und schmettern alles vor sich nieder. Noch ehe die so furchtbar überraschten Seeräuber Zeit haben, sich von ihrem Schrecken zu erholen, legen die Boote längseit, mit lautem Hurra werfen sich ihre Mannschaften auf das niedrige Deck und dringen auf die überlebenden Chinesen ein, die, kaum sich zur Wehr setzend, mit verzweifeltem Geheul nach vorn fliehen und Rettung suchend über Bord springen. In kaum einer Minute ist die Dschunke genommen, was von ihrer Mannschaft noch vorhanden ist, liegt tot oder schwer verwundet auf dem Verdeck.



„Vorwärts auf die zweite!“ kommandiert Kurzspleiß. Die Mannschaften springen in die Boote und rudern nach vorn. Die Dschunke am Bug rührt sich nicht, aber sie scheint auch menschenleer, nur auf dem Hinterdeck kauert ein junges Weib mit einem Kinde auf dem Rücken. Als die Barkasse längseit legt, erhebt sie sich, zündet mit einem brennenden Scheit einen Stinktopf an und wirft ihn mit teuflischem Grinsen in das Boot. Pestilenzialische Dämpfe entquillen in dichten Massen dem Topfe, sie drohen die Leute zu ersticken. Diese müssen aus dem Boote, können jedoch glücklicherweise ungehindert an Bord der Dschunke entern. Sie finden keinen Widerstand; zehn bis zwölf Chinesenleichen liegen auf dem Deck, sonst ist niemand an Bord, außer der Frau, die bald unschädlich gemacht wird.

Der erste Offizier späht nach der dritten Dschunke aus, aber sie ist spurlos verschwunden. Sie muß die Boote noch rechtzeitig entdeckt und unter dem Schutze

des Nebels die Flucht ergriffen haben. Vergebens lauscht alles, um an dem Ruderschlage zu hören, welche Richtung sie eingeschlagen hat; es ist nichts zu vernehmen und eine Verfolgung nicht möglich.

Kurzspleiß geht an Bord des Schiffes, dessen tapfere Mannschaft noch immer auf dem Halbdeck steht und sich kaum von dem Erstaunen über die so gänzlich unerwartete Hilfe erholen kann, jetzt aber ihre Retter mit freudigen Grüßen bewillkommnet. Doch als der erste Offizier über die Verschanzung steigen will, ist die Reihe des Staunens an ihm, und seinen Blicken bietet sich ein sonderbares Schauspiel.

Das ganze Deck des Schiffes ist von vorn bis hinten dick mit Butter bestrichen, und dieser merkwürdige Überzug überall dicht mit Glasscherben gespickt.

Es ist das eine originelle, aber wie es scheint, sehr wirksame Art von Verteidigungslinie, davon zeugen die toten Chinesen, welche haufenweise auf dem Vorderteil des Schiffes liegen.

„Sie müssen schon auf der Verschanzung entlang klettern," ruft der Kapitän des Schiffes ihm zu, „um durch unsere Barrikaden zu kommen."

„Eine solche Befestigungskunst ist mir allerdings neu," erwidert Kurzspleiß, der mühsam das Halbdeck erreicht, „aber ich gratuliere Ihnen, Sie haben sich brav geschlagen."

Das Schiff ist ein amerikanischer dreimastiger Schuner mit Lebensmitteln nach Shanghai bestimmt und seine Besatzung zählt nur zwölf Mann.

„Sie wundern sich über das Aussehen meines Schiffes," sagt der Kapitän, „aber ich wußte kein besseres Mittel, um mir die Halunken vom Halse zu halten. Schon seit Tagesanbruch verfolgten mich die Dschunken, doch bei der Brise, die wir heute morgen hatten, konnten sie trotz ihrer Ruder nicht mit uns aufkommen. Da wurde es jedoch flauer, sie schossen allmählich auf und ich sah, daß ich kurz über lang sie doch an Bord haben würde. Nun, wir wußten alle, daß es an unseren Kopf ging, wenn die Bande uns überwältigte, und deshalb beschlossen wir, unser Leben so teuer, als möglich zu verkaufen. Ich bin vor Jahren schon einmal mit einer Dschunke im Gefecht gewesen, und es ist mir bekannt, daß man weniger ihre Kanonen und Luntenflinten, als ihre infernalischen Stinktöpfe zu fürchten hat, die sie auf das Deck werfen und die auf zehn Schritt in der Runde alles ersticken.

„Als sie in den Bereich meiner beiden Kanonen kamen, begann ich auf sie zu feuern, so lange mein Pulver vorhielt, aber es wurde immer flauer, und ich ließ deshalb alles klar machen, um ihnen das Entern zu erschweren. Ich spendierte ein paar Faß Butter und einige Dutzend Sherryflaschen von meiner Ladung, und in zehn Minuten hatten meine Leute die Barrikaden fertig. Da kam der Nebel und die Stille, und wir hatten uns kaum mit unseren Gewehren und Revolvern auf dies hohe Halbdeck zurückgezogen, als auch schon die erste Dschunke vorn anlegte. Wir gaben eine Salve auf ihr Deck ab, und ich glaube, sie hat gut gewirkt, aber die nackten Teufel ließen sich dadurch nicht abschrecken. Mit furchtbarem Geheul enterten einige zwanzig von ihnen über den Bug und sprangen auf das Deck. Drei oder vier hatten brennende Stinktöpfe auf Bambusstangen, um sie

zwischen uns zu werfen, doch sie wurden bald gewahr, daß es sich barfuß auf Butter und Glasscherben schlecht geht.

„Sie glitten aus, stürzten in das Glas und brüllten vor Wut und Verzweiflung, obwohl es nicht lange dauerte. Ihre eigenen Stinktöpfe fielen zwischen sie, sie wurden betäubt, und in wenigen Minuten hatten wir ihnen mit unseren Gewehren den Garaus gemacht.

„Inzwischen kam jedoch die zweite Dschunke von hinten auf und als wir sie bei dem dichten Nebel sahen, war sie schon so nahe, daß wir nur einmal feuern konnten, ehe sie sich anhakte. Nun, wir würden wohl noch einige Havarie unter ihrer Besatzung angerichtet haben, aber die dritte Dschunke kam auch schon in Sicht. Zwei von meinen Leuten waren bereits durch Speerwürfe verwundet, und es hätte doch schlimm mit uns gestanden, wenn Sie nicht erschienen wären.

„Ich danke Ihnen deshalb von Herzen für Ihre Hilfe," schließt der Kapitän seinen Bericht und drückt Kurzspleiß warm die Hand, „obwohl ich noch immer nicht begreifen kann, woher Sie so wunderbarerweise gekommen sind."*)

Der erste Offizier erklärt dem Amerikaner den Zusammenhang, als das Gespräch plötzlich durch einen Kanonenschuß unterbrochen wird, der unzweifelhaft von der Fregatte stammt. Kurz darauf hört man den zweiten, danach vier bis fünf auf einmal — dann wird es wieder still.

Nach einer Pause hallen die Töne eines Hornes über das Wasser.

„Wir werden zurückgerufen," äußert Kurzspleiß; „wahrscheinlich ist die flüchtige Dschunke auf den ‚Seestern' gestoßen und hat Feuer bekommen."

Er läßt den Hornist im Boote ein Antwortsignal blasen und folgt dem Rufe. Es verhält sich so, wie er gemutmaßt; die Dschunke ist in Sicht der Fregatte vorbeigerudert, hat einige Kartätschenlagen bekommen, man hat auch das Stürzen eines Mastes wahrgenommen, dann ist sie jedoch wieder im Nebel verschwunden.

Die Boote machen sich abermals zur Verfolgung auf, kehren aber unverrichteter Sache zurück, von dem Fahrzeuge ist nichts zu entdecken.

Dr. Salomo ist inzwischen an Bord des Schoners gesetzt, um die beiden glücklicherweise nicht schwer verwundeten Amerikaner zu verbinden; unter den Piraten findet er jedoch leider niemand mehr, um seine ärztliche Kunst zu erproben. Was nicht von den Kugeln der Amerikaner oder den Kartätschen der Boote tödlich getroffen, ist durch die Stinktöpfe erstickt oder im Wasser umgekommen.

Von den Bootsmannschaften ist nur einer blessiert, und zwar ist Kadett Vogel der Glückliche. Der von dem chinesischen Weibe geschleuderte Topf hat mit der scharfen Kante seinen Kopf getroffen und ihm eine tüchtige, wenn auch ungefährliche Schmarre an der Stirn versetzt. Er möchte sie für nichts in der Welt hingeben. Wie interessant, in Gesellschaft von jungen Damen eine solche Narbe aufweisen und die Geschichte ihrer Entstehung mit poetischer Lizenz vortragen zu können! Wie wird er von den Kameraden beneidet werden?

---

*) Das Erzählte ist Thatsache. D. V.

Gegen Mittag klart der Nebel auf, und es kommt etwas Brise durch. Die Fernröhre suchen eifrig den Horizont ab, um die entkommene Dschunke zu finden, doch ist keine Spur von ihr wahrzunehmen; sie ist entweder gesunken oder hat bereits die Küste von Formosa erreicht.

Die beiden andern Dschunken sind so von Kugeln durchlöchert, daß sie sich nicht mitführen lassen. Schneller und schneller füllen sie sich mit dem eindringenden Wasser, und bald verschwindet ihr Rumpf unter der Oberfläche.

Das unglückliche Weib mit dem Kinde, das sie fest an ihre Brust gedrückt, ist die einzig Überlebende der Schar. An Bord des Schuners gebracht, blickt sie stumm und starr auf die verschwindenden Fahrzeuge, mit denen ihr Gatte und der Vater ihres Kindes in die Tiefe versinkt.

Die Wogen schlagen über den Spitzen der Masten zusammen — da ertönt ein gellender Schrei! ein Sprung — und auch sie ist von den Fluten verschlungen, ehe etwas zu ihrer Rettung geschehen kann.

Ihr Tod ist eines Piratenweibes würdig, das blutige Drama ist beendet.

Die Fregatte trennt sich von dem Amerikaner, nachdem sie ihn mit frischer Munition versehen, und steuert ihren Kurs nach Südwesten weiter. Schnell und ohne Unfall erreicht sie die Sundastraße, eine jener Stationen, an denen kein Schiff vorbeisegelt, ohne eine kurze Rast zu machen.

Die von Westen Kommenden haben eine Monate lange Reise hinter sich, die dorthin Gehenden eine ebenso lange vor sich, auf der sie kein Land sehen. Jene wollen sich nach so vielen Entbehrungen erfrischen, diese noch Vorräte von Früchten und andern Erzeugnissen des schönen Java mit hinausnehmen, und das liebliche Anjer, ein mit allen Schönheiten der Tropen geschmücktes Städtchen an der Küste Bantams, sieht jährlich Tausende von Schiffen auf seiner geschützten Reede ankern.

Auch der „Seestern“ verweilt einen Tag, und manches Boot voll Bananen, Ananas und kostbarer Mangostin wird eingekauft. Die Kadetten leisten darin das Mögliche. Ihre Messe gleicht einem Fruchtkeller; sie ist von oben bis unten vollgepackt, und niemand an Bord begreift, was sie mit solchen Quantitäten beginnen wollen. Aber Kadetten sind sehr oft unbegreiflich, namentlich wenn es sich um Vertilgung von Früchten und Fruchteis handelt. Außerdem helfen bei solchen Gelegenheiten ihre Burschen auf das treueste, und so lichten sich die Vorräte in unglaublich kurzer Zeit. Nach achtundvierzig Stunden ist die letzte Banane zu ihren Vätern versammelt, die Seekost tritt in ihr Recht, und Vogels Adjunkt, der Koch, muß wieder allen seinen Scharfsinn aufbieten, um aus gelben Erbsen und Salzfleisch siebenmal in der Woche andere Speisen herzustellen.

Fünf Wochen lang bietet sich dem Auge nichts als Himmel und Wasser, aber mit dem frischen Passat geht es schnell vorwärts, und das söhnt mit der Eintönigkeit der langen Reise aus. Dann kommt das Kap der Guten Hoffnung in Sicht, aber Miß Smith und Juffru van den Pipendeckel harren vergebens auf die Wiederkunft der Deutschen, deren spröde Herzen sie doch mit ihren Reizen noch zu verwunden hoffen. Der „Seestern“ fliegt meilenweit an ihnen vorbei zum großen Kummer der fast auf Null reduzierten Messen; zum Andenken spielt

das Kap noch mit einem kleinen Sturme auf, dann geht es abermals vierzehn Tage zwischen Himmel und Wasser, bis endlich Napoleons Felsengrab, St. Helena, seine schroffen Wände über dem Horizont zeigt. Doch die Ordre des Schiffes lautet, auf das schleunigste nach Hause zurückzukehren. Kein Ball, keine Landpartie, nicht einmal ein Besuch des Kaisergrabes läßt sich in der kurzen Zeit des Aufenthaltes ermöglichen, nur Proviant und Wasser wird eingenommen, und nach wenigen Stunden geht es wieder weiter nach Norden.

Die Gegend der Windstillen am Äquator wird schnell überwunden, ein steifer Nordostpassat begünstigt die Fahrt, und der „Seestern" rauscht durch die Wogen, als ob es auch ihn mit Macht zur Heimat zöge. Das südliche Kreuz und mit ihm die übrigen Sternbilder des tropischen Himmels verschwinden, und der große Bär beschreibt seinen Tageskreis schon über den Horizont. An der täglich wachsenden Höhe des Polarsterns merkt auch das unbewaffnete Auge die schnellen Fortschritte des Schiffes und begrüßt ihn als einen alten, lieben Bekannten.

Die westlichsten der Azoren, Corvo und Flores, sind das erste Land, das man erblickt, doch nur in der Ferne zieht die Fregatte an ihnen vorüber. Hier ist im Sommer die Grenze des Passats; gewöhnlich hat man in diesen Gegenden mit Stillen zu kämpfen und nicht selten treiben Schiffe wochenlang in der Nähe der Insel umher, ehe sie die Zone der Westwinde erreichen.

Dem „Seestern" ist diese Prüfung jedoch nicht vorbehalten, er trägt das Glück an Bord, und der Nordostwind geht allmählich mit der Sonne nach West herum, ein gutes Zeichen für die Beständigkeit des neuen Windes.

Mit zunehmender Stärke treibt er das Schiff vor sich her; ein Segel nach dem andern wird fortgenommen, ein Reff nach dem andern eingesteckt. Bald sind es nur noch die gereffte Fock und das dichtgereffte Großmarssegel, deren kleine Flächen sich dem wachsenden Sturme bieten, aber sie genügen, um der Fregatte eine Fahrt von zwölf Knoten zu verleihen.

Die blaue Farbe des Wassers verliert sich, und das dunkle Grün verrät die Annäherung der europäischen Küsten. Der Seegang hebt sich zu mächtiger Höhe; vor dem englischen Kanal, am Kap der Guten Hoffnung und bei Kap Horn sind die drei von den Seeleuten gefürchteten Punkte der schweren See. Die vorherrschenden westlichen Stürme erregen eine hohe, nie schwindende Dünung, die ihre endlosen Wasserberge gegen die Küste rollt. Je näher sie dem Lande kommen, desto höher türmen sie sich, und gar oft drohen die zusammenbrechenden Wogen die Schiffe zu verschlingen. Selbst die unerschrockensten Seeleute blicken mit unruhiger Miene auf diese Wasserriesen, die donnernd wie eine Lawine sich gegen ihr Fahrzeug wälzen. Doch der „Seestern" lenzt gut, seine Schnelligkeit übertrifft die der heranstürmenden See, zischend bricht sie sich an dem vom Rumpfe geglätteten Kielwasser, und leicht hebt sich das Schiff auf ihren Rücken, als spräche es ihrer Drohung Hohn. Wenn es sich dann wieder hinabsenkt in das Wellenthal, kann das Auge aus der Mars kaum den Horizont erblicken, so hoch läuft die gewaltige Dünung. Da der von hinten kommende Wind den Bewegungen der Fregatte keine seitliche Stütze gewährt, rollt sie furchtbar. Das Wasser schöpft

zu beiden Seiten über die Reiling, und die Nocken der Unterraaen berühren bisweilen fast die Oberfläche des Meeres. Boote, Geschütze, Reservespieren, alles muß mit Tauen und Flaschenzügen doppelt und dreifach versichert werden, um bei den heftigen Schwankungen des Schiffes nicht loszubrechen, und über Deck sind Taue gespannt, um den Mannschaften beim Gehen einen Halt zu bieten.

Der Posten auf der Vormarsraa erregt jetzt die Aufmerksamkeit des wachhabenden Offiziers durch Winken mit der Mütze; sein Rufen ist bei dem starken Winde ungehört geblieben. Er zeigt nach vorn; die Fernröhre folgen der Richtung, und man entdeckt nach langem Suchen die Masten eines Schiffes. Nur auf Augenblicke zeigen sie sich zwischen den Bergen der Dünung, und der unsichere Standpunkt der Beobachter läßt nichts Näheres erkennen.

Als die fliegende Fahrt des „Seestern“ diesen einige Meilen näher geführt, glaubt man an der Besansgaffel des Fremden eine Flagge zu sehen. Es ist wirklich eine Flagge, aber zusammengebunden in Schau, das Zeichen der Not.

Der Kapitän läßt sofort einen Strich nördlicher auf das Schiff zusteuern. Wenn Sturm und Seegang augenblicklich auch thatsächliche Hilfe unmöglich zu machen scheinen, will er wenigstens nichts unversucht lassen.

Nach kurzer Zeit hat sich die Fregatte dem fremden Fahrzeuge bis auf eine Seemeile genähert. Es ist ein Wrack: der Fockmast ist gänzlich und vom Großmast der Top gebrochen, nur der Besanmast steht noch unversehrt. Die über das Heck ausgesteckte Bucht eines Kabeltaues zeigt, daß das Ruder verloren ist, und man mit diesem Notbehelf das zum Spielball des Windes und der Wogen gewordene Schiff zu steuern sucht. Fast die ganze Verschanzung ist fortgeschlagen, und nur hier und dort stehen noch vereinzelte Reilingstützen. Die Boote sind sämtlich über Bord gegangen, am Besanmast flattern noch einige Fetzen des fortgeflogenen Besans, und im Luvwant ist ein Stück Segeltuch ausgespannt, um das Schiff mit dem Kopfe gegen den Wind zu halten.

Der „Seestern“ hat jetzt das Wrack erreicht und fliegt kaum hundert Schritt entfernt an ihm vorüber, doch der Anblick desselben in der Nähe ist noch um so erschütternder. Dem Anschein nach ist es ein Auswandererschiff, und man sieht eine Menge Menschen an Deck. Ein Teil derselben befindet sich an den Pumpen, die in steter Bewegung sind; die übrigen Männer, Frauen und Kinder, haben sich krampfhaft an die Schiffswände und das Tauwerk geklammert, und aus ihren Gebärden spricht die Verzweiflung. Das Deck ist glatt rasiert, Sturzseen haben alles fortgerissen.

Als die Fregatte sich nähert, sieht man einen Mann in das Want steigen. Er hält ein Sprachrohr in der Hand und will eine Mitteilung machen. Eine Bewegung des Ruders läßt den „Seestern“ so nahe in Lee vom Wrack vorbeischeren, als dies die furchtbare See gestattet, und alles an Bord lauscht in gespannter Aufmerksamkeit auf den Ruf des Fremden. Jetzt setzt er das Sprachrohr an den Mund: „Hilfe, Rettung!“ tönt es angstvoll durch die brausenden Wogen, „das Schiff ist ohne Ruder und leck!“

Mehr ist nicht zu verstehen, das übrige verhallt im Winde, aber die wenigen Worte genügen, um die Herzen an Bord der Fregatte zusammenzuschnüren.

Sie wurden in deutscher Sprache gerufen; es sind Landsleute, die um Hilfe flehen, und doch kann man sie ihnen nicht gewähren — bei solchem Wetter ist sie unmöglich.

Die letzte Hoffnung der Unglücklichen ist geschwunden und ihr Schicksal besiegelt. Ein herzzerreißender Schrei entringt sich der Brust der Armen, als die Fregatte an ihnen vorüberschießt, und er findet ein grauenerregendes Echo in den Wasserbergen des Oceans.

Doch dieser Schrei dringt auch zum Herzen des braven Kapitäns der Fregatte und läßt ihn im Augenblick einen Entschluß fassen. Wenn er auch jetzt nichts hoffen kann, will er wenigstens thun, was in seinen Kräften steht, um den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Er will bei dem Schiffe bleiben, vielleicht wird bald das Wetter besser, und es gelingt ihm Rettung zu bringen.

„Alle Mann auf! Klar zum Manöver!“ ertönt sein Kommando, „an die Geitaue und Gordings der Fock!“

Die gesamte Mannschaft verteilt sich an die genannten Taue, welche zum Zusammenschnüren des Segels dienen; es gilt ein gefährliches Manöver, das Beidrehen im Sturm, und es kommt darauf an, es so schnell wie möglich auszuführen.

„Steck auf Schooten, Gei auf!“ — Die Schoten werden losgeworfen, der Sturm hebt das Segel wie einen Ballon, aber die vierhundert Menschen, welche mit Anspannung aller Kräfte an den Tauen ziehen, entreißen ihm seine Beute. Im Augenblick ist die Fock unter der Raa zusammengeschnürt und der Wind kann sie nicht mehr fassen. Das Schiff merkt kaum ihre Fortnahme, es stürmt fast mit derselben fliegenden Fahrt durch die brandenden Wogen.

„An die Steuerbord Groß- und Kreuzbrassen, klar zum Beidrehen!“ kommandiert der Kapitän, und die Leute drängen sich nach dem Hinterteile des Schiffes.

Niemand darf mittschiffs bleiben, wer hinten nicht an den Brassen ankommen kann, muß nach vorn soweit wie möglich in den Bug gehen — der gefährliche Augenblick des Manövers naht.

Der Blick des auf der Kommandobrücke stehenden Kapitäns ist nach hinten gerichtet. Er wartet auf das Anrollen der nächsten schweren Seen. Es folgen stets drei solche aufeinander; nach ihrem Überbrechen tritt eine gewisse Ruhepause in der Bewegung des Wassers ein, und sie soll benutzt werden, um die Fregatte an den Wind zu bringen.

Die letzte der drei Seen verrollt.

„Ruder in Lee! Brass an!“ lautet der Befehl. Der „Seestern“ luvt in großem Bogen an; zuerst schnell, dann aber immer langsamer, je mehr sich sein Kopf gegen die schwere See dreht und er die Fahrt verliert.

Jetzt liegt er quersees — doch auch die Ruhepause ist vorüber, und die erste der drei nächstfolgenden Sturzseen rollt heran. Sie bricht sich brüllend in einiger Entfernung vom Schiffe — ebenso die zweite, doch sie kommt schon etwas näher, und ihr Andrang hindert die Fregatte im weitern Luven.

Da folgt die dritte! Unheimlich wälzt sich das dunkle Ungetüm der Tiefe heran, stets schwellend zu größerer Höhe. Seine beiden Vorgänger haben ihm den Weg gebahnt, kein schützendes Kielwasser hemmt seinen unglückschwangeren Lauf. Mit donnerndem Brausen und kochendem Zischen bricht der weißschäumende Kamm über. Nichts widersteht seiner verderbenbringenden Gewalt; er erreicht die breite Seite der Fregatte und begräbt sie unter seinen tosenden Wassern.

Mit stockenden Pulsen hat die Mannschaft den gefürchteten Moment erwartet, den jeder für den letzten hält, doch das schöne Schiff hat den furchtbaren Stoß überdauert. Einige Sekunden lang scheint es der kolossalen Masse zu weichen, dann richtet es sich elastisch wieder auf, unbesiegt von der Gewalt des Meeres.

Zwar ist alles, was zwischen Groß- und Fockmast sich befand, fortgerissen: die Barkasse und Pinasse schwimmen in Trümmern auf der Wasserfläche, und die See hat klar Deck gemacht, sonst jedoch ist kein Unglück geschehen. Durch die von den Booten in die Verschanzungen geschlagenen Öffnungen strömt das Wasser schnell ab, und das Peilen der Pumpen ergibt, daß das Schiff nicht leck gesprungen ist. Dank der Vorsicht, das die Mannschaft an beide Endpunkte der Fregatte beordert wurde, ist kein Menschenleben zu beklagen. Der „Seestern" luvt an den Wind und alle Gefahr ist vorüber. Das breite Kielwasser des jetzt langsam treibenden Fahrzeuges bildet luvwärts einen breiten Zaubergürtel, an dem alle Sturzseen ohnmächtig zerschellen.

Etwa eine halbe Meile weit entfernt kämpft das unglückliche Auswandererschiff gegen die aufrührerischen Elemente. Noch immer weht die Notflagge, noch immer gehen die Pumpen und ringen die Passagiere verzweiflungsvoll die Hände.

Der Abend kommt. O, welche furchtbare Nacht wird für die armen Schiffbrüchigen hereinbrechen! Werden sie je wieder der Sonne goldene Strahlen schauen oder wird der folgende Morgen nur die Trümmer ihres Schiffes mit seinem bleichen Schimmer beleuchten?

Der Sturm wütet fort mit ungeschwächter Gewalt, doch die Quecksilbersäule des Barometers, das Orakel der Seeleute, beginnt eine konvexe Oberfläche zu zeigen, den Vorboten ihres Steigens.

Die graue, gleichmäßige Decke des Himmels wird fleckig; im Westen färbt ein gelblich roter Schein den Horizont, und die scheidende Sonne sendet auf einen Augenblick ihre Strahlen durch die finstere Wolkenmauer. Es ist ein Strahl der Hoffnung und des Trostes, den der Himmel in das Herz der Verzweifelnden senkt, um sie mit neuem Mute zu erfüllen.

Gegen Abend hat der Sturm nicht abgenommen, sondern mit gleicher Stärke angehalten — abermals ein gutes Zeichen. „Wenn die Sonne unter weht, gutes Wetter in Aussicht steht", sagt ein selten täuschendes Sprichwort der Seeleute, und am Bord der Fregatte gibt man sich jetzt der sicheren Hoffnung hin, am andern Morgen Hilfe bringen zu können, wenn der Kauffahrer sich bis dahin über Wasser hält.

Auf der Abendwache wird der Himmel lichter, hier und dort bricht sich schon der freundliche Schimmer eines Sternes Bahn, und es beginnt in Lee aufzuklaren. Der Wind weht nicht mehr gleichmäßig, sondern stoßweise, als wäre er müde, die schwere See fällt allmählich, und gegen Mitternacht hat der Kampf der Elemente ausgetobt. Dann und wann hört man noch das Zusammenbrechen der Wogen, allein es ist nur jenes hohlklingende Rauschen, daß das Meer vor oder nach einem Sturme ertönen läßt. Ein sternenklarer wolkenloser Himmel wölbt sich über den bewegten Wassern, auf denen die beiden Schiffe schwanken und mit banger Sehnsucht des kommenden Morgens harren.

Die Schatten der Nacht beginnen zu bleichen, der Morgenstern leuchtet in strahlendem Glanze, und im Osten färbt matte Röte den Saum des Horizontes. Die Umrisse des Auswandererschiffes, das während der Dunkelheit oft durch sein zeitweiliges Verschwinden Besorgnisse auf der Fregatte erweckte, zeigen sich deutlicher, und der Kapitän, der wie die meisten Offiziere während der Nacht auf Deck geblieben, läßt mit dem ersten Grauen des jungen Tages Segel setzen und auf das Wrack abhalten. Bald ist es erreicht, und ein hundertstimmiger Jubelruf der Schiffbrüchigen begrüßt den Retter in der Not.

Der „Seestern" dreht abermals bei; beide Kutter und die Gig, die in Kränen am hintern Teile des Schiffes hängen und von der mittschiffs übergebrochenen Sturzsee verschont sind, werden zu Wasser gelassen. Die kräftigen Ruderschläge ihrer Besatzungen bringen die Boote in wenigen Minuten zur Seite des Wracks.

Es ist die höchste Zeit; schon können die Pumpen das eindringende Wasser nicht mehr bewältigen, und in einer Stunde würde die Hilfe zu spät gekommen sein.

Die Passagiere werden in die Boote genommen, Frauen und Kinder zuerst, dann die Männer. Es muß jedoch zweimal gefahren werden, die Fahrzeuge können nicht alle fassen.

Der Kapitän ist der letzte der von Bord geht. Schmerzensthränen entrollen dem Auge des alten Mannes, als er das dem Untergange geweihte Schiff verläßt. Lange Jahre hat er auf ihm gefahren, das sein Eigentum ist. Im Vertrauen auf sein bisheriges Glück hat er es nicht versichert, und nun geht sein ganzes Hab und Gut mit ihm verloren.

Auch die Passagiere retten nur das nackte Leben. Als die Boote zum drittenmal fahren, um zum Bergen der Sachen zu schreiten, ist es bereits zu spät. Nach dem Stillstand der Pumpen sinkt das Schiff schnell. Das Hinterteil taucht zuerst unter, während das Bugspriet sich senkrecht in die Luft erhebt. Noch einen Augenblick zeigt sich der Bug über Wasser — dann ist alles verschwunden. Von beiden Seiten rollt die See auf und schließt sich mit dumpfem Brausen über ihrem Opfer. Ein wirbelnder Strudel, dessen Ringe sich zu weiten Kreisen dehnen, bezeichnet die Stelle des Unterganges. Nach einiger Zeit tauchen einige losgebrochene Trümmer aus der Tiefe empor und treiben als Spiel der Wellen auf ihrer Oberfläche.

Hundert und dreißig Menschenleben sind vom sicheren Tode gerettet, und wohl mag das Herz der Retter bei dem heißen Danke der Schiffbrüchigen in gerechtem Stolze klopfen.

Das gesunkene Schiff war nach Nordamerika bestimmt; eine schwere Sturzsee hatte das Ruder fortgeschlagen und das steuerlose Fahrzeug infolgedessen seine Masten verloren. Der über Bord gegangene Fockmast war nicht sogleich von dem an ihm haftenden Tauwerk zu trennen und hatte in der Wasserlinie ein Loch in die Seite gestoßen, durch welches das Wasser beim Überholen eindrang. Mit der größten Menschenfreundlichkeit wird auf dem „Seestern" für Pflege und Unterkunft der hartgeprüften Auswanderer gesorgt, und mit vollen Segeln steuert er dem Kanal zu. Ein frischer Westwind setzt durch und kein weiterer Unfall stört die Reise.

Mit freudigem Jubel werden die europäischen Küsten begrüßt, Kanal und Nordsee sind in kurzer Zeit durcheilt, und acht Tage nach dem unglücklichen Vorfalle donnern einundzwanzig Kanonenschüsse als Gruß an die Heimat aus den Stückpforten der Fregatte. Ein Dampfschiff erwartet sie bereits auf der Reede, um sie in den Hafen zu schleppen. Auf dem Hafendamme steht es gedrängt von Zuschauern, unter deren Hurraruf es in die Molen läuft.

Zum letztenmal rauscht der Anker vom Bug, aber das Rasseln der Kette aus den Klüsen schlägt heute angenehm an das Ohr.

Das heißersehnte Vaterland ist wieder errungen; nach langer, schwerer Zeit ruht der müde Fuß wieder auf heimischem Boden, und mit freudigem Entzücken schweift das Auge über die teuren Gefilde der Heimat.

Unter der Kopf an Kopf gedrängten Menge am Ufer erblickt es liebe Züge; ein stummes Winken mit der Hand, und manche Freudenthräne entströmt dem Auge der liebenden Mutter, die in banger Ahnung der Wiederkehr des Schiffes harrte und jetzt die teueren Züge ihres Kindes erkennt.

Aber auch manches Herz preßt sich schmerzlich zusammen, wenn es den Gesuchten vermißt, und wartet in qualvoller Ungewißheit des Augenblicks, wo der Zutritt an Bord erlaubt sein wird.

Der Kapitän begiebt sich zum Admiral; der erste Offizier gestattet die Kommunikation mit dem Lande, und in wenigen Augenblicken ruhen die so lang Getrennten an der wiedergefundenen treuen Brust.

Die Feder ist zu schwach, die Seligkeit eines solchen Wiedersehens zu schildern, und sie ehrt schweigend das namenlose Weh der Armen, deren freudige Hoffnung zu Grabe getragen wurde. Möge die Zeit mit ihrem lindernden Balsam die schmerzlichen Wunden heilen, die ein herbes Geschick ihnen schlug!

Schluß.

Der Leser, welcher den „Seestern“ auf seiner langen Reise begleitet und an den Freuden und Leiden derselben Anteil genommen, ist, wenn ich richtig urteile, von ihrem Schlusse nicht ganz befriedigt. Einige der vorgeführten Personen haben in höherem oder geringerem Maße sein Interesse erweckt, er möchte noch Näheres über ihre späteren Schicksale erfahren, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie manche der jungen Leserinnen gar zu gern wüßten, ob z. B. Fräulein Dolores wirklich Frau Kurzspleiß geworden ist.

Nun, da ich damals das zarte Verhältnis indiskreterweise an die Öffentlichkeit gebracht habe, darf ich schon nicht auf halbem Wege stehen bleiben und will über die weitere Entwicklung Rechenschaft ablegen, so weit ich selbst davon unterrichtet bin.

Also, meine Damen, Kurzspleiß ist wirklich verheiratet; ich habe ihn selbst gesehen im Kreise seiner Frau und vier allerliebster Kinder, und ein Blick genügte, um die Überzeugung zu erlangen, daß in dieser Familie das schönste häusliche Glück wohne.

Seit jener Reise der Fregatte ist schon eine lange Zeit verflossen, wohl über zehn Jahre. Währenddem hatte ich wenig von dem früheren ersten Offizier gehört oder gesehen, wie das bei unserem wechselvollen Seemannsleben sehr erklärlich ist. Der eine befindet sich an diesem, der andere an jenem Punkt der Erde; wenn dieser kommt, geht jener, und so werden Kameraden oft für ihr halbes Leben auseinander gerissen.

Vor kurzem besuchte ich nun den Hafen, in dem unser Freund gegenwärtig einen hohen Posten bekleidet. Auf der Promenade begegnete ich ihm, und er führte seine Frau. Schon wollte ich die letztere als eine alte Bekannte begrüßen, da stutzte ich plötzlich fast erschreckt. Statt der Erwarteten blickte ich in ein mir vollständig fremdes Gesicht. Es war nicht minder lieblich und anziehend, als das der ehemaligen Dolores, aber prachtvolles blondes Haar umrahmte den schöngeschnittenen Kopf, und die großen blauen Augen kündeten die Deutsche.

Stumm mich verneigend ging ich vorüber. „Arme Dolores,“ dachte ich bei mir, „dein Traum war kurz, dein hasta mañana ist zur Ewigkeit geworden, dein letztes adios hat für immer gegolten — du bist vergessen, wie so viele deiner Schwestern.“

Am Abend traf ich mit einem andern alten Freunde des „Seestern“ zusammen, mit Vogel. Auch ihn hatte ich lange aus dem Gesicht verloren und kannte ihn kaum wieder. Die zehn Jahre hatten ihn sehr verändert; aus dem ränkevollen, nur auf Schelmenstreiche sinnenden Kadetten einen ernsten Mann und tüchtigen Offizier gemacht, dessen Brust ehrende Orden schmückten. Er war Adjutant bei Kurzspleiß und konnte mir daher den besten Aufschluß über dessen Unbeständigkeit geben.

Wie ungerecht war ich in meinen Gedanken gewesen!

Als Kurzspleiß nach Rückkehr der Fregatte zum Kapitän aufstieg, wurde er bald darauf wieder mit einem andern Schiffe fortgeschickt, und Vogel zu ihm an Bord kommandiert. Wie fast immer auf Reisen nach dem Süden wurde Teneriffa angelaufen, und des Kapitäns erster Gang war zum Gouverneur. Wie elastisch schritt er dahin, wie heiter strahlten seine Augen, als er diejenige wiedersehen sollte, deren Bild er so lange treu im Herzen getragen, der er mit jeder eilenden Wolke Grüße gesandt und in deren Armen er jetzt das heißersehnte dauernde Glück zu finden hoffte. Armer Kurzspleiß! du teiltest das Schicksal so vieler Sterblichen, der poetische Traum deiner ersten Liebe sollte sich nicht erfüllen. Du hattest vergessen, das es keine Deutsche, sondern eine Spanierin war, der du dein volles treues Herz entgegengetragen.

Er kehrte sehr bald wieder an Bord zurück und befahl die Anker zu lichten. Sein Gesicht war bleich, auf seinen Zügen lagerte ein tiefer Schmerz; Dolores gehörte seit zwei Jahren einem andern.

Der Schlag war hart, er brach fast sein Herz, und lange Zeit verging, ehe die Wunde vernarbte. Dann lernte er seine jetzige Frau kennen. Der milde Glanz ihrer Augen drang in seine verfinsterte Seele und ließ einen neuen Hoffnungsstrahl in ihr aufleuchten, das Bild der Südländerin verblich, ein stilles Glück zog ein in sein getäuschtes Herz, und die traurige Vergangenheit schwand vor der beseligenden Gegenwart. Er hatte gefunden, was er so lange Jahre gesucht.

„Was ist aus dem Bootsmann geworden?“ fragte ich Vogel weiter.

Über sein ernstes Gesicht flog ein Zug von Heiterkeit.

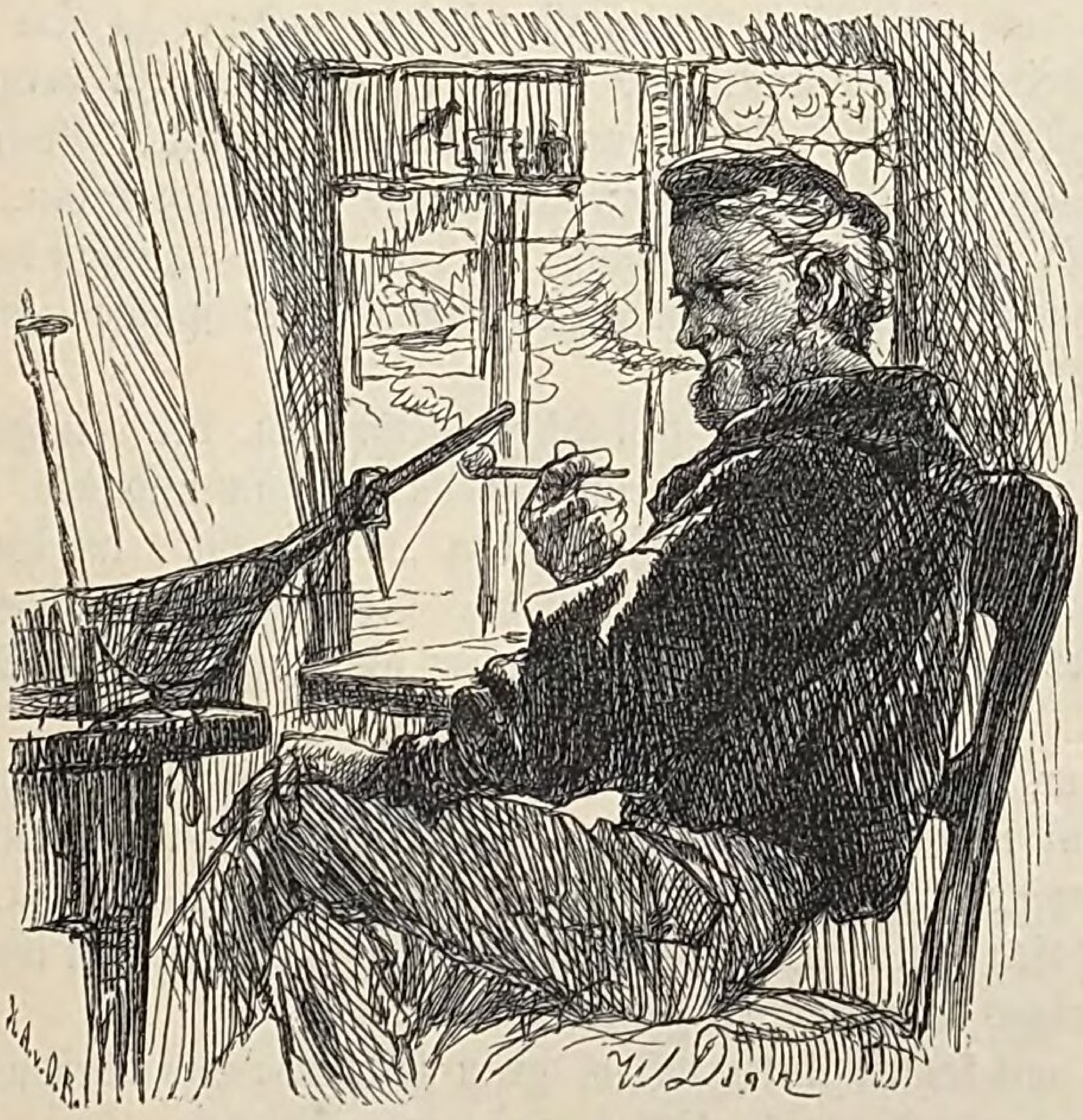
„O! dem geht es ganz gut,“ erwiderte er lächelnd, „er fährt aber nicht mehr zur See, sondern er hat sich pensionieren lassen. So lange Kurzspleiß unverheiratet war, verließ er ihn nicht und folgte ihm wie sein Schatten von Schiff zu Schiff. Da es weder Bälle an Bord gab, noch Kurzspleiß je wieder tanzte, war er stets sehr guter Laune und fluchte mehr als je in Hochdeutsch. Ich glaube, als er damals seinen Kapitän so bald vom Gouverneur in Teneriffa zurückkommen und so schnell wieder in See gehen sah, hat er die wahre Ursache geahnt, denn ich habe ihn nie so vergnügt gesehen wie an jenem Tage.

„Als Kurzspleiß sich aber später dennoch verlobte, kündigte er ihm die Freundschaft, und als nun gar bald darauf die Heirat folgte, sagte er sich zumtal

von ihm los. Da ihm außerdem die Dampfschiffe ein Greuel waren, weil trotz allen Waschens ihre Decke beständig schwarz sind, so nahm er seinen Abschied und lebt jetzt ganz allein in einem Häuschen, das jedoch nie ein weibliches Wesen betreten darf. Er hält sich einen in Schiffsjungenkleidung gesteckten Burschen, der ihn bedient und sein Haus besorgt.

„Da er sich einbildet, Kurzspleiß gründlich zu hassen, so hat er eine besondere Art erfunden, um sich für die vermeintlich von ihm erlittene Unbill empfindlich zu rächen.

„Sein Bursche muß ihn nämlich jeden Morgen um vier Uhr wecken, und es entspinnt sich dann zwischen beiden regelmäßig folgendes interessante Gespräch:



„‚Bootsmann!‘

„Ein grunzendes Hm! ist die Antwort.

„‚Bootsmann!‘

„‚Na, was willst du?‘

„‚Es ist acht Glas, Sie sollen zum ersten Offizier kommen.‘

„‚Sag dem ersten Offizier, er könnte sich zum Teufel scheren, aber ich käme nicht.‘

„Der Bursche geht pflichtschuldigst ab, der Bootsmann aber dreht sich auf die andere Seite, freut sich königlich, das er nach zwanzigjährigem Aufstehen um vier Uhr morgens den ersten Offizier so gehörig abtrumpfen kann, und schläft noch die ganze Morgenwache durch. Das ist seine Rache.

„Am Tage geht er am Hafen spazieren, kritisiert die Schiffe und ärgert sich, daß alle Stengen krumm gestagt sind, alle Raaen schief und alle Taue in der

Takelage liederlich lose hängen. Er ist der Meinung, daß die ganze Seemannschaft vor die Hunde gehe, das komme aber bloß von den verdammten Dampfschiffen.

„In den Abendstunden sitzt er in seinem kleinen, ganz wie eine Kajütte eingerichteten Stübchen und schnitzt Schiffchen und Boote. Die muß sein Bursche heimlich den Kindern seines ehemaligen Kapitäns zustecken, die bereits eine ganze Sammlung solchen Spielzeuges besitzen. Was können die Kleinen dafür, daß ihr Vater sich verheiratet hat!“

„Und wie geht es dem alten Schramm?“

„Er ist vor kurzer Zeit gestorben, hat sich aber richtig einen Freitag dazu ausgesucht. Kattblock, der es bis zum Bootsmann gebracht, war an seinem Sterbebette. Als er seinen Tod herannahen fühlte, sagte er zu dem alten Freunde: ‚Es ist heute Freitag, Kattblock, und ich werde sterben. In vergangener Nacht habe ich den Klabautermann gesehen, und er hat mir gewinkt. Auch sind es heute gerade vierzig Jahre, daß ich mit meiner Trine verheiratet bin. Es war ein Unglückstag. Ich habe dir immer einmal die Geschichte erzählen wollen, bin aber nie dazu gekommen. Nun vielleicht erzähle ich sie dir später einmal.‘ — Das sind seine letzten Worte gewesen.“

Wir waren inzwischen bis an den Hügel gekommen, der den Hafen beherrscht. Wir schauten von seinem Gipfel herab auf das Bassin und die dort ankernden Schiffe. Unser Auge suchte unwillkürlich den „Seestern“, an den sich für uns beide so viele Erinnerungen knüpften, der uns drei Jahre lang über den Erdkreis getragen, auf dem wir so manche frohe, aber auch viele trübe Stunden verlebt hatten.

Dort lag er, aber welcher Unterschied auch bei ihm zwischen damals und jetzt! Wie schlank und symmetrisch ragte sein Takelwerk in die Lüfte empor, wie sauber und glänzend schaute er aus, wie stolz waren wir auf ihn, wenn wir in einen fremden Hafen einliefen, und Schiffe anderer Nationen mit ihm verglichen — und welch trauriges Bild bot er heute!

Abgetakelt, mit kahlen Untermasten, grau gestrichen und überdacht, ohne lustig flatternde Flagge und Wimpel glich er fast einem Wrack.

Es war seine letzte Reise, die er damals machte; seitdem haben sich nie wieder seine weißen Segel gebläht, er sich nie wieder auf den Wogen des Oceans gewiegt.

Eine neue Ära ist angebrochen, der Dampf hat sich auch auf dem Wasser eingebürgert und dort seine Revolutionen vollführt wie auf dem Lande. Als letzter Repräsentant einer vergangenen Zeit liegt die Fregatte inmitten und doch einsam zwischen den Erzeugnissen der modernen Schiffbaukunst, zwischen Schrauben- und Panzerschiffen, mit rauchenden Schloten und Eisenwänden.

Mit dem Segelschiffe ist ein guter Teil Poesie des Seelebens für immer geschwunden!

Anhang.

Nachstehende Bestimmungen, über welche vielfach Unkenntnis und Unklarheit herrschen, werden geeignet sein, zwecklose Schritte zu ersparen und die richtigen Wege zu zeigen. Namentlich werden sie den Unterschied zwischen Kadetten und Schiffsjungen und die ganz verschiedene Art der Karrieren beider Kategorien verdeutlichen, die sehr oft miteinander verwechselt werden.

Bestimmungen

über die

Ergänzung des Seeoffizierkorps

nebst

Ausführungsbestimmungen für die Annahme und Einstellung als Kadett
bei der Kaiserlichen Marine.

Bestimmungen über die Ergänzung des Seeoffizierkorps.

Mit Allerhöchster Genehmigung tritt der nachstehende „Entwurf von Bestimmungen über die Ergänzung des Seeoffizierkorps“ an Stelle der Anlage 15 zu § 26, 1 der Organisatorischen Bestimmungen für die Kaiserliche Marine vom 14. Juni 1888 bis auf Weiteres in Kraft.

Die „Ausführungsbestimmungen für die Annahme und Einstellung als Kadett bei der Kaiserlichen Marine“ sind dem Entwurf als Anhang beigefügt.

Berlin, den 29. Juli 1893.

Der Staatssekretär des Reichsmarineamts.

Hollmann.

§ 1.

Ergänzungsweise.

Das Seeoffizierkorps ergänzt sich aus jungen Leuten, welche nach Prüfung ihrer persönlichen Eigenschaften und wissenschaftlichen Vorbildung als Kadetten eingestellt werden.

§ 2.

Ausbildungsgang.

1) Der Ausbildungsgang vom Kadetten zum Seeoffizier vollzieht sich auf Schulschiffen, auf Schiffen der Manöverflotte und auf der Marineschule.
2) Nach der im Frühjahr jeden Jahres stattfindenden Einstellung als Kadett erfolgt eine etwa vierwöchentliche Ausbildung am Lande und darauf die Einschiffung an Bord von Kadettenschulschiffen bis zum Frühjahr nächsten Jahres.
3) Am Ende dieser Einschiffung wird die Seekadettenprüfung abgelegt und werden die Kadetten alsdann zu Seekadetten (Portepeeunteroffizieren) befördert.
4) Die Seekadetten werden hierauf zur weiteren Ausbildung ein Jahr auf Schulschiffe (Kadetten- oder Schiffsjungenschulschiffe) und ungefähr sechs Monate auf Schiffe der Manöverflotte kommandiert.

5) Im Anschluß daran erfolgt ein ungefähr elfmonatlicher Besuch der Marineschule. Nach Beendigung desselben findet die Seeoffizierprüfung und demnächst die Beförderung zum Unterlieutenant zur See statt.

§ 3.

Anmeldung.

1) Die Einstellung als Kadett erfolgt einmal im Jahre, in der Regel im Monat April.
2) Die Anmeldung geschieht schriftlich bei dem Oberkommando der Marine in der der Einstellung vorhergehenden Zeit vom 1. August bis 1. Februar.

§ 4.

Wissenschaftliche Aufnahmebedingungen.

1) Der für den Eintritt als Kadett erforderliche wissenschaftliche Bildungsgrad ist nachzuweisen entweder:
   a. durch Vorlegung eines vollgültigen Abiturientenzeugnisses eines deutschen Gymnasiums oder eines deutschen Realgymnasiums, oder
   b. durch Vorlegung eines Zeugnisses über die bestandene Portepeefähnrichsprüfung der Armee, oder
   c. durch Beibringung des Zeugnisses der Reife für die Prima einer der unter a. genannten Lehranstalten und gleichzeitiges Ablegen der Kadetteneintrittsprüfung.

   In den vorstehend geforderten Zeugnissen ist in der englischen Sprache das Prädikat „gut" Bedingung.
2) Die Anforderungen für die Kadetteneintrittsprüfung sind aus Anlage A ersichtlich.

§ 5.

Lebensalter.

1) Junge Leute, welche als Kadetten eingestellt zu werden wünschen, dürfen nicht überschritten haben:
   a. wenn sie die Abiturientenprüfung (§ 4, 1 a) bestanden haben, ein Lebensalter von 19 Jahren,
   b. wenn sie diese Prüfung nicht bestanden haben (§ 4, 1 b u. c), ein Lebensalter von 18 Jahren.
2) Der Kommandierende Admiral ist befugt, in besonderen Fällen hinsichtlich des Lebensalters einzelne Ausnahmen eintreten zu lassen.

§ 6.

Kadettenannahmekommission.

1) Die eingehenden Anmeldungen werden zur Prüfung und Entscheidung darüber, ob der Betreffende zur Eintrittsprüfung bezw. zur Einstellung im nächsten Frühjahr zugelassen werden kann, einer von dem Kommandierenden Admiral zu ernennenden, aus drei Seeoffizieren bestehenden Kadettenannahmekommission in Kiel überwiesen.

2) Die getroffene Entscheidung wird den Angemeldeten oder deren Angehörigen durch die vorgedachte Kommission mitgeteilt.
3) Die Einberufung zu der Kadetteneintrittsprüfung bezw. Einstellung erfolgt seiner Zeit durch die Direktion des Bildungswesens der Marine.

§ 7.

Eintrittsprüfung und Einstellung.

1) Unmittelbar vor der Eintrittsprüfung bezw. Einstellung findet eine Untersuchung der Betreffenden auf körperliche Tauglichkeit für den Seedienst durch einen Marinearzt statt. Anwesend hierbei ist wenigstens ein Mitglied der Kadettenannahmekommission oder ein vom Kommandierenden Admiral hierzu besonders bestimmter Seeoffizier.
2) Die Ablegung der Eintrittsprüfung erfolgt vor der „Seeoffizier- und Kadettenprüfungskommission“ zu Kiel.
3) Diese Prüfungskommission ernennt der Kommandierende Admiral, welcher auch die Vorschriften für deren Thätigkeit erläßt.
4) Die Prüfungskommission trifft ihre Entscheidung nach dem Ausfall der Prüfung und sendet an den Kommandierenden Admiral einen Auszug aus der Prüfungsverhandlung, in welchem bei solchen Prüflingen, die nicht bestanden haben, zu bemerken ist, ob die Zulassung zu einer zweiten Prüfung befürwortet wird.
5) Der Kommandierende Admiral verfügt über die Einstellung und benachrichtigt die Angehörigen über die getroffene Entscheidung.

§ 8.

Erste Ausbildung am Lande; Kadettenschulschiffe; Seekadettenprüfung.

1) Nach erfolgter Einstellung findet die Vereidigung der Kadetten statt.

   Die Kadetten gehören von der Einstellung an zu den Personen des Soldatenstandes mit Gemeinenrang und beziehen Löhnung.
2) Es erfolgt zunächst unter Aufsicht der Direktion der Marineakademie und -Schule eine etwa vierwöchentliche Ausbildung am Lande, welche sich auf allgemeine militärische Kenntnisse und Formen erstreckt.
3) Die Kadetten werden hierauf an Bord der Kadettenschulschiffe kommandiert, wo sie ihre erste seemännische Ausbildung erhalten. Daneben findet Unterricht in den Berufswissenschaften statt.

   Die Kadettenschulschiffe kreuzen in der Regel während des Sommers in den heimischen Gewässern, begeben sich während des Winters in das Ausland (Mittelmeer und Westindien) und kehren im folgenden Frühjahr nach Deutschland zurück.
4) Am Schlusse der Reise wird von Bord des Kadettenschulschiffes aus die Seekadettenprüfung an der Marineakademie und -Schule in Kiel vor einer von dem Kommandierenden Admiral ernannten Kommission abgelegt. Den Vorsitz dieser Kommission führt der Direktor des Bildungswesens der Marine. Die Prüfung umfaßt die in der Anlage B verzeichneten Gegenstände.
5) Nach beendigter Seekadettenprüfung werden dem Kommandierenden Admiral die Prüfungsverhandlung, eine Zusammenstellung der Prüfungsergebnisse,

die Dienstzeugnisse der Kadetten und ein Rangierungsvorschlag übersandt. Die Dienstzeugnisse sind von dem Kommandanten und den Offizieren des Schiffes aufzustellen, und ist eine Abschrift derselben in der Spalte „Führung“ der Führungsbücher aufzunehmen.

6) Für diejenigen Kadetten, welche die Seekadettenprüfung bestanden haben, wird vom Kommandierenden Admiral auf Grund der vorstehend unter 5) erwähnten Eingaben die Erteilung der Reifezeugnisse und die Beförderung zum Seekadetten Allerhöchsten Orts erbeten. Gestattet der Etat die Beförderung zum etatsmäßigen Seekadetten nicht, so kann die Beförderung zum überzähligen Seekadetten in Vorschlag gebracht werden.

7) Bei der Beförderung wird gleichzeitig die Rangierung festgesetzt. Hierbei gehen unter sonst gleichen Verhältnissen die Abiturienten — s. § 4, 1 a — den übrigen vor. Kadetten, welche einem früheren Jahrgang angehören — s. § 9, 3 — genießen bei der Rangierung keinen Vorzug.

8) Für diejenigen Kadetten, welche in der Prüfung vorzügliche Kenntnisse dargelegt haben, kann eine Allerhöchste Belobigung erbeten werden.

§ 9.

Entlassung von Kadetten; Wiederholung der Ausbildung als Kadett.

1) Sobald Kadetten sich im Laufe der Übungsreise als ungeeignet zum Seeoffizier erweisen, berichtet der Kommandant nach Anhörung der Offiziere des Schiffes.

Der Kommandierende Admiral entscheidet darüber, ob die betreffenden Kadetten zu entlassen sind oder nicht.

2) Bei etwaigem Übertritt zur Armee befreit das Zeugnis über die bestandene Kadetteneintrittsprüfung von der Ablegung der Portepeefähnrichsprüfung.

3) Kadetten, welche die Seekadettenprüfung nicht bestehen, können, sofern ihre Erhaltung für den Dienst in der Marine wünschenswert erscheint, mit Genehmigung des Kommandierenden Admirals noch einmal an der Übungsfahrt des Kadettenschulschiffes teilnehmen und während oder nach derselben zu einer Wiederholung der Prüfung zugelassen werden.

4) Der Kommandant hat zugleich mit der Vorlage der Prüfungsverhandlung zu berichten, ob sich die Belassung der betreffenden Kadetten im Dienste oder deren Entlassung empfiehlt.

5) Eine dritte Zulassung zur Ausbildung zum Seekadetten findet nicht statt.

§ 10.

Einschiffung auf den Schulschiffen als Seekadett.

1) Die neu ernannten Seekadetten (Portepeeunteroffiziere) werden auf Schulschiffen (Kadetten- oder Schiffsjungenschulschiffen) für die Dauer von etwa einem Jahre eingeschifft. Diese Schiffe kreuzen in der Regel während des Sommers in den heimischen Gewässern, begeben sich während des Winters in das Ausland (Mittelmeer, Westindien u. s. w.) und kehren im folgenden Frühjahr nach Deutschland zurück. Während dieser Zeit erhalten die Seekadetten die praktische Ausbildung im Seekadettendienst, neben welcher theoretischer Unterricht einhergeht. Gewinnt der Kommandant die Überzeugung,

daß ein Seekadett zur Fortsetzung der Laufbahn ungeeignet ist, so berichtet er auf dem Dienstwege an den Kommandierenden Admiral.

2) Bei der Rückkehr reichen die Kommandanten Dienstzeugnisse über die an Bord befindlichen Seekadetten ein. Diese Dienstzeugnisse, welche von dem Kommandanten und den Seeoffizieren des Schiffes auszustellen sind, haben ein Urteil über die Charaktereigenschaften, die Dienstbrauchbarkeit und die wissenschaftlichen Leistungen, sowie auch eine Angabe darüber zu enthalten, ob die Betreffenden für geeignet erachtet werden, später in das Seeoffizierkorps einzutreten.

Diese Dienstzeugnisse gehen an den Kommandierenden Admiral; Abschriften derselben sind in die Führungsbücher aufzunehmen — s. § 8, 6.

3) Seekadetten, welche in der praktischen oder wissenschaftlichen Ausbildung zurückgeblieben sind, können mit Genehmigung des Kommandierenden Admirals zu einer Wiederholung dieses Abschnittes kommandiert oder in derjenigen Weise beschäftigt werden, welche am geeignetsten erscheint, die vorhandenen Lücken auszufüllen.

4) Diejenigen Seekadetten, welche sich die geforderten Kenntnisse erworben haben, werden von den Schulschiffen abkommandiert und auf die Schiffe der Manöverflotte verteilt (s. § 11). Das Vorhandensein dieser Kenntnisse wird durch Ablegung einer Prüfung auf der Marineakademie und -Schule vor einer von dem Kommandierenden Admiral ernannten Kommission festgestellt. Den Vorsitz dieser Kommission führt der Direktor des Bildungswesens der Marine; die Ergebnisse der Prüfung werden dem Kommandierenden Admiral gemeldet.

Die Anlage C enthält diejenigen Kenntnisse, welche ein Seekadett erlangt haben muß, ehe er auf die Schiffe der Manöverflotte kommandiert wird.

§ 11.

Einschiffung auf den Schiffen der Manöverflotte.

1) Die Einschiffung auf den Schiffen der Manöverflotte erfolgt auf die Dauer von etwa sechs Monaten. Während dieses Zeitabschnittes ist die Ausbildung eine rein praktische. Die Seekadetten sollen hierbei den Dienst auf dem Geschwader, die Einrichtungen und die Waffen der Schlachtschiffe kennen lernen.

2) In betreff ungeeigneter oder in der Ausbildung zurückgebliebener Seekadetten siehe § 10, 1 und 3.

§ 12.

Kommandierung zur Marineschule; Seeoffizierprüfung.

1) Diejenigen Seekadetten, welche auch auf der Manöverflotte günstig lautende Dienstzeugnisse erhalten haben, werden vom Kommandierenden Admiral auf die Dauer von etwa elf Monaten zur Marineschule kommandiert.

2) Der hier erteilte Unterricht bezweckt als Vorbereitung für die Seeoffizierprüfung die Vervollständigung der wissenschaftlichen Ausbildung.

3) Beim Schluß des Unterrichts werden über die Seekadetten von dem Direktor und sämtlichen zur Marineschule kommandierten Seeoffizieren Dienstzeugnisse ausgestellt.

Diese Dienstzeugnisse haben außer dem Urteil über die Charaktereigenschaften, die Dienstbrauchbarkeit und die wissenschaftlichen Leistungen auch eine Angabe darüber zu enthalten, ob der Betreffende schuldenfrei ist und für würdig erachtet wird, in das Seeoffizierkorps einzutreten.

Die Dienstzeugnisse gehen an den Kommandierenden Admiral.

4) Die Seeoffizierprüfung wird vor der Seeoffizier- und Kadettenprüfungskommission in Kiel abgelegt und umfaßt die in der Anlage D verzeichneten Gegenstände.

5) Nach abgehaltener Prüfung übergibt die Seeoffizier- und Kadettenprüfungskommission der Direktion des Bildungswesens der Marine die Prüfungsverhandlung und eine Zusammenstellung der Prüfungsergebnisse.

6) Mit dieser Verhandlung kann der Antrag gestellt werden, diejenigen Seekadetten, welche nicht bestanden haben, später noch einmal zur Prüfung einzuberufen.

7) Diejenigen Seekadetten, welche in der Prüfung vorzügliche Kenntnisse dargelegt haben, können zur Allerhöchsten Belobigung in Vorschlag gebracht werden.

§ 13.

Offizierwahl; Beförderung zum Unterlieutenant zur See.

1) Diejenigen Seekadetten, welche die Seeoffizierprüfung bestanden und ein günstig lautendes Dienstzeugnis erhalten haben — siehe § 12, 3 —, werden den ortsanwesenden Seeoffizieren zur Wahl gestellt und, sofern diese anstandslos erfolgt, mit den nächsten Gesuchslisten zur Beförderung zum Unterlieutenant zur See in Vorschlag gebracht. Hierbei wird die Anciennetät auf Grund der Dienstzeugnisse und der Ergebnisse der Prüfung festgesetzt.

2) Ist bei der Wahl die Mehrzahl der Seeoffiziere gegen die Aufnahme des Vorgeschlagenen, so gilt derselbe als abgelehnt, und wird ohne Weiteres der nächstfolgende Seekadett zur Wahl gestellt.

3) Ist dagegen die Minderzahl der Seeoffiziere gegen die Wahl, so hat diese ihre abweichende Meinung zu begründen. Diese Begründung ist alsdann, begleitet von dem Gutachten des Marinestationschefs, der Gesuchsliste beizufügen. Bei Vorlage derselben an Allerhöchster Stelle hat sich der Kommandierende Admiral zur Sache zu äußern.

4) Diejenigen Seekadetten, welche einem früheren Jahrgang angehörten — siehe §§ 10, 3 und 11, 2 —, werden in den Jahrgang, mit welchem sie die Prüfung abgelegt haben, eingereiht.

5) Diejenigen Seekadetten, welche die Seeoffizierprüfung mit Allerhöchster Belobigung bestehen, rangieren vor allen Seekadetten ihres Jahrganges.

Anlage A zu § 4, 2.

Kenntnisse,

welche in der Kadetteneintrittsprüfung verlangt werden.

I. Mathematik.

1) Arithmetik.
   a. Die Gesetze der Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division, Potenzierung und Radizierung.
   b. Die Elemente der Zahlentheorie, die Dezimalbrüche und Kettenbrüche.
   c. Die Lehre von den Proportionen.
   d. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten.
   e. Die Rechnungen mit benannten Zahlen.
   f. Progressionen und Logarithmen, Exponentialgleichungen und Zinseszinsrechnung.
2) Geometrie.
   Die gesamte Elementargeometrie, geometrische Konstruktionsaufgaben und Anwendung der Algebra auf die Geometrie.
3) Trigonometrie.
   a. Die Erklärung der Funktionen.
   b. Entwickelung und Anwendung der trigonometrischen Formeln.
   c. Berechnung geradliniger Figuren und der Kreisabschnitte.
4) Stereometrie.
   a. Beziehungen zwischen Geraden und Ebenen im Raum, Neigungswinkel zweier Ebenen, Neigungswinkel einer Geraden und einer Ebene.
   b. Entstehung und Eigenschaften von Prisma, Pyramide, Cylinder, Kegel, Kugel.
   c. Inhalts- und Oberflächenberechnung dieser Körper.

II. Physik.

1) Elemente der Mechanik (gleichförmige und gleichförmig beschleunigte Bewegung, Fallgesetze, Zusammensetzung und Zerlegung von Bewegungen und Kräften). Das spezifische Gewicht fester, flüssiger und gasförmiger Körper.
2) Die Elemente der Optik; Fortpflanzung und Reflexion des Lichtes, Photometer, ebene und sphärische Spiegel.
3) Die Elemente der Wärmelehre, Ausdehnung durch die Wärme und Änderung des Aggregatzustandes der Körper.
4) Elemente der Lehre von der Elektrizität. Erregung der Elektrizität durch Reibung, positive und negative Elektrizität, Elektroskope, Sammelapparate, Erregung der Elektrizität durch Berührung, Voltaische Säule, galvanische Elemente, Einwirkung des Stromes auf die Magnetnadel.

III. Englische und französische Sprache.

1) Niederschreiben eines deutschen Diktats in der betreffenden fremden Sprache aus dem Unterrichtsstoffe der Obersekunda eines Realgymnasiums.

2) Lesen und sofortiges Wiedererzählen in der fremden Sprache aus einem der Bildungsstufe des zu Prüfenden entsprechenden Schriftsteller.

IV. Zeichnen.

Anfertigung einer Freihandzeichnung unter Aufsicht.

Anlage B zu § 8, 5.

Kenntnisse,

welche in der Seekadettenprüfung verlangt werden.

I. Navigation.

a. Kenntnis und Gebrauch der nautischen Instrumente.

1) Fahrt- und Tiefenmesser, welche auf dem Kadettenschulschiff zur Anwendung kommen.
2) Die in der Kaiserlichen Marine gebräuchlichen Kompasse und deren Konstruktion. Praktische Deviationsbestimmung ohne astronomische Beobachtungen. Aufstellung und Benutzung von Deviationstabellen.
3) Die einfachen Spiegelinstrumente (Oktant und Sextant). Messen von terrestrischen Winkeln und Gestirnshöhen über den Seehorizont.
4) Behandlung und Vergleichung von Chronometern und Uhren, Führung des Chronometerjournals.

b. Kenntnis und Gebrauch der Seekarten.

1) Grundzüge der mathematischen Geographie.
2) Seekarten nach Merkatorscher Projektion.
3) Eintragung des Schiffsorts in die Karte nach Peilung und Abstand, Kurs und Distanz, Breite und Länge. Lothungslinien.

c. Terrestrische Navigation.

1) Aufmachung des Etmals nach Koppelkurs und Mittelbreite.
2) Abstandsbestimmungen durch Peilung und Winkelmessung.

d. Nautische Astronomie.

1) Das Sonnensystem. Die Coordinaten der Himmelskugel. Grundzüge der astronomischen Zeitmaße. Verwandlung von mittlerer Zeit in Sternzeit und umgekehrt.
2) Kenntnis der wichtigsten Sternbilder.
3) Bestimmung der Breite aus Meridianhöhe der Sonne.
4) Einrichtung des nautischen Jahrbuchs.

e. Meteorologie und Oceanographie.

1) Allgemeine Grundbegriffe der Meteorologie, der Meeresströmungen und der Gezeiten.
2) Kenntnis und Gebrauch der Gezeitentafeln.

II. Seemannschaft.

1) Benennung der verschiedenen Teile des Kadettenschulschiffes.
2) Benennung der verschiedenen Teile der Bemastung und Takelage, deren Beschaffenheit, Anwendung und Nutzen.
3) Los- und Festmachen, Setzen und Bergen der Segel, Aufbringen und Andeckgeben von Bramstängen und Raaen.
4) Die Wirkung des Windes auf die Segel und dieser auf das Schiff, je nach ihrer Stellung.
5) Die Wirkung der Schraube und des Ruders.
6) Der gesamte Bootsdienst (schwere Arbeiten ausgenommen), Ehrenbezeugungen und Kommandoworte.
7) Die einfacheren Manöver unter Dampf und Segel unter gewöhnlichen Umständen, nebst Kommandoworten.
8) Die Nationalflaggen der bedeutendsten Seestaaten, die Signalsysteme und Signalapparate der Kaiserlichen Marine und das internationale Signalbuch einschließlich der Semaphorsignale.

III. Artillerie.

1) Allgemeine Einteilung und Benennung der Waffen.
2) Allgemeine Einrichtung der Handwaffen. (Die genaue Kenntnis des Gewehrs wird durch Instruktion beim Gewehrexerzieren erworben.)
3) Einteilung der Geschütze nach Geschützarten, Kaliber und Verwendung.
4) Benennung und Einteilung der Geschütze der Marine.
5) Material, Aufbau und Einrichtung der Geschützrohre der Schiffsartillerie.
6) Die Visiereinrichtung dieser Geschützrohre, ihr Gebrauch und die Fehler beim Zielen.
7) Die in der Artillerie des Schulschiffes und bei den schweren Geschützen vorkommenden Verschlüsse.
8) Allgemeine Einteilung und Benennung der Schiffslaffeten.
9) Kenntnis der an Bord des Schulschiffs vorhandenen Laffeten.
10) Kenntnis der hauptsächlichsten Rücklaufsbremsen unserer Marinegeschütze als: Kompresse mit Stellscheibe, einfache hydraulische Bremse, Ventilbremse mit einem Ventil, gezogene Bremse.
11) Kenntnis der an Bord des Schulschiffes vorhandenen Pulversorten, Geschosse und Zündungen und ihre Behandlung beim Gebrauch.
12) Elementarbegriffe vom Schießen.

IV. Schiffsmaschinenkunde.

1) Allgemeine Kenntnis der an Bord des Schulschiffes vorhandenen Schiffsmaschinen und der Kessel.
2) Einige Praxis im Heizen und in der Behandlung der Kessel.

V. Mathematik.

1) Quadratische Gleichungen mit einer und zwei Unbekannten.
2) Anwendung der ebenen Trigonometrie und der Stereometrie.
3) Die sphärische Trigonometrie.

VI. Naturlehre.

1) Die einfachen Gesetze der Mechanik.
2) Wiederholung des bei der Eintrittsprüfung in der Physik Verlangten unter besonderer Berücksichtigung der Elektrizitätslehre und der an Bord befindlichen elektrischen Apparate.

VII. Dienstkenntnis.

1) Die Organisation der Marine; Allgemeines über die Organisation der Armee.
2) Die Disziplinarverhältnisse an Bord und am Lande.
3) Abfassung von Dienstschreiben, dem Verhältnis des Seekadetten angemessen.
4) Die Vorschriften für den Dienst des Seekadetten an Bord.

VIII. Englische und französische Sprache.

1) Lesen und mündliche Wiedergabe in englischer bezw. französischer Sprache aus einem maritime oder historische Gegenstände behandelnden Schriftsteller.
2) Schriftliche Bearbeitung eines gegebenen Themas, entnommen aus dem Berufsleben des zu Prüfenden.

Anlage C zu § 10, 4.

Kenntnisse,

welche die Seekadetten vor der Kommandierung auf die Schiffe der Manöverflotte erlangt haben müssen.

I. Navigation.

a. Kenntnis und Gebrauch der nautischen Instrumente.

1) Kompasse: Deviationsbestimmung nach allen gebräuchlichen Methoden. Sicherheit in der Benutzung der dabei zu verwendenden Formulare und Hilfstafeln.
2) Spiegelinstrumente: Gewandtheit in dem Gebrauch der Spiegelinstrumente zu Winkelmessungen aller Art einschließlich astronomischer Beobachtungen bei Nacht und über dem künstlichen Horizont.
3) Chronometer: Grundsätze der Behandlung und Unterbringung an Bord. Standbestimmung nach Zeitballbeobachtungen. Bestimmung des täglichen

Ganges eines Chronometers. Einrichtung und Verwertung des Chronometerjournals. Vergleiche von Chronometer und Uhren.

b. Kenntnis und Gebrauch der Seekarten.

1) Vollständige Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauch der Seekarten zur Lösung aller in der praktischen Navigation vorkommenden Aufgaben.
2) Allgemeine Kenntnis des Betonnungssystems, insbesondere der Bezeichnung der Fahrwasser in den deutschen Gewässern.

c. Terrestrische Navigation.

Vollständige Sicherheit in der Besteckrechnung nach Kurs und Distanz sowie nach Koppelkurs unter Berücksichtigung von Abdrift, Stromversetzung und Mißweisung. Ermittelung der erreichten Länge nach Mittelbreite und vergrößerter Breite.

d. Nautische Astronomie.

1) Bestimmung der Breite aus Sonnen- und Fixsternhöhen in oder nahe dem Meridian einschließlich Benutzung von Polarsternbeobachtungen.
2) Zeitbestimmungen aus Höhenbeobachtungen der Sonne und der Fixsterne.
3) Längenbestimmungen nach Chronometer und Berichtigung der observierten Länge für Breitenfehler.
4) Allgemeines über Auffinden von Auf- und Untergangszeit, der Amplitude und des Azimuts der Sonne aus den nautischen Hilfs- und Azimuttafeln.
5) Allgemeine Kenntnis der wichtigsten Sternbilder und deren Auffinden, sowie der Distanzsterne.
6) Einige Fertigkeit im Gebrauch des nautischen Jahrbuchs und der Gezeitentafeln.

e. Meteorologie und Oceanographie.

Verständnis der Barometerbeobachtungen für nautische Zwecke. Führung des meteorologischen Journals und Anstellung der dazu erforderlichen Beobachtungen.

II. Seemannschaft.

1) Benennung der einzelnen Teile des Schulschiffes, innere und äußere Einteilung desselben; Kenntnis der wasserdichten Räume, Verteilung der Lasten u. s. w., Lenz- und Feuerlöscheinrichtungen des Schulschiffes, sowie Kenntnis der zur Konservierung des Schiffskörpers in Dienst befindlicher Schiffe erforderlichen Maßregeln.
2) Kenntnis der Spills, Anker, Ketten und Trossen, des Ankergeschirrs und der Bedienung derselben. Arbeiten mit Ankern, Ketten und Trossen, Verkatten, Ausfahren von Leinen und Ankern, Kette stecken unter schwierigen Umständen, Klar Anker halten, Klarieren der Ketten, Vorschriften über Einschäkeln und Untersuchung der Ketten, Fischen von verlorenen Ankern.
3) Kenntnis der Handhabung der Boote unter Riemen, Segel und Dampf unter allen nur möglichen Umständen.
4) Kenntnis des Manövers des Aus- und Einsetzens der Decksboote.
5) Übernehmen schwerer Lasten.
6) Verfahren beim Versagen und Brechen des Rudergeschirrs.

7) Bereitmachen des Schiffes zum Gefecht.
8) Allgemeine Kenntnis der taktischen Formationen und des Exerzierreglements für die Flotte.
9) Handhabung von Dampfern, Dampffahrkunde; Einfluß der Schraube auf Ruder und Schiff, Manövrieren beim Ankerlichten, Ankern, an die Boje gehen, Vermooren, Festmachen und Verholen; Schleppen; Lenzen und Beidrehen mit einem Dampfer im Sturm.
10) Unterbringung der Ausrüstung an Bord und Stauen des Ballastes. Einfluß der Stauung auf die Bewegungen des Schiffes.
11) Vorschriften zur Verhütung des Zusammenstoßens von Schiffen auf See.
12) Kenntnis der nachstehenden Exerzitien und Manöver:

Die in der Seekadettenprüfung verlangten Exerzitien und Manöver, Unterschlagen, Abschlagen, Wechseln der Segel; Wechseln von Stengen, Marsraaen, Klüverbaum, Streichen von Stengen und Unterraaen; Seeklarmachen von Schiff und Takelage.
13) Wirkung des Windes auf die Segel, Kenntnis der Manöver mit einem Schiff unter Segel unter gewöhnlichen Wind- und Wetterverhältnissen; Setzen und Bergen von Segeln im Sturm; Maßnahmen bei besonderen Vorkommnissen auf See, bei Böen, beim Brechen von Enden des laufenden und stehenden Guts.
14) Manöver eines Segelschiffs und zwar: Ankerlichten und unter Segel gehen, Wenden, Halsen, Backbrassen, Beidrehen zum Loten oder Mann über Bord u. s. w.; Niederlassen und Heißen der Schraube; Ankern und Vermooren unter verschiedenen Verhältnissen.*)
15) Kenntnis der Inventarien und Materialien. Die zur Verwendung kommenden verschiedenen Arten von Tauwerk, Drahtgut, Holz, Metall, Farbe, Teer u. s. w. Gründe der Verwendung der verschiedenen Arten zu verschiedenen Zwecken. Behandlung und Instandhaltung des Materials und Inventars und Schonung desselben beim Gebrauch, sowie während der Aufbewahrung.
16) Übung im Gebrauch des Signalbuches und der Signalapparate der Kaiserlichen Marine, sowie des internationalen Signalbuches.
17) Allgemeine Kenntnis des Taucherapparates und dessen Instandhaltung.

III. Artillerie.

1) Die an Bord des Schulschiffes vorhandenen Geschützexerzierreglements.
2) Die Geschütze des Schiffes nebst Zubehör, einschließlich des Gerätes zum Auslegen der Rohre und Verschlüsse.
3) Kenntnis des Inhalts und des Gebrauchs der an Bord vorhandenen Schußtafeln, ausschließlich Trefffähigkeitstabellen.
4) Die Revolverkanonen, Schnellladekanonen und Maschinengewehre der Schiffe.
5) Boots- und Landungsgeschütze.
6) Allgemeines über Behandlung und Instandhaltung der Schiffsgeschütze.

---

*) Der Inhalt der Nummern 12, 13, 14 ist nur so weit zu lehren und zur Prüfung heranzuziehen als es notwendig ist, um einen Offizier, welcher auf einem mit Takelage versehenen Schiff eingeschifft ist, in den Stand zu setzen, sich an der Hand der Reglements und Rollen u. s. w. einzuarbeiten.

7) Materialkenntnis des Pulvers und der Munition der Marine. Allgemeine Kenntnis der Anfertigung des Pulvers und der Pulvermunition, sowie der Vorsichtsmaßregeln bei Pulverarbeiten.
8) Aufbewahrung des Pulvers, der fertigen Munition und sonstigen Feuerwerkskörper an Bord und am Lande. Transport, Anbordnahme und Abgabe der Munition.
9) Die an Bord gebräuchlichen Handfeuerwaffen, ihr Schießgebrauch, ihre Wirkung und Instandhaltung.
10) Raketen, Fackelfeuer und Feuerwerkskörper nebst ihrer Bedienung.
11) Behandlung und Unschädlichmachen aufgefundener scharfgeladener Geschosse.

IV. Torpedolehre.

Allgemeine Kenntnis des an Bord des Schulschiffes vorhandenen Torpedo- und Sprengdienstmaterials.

V. Schiffsmaschinenkunde.

1) Kenntnis der vorschriftsmäßigen Bezeichnungen für die wichtigeren Teile der Kessel, Maschinen und Propeller des Schulschiffes, der Maschinenkommandos und der technischen Ausdrücke für die Verrichtungen bezw. Arbeiten an den Maschinen und in den Kesselräumen.
2) Allgemeine Kenntnis der Einrichtung der verschiedenen Schiffskesselarten, ihrer Verankerung und ihrer Befestigung im Schiff.
3) Genaue Kenntnis der Feuerungseinrichtungen der Kessel des Schulschiffes.
4) Genaue Kenntnis der Kesselgarnituren der Kessel des Schulschiffes.
5) Praktische Erfahrung in der Bedienung des Beibootskessels und in der Wartung und Pflege der Schiffskessel.
6) Allgemeine Kenntnis der Einrichtung und Wirkungsweise der Steuerung, des Kondensators und der Pumpen an der Maschine des Schulschiffes.
7) Einige Praxis in der Bedienung der Schiffsmaschine, insbesondere Kenntnis ihrer In- und Außergangsetzung; Manöver und Maßnahmen für die Gefechtsbereitschaft.
8) Kenntnis der an Bord befindlichen Hilfsmaschinen, besonders der Dampfsteuer-, Destillier-, elektrischen Beleuchtungs- und Nachtsignalapparate.
9) Kenntnis der Eigenschaften, des Brennwertes und der Aufbewahrung der Steinkohlen an Bord.

VI. Dienstkenntnis.

1) Gründliche Kenntnis der Organisation der Marine in allen Teilen.
2) Ersatz- und Ergänzungswesen der Marine. Erledigung von Gesuchen und Beschwerden der Mannschaften.
3) Persönliche Gebührnisse nach Maßgabe der Besoldungsvorschrift für die Kaiserliche Marine im Frieden. Kleiderwirtschaft der Mannschaften und Kleiderverwaltung der Marineteile am Lande und zur See.
4) Allgemeines über Schiffsrollen und über die Grundzüge ihrer Aufstellung.
5) Allgemeine Pflichten der Offiziere. Bestimmungen über Ehrenbezeugungen, Anzug, Urlaub, Krankheit, Gesuche und Beschwerden.

6) Dienst des Seeoffiziers am Lande als Kompagnieoffizier, im Garnisondienst und als Detachements- beziehungsweise Transportführer.
7) Dienst des Seeoffiziers in den verschiedenen Stellungen als Unterlieutenant der Decke, Detailoffizier, Divisionsoffizier, untersuchungsführender Offizier, Wachtoffizier, Navigations- und Batterieoffizier, Erster Offizier und als Torpedobootskommandant.
8) Allgemeine Kenntnis des Militärschriftwesens.
9) Kenntnis der Inventarien- und Materialienverwaltung an Bord.
10) Das Wichtigste aus dem Militärgerichtswesen und aus den Bestimmungen über die Strafvollstreckung.
11) Das ehrengerichtliche Verfahren.
12) Allgemeine Kenntnis des Flaggen- und Salutreglements.
13) Rechtsstellung der Kriegsschiffe in fremden Hoheitsgewässern (im Rahmen der gleichlautenden Abhandlung von Perels).

Anlage D zu § 12, 4.

Kenntnisse,

welche in der Seeoffizierprüfung verlangt werden.

I. Navigation.

A. Kenntnis und Gebrauch der nautischen Instrumente.

1) Winkelmeßinstrumente.
Spiegelinstrumente, Prismenkreis und Theodolit; genaue Kenntnis der Konstruktion, Fehler, ihre Auffindung und Beseitigung.
2) Kompasse.
a. Konstruktion, Aufstellung; Fehler der Kompasse, ihre Auffindung und etwaige Beseitigung.
b. Die Deviation und ihre Ursachen. Schematische Berechnung der Näherungskoeffizienten. Verwertung der Koeffizienten zur Berechnung von Deviationstabellen. Änderung und Kontrole der Deviation. Kompensation der Kompasse.
c. Das Deklinationsmagnetometer und dessen Gebrauch.
3) Chronometer.
Konstruktion im allgemeinen, Behandlung und Unterbringung. Störungen des Ganges und ihre Ursachen. Stand- und Gangbestimmung. Führung des Chronometerjournals. Kenntnis der Verwendung von 3 Chronometern.
4) Benutzung des künstlichen Horizonts.

B. Terrestrische Navigation und Küstenvermessung.

1) Segeln im größten Kreise, Verwertung der gnomonischen Karten für diesen Zweck.

2) Küstenvermessung. Die gebräuchlichste Methode der Vermessung. Kenntnis der zur Verwendung kommenden Instrumente.

Allgemeine Kenntnis des Ganges einer flüchtigen Vermessung, soweit eine solche mit der Instrumentenausrüstung S. M. Schiffe ausführbar ist.

C. Nautische Astronomie.

1) Berechnung der Kulminationszeiten, des Auf- und Unterganges der Gestirne.
2) Berechnung der Amplitude, sowie des Azimuts der Gestirne nach Höhen und Zeitbeobachtungen. Bestimmung des Azimuts eines terrestrischen Gegenstandes.
3) Breitenbestimmung nach Meridian- und Außenmeridianhöhen der Gestirne.
4) Zeit- und Längenberechnung nach Mond-, Planeten- und Fixsternhöhen.
5) Zeitbestimmung zur Chronometerkontrole nach korrespondierenden Sonnen- und Fixsternhöhen.
6) Theorie und Praxis der Sumnerschen Methode der Besteckrechnung.
7) Berechnung eines vollständigen Mittagsbestecks.
8) Längenbestimmung nach Monddistanzen mit Benutzung der üblichen Hilfstafeln.

D. Meteorologie.

1) Allgemeine Kenntnis der hauptsächlichsten Instrumente und ihres Gebrauchs.
2) Grundzüge der Meteorologie. Das barische Gesetz, vorherrschende Winde und Stürme, Wirbelstürme und Manövrieren in denselben, Wettervorhersage und Sturmwarnungen.

E. Oceanographie.

1) Allgemeine Kenntnis der hauptsächlichsten Instrumente und ihres Gebrauchs.
2) Einfluß der Meeresströmungen und vorherrschenden Winde auf die Wahl der Seewege.
3) Gezeiten und deren Vorausberechnung.
4) Nautische Geographie der heimischen Gewässer und Fahrwasserkunde.

II. Seemannschaft und Seetaktik.

A. Seemannschaft.

1) Handhabung von Schiffen in schwerem Wetter unter Segel und unter Dampf.
   a. Vorbereitungen für schweres Wetter; Lenzen, Beidrehen, Beiliegen, Halsen, Konstruktion und Gebrauch von Treibankern, Gebrauch von Öl zur Sicherung des Schiffes.
   b. Maßnahmen beim Sturm auf Legerwall. Zu Anker liegen, Ankerschlippen, Ankern, Sturmabreiten, Wenden mit Spring, Notanker.
2) Maßnahmen bei besonderen Vorkommnissen: Feuer an Bord, havarierte Maschine, Zusammenstoß von Schiffen; beim Lecken, Festkommen, Abbringen, Stranden eines Schiffes. Kenntnis des Rettungswesens.
3) Aus- und Einhängen des Ruders; Maßnahmen beim Brechen des Ruders und des Rudergeschirrs; provisorische Rudervorrichtungen; Anfertigung und Anbringung von Notrudern.

4) Docken, Kielholen und Aufwinden eines Schiffes auf eine Helling. Lichten gesunkener Fahrzeuge.
5) Allgemeine Kenntnis der über die Festigkeit von Ankern, Ketten, Tauwerk und Blöcken in der Marine geltenden Vorschriften und der für das Probieren derselben auf den Werften vorhandenen Einrichtungen.
6) Kenntnis der Masten und Rundhölzer, Einsetzen der Masten mit und ohne Krahn; das Auftakeln.*).
7) Merkmale und Untersuchung schadhafter Rundhölzer; Maßnahmen beim Brechen von Masten, Spieren und Raaen auf See; Reparaturen derselben.
8) Masten kappen und Aufrichten von Nottakelage.

B. Seetaktik.

1) Das Wesen der Dampffahrkunst: Zweck derselben, Einrichtung und Führung der Tabellen, Ausführung der Versuche.
2) Die Grundzüge der Evolutionskunde und Kenntnis des Exerzierreglements für die Flotte.
3) Kenntnis der Eigentümlichkeiten und des Gefechtswertes der verschiedenen Schiffsklassen.
Allgemeiner Überblick über die Kriegsflotten fremder Mächte.
4) Kenntnis der Verwendung der Waffen im Gefecht, Gefechtsverhältnis von Schiff zu Schiff, Gefechtsverhältnis im Geschwader; Hauptgesichtspunkte beim Angriff und der Verteidigung von Häfen und Küsten.
5) Einige Übung im Entwerfen von Dispositionen, Meldungen, Befehlen und Berichten.

III. Artillerie.

1) Die Fortschritte auf dem Gebiete der Pulverlehre. Erweiterte Kenntnis der Zusammensetzung und der besonderen Eigenschaften der verschiedenen in der Marine eingeführten Pulversorten und allgemeine Kenntnis ihrer Anfertigung.
2) Theorie der Verbrennung und Kraftäußerung des Pulvers.
3) Allgemeine Kenntnis der Bestimmungen über Untersuchung, Aufbewahrung und den Transport von Pulver. Pulverarbeiten.
4) Allgemeine Kenntnis der Anfertigung, Untersuchung, Aufbewahrung und der Bestimmungen über den Transport der Pulvermunition, sowie der Aufbewahrung und des Transportes der Zündungen und Feuerwerkskörper der Marine.
5) Allgemeine Kenntnis der anderen Schieß-, Spreng- und Zündstoffe.
6) Die Artilleriegeschosse der Marine, ihre Zündungen und ihre Verwendung. Das Laden und Entladen der Geschosse.
7) Die Konstruktion schwerer Geschützrohre mit Rücksicht auf die Ergebnisse der inneren Ballistik.
8) Aufbau und Einrichtung der Geschützrohre der deutschen Marine nebst ihren Verschlüssen. Begründung der inneren Rohrkonstruktion.
9) Die wichtigeren Einrichtungen der Schiffs- und Küstenlaffeten der deutschen Marine.

---

*) Es ist auf das Auftakeln nicht näher einzugehen als erforderlich, um die Grundsätze der Ausführung dieser Arbeiten und der Beschaffenheit der Takelage überhaupt anschaulich zu machen.

10) Allgemeine Kenntnis der von der Matrosenartillerie zu bedienenden Festungsgeschütze.
11) Behandlung, Instandhaltung und Untersuchung der Geschütze.
12) Die Flugbahn der Geschosse. Kenntnis aller Einzelheiten der Schußtafeln und ihrer Verwendung. Die Treffwahrscheinlichkeit. Der indirekte Schuß.
13) Wirkung unserer Geschütze. Schußweite, Feuergeschwindigkeit, Geschoßwirkung.
14) Schießen auf See und aus Küstenwerken.
15) Wirkung des Schusses auf die Waffe.
16) Eigentümlichkeiten und Leistungsfähigkeit der Schiffs- und Küstenartillerie der bedeutenderen fremden Seestaaten.
17) Charakteristik der Handfeuerwaffen der Großmächte.

IV. Schiffsmaschinenkunde.

1) Kenntnis der Dampfcylinder, der Dampfmäntel, der Zwischenkammern, der Dampfkolben, der Absperrvorrichtungen, der Hilfsschieber und der Garnituren derselben.
2) Kenntnis der Schiffsmaschinensteuerungen und zwar der gebräuchlichsten Dampfschieber mit ihren Entlastungen, sowie der am meisten angewendeten Expansionsvorrichtungen, Umsteuerungen und Umsteuerungsmaschinen.
3) Kenntnis der verschiedenen Arten von Kondensatoren, ihre Vorzüge und Nachteile.
4) Genaue Kenntnis aller an Bord vorhandenen Pumpen, Berechnung ihrer Fördermengen.
5) Allgemeine Kenntnis der Grundsätze für den Aufbau und die Unterbringung der verschiedenen Schiffsmaschinen im Schiffe.
6) Kenntnis der Einrichtungen, welche durch die verschiedenen Systeme der Schiffsmaschinen bedingt werden und der hierdurch erzielten wirtschaftlichen Vorteile.
7) Kenntnis der Einrichtung und Wirkungsweise der verschiedenen Propulsionssysteme, sowie ihres Wertes für moderne Kriegsschiffe.
8) Kenntnis der Eigenschaften des Wasserdampfes, soweit sie für die Berechnungen zu 9) erforderlich ist.
9) Kenntnis der Berechnung der Pferdestärken einer Schiffsmaschine mit Hilfe des Indikatordiagrammes. Berechnung des Dampf-, Wasser- und Kohlenverbrauchs derselben.
10) Kenntnis des gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisses der Maschinenleistung, der Schiffsgeschwindigkeit und des Kohlenverbrauches, sowie die Anwendung dieses Verhältnisses auf die verschiedenen Schiffsklassen.

V. Torpedolehre.

Allgemeine Kenntnis:
a. unseres Torpedo- und Sprengdienstmaterials,
b. der Vorschriften über Aufbewahrung, Instandhaltung und Handhabung der Torpedowaffe und Sprengdienstausrüstung,
c. der Torpedoschießvorschrift,
d. unserer Torpedoboote,
e. des Torpedobootsexerzierreglements,

f. der Verwendung der Torpedoboote im Kriege,
g. der den Torpedobootsdienst regelnden Vorschriften,
h. der Torpedos und des Torpedowesens fremder Marinen.

VI. Minenwesen.

1) Kenntnis:
   a. unseres gesamten Minenmaterials,
   b. des Legens und Lichtens von Minen,
   c. des Aufsuchens und Wegräumens von Minen,
   d. der Torpedobatterien und ihrer Bedienung,
   e. der Sperren für Hafen- und Schiffsverteidigung und ihrer Bedienung.
2) Allgemeine Kenntnis:
   a. der Anfertigungsweise und der Eigenschaften der Schießbaumwolle und des Knallquecksilbers,
   b. anderer Minensysteme und ihrer Anwendung,
   c. vom Minenwesen der bedeutendsten europäischen Seemächte.

VII. Schiffbau.

1) Konstruktionszeichnungen und Schiffspläne.
2) Eigenschaften und Verwendung der für den Schiffbau wichtigsten Metalle und Hölzer.
3) Inanspruchnahme der Festigkeit der Schiffe, Bedeutung der Längs-, Quer- und Diagonalverbindungen.
4) Die Bausysteme des Schiffsrumpfes: Der Bau mit Querspanten, Längsspanten und nach dem gemischten System, Diagonalschiffe, eiserne Schiffe mit äußerer Holzverkleidung für Zink- oder Kupferbeschläge.
5) Vorrichtungen zur Erhaltung der Schwimmfähigkeit und Stabilität der Schiffe: Wasserdichte Abteilungen, Panzerungen. Korkzellen und Kofferdämme, Verwendung der Schiffsvorräte zur Erhaltung der Schwimmfähigkeit, Pumpen und Drainagesysteme.
6) Allgemeines über die Instandhaltung in Dienst und außer Dienst gestellter Schiffe, Schiffsanstriche, Ventilationseinrichtungen.
7) Das Docken und die Untersuchung der Schiffe. Übersicht über die verschiedenen Dockkonstruktionen.
8) Gleichgewichtsbedingungen für schwimmende Körper, Art des Gleichgewichts.
9) Dimensionsverhältnisse der Schiffe, Völligkeitskoeffizienten, Lastenmaßstab.
10) Schiffsvermessung.
11) Stabilität der Schiffe: Metazentrische Höhe, Stabilitätsmoment, Krängungsversuch. Einfluß der Form und der Stauung der Schiffe auf die Stabilität derselben.
12) Änderung des Tiefganges und der Stabilität der Schiffe durch Hinzufügen, Wegnehmen oder Verschieben von Gewichten; Änderung der Stabilität durch Eindringen von Wasser in die Schiffsräume.

VIII. Naturlehre.

1) Die Grundbegriffe der Chemie und Kenntnis der für Waffen, Maschinen und nautische Technik besonders wichtigen Stoffe und Prozesse.

2) Physikalische Mechanik, soweit sie ohne Anwendung höherer Rechnungsarten behandelt werden kann.
3) Die Lehre von der Fortpflanzung, Reflexion und Berechnung des Lichtes, sowie Kenntnis der hierauf beruhenden Instrumente.
4) Wärmelehre, Thermometrie und Calorimetrie, Umwandlung von Wärme in Arbeit, Wärmestrahlung.
5) Elektrizität (Erzeugung und Wirkungen des Stroms; dazu benutzte Apparate und Maschinen); Telegraphie, Telephonie und Beleuchtung.
6) Hauptlehren der physikalischen Geographie. Die feste Erdoberfläche und ihre Veränderungen; die Wasserbedeckung und ihre Bewegungen! die Lufthülle und Vorgänge in derselben. Meteorische Erscheinungen.

IX. Mechanik.

1) Grundlehren der Statik und Dynamik fester und flüssiger Körper.
2) Zusammensetzung und Zerlegung von Kräften.
3) Schwerpunktsbestimmungen.
4) Trägheitsmomente.
5) Gesetze der einfachen Maschinen.
6) Fallgesetze, Wurflinie, Pendel.
7) Gesetze der Reibung und der Seilsteifigkeit.
8) Allgemeine Festigkeitslehre.

X. Fortifikation.

1) Feldbefestigung:
   a. Benennung der Feldschanzen und ihrer Teile,
   b. Einrichtung der Feldwerke zur Geschützverteidigung,
   c. Kenntnis der wichtigsten Hindernis- und Verstärkungsmittel,
   d. Angriff und Verteidigung von Feldwerken,
   e. Verteidigungseinrichtung häufig vorkommender Terraingegenstände.
2) Permanente Befestigung:
   a. Die Grundbedingungen für permanente Befestigungsanlagen und kurze Übersicht der formellen Einrichtung jetzt bestehender Festungswerke,
   b. Grundzüge des Angriffs und der Verteidigung von Festungen im allgemeinen
3) Küstenbefestigung:
   a. Grundzüge für die Wahl der Örtlichkeit der zum Küstenschutz erforderlichen Befestigungsanlagen, innere und äußere Einrichtung und Armierung derselben,
   b. Grundsätze für den Angriff und die Verteidigung von Küstenbefestigungen,
   c. Allgemeine Kenntnis der deutschen Küstenbefestigungen, besonders derjenigen der Marine, nach Lage, Zweck, Bauart und Armierung.

XI. Landtaktik.

1) Kenntnis der Infanterieexerzierreglements für die Marine.
2) Die Formationen und Bewegungen eines Bataillons, einer Eskadron und einer Batterie.
3) Das Gefecht der taktischen Einheiten der drei Waffen, insbesondere das der Infanterie unter spezieller Berücksichtigung des Geländes.

4) Der Dienst im Felde.
Aufklärung und Meldungen, Märsche, Marschsicherung und Vorposten, Unterkunft und Verpflegung.
5) Gefechtslehre einschließlich Ortsgefechte und der kleine Krieg.
6) Das Gefecht gelandeter Schiffsmannschaften einschließlich des Gebrauchs der Landungsgeschütze.

XII. Mathematik.

1) Arithmetik und Algebra.
Höhere Gleichungen und Gleichungen mit mehreren Unbekannten.
2) Geometrie und Stereometrie.
a. Analytische Geometrie und Stereometrie (Koordinatentheorie, Gleichungen für räumliche Gebilde, Kegelschnitte),
b. Kurvenlehre,
c. Umdrehungskörper; Simpsonsche und Guldinsche Regeln.
3) Trigonometrie.
Sicherheit in den Rechnungen mit den Formeln der sphärischen Trigonometrie und den logarithmisch-trigonometrischen Tafeln, besonders mit Rücksicht auf die Aufgaben der Navigation.

XIII. Englische und französische Sprache.

1) Bearbeitung eines dem Seeleben oder der Seekriegsgeschichte entnommenen Themas, aus den von den Seekadetten während des Unterrichts gelesenen Werken.
2) Vorlesen und Übersetzen aus einem seekriegsgeschichtlichen oder marinetechnischen englischen bezw. französischen Werke und Vortrag in der fremden Sprache über den Inhalt des Gelesenen.

XIV. Zeichnen.

Vorlage von drei Zeichnungen, von denen
eine der Artillerie (Geschoß, Laffete, Rohr, Flugbahn),
eine dem Schiffbau und
eine dem Maschinenbau
angehören.

Ausführungs-Bestimmungen

für

die Annahme und Einstellung als Kadett bei der Kaiserlichen Marine.

---

§ 1.

Anmeldungspapiere.

Bei der Anmeldung zur Einstellung als Kadett sind die nachfolgenden Papiere einzureichen:

1) Geburtsurkunde und Abschrift des Taufregisters.
2) Ein Nationale, nach Anlage I.
3) Der von dem Angemeldeten unter Aufsicht eines Offiziers oder Lehrers angefertigte und dahin bescheinigte Lebenslauf, nach Anlage II.
4) Eine Übersicht des genossenen Unterrichts nebst den zugehörigen Schulzeugnissen, nach Anlage III.
5) Entweder
   a. ein vollgültiges Abiturientenzeugnis eines deutschen Gymnasiums oder eines deutschen Realgymnasiums,
   oder
   b. das Zeugnis über die bestandene Portepeefähnrichsprüfung der Armee,
   oder
   c. das Zeugnis für die Prima eines deutschen Gymnasiums oder eines deutschen Realgymnasiums.

   Ist der Betreffende zur Zeit der Anmeldung noch nicht im Besitz eines solchen Zeugnisses, so ist dasselbe spätestens zu dem Eintrittstermine vorzulegen.

   Die vorstehend geforderten Zeugnisse müssen im Englischen das Prädikat „gut" nachweisen.

   Haben die unter a. und b. angeführten Aspiranten das Prädikat „gut" in der englischen Sprache in der Abiturienten- oder Portepeefähnrichsprüfung nicht erlangt, so müssen sie zur Annahme als Kadett eine besondere Prüfung darin ablegen.
6) Die Bescheinigung eines Schwimmlehrers darüber, daß der Angemeldete schwimmen kann und eine Schwimmprobe von mindestens 30 Minuten Dauer befriedigend abgelegt hat.
7) Das Zeugnis eines Marine- oder Militäroberarztes, nach Anlage IV.
8) Eine Verpflichtung über die Gewährung der Mittel zur Ausrüstung und der erforderlichen Zulage, nach § 3, 1.

§ 2.

Ausrüstung.

1) Die nach Kiel einberufenen Aspiranten haben für ungefähr acht Tage Wäsche mitzubringen. Nach erfolgter Einstellung hat sich jeder Kadett zunächst mit einem Sergeanzug, vier Arbeitsanzügen und einer schottischen Mütze zu versehen. Die Beschaffung der übrigen in der Anlage V verzeichneten Ausrüstungsgegenstände erfolgt innerhalb eines von der Direktion der Marineakademie und -Schule festzusetzenden Termins durch die von den Angehörigen beauftragten Lieferanten unter Leitung des Kadettenoffiziers. Letzterer beaufsichtigt die vorschriftsmäßige Beschaffenheit der gelieferten Stücke, sowie die Innehaltung der dafür festgesetzten Preise.

2) Jeder Kadett ist von seinem Eintritt an den Bestimmungen für die Offizierkleiderkasse der Marinestation der Ostsee unterworfen.

3) Die Beschaffung der Bekleidungsgegenstände unter a Nr. 1 bis einschließlich 5, Nr. 7 bis einschließlich 11, Nr. 14 und 22 der Anlage V erfolgt nach Maßgabe der Statuten der Offizierkleiderkasse der Marinestation der Ostsee und nach freier Wahl bei einem derjenigen Lieferanten, mit welchem von dem Vorstande der genannten Kasse Vereinbarungen getroffen sind.*)

Die Arbeitsanzüge (s. unter a Nr. 6 und unter b Nr. 2) sowie die Wasserstiefel (s. unter a Nr. 29) werden vom Kaiserlichen Marinebekleidungsamt auf Kosten der Empfänger angefertigt; die unter a Nr. 32, 33 und 34 der Anlage V angeführten Gegenstände beschafft die Direktion der Marineakademie und -Schule.

4) Die übrigen auf Anlage V aufgeführten Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke hat sich jeder Kadett nach eigenem Ermessen zu beschaffen.

5) Dolche und Koppel werden dienstlich beschafft und gegen Erstattung der Kosten an die Kadetten verabfolgt.

6) Sämtliche Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke sind mit dem Namen des Besitzers zu zeichnen.

7) Den Kadetten ist es gestattet, nach ihrer Einstellung so lange Civilkleider zu tragen, bis die Beschaffung der Ausrüstung vor sich gegangen ist.

8) Zur Bezahlung der gemäß Nr. 3 zu beschaffenden Bekleidungsstücke ist gleich nach erfolgter Einstellung der Betreffenden von den Angehörigen**) der erforderliche Geldbetrag, welcher alljährlich von der Direktion der Marineakademie und -Schule zu ermitteln ist, bei der Kasse der Marinestation der Ostsee in Kiel einzuzahlen.

9) Kadetten und Seekadetten erhalten an Bord das erforderliche Kojenzeug, einschließlich Handtücher, aus Schiffsbeständen geliefert.

10) Zur Unterhaltung des Bestandes an denjenigen Bekleidungsstücken, deren Beschaffung den Statuten der Offizierkleiderkasse gemäß zu erfolgen hat, wird von den Einkünften jedes Seekadetten oder Kadetten ein monatlicher Kleiderkassenabzug von 21 Mark einbehalten.

---

*) Über die Statuten der Offizierkleiderkasse der Marinestation der Ostsee erteilt die Direktion des Bildungswesens der Marine zu Kiel auf Verlangen Auskunft.

**) Unter Angehörigen ist hier immer diejenige Person zu verstehen, der die Sorge für den Unterhalt des Betreffenden oder für die Verwaltung seines Vermögens obliegt.

11) Zur Beschaffung der für die Einschiffung als Seekadett erforderlichen Ausrüstung sind von den Angehörigen seiner Zeit weitere Einzahlungen, deren Höhe für jeden einzelnen Fall von dem Kommando des betreffenden Schulschiffes festzusetzen ist, zu leisten.

§ 3.

Unterhaltungskosten.

1) Gleichzeitig mit der Anmeldung zur Einstellung als Kadett haben sich die Angehörigen — s. Anmerkung zu § 2, 8 — durch eine nach Anlage VI auszustellende Bescheinigung zur Hergabe der für die Laufbahn zum Seeoffizier erforderlichen Geldmittel zu verpflichten.
2) Die Zulagen — s. Anlagen VI und VII — sind, auch wenn der Empfänger sich an Bord eines Schiffes befindet, seitens der Angehörigen an die im § 2, 8 erwähnte Kasse vierteljährlich so lange einzuzahlen, bis der Betreffende nach bestandener Seeoffizierprüfung die Marineschule verläßt. Die Einzahlung hat am Ersten des Monats zu erfolgen, der demjenigen Vierteljahr, für welches die Zulagen bestimmt sind, vorhergeht; nach der Einstellung als Kadett wird der Betrag der Zulagen für vier Monate auf einmal im voraus gezahlt und später, wie vorerwähnt, vierteljährlich für weitere drei Monate ergänzt. Nach der Einstellung erhalten die Angehörigen der Kadetten nähere Anweisung über die zu leistenden Einzahlungen.
3) Die Auszahlung der Zulagen erfolgt, sofern sich die Betreffenden am Lande befinden, unmittelbar durch die im § 2, 8 erwähnte Kasse, sofern sie sich an Bord befinden, durch die betreffende Schiffskasse.
4) Anlage VII enthält eine Berechnung der ungefähren Kosten der Laufbahn zum Seeoffizier.

§ 4.

Benachrichtigung der Ersatzbehörden.

Von der erfolgten Einstellung jedes Kadetten, sowie von der etwaigen Entlassung jedes Seekadetten oder Kadetten, hat die Direktion des Bildungswesens der Marine den Civilvorsitzenden der Ersatzkommission des Wohnortes des Kadetten — s. W. O. § 25, 2, 3 u. 4 — unter Angabe seines Geburtsortes und Geburtstages zu benachrichtigen.

Anlage I zu § 1, 2.

Muster
für ein Kadettennationale.

Vorname und Zuname	a. Datum und b. Ort der Geburt	a. Stand und Wohnsitz des Vaters, b. Familienname der Mutter	Ob die Eltern am Leben sind, wo nicht, Angabe von Namen, Stand und Wohnsitz des Vormundes	Religion, wann konfirmiert u. s. w.	Angabe, ob und welche näheren Verwandten der Angemeldete in der Marine oder Armee hat.	Angabe, auf Grund welches Schulzeugnisses (§ 1, 5) die Anmeldung geschieht	Bemerkungen
	a.	a.					
	b.	b.					

(Ort), den ....ten .... 18..........

(Unterschrift des Vaters oder Vormundes.)

Anlage II zu § 1, 3.

Muster

für einen Lebenslauf.

An dieser Stelle wird auf der ersten Seite Vor- und Zuname des Betreffenden angegeben, Rufname unterstrichen.

Der Lebenslauf ist auf gebrochenem Bogen rechts zu schreiben, die Bogen geheftet. Der Lebenslauf soll enthalten: Ort und Datum der Geburt des Angemeldeten, Stand des Vaters, Familiennamen der Mutter, Konfession der Eltern; ob die Eltern noch leben, ob etwa Wiederverheiratungen stattgefunden haben, jetziger Aufenthaltsort der Eltern oder des Vormundes; in welcher Konfession der Angemeldete getauft, und in welcher und wo er konfirmiert worden ist. Darstellung des Bildungsganges, nach der Zeitfolge geordnet, ernstere Krankheiten, öfterer Aufenthaltswechsel und alles, was sonst hemmend auf den Unterricht eingewirkt hat. Es ist anzugeben, wie weit der Angemeldete in den für die Eintrittsprüfung geforderten Unterrichtsfächern geführt worden ist, welche deutschen klassischen Werke und welche englischen und französischen Schriftsteller er gelesen hat. Besondere Ereignisse, die von Einfluß auf den Lebens- und Bildungsgang gewesen sind. Dies alles ist in fließender, gedrängter Schreibart zu erzählen.

Der Lebenslauf ist zu unterzeichnen:

(Ort), den ....ten .... 18..........

(Unterschrift des Angemeldeten.)

Daß der x. .... vorstehenden Lebenslauf unter meiner Aufsicht selbst und ohne Hilfe angefertigt hat, bescheinigt

(Ort), den ....ten .... 18..........

(Unterschrift.)

Anlage III zu § 1, 4.

Muster

für eine

Unterrichts-Nachweisung.

des N. N. (an den Lebenslauf anzuheften).

Angabe der Art des genossenen Unterrichts	Benennung des Ortes, wo der Unterricht stattfand und der durchlaufenen Klassen	Zeitdauer des Unterrichts und des Verweilens in jeder einzelnen Klasse	Jahr	Monat	
Privatunterricht im elterlichen Hause	in Breslau	bis zum 10. Jahre	4	—	
Aufenthalt in Pensionen	beim Prediger N. N. zu N.	von Ostern 18 . . bis Michaelis . .	1	6	
In Gymnasien, Realgymnasien u. s. w. Oberrealschulen und gleichgestellten Anstalten	auf der Oberrealschule zu N.	von Michaelis 18 . . bis Michaelis 18 . .			
	in Quarta	. . . .	1	—	
	in Tertia	. . . .	1	6	
	in Untersekunda . . .	. . . .	1	—	
	in Obersekunda	. . . .	—	6	
In Progymnasien, Realschulen, Realprogymnasien und gleichgestellten Anstalten	im Progymnasium zu N.				
	in Prima	. . . .	—	6	
In höheren Bürgerschulen, und gleich- oder tiefergestellten Anstalten	in der höheren Bürgerschule zu N.	von Michaelis 18 . . bis Michaelis 18 . .			
	in Sexta	. . . .	—	6	
	in Quinta	. . . .	1	—	
	in Quarta	. . . .	—	6	
In Kadettenanstalten	im Kadettenhause zu N.	von Michaelis 18 . . bis Michaelis 18 . .			
	in Quarta	. . . .	1	—	
	in Tertia	. . . .	1	—	
Privatunterricht als Vorbereitung zum Examen	in N. beim Dr. N. N. und zwar:	von Michaelis 18 . . bis Michaelis 18 . .			
	bei N. N. im Deutschen und Englischen . . .	. . . .	—	6	
	bei N. N. in Mathematik und Zeichnen	. . . .	—	3	
	bei N. N. im Französischen u. s. w.	. . . .	—	3	

An Zeugnissen sind beizufügen:

a. Zeugnisse der öffentlichen Schulen und die Abgangszeugnisse.
b. Etwaige Zeugnisse über den in letzter Zeit erhaltenen Privatunterricht.

Anlage IV zu § 1, 7.

Bestimmungen

betreffend

die ärztliche Untersuchung und die Ausstellung des Zeugnisses über einen zum Eintritt in die Marine als Kadett Angemeldeten.

---

1) Das von einem oberen Marine- oder Militärarzt auszustellende Zeugnis soll eine Schilderung des gesamten Körperzustandes, namentlich der Sinnesorgane des Untersuchten, enthalten; dasselbe hat sich nach genauer Besichtigung des entkleideten Körpers unter Angabe von Körpergröße und Brustumfang darüber besonders auszusprechen, ob der Untersuchte eine seinem Lebensalter entsprechende Kräftigkeit des Körpers (Knochen, Muskeln) hat, vollkommen gesund und frei von körperlichen Fehlern und Gebrechen, sowie von wahrnehmbaren Anlagen zu chronischen, die regelmäßige Ausbildung des Körpers störenden Krankheiten ist. Alle Abweichungen vom normalen Körperbau sind im Zeugnisse zu erwähnen und nach ihrem Werte und Einflusse auf den späteren Lebenszweck als Seeoffizier zu beurteilen.

2) Das ärztliche Zeugnis hat sich ferner darüber bestimmt auszusprechen, ob der Untersuchte frei von Schwindel — seiner Angabe nach — ist, ein scharfes Auge, normales Farbenunterscheidungsvermögen, gutes Gehör auf beiden Ohren und fehlerfreie, nicht stotternde Sprache besitzt, oder ob er an Fehlern der Seh-, Hör- und Sprachorgane leidet.

3) Die Untersuchung des Sehvermögens und die Ausstellung des Zeugnisses hierüber hat sich auf die Feststellung des Farbensinnes und der Sehleistung, d. h. des Sehvermögens ohne Korrektion etwaiger Refraktionsfehler, zu erstrecken. Es muß die Sehleistung für jedes Auge einzeln festgestellt und im Zeugnisse angegeben werden.

4) Die Prüfung auf Farbenblindheit erfolgt mittelst Wollproben oder Farbentafeln, die Prüfung auf Sehleistung mittelst der Snellenschen Sehproben; die erlangten Ergebnisse sind im Zeugnisse in unreduzierten Zahlen auszudrücken.

5) Wenn die Sehleistung nicht als normal (= 1) erkannt wird, ist zunächst mit dem Augenspiegel festzustellen, ob organische Krankheiten der inneren Teile der Augen vorhanden sind; zutreffendenfalles ist der Untersuchte als untauglich zu erachten.

6) Wenn solche organischen Krankheiten nicht nachgewiesen werden, sind bezüglich des Grades der Sehleistung folgende Grenzen festzuhalten:
   a. bei Sehleistung = $^3/_4$ sind die Untersuchten noch als tauglich für den Seedienst zu erachten;
   b. bei Sehleistung zwischen $^3/_4$ und $^1/_2$ sind sie nur dann tauglich, wenn die Verminderung der Sehleistung vollständig korrigiert werden kann;
   c. bei Sehleistung = $^1/_2$ und darunter liegt Untauglichkeit vor.
7) Durch Farbenblindheit wird Untauglichkeit bedingt.
8) Am Schlusse des Zeugnisses ist anzugeben, daß dem Aussteller diese vorstehenden Bestimmungen bekannt sind.
9) Eines besonderen dienstlichen Befehls zur Untersuchung und Ausstellung des Zeugnisses bedarf es nicht.

Anlage V zu § 2, 1.

Verzeichnis

der Ausrüstung für neu eintretende Kadetten.

a. Bei der Einstellung zu beschaffen:

1) Ein dunkelblauer Mantel aus dünnem wasserdichten Wollstoff.
2) Ein kurzes dickes Jackett.
3) Eine Jacke, eine Hose und eine Weste von blauem Tuch.
4) Zwei Jacketts, zwei Hosen, eine Weste von blauer Serge.
5) Vier weiße Hosen.
6) Vier Arbeitsanzüge.
7) Eine Tuchmütze, zwei weiße Mützen, vier weiße Mützenbezüge.
8) Zwei schottische Mützen.
9) Sechs Paar waschlederne Handschuhe.
10) Reserveknöpfe und -Schnallen.
11) Vier Schlipse.
12) Zwölf weiße Hemden.
13) Drei Flanellhemden, weiß mit überzuschlagendem Kragen.
14) Zwei Dutzend Kragen.
15) Sechs Paar Unterhosen.
16) Sechs Unterhemden.
17) Sechs Nachthemden.
18) Zwei Dutzend Taschentücher.
19) Ein Dutzend baumwollene Socken.
20) Ein halbes Dutzend wollene Socken.*)

*) Wenn der Betreffende nicht an das Tragen von wollenen Socken gewöhnt ist, treten an deren Stelle noch ein halbes Dutzend baumwollene Socken.

21) Sechs Paar Manschetten.
22) Zwei Wäschesäcke.
23) Ein Taschenmesser.
24) Nähzeug.
25) Schreibzeug.
26) Eine Haarbürste, zwei Zahnbürsten, eine Nagelbürste.
27) Ein großer und ein enger Kamm.
28) Ein Handspiegel.
29) Ein Paar Wasserstiefel.
30) Ein Paar kalblederne Stiefel.
31) Zwei Paar Schuhe.
32) Ein Logbuch.
33) Ein Notizbuch.
34) Ein Rollenbuch.
35) Eine Kleiderbürste.
36) Ein Dolch mit Koppel.

b. Vor Abgang des Kadettenschulschiffes für die Winterreise zu beschaffen:

1) Eine Hose von blauem Tuch.
2) Zwei weiße Röcke, zwei Arbeitsanzüge.
3) Drei Flanellhemden.
4) Ein halbes Dutzend baumwollene Socken.
5) Sechs Paar Manschetten.

Anlage VI zu § 3, 1.

Muster zur Verpflichtung

bezüglich Hergabe der für die Laufbahn zum Seeoffizier erforderlichen Geldmittel.

Die Bestimmungen über die Ergänzung des Seeoffizierkorps sowie die zugehörigen Ausführungsbestimmungen für die Annahme und Einstellung als Kadett bei der Kaiserlichen Marine sind mir bekannt.

Ich verpflichte mich danach, für meinen zur Einstellung als Kadett angemeldeten (Sohn, Enkel, Neffen, Mündel) N. N.

a. die erste Ausrüstung bei der Einstellung als Kadett zu beschaffen,

b. eine monatliche Zulage von mindestens 40 ℳ. bis zur Beförderung zum Offizier und alsdann für mindestens 10 Jahre eine weitere Zulage von monatlich 50 ℳ. zu zahlen,

c. während der einjährigen Kommandierung desselben zur Marineschule außerdem noch einen Unterhaltungszuschuß von mindestens 240 ℳ. einzuzahlen,

d. die Kosten der Ausrüstungen während der Seekadettenzeit und nach erfolgter Beförderung zum Offizier zu tragen.

(Ort), den ....ten .... 18..........

(Unterschrift.)

Anlage VII zu § 3, 4.

Berechnung

der

ungefähren Kosten der Laufbahn zum Seeoffizier.

Erstes Jahr.

1) Vollständige Eintrittsausrüstung, einschließlich Schuhwerk und Wäsche u. s. w., etwa . . .	800 ℳ.
2) Zulage für 12 Monate je 40 ℳ. . . .	480 „
Zusammen	1280 ℳ.

Zweites Jahr.

1) Zur Ergänzung der Ausrüstung während der Seekadettenzeit, etwa . .	500 ℳ.
2) Zulage für 12 Monate je 40 ℳ. . . .	480 „
Zusammen	980 ℳ.

Drittes Jahr.

1) Zulage für 12 Monate je 40 ℳ. . . .	480 ℳ.
2) Unterhaltungszuschuß für 6 Monate je 20 ℳ. . . .	120 „
Zusammen	600 ℳ.

Viertes Jahr.

1) Zulage für 6 Monate je 40 ℳ. . . .	240 ℳ.
2) Unterhaltungszuschuß für 6 Monate je 20 ℳ. . . .	120 „
3) Für die Offiziersausrüstung . . .	900 „
Zusammen	1260 ℳ.

Mithin bis zur Beförderung zum Offizier im Ganzen etwa . . . . 4120 ℳ.
Nach erfolgter Beförderung zum Offizier für mindestens 10 Jahre eine jährliche Zulage von . . . . 600 ℳ.

Nachrichten über freiwilligen Eintritt in die Schiffsjungen-Abteilung der Kaiserlichen Marine.

(Auszug aus der Marineordnung.*)

A. Zweck der Schiffsjungenabteilung der Kaiserlichen Marine.

(Marineordnung § 32 und 16, s.)

1) Die Schiffsjungenabteilung hat die Bestimmung, Matrosen, Unteroffiziere und Deckoffiziere für die Marine heranzubilden.

2) Die Ausbildung als Schiffsjunge dauert zwei Jahre.

Während dieser Zeit werden die Schiffsjungen nicht als Personen des Soldatenstandes,**) sondern als Zöglinge betrachtet.

3) Nach Ablauf von zwei Jahren werden die Schiffsjungen, sofern sie die genügende seemännische Ausbildung erlangt haben, zu Matrosen ernannt, in die Matrosendivisionen bezw. Torpedoabteilungen eingestellt und vereidigt.

Die weitere Beförderung ist von der Führung und Befähigung jedes Einzelnen, sowie von der Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen abhängig.

4) Beim Vorhandensein besonders zu berücksichtigender Umstände darf ein Schiffsjunge, welcher sich nach zweijähriger Ausbildung noch nicht zum Matrosen bezw. Torpedo-Matrosen eignet, mit Genehmigung des Stationschefs ausnahmsweise ein drittes Jahr bei der Schiffsjungenabteilung verbleiben.

5) Ehemalige Schiffsjungen dienen für jedes in der Schiffsjungenabteilung zugebrachte Jahr — nach Erfüllung der gesetzlichen dreijährigen Dienstpflicht — noch zwei weitere Jahre aktiv, mithin, die Zeit in der Schiffsjungenabteilung eingerechnet, im Ganzen 9 Jahre. Wer ausnahmsweise ein drittes Jahr in der Schiffsjungenabteilung geblieben ist, hat ebenfalls nur 7 Jahre aktiv, mithin im Ganzen 10 Jahre zu dienen.

Die dreijährige aktive Dienstpflicht gilt nach Ablauf von 3 Jahren vom Tage der Ernennung zum Matrosen ab als beendet.

6) Wird der Schiffsjunge wieder aus der Schiffsjungenabteilung entlassen (siehe unter E), so hat er wie jeder andere Militärpflichtige seine Dienstpflicht zu erfüllen. Eine besondere Dienstverpflichtung für die in der Schiffsjungenabteilung zugebrachte Zeit wird ihm nicht auferlegt.

---

*) Die Marineordnung ist in der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn zu Berlin, Kochstraße 68—70, erschienen.

**) Schiffsjungen, welche durch den Krieg oder durch Dienstbeschädigung auf Seereisen zur Fortsetzung des Dienstes unfähig geworden sind, werden nach Maßgabe der gesetzlichen Bestimmungen pensioniert.

B. Aufnahmebedingungen für den Eintritt in die Schiffsjungenabteilung.

(Marineordnung § 33.)

1) Der einzustellende Junge soll in der Regel 16 Jahre alt sein, darf jedoch das 18. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Nur bei großer Körperstärke ist die Einstellung bereits im Alter vom vollendeten 15. Jahre ab gestattet.

2) Der Junge muß vollkommen gesund, im Verhältnis zu seinem Alter kräftig gebaut (starke Knochen, kräftige Muskulatur), frei von körperlichen Gebrechen und Anlagen zu chronischen Krankheiten sein, ein scharfes Auge, normales Farben-Unterscheidungsvermögen, gutes Gehör auf beiden Ohren und eine fehlerfreie (nicht stotternde) Sprache besitzen.

   Der Einzustellende muß eine Größe von mindestens 1,47 m und einen Brustumfang von mindestens 0,73 m, nach dem Ausatmen gemessen, besitzen.

3) Der Junge muß leserlich und ziemlich richtig schreiben, ohne Anstoß lesen und die vier Grundrechnungsarten gebrauchen können.

4) Der Junge muß mit der zum Marsch nach dem Gestellungsort erforderlichen Bekleidung versehen sein. Ferner sind 6 Mark zur Beschaffung des nötigen Putzzeugs spätestens am Tage der Absendung des Jungen dem Bezirkskommando behufs Übermittelung an die Schiffsjungenabteilung zu übergeben. Auf dem Postabschnitt ist der Name des Einzahlers anzugeben.

5) Der Junge muß sich bei seiner Ankunft am Orte der Einstellung zu einer zwei- bezw. dreijährigen Lehrzeit und zu einer darauf folgenden siebenjährigen aktiven Dienstzeit verpflichten.

C. Anmeldung zum Eintritt in die Schiffsjungenabteilung.

(Marineordnung § 34.)

1) Wer die Aufnahme in die Schiffsjungenabteilung wünscht, hat sich persönlich bei dem Kommandeur des Landwehrbezirks seiner Heimat (oder, wer dazu Gelegenheit hat, persönlich bei dem Kommando der Schiffsjungenabteilung zu Friedrichsort bei Kiel) zu melden.

2) Dabei sind folgende Papiere zur Stelle zu bringen:
   a. Geburtszeugnis,
   b. schriftliche, von der Ortspolizei-Behörde bescheinigte Einwilligung des Vaters oder Vormundes nach dem auf Seite 5 angegebenen Muster.

3) Zunächst erfolgt die ärztliche Untersuchung und, wenn diese günstig ausfällt, eine Prüfung im Lesen, Schreiben und Rechnen. Wenn nach Untersuchung und Prüfung der Junge zur Aufnahme in die Schiffsjungenabteilung geeignet erscheint, erfolgt seine Anmeldung bei der Schiffsjungenabteilung durch das Bezirkskommando.

D. Einberufung der Jungen zur Schiffsjungenabteilung.

(Marineordnung § 35.)

1) Die von den Bezirkskommandos angemeldeten Jungen werden von der Schiffsjungenabteilung in eine Anwärterliste eingetragen. Das Bezirkskommando wird von der Notierung in der Anwärterliste behufs Mitteilung an die Angehörigen der Jungen benachrichtigt.

2) Das Kommando der Marinestation der Ostsee verfügt auf Grund der Anwärterliste spätestens Anfang März, welche Jungen eingestellt werden sollen.
3) Termin und Ort der Gestellung — der erstere im Laufe des Monats April — werden von dem Stationskommando bestimmt und durch die Schiffsjungenabteilung unter Namhaftmachung sowohl der ausgewählten wie auch der abgelehnten Jungen den Bezirkskommandos rechtzeitig mitgeteilt.
4) Sobald die letzteren Mitteilung über die Einstellung oder Nichteinstellung empfangen haben, lassen sie den Angehörigen den Gestellungsbefehl oder die ablehnende Bescheidung zugehen.
5) Die Angehörigen haben Veränderungen, welche in der Zeit zwischen Anmeldung und Absendung mit dem Jungen vorgehen (Tod, Verzichtleistung u. s. w.) dem Bezirkskommando anzuzeigen.
6) Die Jungen werden mittelst Militärfahrscheins nach Kiel befördert und erhalten die einem Gemeinen bei Einberufungen zum Dienst sowie bei Entlassungen zustehenden Gebührnisse. Für den Weg von Kiel nach Friedrichsort (Dampfschiffsverbindung) wird ihnen die vorgeschriebene Abfindung gewährt.
7) Vorstellungen wegen nicht erfolgter Einberufung oder Gesuche um sofortige Einberufung vor dem anberaumten Gestellungstermin können nicht berücksichtigt werden.

E. Vorschriften über Entlassung aus der Schiffsjungenabteilung.

(Marineordnung § 36.)

1) Wer auf eigenen Antrag mit Einwilligung seines Vaters oder Vormundes wieder entlassen zu werden wünscht, hat zuvor die auf ihn gewendeten Kosten im Betrage von 540 Mark für das Jahr, oder 45 Mark für den Monat,*) zurück zu erstatten. In Betracht kommt die Zeit von der Einstellung bis zur Entlassung. Hat sich letztere infolge besonderer Verhältnisse verzögert, so steht es dem Kommando der Marinestation der Ostsee frei, von der Bezahlung der Kosten für die Zeit zwischen Genehmigung des Entlassungsantrages und der thatsächlich erfolgten Entlassung Abstand zu nehmen. Die Rückbeförderung erfolgt unter Gewährung der in D 6 angegebenen Gebührnisse.
2) Jeder eingestellte Junge, welcher den Anforderungen des Marinedienstes geistig oder körperlich nicht entspricht, kann als untauglich entlassen werden, jedoch findet in diesem Falle eine Zurückerstattung der Kosten nicht statt. Für die Rücksendung sind Gebührnisse gemäß D 6 zuständig.
3) Schiffsjungen, welche wegen einer strafbaren Handlung der Zivil-Gerichtsbehörde überwiesen werden müssen, werden aus der Schiffsjungenabteilung entlassen.

Berlin, im März 1895.

*) Weniger als 14 Tage werden hierbei nicht gerechnet, mehr als 14 Tage gelten gleich einem vollen Monat.

Muster zu C 2 b.

Bescheinigung.

Der Unterzeichnete erteilt zu dem von seinem .... beabsichtigten freiwilligen Eintritt in die Kaiserliche Schiffsjungenabteilung seine Genehmigung und erklärt gleichzeitig, daß er

1. mit den Aufnahmebedingungen §§ 33 und 16,8 der Marineordnung,
2. mit den Entlassungsvorschriften, insbesondere mit der Verpflichtung zur etwaigen Zurückerstattung der unter § 56,1 der Marineordnung aufgeführten Kosten, bekannt ist.

Gleichzeitig erklärt er sich bereit, falls sein .... bei Ankunft am Einstellungsorte die Einstellung verweigern sollte, die Kosten der Hin- und Rückbeförderung zu tragen.

...., den ....ten.. 18 ....

(Unterschrift des Vaters bezw. Vormundes.)

Die eigenhändige Unterschrift wird mit dem Bemerken bescheinigt, daß der .... sich bisher stets gut geführt hat, durch keinerlei Zivilverhältnisse und Lehrverträge gebunden, und Aussteller vorstehender Bescheinigung zur etwaigen Wiedererstattung der Kosten der Hin- und Rückbeförderung fähig ist.

...., den ....ten.. 18 ....

(Die Polizeibehörde.)

Namen- und Sachverzeichnis.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

N.

S.

W.

Y.

Z.

Berichtigungen:

S. 169 Z. 11 von oben: statt 90 t muß es heißen 1090 t.
S. 172 Z. 3 von unten: statt 2500 t muß es heißen 5200 t.
S. 353 Z. 5 von unten: statt Elbe lies Ebbe.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Werner, Reinhold von,

Das Buch von der Deutschen-Flotte

Bielefeld, Leipzig [1898]